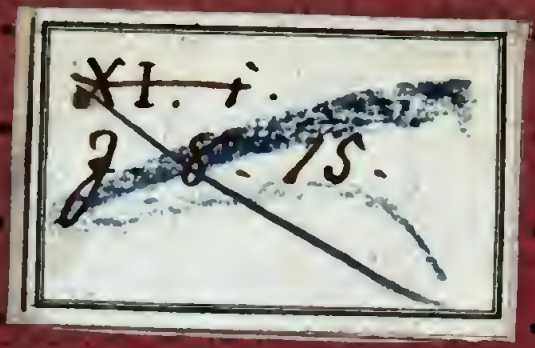
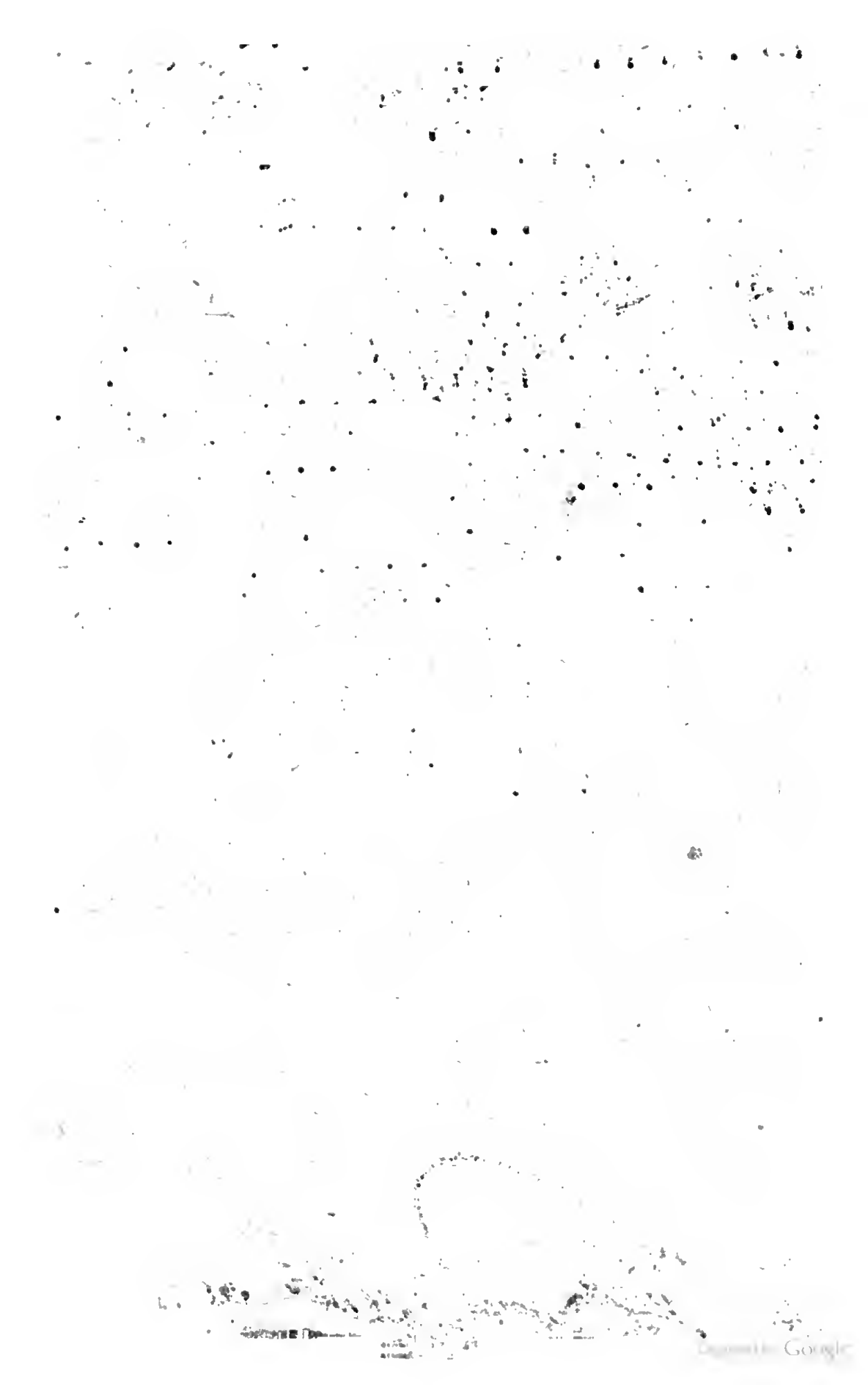
KAIS.KÖN.HOF-BIBLIOTHEK
60.514-B
ALT-1822/1


XI. 1.
2. 80. 15.



Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

1822.

Erstes Quartal des siebenten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

60514-B.

Gedruckt bey Anton Strauß.

60514-1)
7.1822
1

Inhaltsverzeichniß

des erſten Quartals des ſiebenten Jahrgangs

der

Wiener Zeitſchrift

für Kunſt, Literatur, Theater und Mode.

Anzeigen der, auf den hieſigen Bühnen neu aufgeführten, Theaterſtücke.

Johann Vernot, ein Drama nach dem Franzöſiſchen des Victor, von Freyherrn von Biedenfeld. 7.

Zemire und Azor. Nach dem Franzöſiſchen. Muſik von Ludwig Spohr. 23. 73.

Fauſt, Trauerſpiel von Klingemann. 30.

Das Jahr 1822, oder: die drey Schuſter, lokale Poſſe. Von A. Bäuerle. 32.

Joconde, ein Ballet, von Hrn. Armant Veſtris. 40.

Die Zigeunerinn von Dernclencht, ein Melodram nach Walther Scott. Von Freyherrn von Biedenfeld. 46.

Der Leuchtethurm, Trauerſpiel von Houwald. 69. 81.

Magandola, oder: Die Wunderperle, ein indiſches Märchen. Muſik von Hrn. J. Ritter von Seyfried. 95.

Die Männer denken, die Frauen lenken, ein Luſtſpiel von Lembert. 114.

Der bucklige Liebhaber, ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen des Scribe und Melleville, frey bearbeitet von Caſtelli. 120. 204.

Die reiſenden Komödianten, komiſche Oper. 147.

Kiaking, pantomimiſches Ballet von Hrn. Titus. 162.

Die Sühnung, ein Drama von F. E. von Houwald. 196.

Die Reiſe nach Dieppe, ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, von Hrn. von Kurländer. 201.

Das Fräulein vom See, Oper nach dem Italieniſchen, Muſik von Roſſini. 210.

Die Scharfenecker, ritterliches Familien-Gemälde, von F. K. Waidmann. 230.

Der Botaniker, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, von Hrn. Sonnleithner. 239.
Das Donauweibchen (erſter Theil), romantiſch komiſches Volksmärchen mit Geſang, von Hrn. Carl Fe. Hensler. 255.
Der goldene Schlüſſel, oder: Der bombardirte Harlekin, Pantomime. 264.
Die Huſſiten vor Naumburg, Schauſpiel von Kotzebue. 278.
Der Freyſchütze (unter der perſönlichen Orcheſteraufführung des Tonſetzers). 279.
Maegaretha, Königinn von Catanea, Ballet von Hrn. Taglioni. 302.
Alexis, Singſpiel, von Dalayrac. 303.
Das Leben ein Traum, ein Drama nach dem Spaniſchen des Calderon, von C. A. Weſt 311. 316.

Muſikaliſche Notizen.

Der Vortrag der Reicha'ſchen Harmonie-Quintette. 88.
Concert der Dlle. Blahetka. 89.
Die zwey erſten Concerte des Hrn. Bernhard Romberg. 90.
Das dritte Concert des Hrn. Kapellmeiſter Romberg. 122.
Spohr's großes Fortepiano-Quintett in C-moll. 122.
Dramatiſches Concert und einiges über Mad. Graſſini. 287.
Concert des Hrn. Joſ. Böhm. 293.
Muſikaliſch-declamatoriſche Akademie der Mlle. Antonie Oſter. 294.
Concert des Hrn. Aloys Khayll. 295.
Concert des Hrn. Carl Maria von Weber. 295.

Correſpondenz-Nachrichten.

Aus Dresden. 5. 38. 221. 262.
„ Schleſien. 15.
„ München. 68. 171. 223. 229.
„ Berlin. 87. 246. 270.
„ Neapel. 161. 170. 209. 285. 300. 310.
„ Peſth. 179. 286. 300.
„ Venedig. 209. 219.
„ Florenz. 209.
„ Mailand. 210.
„ Padova. 219.
„ Rom. 221.
„ Paris. 276.

Mannigfaltiges.

Kunſtnachrichten aus Schleſien. 15.
Einiges über Lord Byron. 44.
Über Sternwarten im Allgemeinen und über die k. k. Sternwarte in Wien insbeſondere. 49.
Skizzen aus Paris, von G. L. P. Sievers. 54. 68. 79. 105. 113. 119. 127. 135. 144. 155. 176. 186. 194.

62 4

Zur Geſchichte der Schuhe, von Georg von Gaal. 241. 249.
Cosmologiſche Betrachtungen über den Merkur, von J. J. Littrow. 257.
Blick auf Schubert's Lieder, von Friedr. von Hentl. 289.
Die neue Kettenbrücke über den Fluß Tweed in England, von Carl Mayer. 297.
Vom Kuſſe. 299.

Über Alterthümer.

Puzzoli. 131.
Wien im zwölften Jahrhunderte. 225. 233.
Der Aveener See und ſeine nächſten Umgebungen. 305.

Biographiſche Notizen.

Aus Nelſon's Leben. 141. 149.

Romantiſche Dichtungen, Erzählungen, Märchen, Novellen und Anekdoten.

Das Kaſtchen aus Paris, von Auguſte Pinau. 2. 9. 17.
Adrienne de Seegy, eine wahre Anekdote, von G. L. P. Sievers. 25.
Die weiblichen Arbeiten, von Louiſe Brachmann. 33. 41.
Der Derwiſch und die Erſcheinung, zwey Mährchen aus dem Orient. 57. 65.
Schickſal und Beruf, Erzählung von Amalie Schoppe, geb. Weiſſer. 75. 83. 91. 99. 109. 115. 123.
Die Fahrt nach der Normandie, eine Erzählung von L. M. Fouqué. 157. 165. 173. 181. 189 197. 205. 213.
Das Bekenntniß, von Louiſe Brachmann. 265. 273. 281.
Edwin. 314.

Gedichte, Lieder, Romanzen, Legenden, Sonnette.

An Auſteia zum 1. Jänner 1822. 1.
Zeit bringt Roſen, von J. G. Meinert. 2.
Das grüne Blatt, von Sophine. 14.
An Julien, Sonnette aus dem Portugieſiſchen des Luis de Camoens, von Gottlieb von Leon. 22.
Wie wohlgethan Maria die Gottesmutter war. Nach einer altdeutſchen Dichtung des dreyzehnten Jahrhunderts, von Julius Max Schottky. 29.
An ein junges Paar, am Morgen nach der Hochzeit, von Helmine. 46.
Troſt an Thorwaldſen, über den Einſturz ſeiner Werkſtätte in Rom, von Thereſe von Artner. 95.
Auf einem Maskenballe, von Louiſe Brachmann. 161.
Unverhofft kommt oft, von Friedrich Treitſchke. 169.
Allemanniſches Lied. Die Vergänglichkeit, von Gottlieb von Leon. 186.
Die blinde Waiſe. 228.
Allemanniſche Lieder, von Gottlieb von Leon. 284.
Die beyden Engel des Correggio, von Joh. Langer. 313.
Der Weiſe, von Joſ. Moshammer. 316.

Charaden.

Charaden von Carl August Glaser. 103. 113. 119. 126. 135. 238. 269. 292.

Kupfer.

Dreyzehn Kupfer, Wiener Moden darstellend.

Die neue Kettenbrücke über den Fluß Tweed in England, als außerordentliche Beylage.

Musik.

Dorothea's Lied aus dem Trauerspiele: Der Leuchtthurm, von Freyherrn von Houwald. Musik von J. F. von Mosel.

Lied von Clotilde. In Musik gesetzt von Carl Maria von Weber.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 1. Jänner 1822.

1

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 34 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

An Austria.

Zum 1. Jänner 1822.

Ein ernster Hymnus rauscht aus offner Pforte
Des neuen Jahrs; es preisen Millionen
Den Ewigen, daß ob der Erde Thronen
Er waltete mit seinem Friedensworte:
Es wirken Geist und Kraft am rechten Orte,
Und Glorie umwallt die heil'gen Kronen,
Und des geweihten Bundes Nationen
Vertrauen — jede dem gesalbten Horte.

Vor allen Austria! gen Himmel steigen
Empor aus deinen Auen Jubellieder;
Vor allen Austria! zu Dir hernieder
Die vollen Strahlen höchster Huld sich neigen:
Gesetz und Sitte gilt; die Lorberreiser
Der Künste blühn; in Frieden herrscht dein Kaiser.

P.

Zeit bringt Rosen.

Die Erde liegt von Nebelnacht umflossen,
Und heulend zieh'n aus ihrer Höhlen Rast
Die Stürm' in Kampf auf schwarzen Flügelrossen;
Der Winter baut sich seinen Eispallast:
Er hat den Strom in flücht'gem Lauf erfaßt,
Und mit demant'nem Band den Borden angeschlossen;
Die Berge starren, wie aus ehr'nem Schnee gegossen,
Gebogen seufzt die Waldung seiner Last.

Verzag' an Wechsel nicht! Die Stunden eilen,
Und wandeln bald den ungefügen Streit
In milden Hauch, dem sich die Wolken theilen,
Und Berg und Thal, blau überwölbt, erneut.
Wie wogt der Strom, von Fesselzwang befreyt!
Wie tönt es von Gesang durch grüner Wälder Säulen!
Der Winter wich und wich der Sonne gold'nen Pfeilen,
Und Rosen bringt, eh' du gehofft, die Zeit.

J. G. Meinert.

Das Kästchen aus Paris.

Von Auguste Pinau.

Der Zufall ist oft nur ein treuer Diener der Vorsehung.

„Nun, wie weit bist du mit dem Amerikaner?" flisterte im Tone der höchsten Neuglerde Gräfinn Lichtenau ihrer reizenden Tochter Elyse zu, die eben das weiche Lager später als gewöhnlich verlassend, vor ihren Anziehspiegel trat, ihn zu befragen, ob dreytägiges Schwärmen und Tanzen den Feueraugen nichts von ihrem Glanze, den Wangen nichts von ihrer Frische geraubt. „Du warst gestern bey unserer Rückkehr so schläfrig," fuhr die besorgte Mutter fort, „und ich so übel gelaunt, daß ich an keine entscheidende Frage denken konnte; während des Fahrens hinderte mich die Gegenwart der Generalinn, das Weib ist, von früher Jugend an, zu meiner Qual geschaffen, immer durchkreuzt sie meine Wege. Gestern hatte ich schon eine hübsche Summe gewonnen, da übergibt die Präsidentinn ihr Spiel an Sie und ich verliere einen Rober um den andern, mein ganzer Gewinnst geht an sie über. Pour comble de chagrin biethet sie mir zwey Plätze in ihrem Wagen an, was will ich thun? ich habe leider keine eigene Equipage mehr, die übrigen Plätze sind eingetheilt, ich muß eine volle Stunde neben dem fatalen Weibe sitzen, und mich noch dankbar bezeigen, und kann nicht einmahl erfahren, ob du, mein Kind, bessere Geschäfte gemacht." — „Ich glaube allerdings," entgegnete lächelnd Elyse, „so aufmerksam war Swelling noch nie auf jeden meiner Winke und Wünsche wie gestern, so bedeutend sprach er noch nie; freylich lag in seinen Reden Manches, was mir panischen Schrecken einjagte, und meine heimliche Freude über seine von Stunde zu Stunde sich mehrende Gluth verbitterte. So hatte ich nähmlich mit Vergnügen bemerkt, daß er jeden meiner Schritte während der Françoise mit seinen Blicken verfolgte; als ich sie geendet,

legte er ſanft den Shawl, welchen er mir aufbewahrt, um meine Schultern, führte mich nach einer ſtillern Ecke des Salon, wo er ſich an meiner Seite niederließ; aber nachdem er mir eine Menge der artigſten Sachen vorgeſchwatzt, fragte er mich plötzlich: ob ich wohl im Stande wäre, einem Tanze, der mir allgemeine Bewunderung erwerbe, und überhaupt den Ergetzlichkeiten der großen Welt bisweilen zu entſagen, wenn ein Freund (er ſprach das Wort mit ſo ſanftem Tone, daß ich ihn wohl verſtand, oder ein Mann, dem ich eine noch ſchönere Ehrenſtelle einräumte, es von mir heiſchte? Ich antwortete wie natürlich bejahend, aber im Innern erbebte ich, daß er wohl einen Verſuch machen könne, den Ernſt meines Ausſpruchs zu prüfen; er lenkte dann das Geſpräch auf ſeine Begriffe von der Liebe und Ehe, aber in der That, ich hätte einem Manne, der bisher ſo flüchtig um die Damen tändelte, keine ſo abſtrakten Forderungen von Einfachheit, Treue und häuslichem Leben zugetraut. „Das ſind Vorurtheile," erwiederte die Gräfinn, „die er unter den Quäcker-Gemeinden, deren es in Amerika viele gibt, eingeſogen hat, oder vielleicht auch nur vorſchützt, um etwas Sonderbares zu ſagen, denn das Sonderbare iſt heut zu Tage das Steckenpferd der Herren von ſeinem Ton. Er wird jene Sentiments, die wohl zur Gründung einer Kolonie taugen, in unſerm längſtgebildeten Europa wieder abſtreifen, und nur das von dorther gebrachte Gold behalten, deſſen Mitbeſitzerinn du werden ſollſt; doch geſetzt auch, es bliebe noch etwas von jenen Kolonial-Grundſätzen zurück, und dein Ehemann wäre keiner der liebenswürdigſten, was bleibt denn einem Mädchen deines Ranges anders übrig, als ſich einen legitimen Schutzherrn zu ſuchen, wenn ſie mit Anſehn in der Welt erſcheinen will?"

„Auen ſchönen guten Morgen, meine gnädige Gräfinn und Konteſſe! wollen ſie ſeh'n eppes rares?" Mit dieſen Worten unterbrach eine iſraelitiſche Stimme vor der Thüre die vertraulichen Mittheilungen von Mutter und Tochter. „Seyd ihr es, Aron?" rief die Gräfinn, „ihr kommt dießmahl vergebens, für eure Waaren fehlt mir jetzt das Geld."

„Werden Sie nicht brauchen Geld, bin ich nicht gekommen zu verkaufen, ſondern nur aus alter Bekenntſchaft zu zeigen ſchöne Waare." — Die Damen konnten einer kleinen Neugierde nicht widerſtehn, und ließen Aron hereintreten. Es war kein Trödeljude, wie ſie zu Hunderten im Lande herumſchwärmen, ſondern ein Galanteriehändler, und zog er gleich zuweilen von Stadt zu Stadt, ſo both er doch ſeinen Vorrath nur in den eleganteſten Häuſern feil. Geſchäftig ſetzte er jetzt ſeinen Kaſten hin, und fing an ſeine Schätze auszukramen. Doch gleichgültig ſchlüpfte er über das meiſte hinweg, bis endlich die Reihe an ein niedliches Käſtchen kam. „Betrachten Sie wohl, gnädige Konteſſe, dieſe Arbeit!" rief er mit wichtiger Miene, direkte aus Paris, na was ſagen Sie dazu?" Die Damen bewunderten das Käſtchen; es war aus Perlmutter und Goldverzierungen ſchön zuſammengeſetzt, auf dem Deckel erblickte man ein herrliches Blumenſtück von echter Moſaik. „Haben Sie jetzt geſehn Schönes," begann Aron, „werden Sie jetzt ſehn noch Schöneres." Er öffnete hierauf den Deckel, und nun ſtellten ſich den Blicken der Damen die üblichen Attribute des weiblichen Fleißes (die Spindel verſteht ſich ausgenommen) aus allerhand koſtbaren Materialien verfertigt dar. „Allerliebſt," rief Elyſe, „obwohl ſie nicht an die ſchönen Sachen dachte, welche eine kunſt-

geübte Hand damit hervorzaubern konnte, nur wie herrlich ſich ihre weißen Händchen bey Handhabung der zierlichen Inſtrumente ausnehmen würden. Aron unterbrach die Ausrufungen abermahls mit den Worten: „Haben Sie Gefallen gefunden an des, werd' ich Ihnen zeigen, was wird ſeyn noch mehr nach Ihrem Geſchmack."

Somit hob er den Einſatz in die Höhe; und da lag zwiſchen Sammtkiſtchen wohl verpackt eine Schnur echter Perlen, von reinſtem Glanze, bedeutender Größe, und gerade lang genug einen ſchön geformten Damenhals gefällig zu umſchließen. Elyſe probirte ſie vor dem Spiegel, fand, daß ſie ihr vortrefflich ſtänden, und verſuchte, ob es nicht der Schönheit gelänge, dieſes liebliche Putzſtück um wohlfeilen Preis oder gar auf Credit zu erhalten; aber Aron war in dieſer Hinſicht zu ſehr Hebräer, er verſicherte, daß er das Käſtchen und deſſen Inhalt den Damen bloß gezeigt, damit ſie es in der eleganten Welt anempfehlen und dadurch zu ſicherer Abnahme für den geforderten Preis verhelfen möchten. „Und doch wette ich," ſprach Elyſe lächelnd zu der Mutter, „daß es in meinen Händen bleibt." „Swelling" fuhr ſie jetzt in franzöſiſcher Sprache fort, „ſoll es mir kaufen. Hören Sie nur, Mama, wie ich das anfangen will, und worauf ich meine Hoffnung gründe! Geſtern kam die Rede auf die Weihnachtsfeyer; ich ſagte, daß ich noch immer gewohnt ſey, an jenem Abend beſchenkt zu werden. Ich bemerkte gleich, daß der Baron mir mit geſchärfter Aufmerkſamkeit zuhörte. Schnell fragte er mich, ob es auch Nichtverwandten erlaubt ſey, zu der Chriſtbeſcherung beyzutragen? Ich erwiderte: wenn ſie zu den Freunden ſich zählten und mit Geſchmack zu wählen verſtänden. Das Letzte, meinte er, könnten freylich nicht alle von ſich behaupten, doch ſey die bloße Erlaubniß ſchon eine Auffoderung für jede Einbildungskraft, das beſtmöglichſte zu erſinnen; denn — ſetzte er mit einem faſt zärtlichen Blicke hinzu, gäbe es wohl ein ſchöneres Feſt für die Spender ſelbſt, als ſo reizenden Kindern Freude zu machen? — Nun wiſſen Sie Mama, Weihnachten iſt nicht mehr fern, kaum noch vier Wochen; ich wette, er ſinnt jetzt auf ein Geſchenk für mich. Ich will ſeinem Nachdenken zu Hülfe kommen. Nach Tiſche wird er uns beſuchen, Aron muß ſeine Waaren, vor allen aber das Käſtchen herbringen, für das weitere werde ich ſorgen." „Wie aber?" bemerkte die Gräfinn, „wenn er das Käſtchen ohne die Perlen kaufte?" „O dafür iſt mir nicht bange!" entgegnete Elyſe. „Swelling übt die Freygebigkeit zu ſehr, um hier zu knickern. Überdieß liebt er die Perlen ungemein, er ſagte letzthin! für Mädchen gebe es keinen paſſenderen Schmuck als dieſen, das Symbol jungfräulicher Tugenden. Wenn er nur ſieht, daß auch ich Gefallen daran finde, ſo ergreift er ſicher mit Freuden die Gelegenheit, ſeinen und meinen Geſchmack vereint zu befriedigen. Dabey läßt ſich vorausſetzen, daß er in Folge deſſen mit entſcheidenden Anträgen nicht zögern wird, denn einem Mädchen meines Standes darf wohl nur ein Freyer ſo reiche Gaben anbiethen; er hat ſich alſo dadurch förmlich verpflichtet." Die Gräfinn nickte beyfällig zu den logiſchen Talenten ihrer Tochter, in der ſie ihre eigene Genialität erkannte, und Aron, der ſeinen Kram unterdeß mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit zuſammengepackt hatte, ward auf den Nachmittag beſtellt, da, wie die Damen verſicherten, ein reicher Liebhaber von derley Waaren gegenwärtig ſeyn würde; damit es aber nicht ausſähe, als hege man eigennützige Abſichten,

so möchte Aron weder von seinem Morgenbesuche, noch von der Bestrllung gegen jenen Herrn etwas erwähnrn.

(Dir Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Endr November.

Dieser Monath war für uns besonders reich an musikalischen Genüssen. Der treffliche und berühmte Klarinetspieler, Hr. Kapellmeister Hrrmstrdt aus Sondershausen, verweilte einige Wochen hier und gab uns mehrmahls Gelegenheit, sein seltenes Talent zu bewundern. Sein Vortrag hat etwas ungemein Großartiges, alles ist von dem tiefsten Gefuhl durchglüht und mit der kühnsten Kraft und Sicherheit ausgeführt. Seine Höhe sowohl als seine Tiefe sind von seltenem Umfang, sein Ton ist von tadelloser Reinheit; sein grandioses Spiel ist am geeignetsten für große Räumr, in engern Sälrn wünschte man wohl bisweilen die Kraft seines Tones etwas gemildert und die Weichheit und Lieblichkeit mehr benutzt, deren die Klarinette fähig ist, doch läßt sich diese nicht mit irnrm großen Styl vereinen, und die ungeheuern Schwierigkeiten, welche dieser Künstler überwindet, sind nur durch solchr Kraft besiegbar. Am 23. Nov. gab er eine große musikalische Akademie im Hôtel de Pologne. Sie wurdr würdig eröffnet durch Berthoven's genale Ouverturr zum Egmont, dir von der königl. Kapelle vortrefflich ausgeführt wurde. Hierauf folgte ein Klarinrtkonzert vom Kapellmrister Spohr für seinen Freund Hermstedt komponirt; da Spohr sich jetzt gleichfalls hier befindet, so hatten wir dir Frrudr, daß rr es selbst dirigirte. Das Adagio und Rondo waren besonders ausgezeichnet schön und entzückten alle Zuhörer. Mlle. Willmann sang hierauf eine große Scenr und Arie von Rossini aus der Oper „Adrlheid von Burgund," recht brav, das eifrige Studium dieser Sängerinn ist sehr lobenswerth, wäre nur ihre Stimme wohllautender und ihr Vortrag weniger manierirt. Die Ouverture aus der Oper: Blaubart, von Gretry, eröffnete mit ihren mährchenhaften Klängen den zweyten Theil. Mlle. Willmann sang Variationrn über: „O dolce Concento," da es hierbey mehr gilt, rinr srltenr Höhe und Bravour zu zeigen, so war diese Künstlerinn hier ganz in ihrem Fach und der lauteste Beyfall lohnte ihr. Variationen für die Klarinette, komponirt von Spohr und vorgetragen von Hermstedt, beschlossen dieß schöne Konzert.

Dir liebliche Oper: l'Inganno felice, wurde bald darauf mit Fruer und Lust ausgeführt. Zuletzt spielte K. M. Hormstedt Adagio und Variationrn von Ebrrwrin; er überwindet auch in dieser Gattung von Kompositionrn jede Schwirrigkeit auf das meisterhafteste, doch ist sein Spiel mehr für den hohen, ernsten Styl passend, als für dir leichte Grazie. Im Anfang des Nov. gab unser braver Kammermusikus Kummer Konzert, worin außer seinem trefflichen Fagotspiel brsonders sein kleiner Sohn gefiel durch sein sehr ausgezeichnrtes Pianofortespirl; es ist einr Freudr, diesrn holden Knaben Piecen, wie: „la Promenade sur Mer" von Klengel, so sicher und geschmackvoll voriragen zu hören. Einr Ouverturr mit Brgleitung von acht Waldhörnern, von Kummrr komponirt, gefiel auch, nur der Gesang konnte bey diesem Konzert gar nicht erfreuen, Mad. Unzrlmann und Hr. Mayer sollten srlbst fühlen, daß sir gar keine Konzertsänger sind.

Am 30. Nov. war das zweyte der großen Konzerte der königl. Kaprlle. Der Saal war wieder so überfüllt, daß die Hitze fast unerträglich wurdr; wenn wird man endlich einsehen, daß ein Konzertsaal, der verhältnißmäßig für Dresdrn ziemlich klein ist, doch durchaus Luftzüge haben sollte. Den Anfang der Akademie machte eine große Symphonie von Mozart, dir wir mit Freuden nach langer Zeit einmahl wieder hörten. Unser Cantr sang dann die liebliche Romanzr: „Saper bramate," aus dem Barbiere di Seviglia von Morlacchi, mit Variationen und dem herrlichsten Vortrag, nur wurde er zu langsam akkompagnirt und wir vrrmißtrn hierbey schmrrzlich, daß Konzertmeister Polledro dirse Akademien nicht dirigirt. Kapellmeister C. M. von Weber spirlte ein höchst geniales Konzertstück für's Forteprano von rigener Kompositi-

tion. Es iſt ſehr vortheilhaft, wenn Künſtler jetzt von den allzubekannten Konzertformen abgehen und ſolche Tonſtücke mehr wie Dichtungen oder dramatiſche Scenen behandeln. Dieſ war hier auf meiſterhafte Weiſe geſchehen, es fing mit einem Larghetto affettuoso an, worin beſonders eine Stelle, wo alle Bogeninſtrumente von einem ſchwellenden Tremulando erbebten, während die Blasinſtrumente in langſamen gehaltenen Noten rührend ertönten und das Piano phantaſtiſche Figuren kühn in das Tongewebe ſchlang, von ergreifender Wirkung war, dieſ Larghetto ging in ein Allegro passionato über, tiefzerriſſner Schmerz glühender Leidenſchaft durchſtrömte wild und mächtig dieſe Klänge, nicht lange wäre ſolche Erſchütterung zu ertragen geweſen; da ertönte feyerlich und lieblich zugleich ein herrlicher Marſch, deſſen klarer Wohllaut die dunkeln geiſterhaften Tongebilde zu verſcheuchen ſchien; ein Rondo giojoso ſchloß ſich hier an, worin die kühnſten unerhörteſten Schwierigkeiten von dem Meiſter beſiegt wurden, es hätte eigentlich wohl paſſender: capriccioso geheißen, doch es konnte auch als kecker Muthwille der ſtolzen Siegesluſt gedeutet werden. Im zweyten Theil hörten wir die ſinnige Ouverture von Spohr zum Fauſt. Hierauf ſang unſer Beninceſa eine alleeliebſte Aria buffa von Saſſaroli, Kapellmeiſter Hermſtedt ſpielte ein Potpourri von Spohr ausnehmend ſchön, den lieblichſten Vortrag mit ſeltener Kraft vereinend. Ein ſehr gefälliges Duetto militare von Generali, vortrefflich geſungen von Canth und Beninceſa, machte den Beſchluß dieſer ſchönen Akademie.

Bey der italieniſchen Oper wurde: la Repressaglia zum erſten Mahl gegeben und wiederhohlt, die Muſik iſt vom Freyherrn v. Poiſſl. Sie iſt ſehr angenehm, paſſend zu den Worten und mit jener lieblichen Leichtigkeit geſchrieben, die bey einem deutſchen Meiſter, der ſich mehr zum ernſten Styl neigt, doppelt zu bewundern iſt. Effektvoll iſt dieſe Muſik nicht, ſie wird ſich keinen rauſchenden Beyfall erwerben, aber gewiß immer gern gehört werden, beſonders wo ſie ſo ausgezeichnet brav vorgetragen wird wie hier. Sigr. Canth übertraf ſich ſelbſt in der Rolle des jungen verkleideten Königs von Pohlen; er fand hier volle Gelegenheit, den ſüßen Wohllaut und Umfang und die reizende Biegſamkeit ſeiner Stimme zu zeigen. Seine Arien: „Dolce speranza" und: „Ammiro, o buona gente" wurden mit jubelndem Beyfall aufgenommen, er ſpielte die ganze Rolle mit eben ſo edelm Anſtand als feinem Scherz, und ſeine ſchlanke, hohe Geſtalt nahm ſich in dieſer pohliniſchen Tracht ſehr vortheilhaft aus. Beninceſa glänzte in der Rolle des Lowinsky. Der Meiſter befolgte die neue Mode, die Bravourarie der Prima Donna zum Schluß zu nehmen, dieß iſt aber eine wahre Aufopferung der Künſtlerinn; ſo brav unſere Sandrini ſie auch ſang, ſo gibt es doch ſtets zu viele, die alsdann ungeduldig forteilen, als daß die Andern, welche Kunſt beſſer zu würdigen wiſſen, nicht durch das Geräuſch der Gehenden höchſt unangenehm geſtört werden ſollten. Die ganze Mode iſt nicht zu billigen. Der Text dieſer Oper iſt ausgezeichnet hübſch, ganz dem franzöſiſchen Luſtſpiel: la Revanche nachgebildet.

Bey der deutſchen Oder gefiel: Guliſtan, oder der Hulla von Samarkand, ganz ausgezeichnet, es wurde mit ungemeiner Eleganz und Pracht gegeben, alle Mitſpielenden waren jedes ganz auf ſeinem Platz.

Im Schauſpiel gab der jüngere Devrient aus Braunſchweig mehrere Gaſtrollen, die Meinungen über ihn ſind ſehr getheilt.

Die Waiſe aus Genf erregte allgemeine Theilnahme und wurde ſo vortrefflich geſpielt, daß ſie ſelbſt den ſtrengern Kunſtrichtern gefiel. Über das kleine Stück: das Feuer im Walde, wurde dagegen der Stab völlig gebrochen, ſelten hat etwas ſo allgemein mißfallen *).

Da die vereinenden Erinnerungsfeſte eine ſchöne Sitte der jetzigen Zeit ſind, ſo muß ich hier eines recht ſinnig und herzlich gefeyerten ſolchen Feſtes gedenken, welches von den Wittenberger akademiſchen Komilitonen aus den Jahren von 1790 bis 1795 hier am 10. Nov. begangen wurde. Das heiterſte Herbſtwetter begünſtigte die frohe Feyer, in dem freundlichen Saal des großen Gartens verſammelten ſich über dreyßig

*) Gerade ſo iſt es dieſem Feuer im Walde vor einigen Jahren auch hier in Wien ergangen, als es auf einem der Vorſtadt-Theater zum erſten Mahl gegeben wurde. D. Red.

wackere Männer, die zu jener Zeit dort ſtudierten, zu einem Mittagsmahl, welches durch mannigfaltige, zu dieſer Feyer gedichtete ſchöne Lieder gewürzt wurde. Edle und hohe Staatsmänner nahmen an dem Feſte Theil, welches durch Wohlthätigkeit geheiligt wurde und ſich nun jährlich wiederhohlen ſoll.

Schauſpiel.

Theater an d. Wien, den 20. d. M. zum erſten Mahl: Johann Vernot. Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Viktor, vom Freyherrn von Biedenfeld. Zu Paris wurde dieſes Stück auf dem Theater de l'Ambigu-Comique, im J. 1819 zuerſt aufgeführt, unter dem Titel: Calas, Melodrome en trois Actes etc. Der Verfaſſer ſagt in ſeinem Vorwort (Nota genannt): „Jedermann kennt die Geſchichte des unglücklichen Calas — Voltaire hat die Vertheidigung ſeiner Hinterlaſſenen übernommen; mehr bedurfte es wohl nicht, um dieſen Prozeß berühmt zu machen." — Der Vorfall ereignete ſich im J. 1761 zu Toulouſe, und einige Zeit nachdem der berühmte Schriftſteller die Unſchuld der Familie dargethan hatte, wurde die Begebenheit in einem Drama dargeſtellt, das von Weiſſe überſetzt, noch in dem vorletzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts auch auf den Bühnen Deutſchlands oft geſehen ward. Hr. Viktor mußte ſehr um einen Stoff verlegen ſeyn, da er dieſe alte Hiſtorie wieder hervorgeſucht hat. Denn was er ſonſt zu Ende ſeiner Note ſagt, iſt kein hinreichender Bewegungsgrund um dieſen Gegenſtand aufs neue zu dramatiſiren. Das Hauptmotiv der Verfolgung und des Unglücks jener Familie iſt, im civiliſirten Europa, den jetzigen Zeiten, fremd, und die Begebenheit hat in dramatiſcher Geſtalt kein anderes Intereſſe, als das feyerliche Zeremoniel und die ſchauerlichen Zurüſtungen der Gerichts- und Kriminalſcenen gewöhnlicher Weiſe zu gewähren pflegen. In der Bearbeitung mußte nun die Handlung durch andere Motive beſtimmt werden, ſie iſt aber in der That durch gar keine Motive recht eigentlich begründet. Wir hören allerley, womit wir nicht zu Stande kommen können, wiſſen weder recht, was dieſem jungen Menſchen fehlt, der ſich zu Ende des erſten Akts im Gartenhaus erſchlieſt, noch was er will, und was die andern von ihm wollen, und der erſte Akt, der dem Bearbeiter ohne Zweifel die meiſte Mühe verurſacht hat, weil er den Gang der Begebenheiten auf ſeine eigne Weiſe ordnen mußte, iſt ein wahres Chaos. Er hat ſich indeſſen ſo gut geholfen, wie er konnte, hier ein Ereigniß benutzt, das ihm noch friſch im Andenken war, dann einen Theaterkoup aus einem andern, unlängſt oft und gern geſehenen Drama beſtens angebracht; denn in dem Original ſtürzt der Vater nicht mit der Piſtole aus dem Pavillon, und nieder auf die Erde, inmitten der Herbeygeeilten, ſo wie in der Waiſe von Genf, ſondern auf das Geſchrey: un homme assassiné! eilt er erſt hinein, und kehrt ſchaudernd zurück mit den Worten: Ah! mon fils n'est plus! die Mutter ſinkt in Ohnmacht. Es wird dort auch kein Piſtolenſchuß gehört. Das Alles macht indeſſen einen ſehr brillanten Aktſchluß, wie ſich denken läßt, und der thut dieſem erſten Theile wirklich Noth. Im zweyten geht die Sache ihren urſprünglichen Gang, das große Verhör macht ein volles Theater, und bringt äußeres Leben, aber kein inneres hervor. Die letzte Scene des dritten Akts iſt ohne Zweifel ſehr lebendig, hier iſt für einen glänzenden Theater-Effekt geſorgt. Vernot beſchuldigt, ſeinen eigenen Sohn umgebracht zu haben, wurde fortgeführt zum Tode; ſeine Unſchuld, der Haß und die Verleumdung ſeiner Feinde, ſo wie die Übereilung ſeiner Richter werden offenbar, und er ſelbſt, der Abänderung des tragiſchen Ausgangs in einen glücklichen gemäß, zurück gebracht, um dem Leben und der Freyheit wieder geſchenkt zu werden. Im Franzöſiſchen ſchließt die Handlung mit den Worten: Le crime est consommé! L'innocent expire! — Il va recevoir la couronne..... Dadurch gewinnt die Handlung wenigſtens Einheit und Wahrheit. Deſſen ungeachtet hat das gerichtliche Verfahren auch nicht die geringſte. Mag der wirkliche Prozeß immerhin mit einer ſolchen ungeheuren Inkonſequenz geführt worden ſeyn, auf der Bühne wollen wir doch einen Scheingrund haben, wenn nicht mehr, wie das ſich ſo ereignen konnte. Das Stück befriedigte indeſſen auch ſo wie es hier geſehen wurde, und kann, wenn gleich unter die gewöhnlichen Dramen dieſer Art, doch nicht unter die mißlungenen gerechnet werden.

Die Darſtellung war im Allgemeinen etwas matt. Das Stück bewegt ſich ohnehin ſehr feyerlich. Im Einzelnen verdient beſonders Hr. Demmer in der Rolle des Eduard alles Lob. Er gab ſie ohne Überſpannung mit großem Effekt. Auch Hr. Palmer hatte dieß Mahl den rechten Ton für den tragiſchen Charakter dieſes Stücks. Mad. Kupfer gab zu ihrem zweyten Gaſtſpiel die Rolle der Madam Vernot. Ihr Ton iſt etwas kalt, aber ſie ſpricht gut, und ſprach in dieſer Rolle richtig. Ihr Benehmen war natürlich. Der Ausdruck des Schmerzes mahlt ſich in den Geſichtszügen etwas herb, allein es iſt doch Ausdruck da. Warum der Bearbeiter die Leidende im dritten Akt mit einem Anflug von Wahnſinn aus der Ohnmacht erwachen läßt, iſt wohl nur aus dem guten Willen, der Schauſpieleeinn einen Abgang zu bereiten, der jedoch nur angedeutet wird, zu erklären. Die Abſicht aber wird vereitelt. Hr. Rott behauptete als Capitoul (erſte Magiſtratsperſon) die gehörige Würde des Charakters. Sein erſtes Eintreten war zu raſch und ritterlich. Die Geſtalt begünſtigt ihn in ſolchen Rollen.

Ankündigung.

Die gebildete Leſewelt, die dieſer Zeitſchrift ihre Theilnahme ſchenkt, wird hiemit zur Vorausbezahlung auf den beginnenden ſiebenten Jahrgang deſſelben geziemend eingeladen.

Der Herausgeber iſt ſich bewußt, unter mancherley Hinderniſſen ſeinem Blatte bisher keine Art von Sorgfalt ſchuldig geblieben zu ſeyn und es von Jahr zu Jahr vervollkommnet zu haben. Er ſieht mit Freuden ſein Streben anerkannt, und darf hoffen, ſich des ihm geſchenkten Zutrauens immer würdiger zu machen. Dieſe Hoffnung gründet ſich insbeſondere auf die wachſende Anzahl von Beyträgen, wodurch ausgezeichnete deutſche Männer von ganz Deutſchland, denen er hiemit öffentlich dankt, ſich bemühet haben, die Leſer der Wiener Zeitſchrift, deren Plan im Weſentlichen unverändert bleibt, geiſtreich zu unterhalten und zu belehren.

Die Bedingungen für die Abnehmee der Wiener Zeitſchrift bleiben unverändert, wie ſie unter dem Titel angeführt ſind. Man bemerkt hier nur noch folgendes:

Diejenigen Abnehmer, welche ihre Exemplare von Wien aus mit hartem Wachs und dem Amtsſiegel geſchloſſen, zu erhalten wünſchen, zahlen halbjährig 2 fl. W. W. Für die Abſendung am Tage der jedesmahligen Erſcheinung ſind halbjährig 5 fl. W. W. nebſt obigen Beträgen zu entrichten. Außerdem wird die Zeitſchrift an den gewöhnlichen Poſttagen wöchentlich zwey Mahl verſendet.

Sollten willkührliche Vertheurungen eintreten, ſo erſucht der Herausgeber ihn, oder der k. k. oberſten Hofpoſtamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, ſogleich Anzeige daron zu machen, um Abhülfe leiſten zu können.

Die Trennung des Textes und der Kupfer, und die vereinzelte Verabfolgung derſelben findet nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Poſt kann nur die Verſendung des Textes und der Kupfer gemeinſchaftlich erfolgen.

Das Honorar iſt auf fünf Dukaten in Gold für den Druckbogen feſtgeſetzt, und dem Belieben der Schriftſteller überlaſſen, daſſelbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjähriger Berechnung einzufordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitſchrift gleich andern literariſchen Journalen in monathlichen Heften, mit einem Umſchlag verſehen, ſowohl mit als ohne Kupfer, um die angeſetzten Pränumerationspreiſe vom Jahre 1822 an in Kommiſſion von Hrn. Carl Gerold allhier zu haben ſeyn, und man erſucht die löblichen Buchhandlungen Deutſchlands und des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, ſich an denſelben mit ihren Beſtellungen zu wenden.

Der Herausgeber.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 3. Jänner 1822.

2

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Kästchen aus Paris.

Von Auguste Pinau.

(Fortsetzung.)

Der schlaue Jude dankte den beyden Gönnerinnen für die gütige Berücksichtigung seines Vortheils, versicherte, er werde ihrer Delikatesse nicht im mindesten entgegen handeln, und entfernte sich; aber Elise schwelgte im seligen Vorgefühl, das zierliche Kästchen als Vorbothe eines bündigen Ehekontrakts auf ihrem Putztische zu sehen.

Der sogenannte Amerikaner, Baron Swelling, war keineswegs ein Produkt der neuen Welt, wie es dieser Beynahme vermuthen läßt, sondern in der alten, und zwar in Deutschland geboren, auch daselbst halb aufgewachsen; allein Kriegsverheerungen und mancherley Unglücksfälle hatten seinen Vater um das frühere Besitzthum gebracht. Die anlockenden Beschreibungen des nordamerikanischen Freystaates spiegelten demselben einen baldigen Ersatz vor; in Verbindung mit mehreren Auswanderern segelte er mit seinem einzigen Sohne nach jenen Ländern, ließ sich an den Ufern des Delaware nieder, und war in der That so glücklich, durch eine zweyte Heirath mit einer reichen Pflanzers-Witwe seinem Geschicke eine sehr günstige Wendung zu geben; aber in des kleinen Alberts Herzen hatten die frühern glücklichen Tage in der Heimath eine so lebhafte Spur und bleibende Vorliebe für dieselbe zurückgelassen, daß er, als nach Jahren Stiefmutter und Vater starben und er ihr einziger Erbe ward, seine Pflanzungen verkaufte und mit der gelösten ansehnlichen Summe in das nun eben wieder befreyte und im Freudenfeuer der schönsten Hoffnungen strahlende Vaterland zurückkehrte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und der ihm eigene lebensfrohe Sinn ließen ihn schon überall freundliche Aufnahme finden, die Freygebigkeit aber, mit der er sich bey einigen Gelegenheiten bewies, und die nicht verhehlte Absicht, sich hier anzusiedeln, trugen noch mehr dazu bey. Die Fama kennt gewöhnlich nur eine Rechnungsart: das multiplizieren; also sprach man denn auch von

Schätzen, die er mitgebracht, von Ländereyen, die er ankaufen wollte. Anfangs ärgerten, endlich beluſtigten ihn dieſe Gerüchte, denn ſie beförderten ſeinen vertrauteren Zutritt bey den angeſehenſten Familien, welches ihm Gelegenheit gab, manchen bedeutenden Mann, manche reizende Dame näher kennen zu lernen; vorſichtig wollte er hier prüfen, um den gehaltvollſten ſich zum Freund, die beſte und liebenswürdigſte als Gattinn zu erwählen. Ein ſchöner Vorſatz, wenn nur die beyden Irrlichter auf der Bahn des Lebens, Eitelkeit und Sinnenreiz, ihm nicht zuweilen eine falſche Richtung gäben! Auch Swelling ſah ſich von allen Seiten ſo geſchmeichelt, daß er zuletzt ſelbſt nicht wußte, ob es ſeiner Perſönlichkeit oder ſeinem Reichthume gelte, und fand zu viele allerliebſte weibliche Geſchöpfe, um einer Einzigen alle Übrigen aufopfern zu können.

Gräfinn Lenchtenau, gleichfalls aufmerkſam gemacht durch den Ruf des reichen Ankömmlings, hatte eine nicht fern gelegene Stadt, welche ihr ſonſt als Aufenthalt diente, mit jener vertauſcht, worin Swelling ſich aufhielt, bloß in der Hoffnung, es werde der ſchönen Eliſe, die ſchon unzählige Europäer an ihren Siegeswagen geſpannt, gelingen, den unſtäten Sinn des Amerikaners zu feſſeln. Sie wünſchte dieß um ſo fehnlicher, als die früheren Anbether, vielleicht eingeſchreckt durch den Denkſpruch: die Ehe ſey der Liebe Grab, ſtets am Rande desſelben umgekehrt. Da dieſe Unheil bringende Warnung einmahl ohne allen Grund vorhanden iſt, ſo tröſtete die Gräfinn ſich mit der Hoffnung, ſie werde zum mindeſten noch nicht jenſeits des Oceans bekannt ſeyn; denn daß in den Kolonien recht ordentliche Heirathen geſchloſſen wurden, das wußte ſie aus den Zeitungen. Ihre erſten Verſuche blieben ohne großen Erfolg, doch jetzt nahte der Winter mit ſeinen Freuden. Ein franzöſiſcher Autor ſagt ganz wahr: en été tout nous sépare, en hiver tout nous unit. Was Nachtigallengeſang, Zephyrluft und Mondenſchein nicht bewirkt, nähmlich Swellings Gefühle zärtlicher zu ſtimmen, gelang der Tanzmuſik und dem Kerzenglanz. Eliſe ſtrahlte hier wirklich in ihrem Elemente, und immer merklicher ward der Sieg, den ſie über ihre Nebenbuhlerinnen davon trug. Vorzüglich entſcheidend wirkte ein Feſt bey einem reichen Gutsbeſitzer, von dem wir ſie zu Anfang dieſer Novelle zurückgekehrt fanden.

Swelling ermangelte nicht, ſich Tags darauf verſprochener Maßen einzufinden, beſorglich forſchend, ob keine Erkältung den Nachhall der genoſſenen Freuden unfreundlich geſtört, wie es bey zart organiſirten Damen öfters der Fall iſt. Aber dem Himmel ſey Dank! nein. Sie blühte ſo friſch, ſie lächelte ſo vergnügt, als begehre ſie auf der Welt nichts mehr, und doch, unſere Leſer wiſſen bereits, welche Wünſche ihr auf dem Herzen lagen. Poch, poch, ging es endlich an der Thüre, und ſiehe da, Aron erſchien abermahls ſo fremd, als beträte er dieſe Schwelle zum erſten Mahle, und Eliſe ſpielte die ganze Bewunderungsſcene von dieſem Morgen wieder; beſonders gelungen war der Seufzer zu nennen, mit dem ſie die Perlen in das Käſtchen zurücklegte, dasſelbe an Aron zurückgab, mit der Bemerkung: daß, wenn ſie eine reiche Dame wäre, dieß geſchmackvolle Geräth auf ihrem Putztiſche prangen müßte. Doch entging ihr nicht, daß Swelling, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, freudig aufſah, dem Juden etwas verſtohlen zuflüſterte, und mühſam verbarg ſie ihr Entzücken über das Gelingen ihres wohlangelegten Plans.

Sie hatte ſich nicht geirrt, Gutmüthigkeit und ritterliche Galanterie allein machten es Swellingen zum Vergnügen, das, wie er glaubte, zartſinnig unterdrückte Verlangen der ſchönen Eliſe nach einem für ihre Einkünfte zu koſtbaren Zierrath befriedigen zu können, und ſein Wohlgefallen an ihr rieth ihm gleichfalls, durch dieſen etwas bedeutungsvollen Beweis von Huldigung, ſeiner Unentſchloſſenheit ein Ende zu machen. Ohne Zögern ſuchte er Aron auf, zahlte die ihm ſehr mäßig ſcheinende Summe von vierhundert Thalern, und eilte nicht ohne Herzklopfen mit dem Ankauf nach Hauſe. Mit mancherley Gedanken beſchäftigt, drehte der hoffnungsvolle Käufer das künftige Weihnachtsgeſchenk und ſeinen Inhalt von allen Seiten um, und fand, daß im Verhältniß mit dem, was er in Paris ſelbſt, wo er eine kurze Zeit geweſen, für ähnliche Waaren zahlen ſah, die geforderte Summe noch viel zu gering ſey. Unmöglich kam das Alles neu aus dem Kaufladen, und doch ſah es noch ganz ungebraucht aus. Zufällig drückte er jetzt an den innern Rand des Deckels, das ſammtüberzogene Bretchen legte ſich plötzlich herab, ein entſiegelter Brief fiel in ſeine Hand, und entblößte ein Medaillon mit einem weiblichen Bildniß, daß in des Deckels Tiefe feſt eingepaßt war. Der Ausdruck von Sanftmuth und Güte in dem noch jugendlichen Geſichte und die unvermuthete Entdeckung gaben demſelben ein ganz beſonderes Intereſſe; mit der lebhafteſten Neugierde ergriff er daher das Blatt und las folgendes:

Meine theure Pauline!

Dieſes Briefchen bringt nicht allein dir, auch der Welt, den Abſchiedsgruß deiner Franziska, die in letzterer ein zu hohes Glück beſeſſen, um nach deſſen Verluſt, ihr gehaltloſes Getümmel ertragen zu können. Seitdem mein edler Gatte mit der Todeswunde in der Bruſt, von der fürchterlichen Kälte erſtarrt, zu meinen Füßen lag, und ſein Auge unter den fruchtloſen Bemühungen ihn zu retten brach, iſt auch mein Herz gebrochen, es kann ſich bey den Anblick fröhlicher Menſchen des tiefſten Schmerzens nicht erwehren. Darum flüchte ich in jene ſtillen Mauern, die meine Kindheit ſchirmend umgaben; ich bereue nicht ſie verlaſſen zu haben, denn was ich auch gelitten, die Erinnerung an meines Mannes heiße Liebe und deine treue Anhänglichkeit, bereichert meine Seele. Doch ſoll ihr wieder Ruhe werden, ſo iſt es nur in dieſem gottgeweihten Orte, wo ich den verklärten Geiſtern meiner Lieben näher bin; dort will ich Ergebung in den Willen der Vorſehung lernen, und vielleicht wenn die Zeit ihre oft bewährte Linderungskraft auch an meinem Gemüthe übt, wird die Sorge für die Kloſterzöglinge meiner Fortdauer noch einigen Werth geben. Möchte es mir gelingen ein dir ähnliches Weſen unter ihnen zu finden, und eine zweyte Pauline daraus zu bilden! Die Trennung von dir koſtet mich viel, aber glaube mir, es mußte ſo ſeyn! Du haſt mit beyſpielloſer Gefälligkeit dich um meinetwillen allen Freuden entzogen, zu denen deine Jugend, deine Vorzüge, dein heiterer Sinn dich berechtigten, ich darf dieſes Opfer nicht länger annehmen. Bald wäre es noch ſchlimmer geworden, früh oder ſpät muß dein ſchönes Gefühl ſich für einen edlen Mann entſcheiden, du wirſt alle Seligkeit empfinden, die ich gekannt und nun für dieſes ganze Erdenleben entbehren muß. Aus Schonung für die Freundinn verbärgeſt du mir dann was dich entzückt, unſere perſönliche Zuneigung bliebe

zwar noch immer, aber das Wohlbehagen im gegenseitigen Umgange, das nur bey Zwangloſigkeit und vertraulichen Mittheilungen beſtehen kann, hörte auf, und die wärmſte Freundſchaft ginge in ein gezwungenes drückendes Bündniß über. Nein, dahin ſoll es nie kommen, daß ich ein Geſchöpf, welches ich ſtets ſo ſchweſterlich geliebt, beneiden ſollte, von jenem Standpunkt aus ſieht man mit ruhiger Entſagung auf alles, was die Erde bieten kann, zurück. Nimm jetzt mein Vermächtniß an dich! In dem Schranke, zu welchem du den Schlüſſel haſt, findeſt du ein Käſtchen, das wie alles, was darin enthalten, ein Geſchenk meines Mannes war. Wem möchte ich die ſchimmernden Gaben des theuren Mannes gönnen, als dir? — Sie mögen dir Segen bringen! Meinen liebloſen Verwandten bleibt mein geringes väterliches Erbe, dieſe Heiligthümer ſoll ihr eitler Hang nicht entweihn. Nur auf deiner ſchuldloſen Bruſt ſoll dieſer Perlen reiner Glanz ſich wiegen. Ich kenne dich zu gut, um nicht zu wiſſen, daß mein Bild dir das willkommenſte Andenken ſeyn wird. Es gehörte einſt dem Geliebten, und möge jetzt von der Freundinn eben ſo treu bewahrt werden. Nun lebe wohl! Laß den Gedanken, daß ich meiner Beruhigung entgegen gehe, deine Trauer um mich mildern. Iſt es dem Sterblichen verliehen, den Willen der Vorſehung durch ihr Flehn zu lenken, ſo werden die Früchte meines Gebeths dich in lachenden Bildern durch das Leben geleiten und alle trübenden Ereigniſſe daraus entfernen, die das meine in Nacht verwandelt.

Franziska Dorfeld.

Jetzt war es um Swellings Freude über den trefflichen Kauf gethan. Er wußte nun, daß alle die ſchönen Sachen eine ganz andere Beſtimmung gehabt, als von den profanen Händen eines Juden feil gebothen zu werden. Unmöglich konnte er der in dem Briefe ſo hoch geprieſenen Erbinn den Leichtſinn zutrauen, es veräußert zu haben, auch widerſprach dieſer Vermuthung die Beybehaltung des Bildes und des Zettels; aller Wahrſcheinlichkeit nach war es entwendet worden, aber wie? und wo? — Das Datum des Schreibens zeigte eine kurz verfloſſene Zeit an. Swelling, der vor Begierde brannte, das muthmaßlich geſtohlene Gut an ſeine Behörde zurück zu liefern, zögerte nicht einen Augenblick, den Juden aufzuſuchen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Wir wollen auch gar nicht abläugnen, daß der Anſchein eines kleinen Abentheuers der ganzen Begebenheit einen neuen Reiz gab, und ſeinen Erſtattungseifer ſpornte. Nicht ohne einigen Verdacht auf Aron ſelbſt, hohlte er dieſen aus, aber der Jude ſchwor bey allen Erzvätern, daß er das Käſtchen auf ehrliche, wenn gleich wohlfeilere Weiſe, als er aus kaufmänniſcher Schlauheit vorgegeben, an ſich gebracht; auch ſey die Verſicherung, daß es aus Paris ſtamme, ſchwerlich eine Lüge, indem er ſolches von einem gemeinen Soldaten des aus Frankreich kürzlich zurückgekehrten Regimentes erhandelt, und dieſer es wahrſcheinlich dort erbeutet. Nun könne ſelbſt die allerchriſtlichſte Gewiſſenhaftigkeit ihm den Ankauf nicht verargen, da er überdieß ſo beſcheiden als möglich Vortheil daraus gezogen. Das ließ ſich in der That nicht läugnen, allein Swelling war zu ſehr überzeugt, das in Rede ſtehende Kleinod, es möchte nun ſtammen woher es wolle, ſey in Deutſchland entwendet worden, und hätte er auch die rechtmäßige Beſitzerinn bis jenſeits des Rheins aufſuchen müſſen, er war dazu entſchloſſen. Zu großer Erleichterung ſeiner Mühe fand der Kriegsmann ſich bald auf, und geſtand ſchon bey den

erſten verfänglichen Fragen, das Regiment habe auf dem Marſche in M... Raſttag gehalten; dort ſey den Abend vor dem Aufbruche in einem Hauſe Feuer ausgekommen, weßhalb er mit vielen Andern in das brennende Zimmer geeilt, um zu löſchen; das ſchöne Käſtchen habe dort ſo anlockend auf einem Tiſche geſtanden, daß er der Verſuchung es zu ſich zu ſtecken um ſo weniger widerſtehen können, als er überzeugt geweſen, im Unterlaſſungsfalle würde es ein anderer thun. Das Haus und die Eigenthümer wußte er nicht zu bezeichnen, aber Swelling bedurfte deſſen nicht, ohne Zweifel war die Polizey-Behörde zu M... von dem Diebſtahl unterrichtet, und keiner fremden Vermittlung recht trauend, beſchloß er ſelbſt dahin zu reiſen, um der Überbringer des ohne Zweifel ſchmerzlich Vermißten zu ſeyn. Es überfiel ihn allerdings eine kleine Wehmuth, daß er das Eliſen beſtimmte Geſchenk ihr wieder entziehen mußte, aber von der Zueignung wußte ſie nichts, und bis Weihnachten ließ ſich noch mancher geſchmackvolle Erſatz auffinden; ja die kurze Trennung diente vielleicht nur dazu, einander unentbehrlicher zu werden, und war die Vorbereitung zu einer dauernden Vereinigung.

Seine bevorſtehende Abweſenheit mit wichtigen Geſchäften entſchuldigend, beurlaubte er ſich bey Eliſen; das Geheimnißvolle und Zärtliche in ſeinem Benehmen ließ ſie auf feyerliche, ihren Wünſchen entſprechende Anſtalten ſchließen, daher, wenn gleich ſcheinbar betrübt, doch im Innern völlig ſorglos, konnte ſie den Abſchied des Freundes leicht ertragen. Zwey Tagreiſen war es nur bis M... aber die Ungeduld, ſein Geſchäft bald abzuthun, Neugierde mitunter, ob ſein Geſchick ihn mit Franziska oder Paulinen bekannt machen würde, endlich ein wenig rückwärtsſtrebende Sehnſucht nach der ſo eben verlaſſenen Freundinn, ließen ihm die Zeit ziemlich lang vorkommen. Es mußte bey dem Allen ein eigener hülfreicher Genius über Swellings gegenwärtiger Angelegenheit ſchweben, denn er kam auch dießmahl ſeinen Erkundigungen entgegen. Als unſer Reiſende nähmlich zu M... anlangte, mit dem Vorſatze erſt recht auszuruhn, und den folgenden Morgen ſeine Anfragen zu beginnen, traf es ſich, daß ſein Tiſchnachbar bey der Abendtafel einen andern Gaſt halb laut fragte, ob denn die Familie Wartenbach noch keine Spur von dem geſtohlenen Käſtchen habe? Jener verneinte, ſetzte aber hinzu, es könne gar nicht fehlen, da ſie eine bedeutende Summe für die Wiedererſtattung verſprochen hätte. Swelling mußte lächeln, und da er ſelbſt auf keine Belohnung Anſpruch machte, vielmehr den guten Leutchen gern alle Koſten erſparen wollte, erkundigte er ſich jetzt ganz höflich um die Wohnung der eben genannten Familie, an die er einen Auftrag habe. Man ertheilte ihm eben ſo artig Beſcheid, und ſtatt alſo den andern Morgen einen mittelbaren Weg einzuſchlagen, begab er ſich geradezu nach dem bezeichneten Orte. Ein Dienſtmädchen begegnete ihm auf der Treppe, und als er zu verſtehen gab, er bringe ein verlornes Gut zurück, eilte ſie ſogleich ihn anzumelden. Swelling harrte indeß im Vorgemach, doch ſchon nach einer Minute flog aus dem anſtoßenden Kabinete eine junge Dame in leichter Morgenkleidung, mit dem Ausrufe: „Bringen Sie das Käſtchen?“ auf ihn zu, blieb aber in höchſter Beſtürzung und bis unter die Locken erröthend ſtehn, als ſie genauer ihn betrachtete. Sie mochte wohl einen armen Teufel, den der zu hoffende Gewinſt hertrieb, oder irgend einen Abgeſandten des Gerichts erwartet haben, und ſchämte ſich jetzt

vor einem jungen blühenden Manne von feinſtem Anſtande, nach dem neueſten Schnitte gekleidet, ſo ohne alle Komplimente und im leichten Anzug zu erſcheinen, obwohl nicht zu läugnen war, daß ihr das Morgenkleid recht niedlich ſtand.

(Der Schluß folgt.)

Das grüne Blatt.

Wohl iſt ſie bang und ſchaurig
Die graue Winterszeit;
Die Bäume ſtehen traurig,
Die früher mich erfreut;
Es ſteigt aus eiſ'ger Hülle
Kein Blümchen mehr hervor,
Zur bunten Farbenfülle
Verſchloſſen iſt das Thor!

So rief ich meine Klage
Mit hoffnungsloſem Sinn,
Denn lang iſt es zum Tage
Des neuen Frühlings hin.
Bringt er auch ſchöne Lieder
Und Blumen viel zurück,
Kehrt doch nicht alles wieder,
Fehlt mir der Liebe Glück.

Da fand ich ſtill verborgen
Ein duftend grünes Blatt;
Das füe die bangſten Sorgen
Des Troſtes Kräfte hat.
Aus fernem ſchönen Lande
Geheim mir zugeſandt,
Iſt's durch der Liebe Bande
Dem Frühling ſtets verwandt.

Und zaubert jene Düfte
Heilbeingend um mich her,
Als hing, ein Spiel der Lüfte,
Es noch am Stamme ſchwer.
Vor eauhem Hauch beſchirmet,
Grünt es auch ewig hier,
Wie es dorz draußen ſtürmet,
Mein Frühling iſt in mir.

Wohl mir, wenn einſt geſenket
Das Haupt mit Schneę ſich deckt,
Erinn'rung mich beſchenket,
Verſchwund'ne Freuden weckt.
Wenn nichts mehe übrig bliebe
Auch von des Frühlings Pracht:
Das grüne Blatt der Liebe
Erhellt des Wintees Nacht.

Serbine.

Kunſtnachrichten aus Schleſien.

Bereits auf der dießjährigen Kunſtausſtellung zu Breslau ſahen wir einen Probedruck vom Bruſtbilde des jetzigen Papſtes, gezeichnet nach dem Leben von Karl Herrmann und geſtochen von Amsler, einem Schweizer. Allgemeine Theilnahme und Freude erregte ſchon damahls dieſer Stich, die auch in einer Beurtheilung der Ausſtellung ausgeſprochen wurden, welche im Kunſtblatt zum Morgenblatt Nr. 60 für das Jahr 1821 ſtand. Schon früher, Kunſtblatt Nr. 80 des Jahres 1820 (S. 318), wo von den Kupferſtichen und Zeichnungen Amslers überhaupt die Rede war, wurde dieſes Blatt mit Ruhm erwähnt. Die ähnliche, treue, lebendige Zeichnung iſt von dem Kupferſtecher, der ſchon ein bedeutender unſerer Zeit iſt, und in ſeiner einfachen, aber deſto tiefern und ergreifendern Art an die alten trefflichen Meiſter, an einen Albrecht Dürer, Lukas von Leiden, Aldegraf, Wierix erinnert, trefflich wieder gegeben, und das ganze Bild tritt, mit zarter und weicher Nadel geſtochen, dennoch kraftvoll und wie ein Bildwerk ſich rundend, hervor; denn neben der Reinheit der Züge zeigt ſich auch wieder ihre größte Schärfe und Beſtimmtheit. Von dieſem Blatte ſind nur 150 Abdrücke vor der Schrift gemacht worden und zwar ſo, daß die Buchſtaben des päpſtlichen Nahmens ſchon leicht eingeritzt darunter ſtehen, als ſichere Zeichen, daß es erſte, vor der völlig ausgeführten Schrift gemachte, Abdrücke ſind, da man die ſonſt gewöhnlichen Abdrücke vor der Schrift auch noch leicht in der ſpäteſten Zeit wiederhohlen laſſen kann, wenn man die Schrift beym Abdrucke mit einem Blatte Papier überdeckt. Dieſe Abdrücke werden daher in der Folge eine große Seltenheit für Sammlungen werden, da dieſer ſchöne Stich den Kupferſtichfreunden und Sammlern immer wünſchenswerth ſeyn muß, und der Preis von 2 Thlr. 16 Gr. iſt daher höchſt billig dafür angeſetzt. Der Preis eines Blattes nach der Schrift iſt 2 Thlr. *)

Unſer Landsmann, der Mahler Joſeph Rabe, zum Lehrer der Zeichenkunſt an der Hochſchule zu Bonn ernannt, hatte die Erlaubniß erhalten, zwey Jahre lang in Italien zu bleiben und dort einige ihm von der Akademie der Künſte zu Berlin aufgetragene Arbeiten zu vollenden. Er hat ſich länger in Florenz, Rom und Neapel aufgehalten und als erſte Frucht ſeiner dortigen Arbeiten, die in ſein Vaterland gekommen, nannte das Verzeichniß der Kunſtausſtellung zu Berlin im Jahre 1820 eine Nachbildung der Aldobrandiniſchen Hochzeit. Das bereits erwähnte Kunſtblatt Nr. 65 des Jahrs 1821 ſagte von ihm in einer Nachricht: „Auch Rabe hat in der letzten Woche ſeines hieſigen Aufenthalts eine lebensgroße Madonna mit dem Kinde, in einer Glorie auf Wolken ſitzend, gemahlt, und durch die Schnelligkeit der Ausführung ſeine Geſchicklichkeit bewieſen. Dieſes Bild iſt für eine Kirche in Schleſien beſtimmt." Der Papſt hat dieß Gemählde ſelbſt eingeweiht, und es iſt ſchon vor mehreren Wochen an dem Ort ſeiner Beſtimmung, Warthau im Löwendergiſchen, angekommen, und mit Feyerlichkeiten aufgeſtellt worden. Er iſt bereits auch ſelbſt ſeit einigen Wochen in Breslau eingetroffen, und wird hier bleiben, da er ſeine Anſtellung in Bonn aufgegeben hat. Von ſeinen andern Arbeiten nächſtens.

Fräulein Julie Mihes, die ſich noch fortdauernd in Wien aufhält, hat auch für dieſes Jahr, im May, eine königliche Unterſtützung von 150 Thlr. durch die Gnade Sr. Excellenz des Hrn. Freyherrn von Altenſtein, Miniſter des öffentlichen Unterrichts, erhalten. Ein kleines, liebliches Madonnenbildchen, in Eyk'ſcher Art, welches die Mutter Gottes in hellem Fardlicht der Sonne ſtehend, das göttliche Kind auf ihrem Arm haltend, vorſtellt, iſt von ihr nach Breslau geſendet und dort ſchnell verkauft worden, ſo daß es nur wenige geſehen haben. Indeſſen hat ſie bereits auch ein größeres altdeutſches Bild vollendet, welches zur Ausſtellung in Wien beſtimmt iſt, dann die Taufe Chriſti nach Perugino, von dem nächſtens die Rede ſeyn wird, und in Arbeit hat ſie

*) Se. Heiligkeit der Papſt hat erlaubt, daß ihm der Stich hat zugeeignet werden dürfen. Einzelne Stücke wird man am Beſten von der Max'ſchen Buchhandlung in Breslau beziehen, eine beträchtliche Anzahl werden Wiener Kunſthandlungen am ſicherſten vom H. Mahler Herrmann zu Oppeln kommen laſſen.

noch ein kleines Bild, welches ungefähr zur Weihnachtszeit in Breslau eintreffen wird. Die zweyte Lieferung der Dreyfaltigkeit Dürer's, in Steindruck, welche wieder ganz vortreffliche Gestalten enthält und worin auch ein Überblick des ganzen Bildes sich findet, erschien schon um Ostern dieses Jahres; die dritte Lieferung ist zwar vollendet, aber die dazu gehörige Beschreibung ist noch immer verzögert worden. Bey dem großen Fleiße der Künstlerinn, der schon aus dieser Anzahl von Bildern (wozu noch ein in Wien verkauftes Gemählde kommt) hervorgeht, bey ihrem beständigen Fortschreiten, werden die Kunstausstellungen Breslau's wohl noch manches Erfreuliche und Schöne von ihr in der Folge zeigen. Je allgemeiner anerkannt vorzüglich sie als Nachbildnerinn der schwierigsten Gemählde ist, um so mehr wäre zu wünschen, daß ihe Wiener Aufenthalt von schlesischen Kunstfreunden durch bedeutende Bestellungen auf Kopien der dort so reichen Gemählde schätze benutzt würde, da es uns ja in Breslau noch immer so sehr an solchen Gemählden fehlt, wonach unsere jüngern Künstler hier arbeiten und woran sie ihre Kräfte prüfen können. So sollte die dargebothene Gelegenheit, tüchtige Nachbildungen zu erhalten, nicht unbenutzt vorbeygehen, und es wäre dieß wohl besonders auch ein Vorwurf für die Thätigkeit der Kunst-Sektion in der schlesischen Gesellschaft, um so etwas Sichres und Tüchtiges für die folgenden Kunstausstellungen vorzubereiten, und andere Künstler durch tüchtige Vorbilder zu erfreuen. Wie sehr solche Bilder zur Nachahmung gesucht und benutzt werden, geht aus den mehrfachen Kopien hervor, welche schon nach der Madonna mit dem Kinde von Tizian gemacht worden sind, welche Julie Mihes für einen Akzien-Verein mahlte.

Der Mahler Rösel, welcher im Herbst seine Vaterstadt Breslau wieder auf einige Monathe besuchte, hat der schlesischen vaterländischen Gesellschaft zwey treffliche Blätter von seiner Arbeit geschenkt. Das eine Bild zeigt das Nikolaithor, vor seiner gänzlichen Zerstörung, noch mit den Thürmen und Umgebungen, das andere die Dom- und Kreuz-Kirche, mit dem hintern Theil der Sandkirche und dem zur Bibliothek gehörigen Garten im Vordergrunde, gesehen aus dem innern Fenster der eine Treppe hoch im Bibliothekgebäude befindlichen Gemählde sammlung. Beyde sind bestimmt, durch Steindruck vervielfältigt zu werden, die Urstücke selbst aber werden die Ausstellung im Juny 1822 zieren.

Das Panorama des Ätna von Siegert ist, seitdem es Breslau verlassen hat, zuerst in Leipzig gezeigt worden, wo es mit größtem Beyfall aufgenommen worden ist und bedeutenden Besuch, den es auf alle Weise verdient, gefunden hat. Es ist jetzt nach Berlin gebracht worden.

Wir fordern noch zuletzt die schlesischen Künstler freundlich auf, zu der Kunstausstellung 1822 jetzt immer wacker rüstig zu seyn, damit sie recht reich und erfreulich ausfalle. Dieser Wunsch geht nicht bloß an die, welche einheimisch sind, sondern auch besonders an die Auswärtigen. Vor dem 15. May muß alles in Breslau seyn.

Tonkunst.

Sonntags den 6. dieß wird Hr. Kapellmeister Bernhard Romberg im großen Saale des k. k. Universitäts-Gebäudes in der Bäckerstraße ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert geben. Die anerkannte Virtuosität dieses großen Meisters auf dem Violoncelle, die schwerlich je erreicht, noch weniger übertroffen werden dürfte, läßt uns mit Grund hoffen, das hiesige kunstliebende Publikum werde das Unternehmen desselben nach Verdienst unterstützen wollen. Wir sind ersucht, hiermit öffentlich zu erklären, daß Hr. Romberg in keinem der hiesigen Theater sich außerdem noch hören lassen werde.

Modenbild I.

Kleid von façonnirtem Atlas mit schwarzen Blonden garnirt, und um den Hals ein dergleichen Blond-Tüchelchen. Die Haare sind mit Dünntuchbändern gewickelt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

I. *Wiener Moden.*

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 5. Jänner 1822.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Kästchen aus Paris.

Von Auguste Pinau.

(Schluß.)

„Um Vergebung," stammelte sie, „ich glaubte —" „Nun sehe ich denn nicht aus wie ein ehrlicher Mann?" entgegnete Swelling, der über die unerwartet liebliche Erscheinung, in welcher er sogleich Paulinen vermuthete, selbst verlegen war, und seine Legitimation vergaß. „Das wohl," versetzte sie, „aber ich dachte, es wäre — der Überbringer." — „Ganz recht, meine Gnädige," fiel Swelling ein, „wenn mich auch bloß der Zufall hergeleitet, so bin ich nichts desto weniger so glücklich, Ihren Wunsch zu erfüllen;" und hiemit zog er das Packet hervor, es dem Fräulein überreichend. Helle Thränen stürzten, als sie das Verlorene erblickte, aus ihren Augen, sie öffnete es hastig, und ohne nach den schönen Sachen zu sehn, riß sie bloß das heimliche Behältniß auf, und als sie Bild und Brief richtig darin fand, küßte sie beydes unter heftigem Schluchzen; es war nicht Schmerz, sondern die lebhafteste Freude, welche sie bewrgte, doch mochte eine wehmüthige Erinnerung an die geliebte Freundinn auch ihren Theil beytragen. In diesem Sturm von Gefühlen achtete sie auf den Fremden gar nicht, das nachläßig aufgesteckte braune Haar fiel zerstreut herab, das leicht umgeknüpfte Tuch sank tiefer von dem schön geformten Nacken, sie bemerkte es nicht, Swelling war gar nicht für sie da. Ihm ging es indeß wie dem unsichtbaren Kundschafter, er gab auf jede Miene sorgfältig Acht, und keine Regung von seiner Seite störte die Begeisterung der jungen Dame. Endlich besann sich diese auf die Pflicht der Erkenntlichkeit, die sie dem gefälligen Überbringer schuldig und ihm auch wirklich mit den herzlichsten, in der That recht rührenden Worten auszudrücken bemüht war. „Entschuldigen Sie gütigst," sagte sie im bittenden Tone, „meine unartige Hast, aber dieses Wiedergefundene ist mir um der Geberinn willen unendlich theuer." „Und doch," sprach Swelling, „untersuchten Sie noch nicht, ob alles richtig sey?" „Ich zweifle nicht," erwiederte Pauline, „ich sah

nur nach dem, was den größten Werth für mich hat, das übrige sind Andenken mit fremder Beymischung; dieß hier," auf das Bild deutend, „ist sie selbst, und das" — hier legte sie das Briefchen wieder dazu, „sind ihre Worte." „Der gegenwärtige Augenblick," sprach Swelling, „überzeugte mich schon hinlänglich von der Stärke Ihrer Freundschaft, mein Fräulein, wenn auch der Inhalt jenes Briefes Sie mir nicht verrathen hätte," und da Pauline hier erröthete, vermuthlich in Erinnerung der ihr daselbst ertheilten Lobsprüche, so begann er seiner Neugierde das Wort zu reden, indem nur sie allein ihn in den Stand gesetzt, die Entwendung zu muthmaßen. Es war natürlich, daß man ihn fragte, wo und wie das geschehen. Er erzählte nun mit einigen Modifikationen den Hergang der Sache. Pauline ergoß sich in neuen Danksagungen über den edlen Eifer, der eine Reise bey so ungünstiger Jahrszeit nicht gescheut. Swelling hingegen versicherte: der Anblick einer reinen, ungekünstelten Freude sey schon an sich ein so köstlicher, und leider jetzt so seltener Genuß, daß er eben so wohl einer Reise werth wäre, als irgend ein prächtiges Gebilde der Natur oder Kunst, und wenn die Freude sich auf so gefühlvolle Weise in so reizenden Zügen mahle, dann übertreffe sie alles Sehenswerthe. Er wollte eben in seinen Vergleichen noch bilderreicher werden, aber die Belobte wandte sich in höchster Verlegenheit nach der Kabinetsthüre, aus der abermahls eine Dame, nur viel älter, auch bedächtiger, als die erste, herausschritt, und die Pauline mit den Worten: „hier kömmt meine Mutter," begrüßte. Swelling mußte sich nennen, und es ergab sich, daß die Frau von Wartenbach seine Ältern recht gut gekannt; übrigens war es ihm lieb, daß man hier von seiner Rückkunft aus Amerika und der Millionairschaft noch nichts wußte, und bloß alte Freundschaft für die Ältern und neue Dankbarkeit gegen den Sohn die Beweggründe freundlicher Aufnahme waren. Am Ende kam noch der alte Wartenbach dazu, ein recht biederer Geschäftsmann, und das Gespräch wurde so lebhaft, daß er für den Mittag zusagen mußte. Indeß hatte Pauline sich entfernt, um die versäumte Toilette nachzuhohlen, und Swelling erfuhr in ihrer Abwesenheit umständlich, was es mit dem Kästchen und der unglücklichen Freundinn für eine frühere Bewandtniß habe.

Jene Franziska, so erzählten Wartenbachs, eignete sich schon im Kloster, wo sie erzogen wurde, einen Hang zur Stille an; bey ihrer Rückkehr in das Älternhaus wurde sie eben nicht liebreich behandelt, für des Vaters stolze Plane war sie nicht schön genug, für der Stiefmutter Ränke zu brav; sie sah ein Vermögen, das eigentlich von ihrer seligen Mutter herrührte, von jener eitlen Frau verschwenden, und sich selbst das Nöthigste entziehen. Da schloß sie sich mit aller Liebe, deren ihr fühlendes Herz fähig war, an Pauline, welche, damahls noch ein bloßes Kind, mit ihren Ältern in demselben Hause wohnte. Sie trug viel zu der Kleinen Ausbildung bey, die ihr mit grenzenloser Anhänglichkeit vergalt. Endlich lernte Franziska ihren nachherigen Mann kennen, der Offizier in B....schen Diensten und ein sehr edler Mann war, dennoch hinderte ihre Familie die Verbindung auf alle mögliche Art, bis der Vater starb, und der treue Dorfeld seiner Geliebten ein Glück gewähren durfte, das leider nur von allzu kurzer Dauer war. Er blieb in dem Feldzuge gegen Rußland, wohin die liebende Frau ihm gefolgt war. Sobald Pauline

dieſe Nachricht vernahm, lud ſie ihre Freundinn zu ſich, aber weder die vereinten Bemühungen der Familie Wartenbachs, noch Paulinens zärtlichſte Sorge konnten ihren Gram verſcheuchen. Unter einem ſcheinbaren Vorwande verreiſte ſie nach einigen Monden, um nie zurück zu kehren. Ohne Zweifel hatte der allgemeine Jubel über die hergeſtellte Völkerruhe die traurigen Gefühle in ihrer Bruſt noch mehr geſchärft. Paulinens Schmerz, als ſie ſpäter den Brief erhielt, war unbeſchreiblich, ſie konnte ſich lange nicht entſchließen, das Vermächtniß ihrer Freundinn zu betrachten, doch als ſie es endlich unter vielen Thränen that, da wollte ſie ſich auch nicht wieder davon trennen, Stundenlang ſaß ſie oft vor dem Bilde. Das war denn auch eines Abends geſchehn, als ihr Vater, der in einem andern, ziemlich entlegenen Zimmer ſchon zur Ruhe ſich gelegt, plötzlich erkrankte. Pauline wird eilends gerufen; in der Angſt läßt ſie das Käſtchen ſtehen, der kleine Bologneſer aber, der auf dem Tiſche lag, ſtößt an das Licht, daß es den Fenſtervorhängen zu nahe kömmt, die ſchnell in hellen Flammen ſtehen; niemand wird es gewahr, da Alle um den Kranken beſchäftiget ſind, bis das Geſchrey der von der Gaſſe Heraufeilenden die Bewohner davon unterrichtet. Bald iſt das Feuer zwar gelöſcht, allein die Angſt um den Vater läßt Paulinen auf das theure Andenken vergeſſen, bis jener ſich endlich beſſert. Nun geht es an ein Suchen, doch leider Alles iſt vergebens, der unbekannte Thäter war entflohn. Der Vater hatte auf Paulinens Bitten dem Entwender, wer er immer ſey, Erlaſſung aller Strafe kund gemacht, wenn nur das Käſtchen mit dem Kleinod zurückerſtattet würde, doch alles Forſchen, alle Vorkehrungen waren bis auf den heutigen Tag umſonſt. — Pauline, die bald in geordneterem, doch keineswegs geſuchten Anzuge wieder erſchien, trug freundlich ihr Scherflein bey; die Verkettung der Begebenheiten, welche unſern Reiſenden ſchnell in die Verhältniſſe des Hauſes eingewelht, hoben das Fremdartige auf, und da es unter gebildeten Perſonen ohnedieß nie an Stoff zur Unterhaltung fehlt, ſo wird ſich niemand wundern, daß er erſt um zehn Uhr Abends ein Haus verließ, das er um zehn Uhr des Morgens betrat.

Man hatte ihn gefragt, wie lange er in dieſer Stadt verweilen würde, und da es ſonderbar geweſen wäre, einen nicht unbedeutenden Ort zu verlaſſen, ohne ſeine Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, ſo beſtimmte er wenigſtens einen Termin von etlichen Tagen, worauf abermahls eine Einladung erfolgte, alle Stunden der Muße, und vorzüglich den Mittag, im Kreiſe ſeiner neuen Bekannten zuzubringen.

Man ſollte nun glauben, der Reiſende, da er mehrere Nächte hindurch ſchlecht geſchlafen, müßte die herrlichſte Ruhe genoſſen haben, aber keineswegs, und weil bekanntlich nichts ſo ſehr zum Nachdenken geeignet iſt, als eine ſchlafloſe Nacht, ſo geſchah es, daß gar viele Gedanken in ſeinem Kopfe ſich durchkreuzten, wie es die Erſcheinungen des verfloſſenen Tages mit ſich brachten, — und Pauline war und blieb die Hauptfigur. Er ſah ſie nochmahls aus dem Kabinet hervortreten, freudige Bewegung in allen Zügen; hierauf die holde Verlegenheit, ferner die Thränen, die nicht nur ihrem Geſichte, auch ihrer Seele neue Reize liehen, endlich das bezaubernde Lächeln; er hörte den ſüßen Ton ihrer Stimme, die Begeiſterung, mit der ſie von ihrer Freundinn ſprach; auch gefiel es ihm, daß ſie die gemüthlichen Gegenſtände

der Erinnerung den ſchimmernden vorgezogen. Wer für wahre Freundſchaft ſo vielen Sinn hat, ſchloß er richtig, muß auch die Liebe reiner und dauernder empfinden können. Es fiel ihm noch gar manches ein, was ſie im Laufe des Tages geſagt hatte, und rechnete er noch dazu, wie ſehr Franziska in dem Abſchiedsſchreiben ſie anrühmte, ſo hätte ihm kaum ein halbjähriger Umgang genauere Kenntniß des Mädchens verſchafft. Gegen Morgen erſt ſank er in Schlummer, aber der ſchelmiſche Traumgott, der immer Wirklichkeit und Möglichkeit verwechſelt, oft auch die Schranken von dieſer überſpringt, brachte ſo wunderbare Bilder hervor, daß er beym Erwachen eine Anwandlung von Reue fühlte, aus Dienſteifer eine für ſeine Ruhe und ſeine Treue ſo gefährliche Reiſe unternommen zu haben. Mit jedem Tage verminderten ſich ſeine guten Vorſätze. Gegen die Ausfälle der Koketterie war er durch Erfahrung ſchon ziemlich gewaffnet, doch gegen dieſen anſpruchloſen Liebreiz wußte er keinen Widerſtand. Jetzt ward es ihm erſt klar, warum er bisher ſo flatterhaft geweſen, weil, ihm ſelbſt unbewußt, ſolch ein Ideal ſeinem Herzen vorgeſchwebt hatte. Aber die Liebe macht gerade die Kühnſten recht verzagt, und da er überdieß nur auf wenige Tage ſich mit Gelde und andern Nothwendigkeiten verſehen hatte, ſo blieb es immer gerathen, wenigſtens auf kurze Zeit in ſeine bisherige Heimath zurückzukehren, um dann auf länger, vielleicht auf ſehr lange wiederzukommen. Pauline war auch bey dem Abſchiede ſo beſtürzt, ſo weich, mit einem Worte, wie ein ſchüchterner Liebhaber es nur immer wünſchen kann, um Muth und Hoffnungen daraus zu ſchöpfen.

Dießmahl kam ihm die Reiſe ſchneller vor, denn liebliche Erinnerungen halfen ihm die Zeit verkürzen. Wer ihm begegnete, mußte ihn beynahe für einen Dichter halten, der an einer Geiſtesſchöpfung laborirte, ſo träumend ſaß er da in einer Wagenecke hingelehnt, mit empor gerichtetem Auge, und ein ſeliges Lächeln ſpielte um den Mund. Erſt als er über das Steinpflaſter ſeines bisherigen Aufenthaltes rollte, bey Eliſens Wohnung vorüber kam, und aus den hell erleuchteten Fenſtern ſchloß, daß eben Geſellſchaft da ſeyn müſſe, fiel ihm gleichfalls ein, wie viele angenehme Stunden er in Eliſens Nähe verlebt, zu welchen Erwartungen ſein Benehmen ſie berechtigt, und daß Klugheit und Anſtand es erforderten, ſie nicht ſo plötzlich und unvorbereitet zu verlaſſen. Noch beſchäftigte ihn am andern Morgen der Gedanke, wie dieſer in ſeinem Herzen nun einmahl nothwendig bedingte Rückzug am delikateſten einzuleiten ſey, als Aaron hereintrat. Neugier und Gewinnſucht trieben ihn her; denn er hatte Swellings Ankunft bereits erfahren, und als dieſer nun mit kurzen Worten berichtete, wie das Entwendete wieder an ſeine Behörde gelangt ſey, fiel er ſogleich ein: „Werden Sie mir abkaufen was anderes, gnädiger Herr? Werden Sie mir doch nicht mißgönnen den Verdienſt vom Weihnachtsgeſchenke. Weil ich bin geweſen ein guter Bekannter von der gnädigen Gräfinn, wie ſie noch hat gelebt in Saus und Braus, und ſo will ich auch bedienen mit meinen Waaren die ſchöne Tochter.“ „Ihr kennt alſo die Gräfinn ſo genau?“ fragte Swelling haſtig und geſpannt. „Sie iſt ja, wie ich höre, durch Unglücksfälle um ihr großes Vermögen gekommen?“ „Gott bewahre! durch die pure Generoſität! Hat ſie doch gemacht ein prächtiges Haus, hat ſie gehat viele Liebhaber, hat ſie mir viel abgekauft und auch verſchafft viele Kundleute, der gnädige Herr werden mich ſchon verſtehn.“

„O vollkommen!" rief Swelling spöttisch, „und ohne Zweifel denkt sie auch jetzt so freundschaftlich und will euch noch immer Kunden verschaffen? Das ist brav von ihr! wie konntet ihr sonst wissen, daß ich ein Weihnachtsgeschenk für die Tochter suche?" „Nein," rief Aaron, „das ist gewesen der Einfall von der schöne Komtesse selber; hat sie zwar gesprochen französisch, daß ich's nicht sollte verstehn, aber wie werd ich nicht? Sind doch gekommen die Sprachmaster zu Tausenden, daß man konnte lernen umsonst."

„Nun seyd getrost, lieber Aaron, für dießmahl kann ich zwar eure Waaren nicht brauchen, doch verspreche ich, euch künftig recht viel abzukaufen; und wegen der Gräfinn Elise seyd außer Sorgen, ich habe schon einen passenden Ersatz für sie in Bereitschaft." Es fiel ihm nicht schwer, dem Juden noch Manches zu entlocken, was ihm zu wissen oblag, und dieser empfahl sich wieder, durch das Versprechen über die fehlgeschlagene Erwartung beruhigt; Swelling aber verschob seine Abreise, lief bey Künstlern und Kaufleuten umher, war auch ungemein artig gegen Elise, daß wohl niemand, und am wenigsten sie selbst an der Stärke seiner Leidenschaft zweifeln konnte. Auf einmahl war er aber auch verschwunden, und hinterließ Elisen nur die schriftliche Versicherung, sie werde am Weihnachtsabend wieder Nachricht von ihm haben.

Wohin er seinen Weg genommen, wird jeder leicht errathen. Der Empfang entsprach so sehr dem frühern Abschied, daß er für die selbstauferlegte Prüfungszeit sich reich entschädigt fühlte. Wirklich hatte der junge Mann auf Paulinens unbefangenes Herz eben so lebhaft gewirkt, als sie auf ihn, und was an Kenntniß seines Charakters ihr noch abging, ersetzte bald sein inniges Bestreben, ihre Zuneigung und das Wohlwollen der Ältern zu gewinnen.

Wie einem Menschen, der einst die schönste weibliche Rolle in einem dramatischen Meisterwerke durch eine routinirte Schauspielerinn geben sah, und geglaubt hatte, es sey recht gut und lobenswerth, der Irrthum dann erst klar wird, wenn er später dieselbe Aufgabe von einer anderen gelöst sieht, die ganz das ist, wie sie der Dichter sich gedacht, so erging es unserm Swelling. Elise hatte das liebenswürdige und liebende Mädchen artig genug g e s p i e l t, der Neuling ließ sich täuschen, bis er Paulinen fand, und nun ganz deutlich erkannte, daß jenes nur ein Blendwerk gewesen, und alle Kunst in diesem Falle der Natur stets weichen müsse. Auch erfuhr er jetzt zum Überfluß: Gräfinn Lichtenau sey eben die Stiefmutter jener unglücklichen Franziska und Elise, obgleich in denen Zeiten, als Wartenbachs im Hause wohnten, noch sehr jung, schon ein vielversprechendes Ebenbild ihrer Mutter gewesen. Hocherfreut, dieser Circe entflohen zu seyn, schloß er sich desto eifriger an seine Retterinn, und schon nach wenigen Wochen sprach er mit zärtlichem Ausdruck zu Paulinen: „Sie hatten einst demjenigen, der Ihnen Franziska's Geschenk zurückbrächte, eine Belohnung zugedacht; damahls mußte ich bescheiden seyn, darf ich jetzt die Forderung selbst bestimmen?" — Paulinens holdes Erröthen verrieth hier deutlich, daß sie ihn verstanden hatte, und gern bewilligte sie, was er begehrte. Ermuthigt fuhr Swelling fort: „Könnte ich der Mann seyn, dessen Franziska in dem Briefe erwähnte, so schwöre ich treue Liebe bis in den Tod, wie Dorfeid sie gegen Ihre Freundinn bewies, und der Segen dieser edlen Seele möge dann auf unserer Verbindung ruhen." Schüchtern in sich selbst geschmieget, gab sie ihm einen Wink, die Entscheidung von den Ältern zu erwarten.

Elise, die Swellings Abwesenheit einem Güterkauf zugeschrieben, hatte

indeß am Weihnachtsabend richtig ein Packet erhalten, es raſch geöffnet, doch ſchon an dem Deckelgemählde erkannt, daß hier ein Tauſch vorgefallen ſey. Nicht in Moſaik, ſondern nur emaillirt ſah man hier einen prächtigen Hortenſienſtrauch, hinter dem ein liſtiger Dämon mit einem Schmetterlingsnetz zu lauſchen ſchien. Es mochte auf den goldberänderten Zwiefalter abgeſehn ſeyn, der in den Lüften ſchwebte; dieſer nahm aber ſeine Richtung vom Strauche weg, nach dem ſchönen, ſo eben aufgeblühten weißen Röschen zu, das ſeitwärts an einem Stocke prangte. Ein freundlicher Liebesgott ſaß nahebey. Um den Rand des Bildchens zog ſich folgende Deviſe:

Un papillon parfois est aussi connaisseur:
Des beautés qu'il admire il choisit la meilleure,
Et la ruse friponne en vain le veut surprendre,
Au charme de l'innocence il va lui-même se rendre.

Überraſcht ſtand Eliſe, doch hoffend noch, Sie könne ſelbſt vielleicht unter dem Röschen gemeint ſeyn, öffnete ſie jetzt den Deckel. In Fläſchchen und Päckchen lagen hier feine Parfums, Waſchwaſſer, Handteig, nervenſtärkende Eſſenzen, wie die Überſchriften bewieſen; von all den Wohlgerüchen umduftet, ſprach ein in zierlichen Lettern abgefaßtes Briefchen ſie um Leſung an. Er hoffe, ſchrieb Swelling, ſie werde ſich jenes Geſprächs, die Chriſtbeſcherung anlangend, noch erinnern. Da ihm nun ihr Wohlgefallen an einem Artikel aus Aarons Waarenlager bekannt ſey, und er gleichwohl nicht wagen dürfe, ihr Zartgefühl mit einem ſo koſtbaren Geſchenk in Verlegenheit zu ſetzen, auch wenn der Zufall nicht damit ein ſeltſames Spiel getrieben hätte, wie der Jude leicht bezeugen könne; ſo hätte er wenigſtens etwas Ähnliches ausgeſucht, das ſeiner Anſpruchloſigkeit wegen, von ihr ohne Bedenken angenommen werden könne, und ſogar dem Putztiſch einer ſo eleganten Dame viel angemeſſener ſey, als jenes Arbeitskäſtchen. Deßhalb erſuche er ſie, dieſer kleinen Gabe einen Platz darauf nicht zu mißgönnen. — Leichenblaß und zitternd vor Ärger, konnte Eliſe lange kein Wort hervorbringen. Endlich berathſchlagten ſich Mutter und Tochter; Aarons Ausſagen und vorläufige Nachrichten aus M... verſchafften ihnen bald die nöthige Auflöſung des Räthſels, doch bevor das neue Ehepaar in der Stadt anlangte, hatte die Gräfinn mit Eliſe ſie verlaſſen. Ob Letztere von den lieblich duftenden Gaben Gebrauch machte, weiß man nicht; wenigſtens will niemand das ominöſe Käſtchen auf ihrem Putztiſch geſehen haben.

An Julien.

Sonette aus dem Portugieſiſchen des Luis de Camoens.

28. Son. Estesse a Primavera traslatando etc.

Vom Frühling ſind' ich lieblich mich umfangen
In Eurem Anblick, züchtigholde Frau!
Veil, Roſe, Lilie, wie friſch im Thau,
Blühn Euch im Aug', auf Stirne, Mund und Wangen.

Was die Natur allmögend beut zur Schau,
Seh' ich voll Schmelz auf Eurem Antlitz prangen;
Was lebt auf Berg und Feld, in Bach und Au,
Erregt Ihr zart zu minnigem Verlangen.

Doch, wenn Ihr ſtreng verwehrt, daß, wer Euch minnt
Nie pflücken ſoll die Frucht ſo holder Blüthe:
Dann ſtrahlt umſonſt im Aug' Euch Huld und Güte.

Wenn er durch Liebreiz Liebe nicht gewinnt,
Dann weh' in Eurem Dienſte dem Verlornen!
Er lieſet, ſtatt der Roſe, nur die Dornen.

30. Son. Està o lascivo, et doce Passarinho etc.

Ein leckres Vöglein, traut und unbetrogen,
Das mit dem Schnabel nett und zierlich ſich
In Ordnung ſtets ſein bunt Gefieder ſtrich,
War flötend ich von Zweig auf Zweig geflogen.

Grauſamer Jäger, der mich ſchlau beſchlich!
Abſeits kamſt du ſo ſtill heran gezogen:
Sogleich erzielte mich dein Pfeil und Bogen,
Gethan war es, ach, um mein Neſt und . . . mich!

Ich, der ſo frey in ſtolzem Übermuth
In dieſem Hain, den mir mein Loos beſcheeret,
Herum ſich trieb, bin . . . tödtlich nun verſehret!

Vor dir glaubt' ich mich, loſer Schütz', in Huth!
Ich flog, und pfiff mein Liedchen ohne Sorgen:
Du, Böswicht, warſt in Julchens Aug' verborgen!

13. Son. Num jardim adornada da verdura etc.

Einſt lud die Freude mich in ihren Garten ein.
Der Frühling wies ſich bunt auf allen Blumenſtücken;
Es traten, ſich voll Luſt im Grünen zu erquicken,
Die Göttinnen der Lieb' und Jagd in ihren Hain.

Ich ſah mit Lilien ihr Haar Dianen ſchmücken,
Und Venus ihre Bruſt mit Roſen, zart und rein;
Doch überglänzten rings die Blumen, groß und klein,
Die Veilchen, hold und ſchön, und reihten: ſie zu pflücken.

Da frug das Paar Cupid, der ihm zur Seite ſtund,
Welch' eine Blum' er ſich aus drey der liebſten Flören
Zum Preis der Zärtlichkeit und Schönheit auserkoren?

Schnell ſprach das kluge Kind mit lächelndſüßem Mund:
Vor Roſ' und Lilie erkor ich mir die Veile;
Strahlt nicht in Julchens Aug' ſie mir zum Wohl' und Heile?

40. Son. Alegres campos, verdes arvoredos etc.

Muntre Felder, lieblichgrüne Haine,
Wäſſer, wie Kryſtallen friſch und rein,
Wieſ' und Wald in eurem Widerſchein,
Quellend über hohe Klippenraine!

Wald'ge Berge, rauhe Felſenſteine,
Die im wirrem Bund mich herb umdräun,
Wißt ihr mich des Kummers zu befreyn?
O ſo macht, daß nicht dieß Auge weine!

Fröhlich ſeht ihr mich, wie ſonſt, nicht mehr;
Jetzt läßt euer holdes Grün, ihr Auen!
Dein Geräuſch, o Quell! mich freudenleer:

Meinen Gram nur kann ich euch vertrauen,
Nur was heiß in Thränen ſchwillt den Blick:
Ach, die Sehnſucht nach entſchwundnem Glück!

Gottlieb v. Leon.

Schauſpiel.

Am 20. und 25. Dec. ſahen wir zum erſten und zweyten Mahle im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore: Zemire und Azor. Nach dem Franzöſiſchen. Muſik von Ludwig Spohr.

Das Talent des Tonsetzers berechtigt allerdings zu schönen Erwartungen, die aber, wie es scheint, nur dann in vollem Maß befriedigt werden, wenn er sich in der Sphäre der Instrumental-Komposition bewegt. Er hat dieses Mahl außerdem ein zweyfaches Wagestück unternommen. Die Wahl des längst bekannten und verbrauchten Steffes kann nicht vortheilhaft genannt weeden. Die Handlung hat wedee Leben noch Interesse; es mangelt ihr der tiefe Ernst, wie die heitere Komik, die Situationen sind unwirksam und die Chaeaktere sehr gewöhnlich. Duech die Bearbeitung hat sie eben auch nicht viel gewonnen, und es ist keine glückliche Abänderung des Originals, daß Zemire am Ende des jetzigen ersten Aufzugs, sonst des zweyten, um ein Ensemblestück zu erhalten, mit des Vateces Segen das Haus verläßt, aus welchem sie vorher entfloh. Die sichtbare Verwandlung des Azor war früher auch effektvoller, als die jetzige Erscheinung der Fee, der wir übrigens ein schönes Melodram veedanken. Was nun die Musik betrifft, so war Gretry's Komposition zwar vecaltet, doch den Freunden der Tonkunst immer noch ein werthgeschätztes Werk. In Ansehung des steengen Satzes, des harmonischen Baues, hat es der neuere Tonsetzer mit seinem Vorgänger glücklich aufgenommen; in dem melodischen Theil blieb Gretry Sieger. Der gemüthliche, kindliche Charakter, der die Fabel bezeichnet, der sie allein noch einiger Maßen anziehend macht, und dit der französische Komponist so richtig aufgefaßt, so trefflich übeetragen hat, ist durch das Ernste, Förmliche in Spohr's Musik nicht gut ersetzt; das Charakteristische der Personen hat oft sogar dadurch gelitten. So ist Zemiee zum Beyspiel im Gesang der wohlgelungnen Kavatine: „Rose, wie bist du so schön!" u. s. w. ein einfach unbefangnes Wesen; in der letzten Arie am Ende des zweyten Akts erhebt sie sich zur glänzenden Bravour einer Prima Donna. Ähnliche Falle kommen öfter vor. Nichts desto weniger herrscht eine gewisse Monotonie in der Komposition, woran das Stück seibst und der gleichförmige, schleppende Gang der Handlung zum Theil mit Schuld seyn mögen. Azors Aeie in C-dur, die Hr. Rosner mit Kraft und Ausdruck vortrug, will an den bestimmten Ort so wenig passen, wie das bey der zweyten Vorstellung weggelassene Lied des Ali, der überhaupt in dieser Beaebeitung eine sehr mißlungene Erscheinung ist. Auch die große Arie Zemirens war das zweyte Mahl bedeutend abgekürzt, was so, wie die übrigen Abkürzungen, einen bessern Erfolg bewirkte. Nichts desto weniger unter die bedeutenderen neuen Kompositionen läßt sich diese immer rechnen; mehrere Gesangstücke, nähmlich das Terzett der drey Schwestern, die schon erwähnte Kavatine, die Spiegel-Seene, sind trefflich ausgeführt, und des Beyfalls würdig, den sie an andern Oeten, nahmentlich in Frankfurt, Leipzig, Hamburg u. s. w. in vollerem Maß als hier, bereits erhielten. Sehr gefällig und lebendig ist auch das Duett der beyden Schwestern im zweyten Akt. Das Quartett am Schluß der Oper hat harmonischen Werth, begünstigt aber den Effekt des Ganzen nicht. Daß Maria von Weber's gewaltiger Freyschütz diesem Tonwerk voranging, hatte auf den schwachen Eindruck, den es machte, sicher einen nicht geringen Einfluß. Die neue Direktion wollte ihr Versprechen, so schnell als möglich eine Neuigkeit von einem vaterländischen Tonsetzer darzubiethen, in Erfüllung bringen, und die Wahl war ohne Zweifel schwieriger, als der übereilte Ausspruch eines leidenschaftlichen Tadels, der bey der ersten Aufführung selbst den Muth der Sänger lähmen mußte; obgleich die Unbefangenen und die Freunde echter Tonkunst sich mit allem Ernst bemühten, die Oper nach ihrem wahren Werth, gerecht zu würdigen. Die Wiederhohlung wurde indessen freundlicher aufgenommen; auch herrschte auf der Scene größere Sicherheit und Regsamkeit.

Die Ausschmückung zeigte sich reich und geschmackvoll; das einzige Schlußtableau hätte in früherer Zeit hingereicht, ein wankendes Werk zu stützen und den Beyfall der Zuhöeer durch die Augen zu gewinnen. Dit Verwaltung gab durch diese Ausstattung den ersten Beweis, daß sie mit Fleiß darauf bedacht ist, der deutschen Oper ihr volles Recht widerfahren zu lassen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 8. Jänner 1822.

4

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Adrienne de Sergy.

Eine wahre Anekdote.

Von G. L. P. Sievers.

Nicht allein in der physischen, auch in der moralischen Welt, macht sich ein einziger großer Gegensatz bemerkbar: neben dem abscheulichsten Laster blüht die gottähnlichste Tugend, und die Spuren des kalten reflektirenden Egoismus werden von den Großthaten des fühlenden Gemüths verwischt.

Selbst in der witzigsten Periode des französischen gesellschaftlichen Lebens unter Ludwig XIV., treten Individuen auf, in deren Leben es wahrhaft romantische Momente gibt. Wer kennt nicht die Liebe der Mademoiselle de Montpensier zu dem Grafen Lauzun? Diese Prinzessinn, geboren und erzogen an einem Hofe, wo die Gefühle des Herzens vor dem Begehren der Sinnlichkeit verschwanden, diese Prinzessinn leistet Verzicht auf die Majestät ihrer Geburt, und schenkt sich und ihr ganzes ungeheures Vermögen einem einfachen Edelmanne, ja, behält sich nichts vor, als das beglückende Gefühl, nun gänzlich von ihrem Geliebten abzuhängen und ihm mehr gegeben zu haben, als irgend ein Monarch einem seiner Unterthanen.

Weniger bekannt ist das Leben und das eben so interessante, als tragische Ende der schönen Marquise Adrienne de Sergy. Ein Muster der Schönheit, Liebenswürdigkeit und Anmuth, begeisterte sie, am Ende der Regierung Ludwig XIV., alle Dichter und Künstler dieser glänzendsten Zeitepoche in der Geschichte Frankreichs. Chaulieu, Lafare, Fontenelle und St. Aulaire besangen ihren Geist und ihre Reize; die berühmtesten Mahler und Bildhauer wählten ihre Formen zu Vorbildern ihrer Werke. Insbesondere besaß die Marquise Arme von idealischer Schönheit. Der berühmte Girardon flehte sie um die Erlaubniß, wie um die theuerste Gunstbezeigung, an, diese Arme zum Modelle für seine Nymphen in den Bädern des Apollo wählen zu dürfen. Noch lange nach dem Tode der Marquise sagte

man sprichwörtlich, wenn von schönen Frauenarmen die Rede war: Sie hat Arme, wie die Marquisinn von Sergy.

Mit allen Reizen des Geistes und des Körpers ausgestattet, war die schöne Adrienne ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde geworden. Im Herausgehen aus der Messe der Minimes, welche zu jener Zeit die Mode-Messe war, oder bey ihren Spatziergängen auf der Place-Royale, damahls dem Sammelplatze der vornehmen Welt von Paris, versperrte ihr stets eine Schar Neugieriger den Weg, welche in Haufen herbeyströmten, um sich an dem Anblicke der bezaubernden Frau zu weiden. Das Gedränge war oft so groß, daß die Marquise gezwungen ward, sich hinwegzubegeben. Im Schauspielhause stieg der Enthusiasmus noch höher. Erschien sie etwa nach Anfang des Stücks, so mußten nicht selten, vom Gejauchze des allgemeinen Entzückens unterbrochen, Baron und die Champmêlé für viele Minuten schweigen, ja die Musiker der großen Oper kamen nicht selten aus Takt und Ton heraus.

Unter der Menge von Männern, welche die reizende Marquisinn im Stillen anbetheten, gab es einen Jüngling, dem die Ungleichheit des Standes und der Glücksgüter untersagte, selbst durch Blicke die Leidenschaft zu erkennen zu geben, welche ihn verzehrte.

Dieser Jüngling empfahl sich eben so sehr durch seine Talente, als durch die körperlichen Vorzüge, mit welchen ihn die Natur ausgestattet hatte. Er hieß Saint-Elme, war einer der ausgezeichnetsten Wundärzte der damahligen Zeit, und besaß besonders eine seltene Geschicklichkeit im Aderlassen. Keine Modedame wäre zu bewegen gewesen, ihren Arm oder ihren Fuß einem andern Chirurgus als dem schönen Aderlasser (beau saignair*) (so hieß St.-Elme in der großen Welt) Preis zu geben.

Das Aderlassen war damahls eine Modekur in Frankreich, wie es späterhin das Klystier geworden ist: wenn heut zu Tage keine Dame gesund zu seyn glaubt, ohne jährlich zwölfmahl die Spritze angelegt zu haben, so war der Schnäpper unter Ludwig XIV. eine Bedingung, ohne welche kein Wohlbefinden existiren konnte. War der Zufall, oder das wenige Zutrauen, welches die Marquise in die Wirkung des Aderlassens setzte, Schuld daran, sie allein hatte von allen vornehmen Damen, welche jedes Jahr zweymahl dem jungen St.-Elme ihren Arm darreichten, die Geschicklichkeit desselben noch nicht auf die Probe gesetzt. Ohne geradezu verbrecherische Wünsche gegen die Gesundheit einer ihm so theuren Person in seinem Busen zu nähren, konnte sich Saint-Elme nicht enthalten, an das hartnäckige Wohlbefinden der Marquise mit einem gewissen unwillkührlichen Ärger zu denken.

*) Leser Calembourg (saigneur und seigneur) beweist, daß die Sucht, durch Ähnlichkeit der Aussprache den Sinn eines Worts mit dem eines andern zu vertauschen, welche besonders im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch den bekannten Marquis de Bièvres in Frankreich zu einer eigentlichen Kunst ausgebildet war, und sogar das Glück des Theaters des Variétés machte, wo besonders Brunet und späterhin Potier durch eine seltene Meisterschaft in der Calembourg-Macherey glänzten, sich schon aus dem Zeitalter Ludwig XIV. herschreibt. Jetzt hat diese Spielerey ihre Endschaft erreicht; selbst in den Gesellschaften des Bürgerstandes wird ein Calembourg für das Zeichen eines schlechten Tons genommen.

Nachdem lange Zeit sein einziges Glück darin bestanden hatte, die reizende Adrienne dann und wann an öffentlichen Orten zu sehen, zeigte sich ihm, im Augenblicke, wo er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sich derselben je unmittelbar zu nähern, der Zufall plötzlich günstiger, als er geahnt hatte. An das Bett einer alten kranken Herzoginn gerufen, deren Hauschirurg er war, fand er beim Eintreten in ihr Zimmer eine hohe, schlanke, weibliche Gestalt, welche ihm den Rücken zuwendete. Er tritt näher, ergreift den Arm der Herzoginn, und blickt der Dame ins Gesicht. Wer schildert sein Entzücken? Es ist die Marquise von Sergy! Die Freude macht ihn fast ohnmächtig. Kaum im Stande, die Erzählung von der Krankheitsgeschichte der Herzoginn aufmerksam anzuhören und das Recept des Arztes mit Bewußtseyn zu lesen, sieht und hört er nur die schöne Adrienne. Endlich sucht er sich zu fassen, um der Herzoginn die Ader zu schlagen. Die Operation gelingt über Erwarten, denn die Gegenwart der Marquise begeistert ihn. Aber wer schildert die Gefühle des jungen Mannes, als jetzt die reizende Adrienne den Handschuh auszieht, ihm den entblößten Arm darreicht und ihn frägt, ob sie schwer zur Ader zu lassen seyn würde? Das Übermaß seines Glücks droht ihn zu tödten. Er ergreift den Arm der Marquise, seine Hände beben, er stammelt einige unzusammenhängende Worte. Die Marquise bemerkt den Eindruck, welchen sie auf den schönen Wundarzt macht, erröthet und schlägt die Augen nieder. Saint-Elme, von der Furcht gepeinigt, bey längerem Bleiben den Zustand seines Herzens immer deutlicher zu verrathen, läßt den Arm der Marquise fahren, verbeugt sich, und stürzt bewußtlos aus dem Zimmer.

Wenige Tage darauf wird in der großen Oper ein neues Schäferspiel von Lamotte aufgeführt. Eine dunkle Ahnung sagt Saint-Elmen, die Marquise von Sergy werde der Vorstellung beywohnen. Er geht ins Theater. Voll banger Erwartung sucht er in jeder anwesenden Dame die angebethete Adrienne; vergebens, sie ist nicht zugegen. Schon hat er alle Hoffnung aufgegeben, den Gegenstand seiner Liebe von Angesicht zu Angesicht zu erblicken, da öffnet sich ihm gegenüber eine Loge; das Schlagen seines Herzens täuscht ihn nicht; es ist die Marquise von Sergy. Ihre Blicke irren im Schauspielhause herum, sie scheinen jemanden zu suchen. Da wird sie Saint-Elmen gewahr, und geräth in sichtbare Verwirrung. Saint-Elme kann seine Augen nicht von ihr abwenden; mit welchem entzückenden Gefühle bemerkt er, daß auch sie häufig zu ihm herüberblickt! Nach geendigter Vorstellung stürzt er hinunter, und sucht sich hinter die Lakaien der Marquise zu verbergen. Sie erscheint, steigt in den Wagen; ihre Blicke fallen auf Saint-Elmen; sie lächelt in holder Verwirrung und der Wagen rollt fort.

Das Glück schien Saint-Elmen begünstigen zu wollen. Ein Paar Tage darauf befand er sich mit einigen seiner Freunde im Garten der Tuilerien, wo sich damahls die schöne Welt um das große Bassin herum auf Stühle zu setzen pflegte. Seine Freunde ließen die berühmtesten Schönheiten der damahligen Zeit die Musterung passiren; Saint-Elme ertheilte, wie sich von selbst versteht, der Marquise von Sergy die Palme, ja die glühende Beredsamkeit, mit welcher er die Reize derselben zu schildern wußte, vermochte am Ende auch die übrigen jungen Leute, der Meinung ihres Freundes beyzutreten. Auf einmahl hört er dicht hinter sich in einem Kreise von Da-

nien den Nahmen der Marquiſe ausſprechen. Er ſieht ſich um; ſie iſt es ſelbſt! Im nähmlichen Augenblicke tritt ein Herr hinzu, biethet ihr den Arm und führt ſie hinweg. Im Fortgehen wirft ſie einen Blick auf Saint-Elmen; es war ihr kein Wort von ſeiner und ſeiner Freunde Unterredung entgangen.

Jetzt verſtrichen mehrere Monathe, ohne daß es unſerm jungen Manne gelingen wollte, die Marquiſe an irgend einem öffentlichen Orte anſichtig zu werden. Sie war auf's Land gereiſt.

Bey ihrer Zurückkunft erſtaunte jedermann über die Friſche ihrer Wangen, über die Fülle ihres Körpers. Ihr Arzt allein konnte nicht umhin über dieſe gar zu blühende Geſundheit eine große Beſorgniß zu bezeigen. Er meinte, ein ſolches Übermaß von Wohlſeyn könnte der Vorläufer einer ſchweren Krankheit werden. Auch ſämmtliche Damen ihrer Bekanntſchaft, die es für unverträglich mit dem Tone der großen Welt hielten, wenn eine Frau von Stande eben ſo rothe Wangen habe, als die Mädchen auf dem Lande, ſtimmten in die Meinung des Doktors ein. So ward beſchloſſen, die Marquiſe ſolle zur Ader laſſen. Man ſchickte zu Saint-Elmen.

Die Marquiſe, welche den jungen Mann nicht aus dem Gedächtniſſe verloren hatte, war heimlich froh darüber, daß ſie bey dieſer Gelegenheit ſeine nähere Bekanntſchaft machen könne, ohne ſich weder vor ihm ſelbſt, noch vor der Welt bloßzuſtellen.

St.-Elme erſcheint; er iſt in ſichtbarer Bewegung; faſt verſagen ihm ſeine Füße den Dienſt. Die Marquiſe bemerkt die Verwirrung des jungen Mannes; ihn zu beruhigen, ladet ſie ihn ein, ſich neben ſie zu ſetzen und beginnt dann mit jener ungezwungenen Anmuth, welche ſie über ihre geringſten Handlungen zu verbreiten wußte, ein gleichgültiges Geſpräch. St.-Elme ſitzt da, im Anſchauen der reizenden Frau verſunken; ſein Athem ſtockt, er ſcheint wie verklärt. Der Marquiſe entgeht die ungewöhnliche Wallung des jungen Wundarztes nicht, ſie iſt für einen Augenblick entſchloſſen, das Aderlaſſen auszuſetzen. Aber ſie fürchtet ihn durch ihr Mißtrauen zu kränken, oder ihm vielleicht gar im Publikum zu ſchaden; muthig hält ſie ihm den Arm hin. Beym Berühren desſelben überfällt St.-Elme ein Schauder; doch faßt er ſich. Die Vorbereitungen zur Operation ſind gemacht; er ergreift die Lanzette, ſchlägt, taumelt todtenbleich zurück auf ein Sopha und ruft in der fürchterlichſten Verzweiflung aus: „Gerechter Gott, ich habe die Arterie getroffen; ſie muß ſterben.“ Die Frauen der Marquiſe ſtürzen herbey, und ſuchen das Blut zu ſtillen; ein Bedienter bemächtigt ſich St. Elme's, der ſich eben mit derſelben Lanzette eine Pulsader öffnen will.

Die Marquiſe ermannt ſich, und ſucht dem unglücklichen Jünglinge Worte des Troſtes zuzuſprechen; zum Scheine glaubt ſie nicht an die Gefahr, in welcher ſie ſchwebt. Dann verlangt ſie, einen Augenblick allein zu ſeyn, um ihren letzten Willen niederzuſchreiben. Als dieß geſchehen, muß ihr St.-Elme wieder vorgeführt werden. Sich in tödtlicher Verzweiflung herbeyſchleppend, ſinkt er vor dem Bette der Marquiſe nieder. Dieſe redet ihn folgender Maßen an: „Junger Mann, ſammeln Sie Ihre Kräfte, und hören Sie mich. Im Augenblicke, wo ich das Leben verlaſſe, verurſacht der Jammer, in welchem ich Sie zurücklaſſe, mein bitterſtes Leiden. Ich biethe Ihnen keine Verzeihung an, denn Sie haben ſich keines Vergehens gegen mich ſchuldig gemacht. Aber

die Welt wird keine so menschliche Nachsicht mit Ihrem Unglücke haben. So habe ich es für Pflicht gehalten, der Ungerechtigkeit derselben in Voraus zu begegnen und Sie unabhängig von der öffentlichen Meinung zu machen. Ich beschwöre Sie, die jährliche Rente von sechstausend Franken anzunehmen, welche ich Ihnen in meinem Testamente aussetze. Versprechen Sie mir, sich der Verzweiflung nicht zu überlassen, sondern —" Weiter kann sie nicht sprechen; sie hatte ihre schöne Seele ausgehaucht.

Vergebens würde man sich unterfangen, den Zustand St.-Elme's zu schildern. Monathe verflossen, ehe er sich selbst, dem Leben und der Welt wiedergegeben ward. Dann that er das Gelübde, den Rest seines traurigen Daseyns der leidenden Menschheit zu widmen. Er blieb demselben getreu, denn fortan sah man ihn nur in den Hütten der Armen. So ehrte er bis zu seinem Tode das Andenken derjenigen, welche sein Schlachtopfer und seine Wohlthäterinn zugleich gewesen war.

Wie wohlgetan Maria, die Gottesmutter, war.

Nach einer altdeutschen Dichtung des XIII. Jahrhunderts.

Von Julius Max Schottky.

Sie war der Jungfrau'n Schönste,
Gar weiß und fein und blank,
Zu kurz nicht, sondern mäßig lang.
Ihr zarter Leib blieb Tadels bar,
Von Makeln frey wohl ganz und gar.
Gelb und goldfarben war ihr Haar,
Der Zopf geflochten jeder Zeit,
Sehr lang mit vieler Zierlichkeit.
Die Augenbraunen schmal und braun,
Die Stirn wie Elfenbein zu schau'n,
Die Augen wie der Kerzen Licht
So glänzend hell, und wahrlich nicht
Zu groß, noch auch zu klein,
Gar gleich dem Edelstein,
Der Saphyr ist genannt,
Und leuchtender noch als Jochant *).
Das Augenweiß wie Milch so rein,
Gab mehr als Glas den lichten Schein,
Die Nase grad von schöner Art,
Der jeder Fehl genommen ward.
Ihr Mund stand gar so wonniglich
Und anzuschauen minniglich.
Die Lippen rosenroth und schmal
Ohn jedes Tadels kleinstes Mahl,
Erhoben und sich völlig gleich;
Die Zähn' an großer Schönheit reich;
Weiß, grade und sehr rein,
Gen sie that Schnee selbst dunkel seyn.
Die Wangen standen Lil'gen gleich,
Doch waren sie auch beyde reich

*) Jaspis.

Behaucht mit rother Rosen Schein.
So daß die zarten Wängelein
Wohl glichen einem Lil'genbeet,
Das man mit Rosen übersäet.
Ihr Kinn ein überfeines Rund,
Dem nie der Tadel wurde kund,
Und mitten drin ein Grübelein,
Das nimmer mochte schöner seyn,
Dem Antlitz stets zur großen Zier.
Die Kehl' von höchster Weiße schier,
Der Hals gar voll, doch immer schlank
Nicht kurz und auch nicht allzu lang.
Solch schöner Leib und der so rein,
Ward nur bey Christus noch allein
Gesehen einst, deß lichter Schein
Auch glänzte wie Maria rein.
Es waren zierlich ihre Händ'
Und außerdem gar wohl behend'
Zu jedem Werke stets fürwahr,
Das ihrer Würde ziemend war.
Die Finger lang und füglich schmal,
Die Nägel rein, schön überall;
Gar stattlich war ihr Gehen,
Und mild ihr Augen-Sehen.
Jedwed' Geberde, jeder Schritt
Erzeigte sich in zücht'ger Sitt',
Daß Alle, die ihr Leben sahen,
Die sich der Reinen konnten nahen,
Gestanden: ihrer Tugend gleich
Sey nur das Thun im Himmelreich!

(S. Docen's Miscellaneen II. 73.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 30. December: Faust. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Klingemann.

Hr. Melchior, vom ständischen Theater in Pesth, trat zum ersten Mahl als Gast in der Hauptrolle auf.

Es ist nicht leicht und kann nur einer sehr glücklich begabten Individualität gelingen, in den ersten beyden Akten dieses Trauerspiels zu befriedigen. Zuerst spricht sich die Grundstimmung und das Verhältniß des betrogenen und verfolgten Faust zu wenig aus, es zeigt sich hier kein fester Standpunkt und keine Klarheit, der Schauspieler kann auch bey großer Sicherheit sich oft nicht in den rechten Ton gleich finden. Im zweyten Akt wird eine sehr mühsame Deklamation erfordert, und der Verfasser selbst sah sich genöthigt, anzumerken, daß die Reden in der ersten Scene von einem guten Deklamator gesprochen werden müssen. Der Vortrag, deutlicher zu reden, muß hier lyrisch seyn, bald im höchsten Aufschwung sich erheben, bald in die Tiefe senken, und immerfort die ganze Tonleiter der Deklamation auf und nieder schweben, um den lästigen, und in monotoner Farbe gehaltenen Bilderschwall, wie den mächtig widerstrebenden Sylbentanz zu bekämpfen. Dazu gehört ein biegsames, umfangreiches und klangvolles Organ, große Sicherheit im Akzentuiren, Phantasie und metrisches Gehör. Er muß aber auch

den Grundton des Charakters mit diesem Vortrag zu verschmelzen wissen, und dabey stößt er obendrein auf Verse, wie folgende:

Teufel der Teufel! vollende das Woet!
Glühend vergelte den Teotz ich dir dort;

oder wie die voehergehenden:

Fluch und Verderben! Wer stürmt heenieder?
Ungestümer, was willst du schon wiedee? —

Wee Deklamation versteht, sollte dem Schauspieler solche Aufgaben ersparen.

Hr. Melchior, wie man aus dem Eingang dieser Bemerkungen leicht vermuthen kann, befriedigte in diesem Theile der Darstellung wenig; es herrschte zu viele Monotonie und etwas Oberflächlichkeit; den verständigen, theaterfesten Schauspieler konnte man dessen ungeachtet nicht verkennen. Desto besser gelang diesem Gastspieler der Ausdruck der höchsten Leidenschaft und der wildesten Verzweiflung. Ee kennt die Geenzen seines Organs und weiß den Mangel der extensiven Keaft duech Verwendung der intensiven glücklich zu eefetzen. Noch mehr, der Dastellee des Faust ztigte dieß Mahl, daß er den oft veemißten und zum entschiedenen Beyfall unumgänglich nöthigen Votzug besitze, die Leistung immerfort zu steigern, und auf halb oder weniger Gelungenes das mehe Gelungene folgen zu lassen. Bey Kleinigkeiten soll man sich in solchen Fällen nicht veewellen, auch gibt die Beurtheilung im Allgemeinen einr mehr befriedigende Ansicht, als klenkliche Zergliederung des Einzelnen, überhaupt ist jenes nicht die leichteste Mekhode der Kritik; übee einen Schauspieler aber, dessen Mängel und Vorzüge ungefähe in gleichem Verhältnisse stehen, oder an welchem letztere weder im Glanze hoher Genialität leuchten, noch die ersteren allzu scharf in's Auge fallen, nach einer einzigen Darstellung, und noch dazu eines so widerspenstigen Chaeakters, ein erschöpfendes Urtheil fällen zu wollen, das wied mit glücklichem Erfolg wohl niemand unternehmen wollen, der die Kunst versteht.

Am folgenden Abend sahen wir den Gastspieler als Wilhelm Tell. Dieser einfache, grosiartige Charakter muß von vorn herein durch eine impofante Ruhe angedeutet weeden; man erwartet den Ausdruck eines tiefen Gemüths in Ton und Wesen einer ländlichen, oft an Rauheit streifenden Natur. Zugleich aber soll die Darstellung zur Höhe der Dichtung sich erheben, dem hohen Charakter dieses herrlichen Werks entsprechend, in welchem dee wahre Patriotismus, echter Freyheitssinn im Bunde mit der Teene gegen den angestammten Fürsten, waltet. Das ist die Aufgabe. Einzelnes wied Vielen gelingen, denn die Diktion ist rein und vollendet, die Gedanken und Empfindungen entwickeln sich in fortschreitendem Zusammenhang, und der höchste Schwung der Begeisterung spiegelt sich in sonnenheller Klarheit. Der Ton klang Anfangs etwas peätios und das charakteristische Gemählde war zu flach gehalten, oder mit andern Worten, um die vorigen Andeutungen hier wieder anzufassen, nicht imposant genug. Es bestätigte sich auch, was bey der ersten Daestellung dem Beschauenden nicht entgangen war, daß in ruhigeeen Stimmungen eine gewisse Monotonie herrscht, die in der Scene, wo Tell seine Befeeyung aus der Gewalt des Tyrannen schildert, durch den fast unbeweglich ausgestreckten Arm, als einzige mimische Bezeichnung des Redevortrags, dieß Mahl noch veemehet wurde. In dee Hauptseene hingegen, von dee verweigerten Huldigung des Hutes an bis zum Apfelschuß und voezüglich nach errungenem Siege, zeigte sich ein eeges Leben, durch teeffliche Momente voll Wahrheit und Kunstsinn ausgezeichnet. Wenn auch der Ausdruck einige Mahl zu sehr in den weinerlichen Rührton übeeging, so muß man doch gestehen, daß die Weichheit und Biegsamkeit des Oegans in dee Höhe diesen Ausdruck sehe begünstigt. Für die gelungenste Stelle diesee ganzen Scene eeklären wir die Entwicklung des Affekts, mit der die Worte an den Vogt gesprochen wueden, auf dessen wiedeehohlte Frage, wozu der veesteckte Pfeil bestimmt gewesen. Diese Woete lassen sich wohl auf verschiedene Weise anders, aber schwerlich eichtiger und bessee sagen. Im Ganzen dieser Daestellung bemerkten wir, wie auch das eeste Mahl, daß man von diesem Schauspieler immer lobenswerthe Leistungen im Ein-

zelnen erwarten darf, wenn es ihm auch seltener gelingen sollte, ein Ganzes auszuführen.

Die Rolle des Arnold von Melchthal (Hr. Walser) ist zu bedeutend, als daß man einige Bemerkungen unterlassen könnte, wenn gleich die Manier der Deklamations- und Geberdensprache, die sie betreffen, unverbesserlich scheint. Wohin aber soll diese Unnatur der Nachahmungssucht, diese Ruckungen und Zuckungen in Vortrag und Bewegungen einen angehenden Schauspieler, der Anfangs Hoffnungen erregte, endlich führen? Solche deklamatorische Kataraktenstöße ohne Sinn und Bedeutung, in einzelnen Reden, begleitet von leeren, regellosen Theatergesten, können wohl müßige Hände einen Augenblick in Bewegung setzen, oder ein Bravo erhaschen, das eigentlich dem Dichter gilt, und worin der Spender oft sich selbst noch mehr gefällt, einen bleibenden Eindruck zurück lassen wird diese Darstellungsweise nie.

Leopoldstädter Theater. Das neue Jahr wurde hier mit einem Gratulationsstück angefangen, das den Titel führt: Das Jahr 1822, oder: Die drey Schuster. Lokale Posse in drey Akten, von A. Bäuerle.

Der Titel eines Stücks ist im Ganzen eine ziemlich gleichgültige Sache, dieser Vortheil kommt dem hier genannten ganz zu Statten, und es macht keinen Unterschied, daß man die Jahreszahl 1822 eben so gut mit einer anderen verwechseln kann. Die charakteristischen Züge des hinter Gratulationskomplimenten versteckten Eigennutzes sind mit wirksamer Komik verwebt. Der ernsthafte Theil dieser Posse ist, wie es die Bezeichnung zu erfordern scheint, untergeordnet; der untergeordnete aber, nähmlich die lustigen Ereignisse im Kreise der Schusterfamilie, kann für das chef d'oeuvre der drey Meister gelten, wozu Hr. Schuster Jgn. als Meister Ignaz Schuster aus der reichen Fülle seiner komischen Natur das Beste lieferte. Zu den hors d'oeuvres gehört die Schlittenfahrt am 1. Jänner des neuen Jahrs. Eigentlich sollte die Erdichtung an einem so nahe liegenden, die allgemeine Aufmerksamkeit ansprechenden Gegenstand, nichts verändern. Der Feyer des Tages angemessen erschien Mlle. Ennökl, in einem durch Wahl, Anordnung und Wechsel ausgezeichneten Kleiderschmuck. Die Darstellung konnte anfänglich einen etwas stärkeren Anstrich von Leichtfertigkeit vertragen, obgleich der Ausgang dem zu widersprechen scheint; doch kommt es hier auf einen kleinen Widerspruch nicht an. Mlle. Krones sahen wir als Klara, Frau des Meister Ignaz, in diesem Stück zum ersten Mahl, und fanden ein natürliches, für den Standpunkt dieser Rolle schickfames Benehmen. Der Augenblick, wo die Frau den grollenden Mann mit schalkhafter Gutmüthigkeit umarmt, konnte nicht glücklicher aufgefaßt seyn. Den Schluß machte ein Tableau: „Die Theatergesellschaft des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt als Neujahrsgratulanten," betitelt; jeder im Kostum irgend einer beliebten Rolle, zu unterst in der Mitte Hr. Ralmund als „rosenfarbner Geist;" doch konnte man mit Leporello singen: „Er ist's nicht selbst, es ist sein Kleid."

Die Vorstellungen dieser Bühne haben das neue Jahr eben so glücklich angefangen, wie sie das vergangene beschlossen, denn das Einweihungsstück ist bereits in kurzem mehrmahls und vor ausgezeichneten Zuschauern wiederhohlt worden.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 10. Jänner 1822.

5

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1008; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiblichen Arbeiten.

Von Louise Brachmann.

Drey Mädchen, auserwählte Freundinnen, saßen zusammen an einem stillen Sonntagsabende, und ergetzten sich an traulichen Wechselgesprächen. Sie erzählten einander von den glücklich vollbrachten Arbeiten der Woche und freuten sich ihres Fleißes.

Adelheid, die älteste und verständigste unter ihnen, die dem bedeutenden Hauswesen ihres Vaters vorstand, an der Stelle ihrer verstorbenen Mutter, erzählte wie sie diese Woche eben eine der schwierigsten Aufgaben in der Wirthschaft überstanden habe, wie ihr nähmlich das ganze Haus von unvermutheten und vornehmen Fremden erfüllt worden sey, wie sie diesen zu Ehren noch eine Anzahl Gäste zu dem folgenden Mittagsmahl habe einladen lassen, und dieses in der Eil noch mit Anstand ordnen müssen; wie ihr aber doch der Himmel alles glücklich und mit Ehren habe überstehen helfen.

„Und nun kannst du auf deinen Lorbern ruhen!" rief die muntere, fröhliche Caroline, die jüngste unter allen dreyen. — „In unserm kleinen Haushalt fällt so etwas freylich nicht leicht vor. Die Beschäftigung meiner vergangenen Woche ist sehr einfach gewesen; ich habe mit der Mutter und unserm Dienstmädchen so emsig gesponnen, daß wir beynah die Finger nicht fühlten, weil unser feines Gewebe fertig werden, und noch Ende der Woche zum Weber muß. Dafür soll aber auch, wenn nun die Bäume ausschlagen, und die Wiese den Fluß hinunter mit herrlichem smaragdnen Grün prangt, kein schöneres Gewebe auf der Bleiche liegen, als das unsre, so weit die sächsischen Grenzen reichen!"

„Seht doch wie ehrgeizig!" lachte Adelheid; „aber was hat denn unsere kleine zärtliche Mathilde diese Woche gemacht?"

Die sanfte Mathilde erröthete und zögerte zu antworten.

„Gedichte wohl am Ende!" rief die schelmische Caroline. „Aber Gedichte werden nicht gut gethan für ordentliche weibliche Arbeiten! Als Zugabe mögen sie recht hübsch seyn, so wie der Blumenschmuck bey einer wohlbeset-

ten Tafel; aber nur nicht als Hauptſache! Man findet auch heutigen Tages, daß oft die beſten Dichterinnen zugleich treffliche Hausfrauen, oder doch wenigſtens dazu erzogen ſind."

„Wenn alſo mein liebes Mathildchen eine gute Hausfrau werden will, ſo —"

„Ach laß mir meine Mathilde in Ruh!" rief Adelheid und ſchlang den Arm um die ſtillere Mathilde. „Sie iſt ſehr häuslich erzogen, und wird gewiß eine gute Hausfrau werden! — wozu ſie auch die nahen Ausſichten hat," — ſetzte ſie lächelnd gegen Mathilden hinzu. — „Haſt du etwa deinen Eduard beſungen?"

„Adelheid, auch du quälſt mich?" bath Mathilde.

„Nun ich meine das nicht bös," verſicherte Adelheid. „Ein Gedicht auf ihn ſelbſt läßt ſich immer ein irgend gefühlvoller Ehemann recht gern gefallen, nur nicht ſtatt der Suppe! Aber ſage doch im Ernſt, mit welchem Werkzeug unſrer eigenthümlichen Künſte haſt du dich denn dieſe Woche vorzugsweiſe beſchäftigt?"

„Mit der Nadel," erwiederte die ſich ermuthigende Mathilde lakoniſch.

„Alſo genäht?" fragte Caroline.

„Geſtickt;" erwiederte Jene wie oben.

„Ach! ach!" rief Caroline mit komiſcher Verwunderung, „jetzt wird mir Alles klar! Geſtickt, ein zierliches Andenken für den Geliebten?" —

— „Es ließe ſich viel von dieſer ſchönen Kunſt ſagen," — fing Mathilde ablenkend an, — „ungefähr daſſelbe wie von der Webekunſt der Alten. Wenn ich mir die holde Penelope an ihrem Webſtuhl denke!"

„Ja, nur mit dem Unterſchied," lachte Adelheid, „daß jenes Muſter ehelicher Treue arbeitete, die Freyer von ſich zu entfernen, und heut zu Tag unſre ſtickenden Schönen aus der entgegengeſetzten Abſicht."

„Mathildchen, nimmſt du das nicht übel?" fragte Caroline.

„Ich will dieß wieder nicht auf dich anwenden, meine kleine, ſüße Mathilde!" verſicherte Adelheid, — „dein Eduard iſt dir gefeſſelt genug; du überſtreuſt dein ſchönes Eigenthum nur noch mit Blumen!"

— „Aber wieder auf die Lorbern zu kommen!" fing Caroline, gegen Adelheid gewendet, aufs neue an, „Adelheid, du kömmſt mir zuweilen vor, wie ein Feldherr, wenn du vor der Ankunft der Gäſte vor der großen, ſchön geſchmückten Tafel ſtehſt, und die Reihen der blinkenden Gläſer und Geſchirre mit ſo muſternden und wohlgefälligen Blicken überſchauſt, als jener die glänzenden Reihen ſeiner Krieger."

„Scherz bey Seite!" rief Mathilde, „das Weſen einer Hausfrau, vorzüglich wenn ſie einer ſo bedeutenden Wirthſchaft vorſteht, wie du, Adelheid, hat immer etwas Ähnliches mit dem eines Feldherrn. Mit eben der lebhaften Gegenwart des Geiſtes, wie er, muß ſie, wenn auch nur im Kleinen, den Augenblick zu faſſen wiſſen; muß die ihr anvertrauten Kräfte eben ſo ſchnell nach den ſich ereignenden Umſtänden formen und nützen können, und wahrlich ein ſo unvermutheter Wagen voll Gäſte hat ſchon viel Ähnlichkeit mit einem feindlichen Überfall."

„Du haſt wohl Recht!" lächelte Adelheid, „die Männer freylich," ſetzte ſie nachdenkend hinzu, — „halten alle Mühen, alle Beſtrebungen unſres

weiblichen Berufs für etwas so Unbedeutendes, und sehen es nicht ein, daß doch auch etwas dazu gehört."

„Sie sehen es nicht ein — bis sie uns verloren haben!" sagte Mathilde fast wehmüthig. —

„Im Ernst!" sagte Caroline; „es ist doch etwas Schönes um eine wohlgeordnete Wirthschaft, wenn das Auge der Hausfrau allenthalben wacht und ordnet, und sie deßhalb auch Alles selbst anzugreifen wissen muß." —

„Ich wenigstens," sagte Adelheid, „halte mir es nicht für zu gering zuweilen selbst an den Herd zu treten, und irgend ein künstliches Gericht, das ich der Köchinn nicht zutraue, selbst zu bereiten.

— Alles ist heilig, was wir mit feommen Herzen für heilig
Halten; mir ist auch die Gluth heilig des wirthlichen Herdes.

Dieß sagte eine, auch häuslich erzogene und gesinnte Dichterinn."

„O wißt Ihr etwas, Kinder?" fing Caroline an, „da Ihr so viel auf Gedichte haltet, so wollen wir doch Jede eins zum Besten geben, das unsre vorzügliche Beschäftigung erhebt. Ich habe eben ein recht niedliches Spinnerliedchen gehört, das ich nicht auf dem Herzen behalten kann, ohne es Euch mitzutheilen."

„Aha, das merkte ich wohl," rief Adelheid, „daß so etwas hinter deinem Vorschlage stecke. Nun, das ist recht schön! und da dächt' ich, machten wir den Eingang noch mit einigen Stellen eben aus dem erwähnten Gedichte." —

„Wie so still doch entflieht die der Lenz des beglückenden Lebens,
Du, die zu rühmlicher Bahn feüh schon die Götter geweiht!
— — — — — — —
— — — — — —

Bey des Hauses Geschäften entflieh'n dir die köstlichsten Stunden,
Wäheend uns Jugend und Lenz keänzen mit Blüthen der Lust!"
Also rufen mie oft die Gespielen mit freundlichem Antheil;
Abee mit heiteem Gemüth geb' ich die Rede zurück:
Klaget Ihe Holden mich nicht! zwae flieh'n mir die eilenden Horen
Ohne das munt're Geleit glänzender Freuden dahin;
Aber sie lassen daeum nicht minder im leisen Veeschwinden
Manchen duftigen Keanz edeln Gefühls mie zueück.
Seht ihr den lohnenden Blick der sanften zärtlichen Mutter?
Drückt an die edle Beust liebend mein Vatee mich nicht?
Nein, ich beneide sie nicht die irdischen Rosen! es kommen
Stunden, da pflücket ein Gott Rosen des Himmels für mich.

Schon als Kind ja liebte sie mich, die freundliche Muse;
Stillte der Kleinen ja schon lindeend den kindischen Schmerz:
Spielend saß ich am Ufer, am grünen, des heimischen Stromes,
Vor mir ein buntes Gemisch wüeziger Blumen im Schooß;
Ich eegetzte mich lang, ich ordnete tändelnd die schönsten
Faeben zusammen, zum Kranz wand ich die reizendsten mir;
Plötzlich eehob sich ein Lüftchen; die Blumen, mein liebliches Spielwerk,
Stüezten, vom Wirbel gefaßt, schnell in die Fluthen hinab;
Da eegeiff mich ein zagender Schmeez; da rang' ich die kleinen
Händ' und jammerte laut meinen Verlorenen nach. —

Siehe, da ſtand vor mir ein himmliſches Weſen: ein weißes
Blendendes Kleid umfloß wallend die hohe Geſtalt
Und ein glänzender Buſch von Blumen, — ſo hatt' ich noch niemahls
Blumen geſehen! — ſo ſchön blüh'n ſie auf Erden auch nie; —
Strahlt' ihr am Buſen. — Voll himmliſchen Mitleids nahm ſie in ihren
Arm mich, und drückte mich ſanft an die ambroſiſche Bruſt.
„Weine nicht länger du Kleine!" ſo ſprach ſie mir tröſtend; — „noch manche
Blühende Freude wird dir alſo ein Lüftchen verweh'n;
Alles Irdiſche, Kind, iſt alſo vergänglich! doch ſchwind' es!
Immer doch bleibt dir ein Schatz, den du im Innern bewahrſt.
Und ich liebe dich! Siehe hier Blumen aus Thälern des Himmels;
Nimm ſie, und ſpiele! — und komm oft in mein ſeliges Land!"

Alſo die Göttinn. Noch blüh'n mir die himmliſchen Blumen; und immer
Iſt auch beym ſtillen Geſchäft freundlich die Muſe mir nah.
Alles iſt heilig, was wir mit frommen Herzen für heilig
Halten, mir iſt auch die Gluth heilig des wirthlichen Herds.
Gnädig zwar blicken die Götter auf feyerndes Opfer, doch weiß ich,
Daß ſich die Göttlichen auch freu'n der vollendeten Pflicht.
— — — — — — —
— — — — — — —

„Nur ſo viel aus der ausführlichen Darſtellung der Dichterinn," ſetzte Adelheid hinzu, „als ich eben für unſer ganzes Geſchlecht im Allgemeinen anwendbar glaubte." —

Mathilde hatte mit ſtiller Begeiſterung zugehört.

„Recht hübſch!" ſagte Caroline. „Allein nun laßt mich auch mein hübſches Spinnliedchen vortragen, das mir die Muſe, — wenn ſie auch nicht ſo freygebig mit ihren Geſchenken gegen mich iſt als gegen andre Leute, doch freundlich genug geliehen hat."

„O du mußt es uns ſingen!" bath Mathilde; „du ſingſt ſo artig!"

„Wenn Ihr es wollt!" verſetzte Caroline. — Es iſt nähmlich ein Lied, wie es die Mädchen an den Ufern der Unſtrut und Saale ſingen. — Nun haben wir eigentlichen Sachſinnen zwar die äſthetiſchere, — ich möchte ſagen: die klaſſiſchere Art des Spinnens an der Spindel, was ja Pallas Athene den Griechinnen noch ſelbſt gelehrt hat; indeſſen nimmt ſich doch das flüchtige Drehen der Rädchen, — dem Liede zu Folge wenigſtens, auch recht aus. — Hört denn; und ſie ſang mit wohllautender Stimme das nachfolgende Lied:

Auf, munter ihr Schweſtern! das Rädchen gedreht!
Wohl ſitzt ſich's am fliegenden Rade.
Wir Mädchen ſind fleißig, wohl früh und wohl ſpät
Am lieblichen Saalengeſtade!

Seht Schweſtern, ſchon deckt ſich die Wieſe mit Schnee,
Schon flimmern die Wälder von Reife;
Der Jäger durchwandert nun Thäler und Höh;
Wie ſitzen bey Rädchen und Weiſe!

Im Stübchen, wie iſt es ſo traulich und warm,
Wenn flink ſich die Finger bewegen,
Da trotzen wir, ſicher vor Sorgen und Harm,
Wohl Stürmen und Flocken und Regen!

Wenn flüchtig und luftig die Rädchen sich dreh'n,
Geht leicht auch die Rede vom Munde;
Bey Mährchen, gar wunderſam grauſend und ſchön,
Flieht ſchneller die nächtliche Stunde.

Auch tönet, daß ſchneller die Zeit uns verrinnt,
Manch Liedchen im traulichen Kreiſe;
Wenn Eine geendet, die Andre beginnt
Bald luſtig' bald traurige Weiſe. —

Die Mütter ſeh'n freundlich und treten zum Tiſch
Und zählen die fleißige Habe;
Manch Äpfelchen duftig und roſig und friſch
Wird dann uns zur lohnenden Gabe.

Und hellt nun der ſonnige Frühling den Pfad,
Sind Eis nun und Flocken zergangen,
Dann Schweſtern, dann wollen am Saalengeſtad'
Mit glänzenden Weben wir prangen.

Und kömmt dann ein Fremder zum grünenden Strand,
So muß er uns ehrend bekennen:
Die Mädchen im rühmlichen Thüringerland,
Sind wahrlich gar wacker zu nennen!

Drum fröhlich, Ihr Schweſtern! das Rädchen gedreht,
Wohl ſitzt ſich's am fliegenden Rade.
Wir Mädchen ſind fleißig, wohl früh und wohl ſpät
Am lieblichen Saalengeſtade!!

Die fröhliche Melodie, die ganz das muntere Fliegen der Räder auszudrücken ſchien, ergetzte die Freundinnen ſehr.

„Aber jetzt iſt die Reihe an der Dichterinn Mathilde!" rief Caroline, „du darfſt dich gar nicht bitten laſſen, denn dir hat die Muſe gewiß unmittelbar etwas eingegeben, was ſie uns Andern nur leiht."

Auch Adelheid ſtimmte Carolinen bey, und beyde drangen vereinigt in die ſich Weigernde.

„Quälgeiſter!" rief Mathilde; „indeſſen weil Ihr doch im Grunde ſo gut und treu ſeyd, ſo will ich Euch aufrichtig das kleine Gedicht mittheilen, das mir geſtern beyfiel, als ich meine fertige Stickerey aus dem Rahmen ſpannte, um ſie an meinen Eduard zu ſenden."

Gehe hin, leichtes Geweb! zur Fern'! ein Zeichen der Liebe!
Meinem Geliebten von mir bringe den zärtlichen Gruß.
Freundliche Blumen, o grüßet bedeutend das Auge des Holden!
Unter dem zarten Geweb ſchlage das edelſte Herz!
Diene zum Schild ihm, zur Zeit der Gefahr! und ſchütz' auch die edle
Tief empfängliche Bruſt, ach, vor des Kummers Gewalt!
Hauch ihm der Liebe Gruß, ſo nahe dem liebenden Herzen.
Glückliche Gabe, wie gern tauſcht' ich dein ſeliges Loos!

(Der Schluß folgt.)

Korreſponden̄z-Nachrichten.

Dresden, Dec. 1821.

Die wichtigſte theatraliſche Erſcheinung dieſes Monaths war die Aufführung des Schauſpiels: Prinz Friedrich von Homburg, von dem verſtorbenen Kleiſt. Nie ſah man mit ſo geſpannter Neugier einem neuen Stück entgegen, denn die verſchiedenartigſten Meinungen waren zum voraus laut darüber ausgeſprochen worden und Partheyen hatten ſich dafür und dagegen gebildet. Der unermüdete Fleiß, womit unſer geſammtes Bühnenperſonal dieß Schauſpiel, deſſen Aufführung ſich zahlloſe Schwierigkeiten entgegenſtellten, einſtudierte, die höchſt einſichtsvolle Lenkung dieſes Fleißes durch Hrn. Julius, welcher die ganze Bühneneinrichtung anordnete, die Kunſtliebe und Einſicht, welche unſer trefflicher Generaldirektor, Hr. Geheimerath von Könneritz, immer auf's neue zeigt, und welche ſich hier ſo thätig bewährte, indem bey ſo Außerordentlichem weder Koſten, noch Mühe, noch Ermunterung geſpart wurden, dieß alles vereint bewirkte eine ſo ausgezeichnet gelungene und ergreifende Kunſtleiſtung, daß es nicht zu verwundern war, wenn ungewöhnlicher Enthuſiasmus und lebhafte Anerkennung die vielfachen großen Anſtrengungen lohnten. Das Publikum war tief ergriffen; nach der erſten Vorſtellung wurde Hr. Julius nebſt ſämmtlichen Mitſpielenden hervorgerufen, und das Stück innerhalb acht Tagen drey Mahl bey übervollem Hauſe wiederhohlt. Ein ſo glänzender Erfolg mußte wohl auch die Ungläubigſten theils bekehren, theils aufmerkſam machen auf die ſeltenen Schönheiten dieſer genialen Dichtung. Dankbar müſſen wir auch anerkennen, daß ohne die Anfeuerung des geiſtreichen Tieck wohl ſchwerlich der Muth, der zu ſo kräftigem Zuſammenwirken gehört, erwacht wäre. Eine ſolche Darſtellung hat größern Einfluß, als man glaubt, denn es geht unfehlbar auch auf künftige Darſtellungen anderer Stücke manches davon über, vor allem: Muth und Luſt zu einträchtigen Anſtrengungen. Daß dieſe unparteyiſch und mit gleicher Liebe an jedes Werk höherer Dichtung künftig gewendet werden mögen, bleibt gewiß kein unerfüllter Wunſch. Zweyerley trug zur Trefflichkeit der Darſtellung bey: alle Gruppen waren ſo künſtleriſch ſchön geordnet, daß die Bühne ſtets ein in allen Theilen mahleriſch übereinſtimmendes Ganzes darboth, und unſere ſinnigen Künſtler verſtanden den echten Mittelweg zwiſchen proſaiſchem Konverſationston und prunkender Deklamation zu treffen, daß man bey ihnen nicht den ſingenden Abfall und monotonen Aufſchwung beym Recitiren der Verſe hörte, welche dem gebildeten Ohre unerträglich fällt, und an welchem allein der Verbildete Geſchmack findet. Sie betonten die oft ſehr kühnen Bilder und Gleichniſſe in dieſer Dichtung nicht ſchwerfällig, ſondern ſprachen ſie mit überſtrömendem Gefühl raſch und innig. So kam Natur und Wahrheit in das Ganze. Die Hauptrolle des Prinzen iſt eine der ſchwierigſten, die es gibt; dieſe Zartheit und dieß träumeriſche Weſen mit ſo raſcher kühner Jugendgluth zu verſchmelzen, überall den echten Soldaten jener Zeit durchblicken zu laſſen, dabey den durch Glück verwöhnten Füeſtenſohn deutlich zu bezeichnen, welcher durch plötzliches Mißgeſchick wohl zur ohnmächtigen Verzweiflung niedergebeugt ſeyn kann, der ſich aber dann im Gefühl des Rechtes und der Pflicht zum Adel wahrer Heldengröße erhebt, dieß iſt eine Kunſtaufgabe, die wohl ſelten mit gleichem Glücke gelöſt werden wird, wie hier durch unſern trefflichen Julius, der ſich als ſeltenen Meiſter bewährte. Möge nirgends eine Direktion ſich durch die Jugendlichkeit dieſer Rolle verleiten laſſen, ſie einem unerfahrenen Künſtler anzuvertrauen. Mad. Schirmer ſtand ihm als Natalie würdig zur Seite; der feinſte Anſtand, Adel und Herzlichkeit des Gefühles in alle den zarten Nuancirungen, die hier nöthig ſind, machten ſie in dieſer edeln Rolle eben ſo reizend als erhaben und fürſtlich groß. Ganz vortrefflich war ſie in der Scene, wo ſie für den Prinzen bittet. Mad. Werdy als Churfürſtinn war herzlich und edel, fürſtlich und mütterlich. Vortrefflich gab Hr. Werdy den alten Kottwitz. Hr. Hellwig war als Churfürſt gleichfalls ſehr brav, beſondees in den Stellen, wo Menſchlichkeit und Herzlichkeit ſo ſchön die wahre Fürſtengröße dieſes Charakters durchwärmt; ſein Koſtume war herrlich. Hr. Kanow (Hohenzollern) ſtand als würdiger Freund dem

Prinzen zur Seite; es ist erhebend, wie in diesem Charakter die treue, klare Prosa so warm und innig der Poesie des Freundes sich stützend anschließt. Der wackere Künstler griff überall passend und richtig ein, ohne sich irgendwo vorzudrängen. Vortrefflich sprach Hr. Pauli die Erzählung von dem Tod des teuen Frobe. Die Scene, wo in geringer Entfernung die Schlacht gehört wird, ist trefflich angeordnet, alles wahr und täuschend, nichts störend oder kleinlich. Die Ouverture, die Musik während des Stücks und in den Zwischenakten, von einem jungen Tonsetzer, Hrn. Marschner, ist sehr brav gesetzt.

Kurz zuvor erfreute uns auch eine höchst gelungene Darstellung des „Kaufmanns von Venedig." Die kleine Oper von Boieldieu: „der neue Gutsherr," mit welcher die diesjährigen Vorstellungen geschlossen wurden, fand Beyfall.

Bey der Italienischen Oper zeichnete sich eine Aufführung der: Gazza ladra aus, übrigens wurden: la Repressaglia, Elisabetta und l'Inganno felice wiederhohlt. Bey dem unermüdeten Fleiß und guten Willen unserer braven Sänger wäre es sehr zu wünschen, daß das Repertoire der Oper bald mehr bereichert, bisweilen auch ältere Opern wieder neu einstudiert würden. Welcher wahre Musikfreund würde nicht Opern wie: Così fan tutti, Nina, Pazza per amore, Romeo e Giulietta, Don Giovanni, Ginevra in Scozia, Griselda, la Molinara, il Matrimonio segreto, la Dama Soldato, i Zingari in fiera etc. von unsern trefflichen Sängern zu hören, und sich an den mannigfaltigsten Arten des Styles zu ergetzen wünschen.

Die kleinen geselligen Musikvereine fangen endlich an hier Sitte zu werden, zwar nur erst in fremden Familien, doch hoffentlich wird der Sinn dafür nach und nach wach weeden.

Außer der längstbestehenden Sing-Akademie besteht jetzt auch noch eine Gesellschaft von Dilettanten, welche sich der Operamusik und dem kunstvollern Vortrag des Gesanges widmen. Eine öffentliche Aufführung des Oratoriums: das Weltgericht, mißglückte gänzlich; sie wurde von sehr untergeordneten Tonkünstern unternommen, doch waren diese immer geübt genug, als daß es des heftigen Taktschlagens ihres Anführers bedurft hätte.

Die dritte am 22. gehaltene große musikalische Akademie der königl. Kapelle war dadurch besonders festlich, daß sie den Vorabend des Geburtsfestes unsers allgeliebten Königs feyerte. Dem Eingange des Saales gegenüber war dessen schöne, in Lebensgröße ausgeführte Büste aufgestellt, die Inschrift: Justo mit einem Kranz umwunden, schmückte das Piedestal, eine Drapperie von Amaranth-Sammt mit einer goldenen Krone geziert, bildete den Hintergrund, um das Piedestal standen Palmen, blühende Sträucher und Blumen.

Eine der herrlichen frühern Symphonien von Beethoven eröffnete das Tonfest. sie wurde mit hoher Vollendung ausgeführt. Unser braver Kirchensänger Saffaroli sang eine Kavatine von Caraffa; eine plötzlich eingetretene Heiserkeit trübte seine klangreiche Stimme. Dann hatten wir die seltene Freude, unsern trefflichen Koncertmeister Polledro in einem Koncert von seiner eigenen Komposition zu hören. Dieser Meister übertraf sich selbst; das Publikum war entzückt von seinem ausgezeichneten Vortrag; eigenthümliche Grazie besetzt sein Spiel, die Töne sind weich und zauberisch süß verschmolzen, bald athmet das innigste Gefühl darin, sie scheinen der Brust des Sängers zu entquellen und höhern Reichthum in ihren kühnen Wendungen zu enthalten, als die menschliche Stimme vermag. Die Fertigkeit dieses Meisters in Doppelgriffen ist bekannt und außerordentlich; auch bey diesen behält sein Ton vollkommene Schönheit. Im zweyten Theil wurde die Jubel-Kantate wieder aufgeführt, welche Kapellmeister C. M. v. Weber 1818 zur Regierungs-Jubelfeyer unsers geliebten Königs komponirte. Der Kunstwerth und der gefällige Reiz dieses Werkes, schon damahls allgemein anerkannt, machten auch diesmahl wieder den angenehmsten Eindruck. Mlle. Funk sang ausgezeichnet schön. Möchten wir einmahl die Freude haben, das treffliche Carmen saeculare wiederhohlen zu hören, welches damahls unser talentvoller Morlacchi zu demselben Endzwecke komponirte.

Der berühmten Oper: der Freyschütz, welche auch bey uns einstudiert wird, sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Der Christmarkt war dießmahl bey uns ziemlich glänzend und zahlreich besucht. Die milde Witterung begünstigte alles; auch die Kirche in der Weihnacht war bey der Feyer der heiligen Christmetten gedrängt voll, und die Stille und Andacht zu loben, welche allgemein herrschte. Es hat viel Rührendes und Erhebendes, wie dann die uralten, frommen sanften Hirtengesänge durch die Nacht hin ertönten, während festliches Licht den Hochaltar und die sämmtlichen Pfeiler der Kirche so umwallte, daß sie von außen selbst wie ein heller Stern in dunkler Nacht leuchtete. Unser ehrwürdiger König und der ganze Hof nehmen stets Theil an einer Feyer, deren andachtsvoller Charakter auf Jeden, der ihr beywohnt, den tiefsten Eindruck machen muß.

Schauspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärthnerthor wurde den 27. December zum ersten Mahle aufgeführt: Joconde, Ballet in zwey Aufzügen, vom Hrn. Armand Vestris, in die Scene gesetzt vom Hoftheater-Balletmeister Hrn. Taglioni. Die Musik arangirt vom Hoftheater-Kapellmeistre Hrn. Girowetz.

Die Erwartungen in Ansehung dieses, von der neuen Administration versprochenen Ballets, waren dem Maßstab der Wirkung angemessen, welche die Oper gleiches Nahmens hervorgebracht; diese erhält aber ihren größten Reitz durch die treffliche Musik, und eine interessante Zugabe durch die etwas mehr als scherzhafte Beziehung des Inhaltes. Der Stoff ist übrigens nicht sehr ergiebig. Den ersten Akt muste man durch Tänze auszufüllen suchen, und das ist auch mit vielem Glück geschehen. Das erste Terzett, von dem Herrn Taglioni, und den Damen Milliere und Bretzl ausgeführt, erregte Bewunderung und gab dieser Abtheilung eine besondere Auszeichnung. Im zweyten Theil wird auch die Handlung interessanter und der Stoff ist mit Geschicklichkeit benützt, vorzüglich dadurch, daß ein Theil der Begebenheiten sich im Tanz entwickelt. Mad. Rozier fand als Jeannette in einem Terzett und einem Duett wieder Gelegenheit, ihr seltnes Talent in Darstellung naiver Charaktere glänzend zu entfalten. Hr. Rozier (Lukas) zeigte sich auf dem Gipfel seiner Virtuosität. Der dritte Akt der Oper ist mit dem zweyten des Ballets vereinigt, wodurch diese Abtheilung einen raschen lebendigen Gang gewinnt; und wenn der Schluß nicht ganz befriedigt, so ist doch die einfache, durch keine mühsame Erfindung überladene Haltung des Ganzen lobenswerth.

Der Tonsetzer hat verschiedene, für die Einrichtung brauchbare Themen aus der genialen Komposition des genialen Isouard mit Glück verwendet. Auch die scenische Ausschmückung verdient freundliche Anerkennung.

Modenbild II.

Ballkleid von glattem Dünntuch mit einer von Atlas ausgehauenen Bordüre und unten drey Mahl mit glattem Plüsch besetzt. Der Haarputz mit Rosen und Silberähren, die mit Silberbändern befestigt sind.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

II. Wiener Moden.

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 12. Jänner 1822.

6

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorietes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiblichen Arbeiten.

Von Louise Brachmann.

(Schluß.)

„Aber nun, liebe Adelheid," unterbrach sich Mathilde selbst, indem sie sich sanft bittend an Adelheid schmiegte; „nun belohne auch meine Aufrichtigkeit durch ein recht schönes Gedicht aus dem Schatz deiner Erinnerung."

„Du hast gut Reden!" versetzte Adelheid, „da bey dir die Liebe selbst zur Muse wird!"

„Aber dein glückliches Gedächtniß!" bath Mathilde.

„Überdem," fuhr Adelheid fort, „gibt die Beschäftigung meiner vergangenen Woche nicht viel Stoff zu poetischer, wenigstens zu lyrischer Behandlung. — Indessen eine Romanze will ich Euch doch mittheilen, in welcher die Wirthlichkeit eine Hauptbedeutung erhält. — Und dann wird es wohl Zeit zum Schlafengehen seyn! — dann schlaft wohl Ihr Lieben! doch diese Kunde aus der alten Zeit nehmt noch mit Euch zur guten Nacht!"

„Zu Roß! zu Roß, Ihr Ritter!
So viel mein Hof enthält.
Verfolgt sie wie Gewitter'
Wohl durch die ganze Welt!

Die Frevelnden! ereilen
Wird sie des Vaters Zorn!
Es hohlt auf tausend Meilen
Sie ein der Rache Sporn!"

So rief der Held der Franken,
Der große Karl, in Hast;
Das starke Herz, zu wanken
Begann's vor Kummers Last.

Sein Lieblingskind, die holde
Hochschlanke Emma ward
Verlockt zu Minnesolde
Von Ritter Eginhard.

Hier hat er oft in Tagen
Der ersten Häuslichkeit
Sie auf dem Arm getragen,
Sich Vaterglücks gefreut.

Jetzt war nun nichts bereitet,
Nicht Tisch, nicht Lagerstatt! —
Doch ruht er, begleitet
Vom Zufall, müd und matt.

Da sieh! nach alter Weise
Besetzten Diener frisch
Mit jeder Lieblingsspeise
Den schön verzierten Tisch.

„Wie? Speisen," — rief der Große,
„Wie ich sie nirgends fand,
Als in der Heimath Schooße,
Von — meiner Emma Hand!"

Er ging in's Ruhezimmer;
Da war es duftig, nett
Geschmückt, bey Kerzenschimmer,
Und weiß und schön das Bett.

„Wer," rief er schmerzlich leise,
Hat mir die Lagerstatt
Geschmückt, ganz nach der Weise,
— Wie meine Emma that?"

Und eine Thräne bebte
Vom Heldenaug' herab;
„Ach!" rief er, „daß sie lebte,
Der längst mein Herz vergab!"

„Sie lebt zu deinen Füßen!"
So rief, und warf sich hin
In heißen Thränengüssen
Die schöne Sünderinn.

„Und Eginhard?" — „Das Leben,
Mein Vater, gabst du mir,
Und wie du mir's gegeben,
So überlaß' ich's dir!

Doch — von dem großen Sinne
Des Vaters ring' ich ab
Das Leben doß, der Minne
Und einz'ges Glück mir gab!

Kannst du den Tapfern missen?
O schenk ihm das Gericht!
Willst du mich lebend wissen,
So nimm mein Leben nicht!"

Verstürmt war das Gewitter,
Es zahlt der Mann dem Mann;
Mild nahm den tapfern Ritter
Der Held zum Eidam an.

seine Rachefluͤgel zu schwingen scheint, welche nichts als ein einziger großer, von ihm uͤber das ganze Menschengeschlecht ausgesprochener Fluch ist, wie kann diese Poesie so große Theilnahme erregen? Durch welchen unbegreiflichen Zauber ziehen Produkte die Aufmerksamkeit auf sich, welche ihrer Natur nach jedes fuͤhlende Gemuͤth abstoßen sollten?

Besitzt etwa das Schreckliche eine Macht, die uns zu demselben wider unsern Willen hinzieht? So scheint es. Wenn es wahr ist, daß wir im Hinunterschauen in eine unermeßliche Tiefe einen schmerzhaften, aber wohlthaͤtigen Schauder empfinden, wenn uns die erhabenen Ungeheuer, welche Michel Angelo's Einbildungskraft geschaffen hat, in ein mit Beben vermischtes Entzuͤcken versetzen; wenn das Grausen eines finstern Waldes uns mit Zagen erfuͤllt, koͤnnen sich nicht in Byrons Poesien dieselben Elemente solcher doppelartigen Gefuͤhle darbiethen? Welches moͤchte der eigentliche Grund des Behagens an dergleichen schauerlichen Gegenstaͤnden seyn? Kein anderer, als die Wohlthat des Bewußtseyns, daß sie uns nicht zu schaden vermoͤgen.

Der Mensch duͤrfte ein Amalgama von Schmerz und Freude seyn, wie die Luft, wenn sie eingeathmet werden soll, aus Lebens- und Stickstoff bestehen muß. Ja, diese beyden entgegengesetzten Gefuͤhle scheinen nicht allein durch eine unmittelbare Folge mit einander verbunden zu seyn, sondern vielmehr ein einziges Ganzes auszumachen. Wer moͤchte laͤugnen, daß der Mensch schon in der Freude Schmerz empfindet, weil ihm bewußt ist, daß die Freude aufhoͤren kann, ja, wer wird laͤugnen, daß die Freude diesen Schmerz empfinden muß, wenn sie wirkliche Freude seyn soll? Eben so fuͤhrt der Schmerz ein wohlthuendes Gefuͤhl mit sich, weil der Mensch die Hoffnung naͤhrt, daß auf ihn die Freude folgen werde.

Es ist bemerkenswerth, daß sich von diesen schmerzlich-freudigen Gefuͤhlen in den alten Schriftstellern, und zwar nur in den roͤmischen, dann erst Spuren vorfinden, wo die klassische Bildung in die romantische uͤberzugehen beginnt. So sagt Lucrez in seinem Werke: De rerum natura, ungefaͤhr Folgendes: „O Natur, ich weiß nicht, welche goͤttliche Wolluſt, welch suͤßer Schrecken mich bey'm Anschauen deiner enthuͤllten Geheimnisse ergreift.“ Sogar Horaz, dieser kalte, reflektirende Verstandesmensch ruft, wenn ich nicht irre, irgendwo aus: „Diese Sonne, diese Gestirne, diese regelmaͤßig wiederkehrenden Zeiten, diese Tage und diese Naͤchte, ist es moͤglich, daß es Menschen geben kann, welche alle diese Erscheinungen, ohne einen tiefen und heiligen Schauder zu empfinden, betrachten koͤnnen?“ Selbst die witzige Bildung der Franzosen schließt die schmerzlich-freudigen Gefuͤhle nicht von sich aus; bey Molière, bey Voltaire und bey mehrern andern ihrer Schriftsteller sind Spuren davon zu finden. Schon Montaigne hat den Schmerz und das Vergnuͤgen als unzertrennbar geschildert und sich dabey auf seine eigne naiv kindliche Weise ausgedruͤckt: „Ils sont accouplés par la queue.“

An ein junges Paar, am Morgen nach der Hochzeit.

Schanbau, Okt. 1822.

Der Nebel fällt, der Sonne Stahl
In voller Luft entglüht,
Die Kirnitsch rauschet duech das Thal,
Und alles lebt und blüht,
Wenn Sonnenblick die Liebe grüßt,
Noch Eins so süß sich Liebe küßt!

Es wollen auch im Sonnenschein
In diesem grünen Thal
Waldsängerlein nicht müßig seyn,
Sie singen allzumahl
Von stiller Treu, von Minnelohn,
Von Hochzeitlust und Myrthenkeon.

Wohl singen noch die Sängeelein,
Wie schön es gestern war,
Als Blumenkeanz und Wonneschein
Umglänzt das Silberhaar,
Und hob des guten Vaters Herz
Weit über's Leben, himmelwäets.

Sie singen auch, wohl hört' ich's gut,
Von künft'gem, schönen Glück,
Wie Wiedersehn so lieblich thut,
Kommt einst dieß Paae zueück,
Und ging es lustig fort zu zwey'n,
So kommt es wieder wohl zu dreey'n!

Ey, singt ihr solch ein schelmisch Lied,
So singt doch nicht so laut,
Ihr losen Vögel, schnell entflieht!
Geröthen wird die Braut!
Getrost, es wird so arg nicht seyn,
Was wissen denn die Vögelein?

Nein, hört mich, die Sängerinn,
Die ernste Lieder singt,
Und tief gerührt, mit Herz und Sinn,
Euch fromme Wünsche bringt;
Glück, Heil und Segen immerdar,
Und froh wie heut das ganze Jahr.

Helmine.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 5. d. zum ersten Mahl: Die Zigeunerinn von Dernclencht. Melodram in drey Aufzügen mit Chören, Gefechten, Tanz ꝛc. ꝛc. Nach la Sorcière (aus Walter Scotts Roman), vom Feenheern von Biedenfeld. Mit Musik von Hrn. Fr. Roser.

Wie mißlich es ist, einen Roman für die Bühne zu bearbeiten, davon liefert dieses Melodram einen neuen Beweis. Und nun gar einen Roman von Walter Scott, eben diesen, der wahrscheinlich dadurch, daß er auf eine Sage gegründet ist, für das Vaterland des Dichters ein vorzügliches Interesse gewinnt. Den Reiz der Neuheit hat die Wahl des Stoffes allerdings für sich, und die deutschen Komödienschreiber von Profession — in diese Kathegorie gehören die Herren Übersetzer vorzugsweise, — haben sich abermahls ein Verdienst durch die französischen entziehen lassen. Es wäre doch einmahl etwas Andres, als bloßes Übersetzen, obgleich einige dieser Übersetzungen weit höher stehen, denn es ist doch gerade auch nicht leicht, aus Einem Akt zwey, aus zwey Akten Einen zu machen; hier eine Scene heraus, dort eine hinein zu schieben; man nennt das eine freye Bearbeitung.

Wer ist aber diese Zigeunerinn, oder sogenannte Hexe von Dernleucht? — Ein wundeebares Wesen, eine von Großmuth entflammte Heldinn, eine Rächeinn des Frevels, eine Beschützerinn der Unschuld. Zugleich läßt sich aber nicht läugnen, daß es einem eben so schwer fällt, an die Großmuth einer Hexe, als heut zu Tage an die Hexen überhaupt zu glauben. Und Großmuth in einem solchen Grade! Graf Bertram von Ellengowan hat ihren Stamm auf das grausamste verfolgt, verjagt, ihre Wohnungen zerstört, und die zerstreuten Glieder der Zigeunerhorde gezwungen, hülflos in der Irre umher zu streifen. Sein nächster Verwandter, Gloffin, jetziger Sheriff der Provinz, ermordete ihn mit Hülfe des Korsaren-Kapitäns Hatterick, in der Höhle von Waroch, wo der Leichnam versenkt liegt, und neben ihm die schriftlichen Beweise des Verbrechens, wie es der Korsar verfügte, um dereinst auch den Anstifter, der aus Ehrgeiz und Habsucht den mörderischen Anschlag faßte, zu vernichten. Merillie, Anführerinn der vertriebenen Zigeuner, hatte des Erschlagenen Sohn entführt, in der Hoffnung, ihn als ein Pfand der Versöhnung zurück zu liefern; ein Gehülfe des Korsaren entriß ihn ihr, um diesen gefährlichen Feind des verbrecherischen Gloffin zu entfernen. Das martert ihr Gewissen. Der Jüngling kam nach Indien, diente unter dem Lord Mannering, zeichnete sich aus, verliebte sich aber in dessen Tochter, und reizte die Eifersucht des Lords, der ihn zu den Füßen seiner Gattinn, der Beschützerinn des heimlichen Bundes, überraschte. Die Mutter starb vor Schrecken, der bedrohte Jüngling ergriff die Flucht. Eben jetzt treibt ihn ein guter Geist in seine Heimath zurück, deren er sich nur noch, wie aus einem Traum, erinnert. Er hält sich selbst für eine Waise, der verlassene Arthur Bertram führt den Nahmen Brown. Gleich nach ihm kehrt auch Lord Mannering mit Julie zurück. Die Zigeunerinn trifft mit ihrer Horde heimlich ein, auch das mit Kontrebanden schwer beladene Schiff des Korsaren landet an der Küste, die Seeräuber steigen an's Land, und Alle versammeln sich, um eine große Katastrophe zu bestehen, denn gekommen ist der Tag der Rache. Merillie leitet und regiert das ganze wunderbare Werk. Ist denn diese Zigeunerinn wirklich eine Hexe? Manche ihrer Großthaten lassen sich ohne ein Bischen Hexerey nicht wohl begreifen; ihr Feind, der Korsarenchef, fürchtet die Eine, und verhöhnt die Andre. So bleibt auch diese Punkt ein wenig dunkel. Merillie prophezeyt das Furchtbare, das geschehen soll, sie bestimmt den Augenblick, wann es geschehen wird, sie ist hier und da und überall, sie läßt Alles daeübee und darunter gehen, erscheint immer zur rechten Zeit und meisten Theils um einen effektvollen Aktschluß zu veranstalten, oder um es mit den eignen Worten der Verfasser auszudrücken, ein bewegliches Gemählde zu entwickeln, un tableau mobile, une action pantomime, qui doit-être d'une extrême rapidité. Sie führt die Bösewichter ihrem Untergang entgegen, rettet den unglücklichen Aethur aus den drohendsten Gefahren, setzt ihn wieder in das Erbe seiner Väter ein und vereinigt die Liebenden; sie selbst, wie sie schon einige Scenen früher sagt, Verzichtet auf den Titel der Hexe von Dernleucht und begnügt sich mit dem Prädikat eines unglücklichen Weibes. Man könnte sie recht eigentlich eine treffliche Theatermeisterinn nennen, nur dieß Mahl ging es ihr nicht immer ganz nach Wunsche. Es mangelte an Pulver, die großen Explosionen mußten unversehens eingestellt werden, und dieses Melodram ist mehr als irgend eines auf den Knalleffekt berechnet. Die Zuschauer dür-

fen ſich darüber nicht beklagen, denn wie viele Katharral-Beſchweeden wurden ihnen nicht eeſpaet!

In dee That darf man das ganze Schauſpiel ein beweegliches Gemählde nennen, abee auch ein übeeladenes. Eine Maſſe von Begebenheiten eollt wie im wirren Nebel auf und ab voe unſeen Augen, die nirgend einen Hauptpunkt finden, duech den ſie feſtgehalten wüeden, in dem lebendigen Wieeware von Eeſcheinungen keinen eegeeifenden Gegenſtand, untee dieſer Menge von Peeſonen faſt lautee ſeltſame Geſtalten, doch keine einzige eecht inteeeſſante. Man muß geſtehen, die Zuſammenſtellung und Verwicklung aüee dieſee Umſtände und Eeeigniſſe zeugen von Eefindungskeaft, abeē ſie halten nicht zuſammen; eine Seene ſpannt die Aufmerkſamkeit, die folgende eeſchlafft ſie wieder, ſie wird unaufhöelich angeeegt, und niemahls befriedigt, ſie eemüdet ſchon auf halbem Wege. Dee Zuſchauee kann ſich überall nicht zueecht finden, es iſt ihm negends ganz behaglich, und der betäubende Läem, das Laufen und Rennen, das Kliketi dee Waffen, das Sturmgeheul dee Glocken, das Scheeyen der Baebaeen, das Winſeln dee Bedeängten, die lodernden Flammen und dee feeniſche Tumult, ſie bringen ihn nicht wiedee in die eechte Stimmung. Mangel an Handlung kann dieſem Stück nicht voeegeworfen weeden, aber Mangel an dauerndem Inteeeſſe; es hat einen ganz eigenthümlichen Anſteich, dee von dem originellen Chaeakter der ueſpeünglichen Dichtung noch zueück geblieben iſt, übeehaupt fehlt ihm zu einem beyfallwüedigen Spektakelſtück nüe eine Kleinigkeit: die Gabe der Unteehaltung. Faſt ſcheint es, als hätten die HH. Beaebeitee an dee Seine dieſen Mangel gefühlt, ſie ſteeuen daher in den wunddeebaeen Eenſt eine kleine Doſis Laune, als Mitgabe eines jenee halbkomiſchen Weſen, aus dee Mittelgattung ihrer Spaßmachee, das abee im Nationalgewand die eigenthümliche Manieelichkeit behauptet und auf ähnliche Behandlung Anſpeuch macht. Es iſt dee Hofmeiſtee des geeaubten Arthue, dee ſich das Unglück ſeines jungen Herrn beymißt, und ſeit deſſen Veeſchwinden etwas übeegeſchnappe iſt. Duech die Veeſetzung in ein feemdes Klima hat dee aeme Schelm zum Unglück völlig den Veeſtand veeloeen, und dee Darſteller ging nicht ſehr ſäubeelich mit dem Feemdling um, kuez dieſer Sampſon zeigte ſich als ein bloßee Woetvereheer und langweiligee Theateenaee, übee den man weder lachen noch weinen konnte. Dee abgeändeete Schluß vermindeet noch die Wiekung. Im Original ſtüezt ſich der Korſae ins Meee; hiee weeden ihm die Bande von den Seinigen zeeſchnitten, die veehängnißvolle Höhle von Waeoch ſtüezt zuſammen, nicht wieklich, ſondeen ſcheinbae duech des Pulvers Keaft. — Dieſe Dekoeation des Hen. Neefe iſt wiedee meiſteehaft geeathen — und niemand weiß, was aus dem Raubgeſellen wied.

Einſtudiert war auch das Stück ſo ziemlich auf den Raub; keiner von den Daeſtelleen zeichnete ſich aus, am wenigſten Mad. Gottdank in der Haupteolle. Sie war zu matt und feyeelich, nicht duechgeeifend und impoſant genug. Hen. Nott gelangen die heftigen Momente noch; ee daef geoßen Fleiß auf die Deutlichkeit veewenden.

Die Muſik hat einige glückliche melodeamatiſche Stellen, nnd der Chue mit dem Gebeth eehielt Beyfall. Der deutſche Dialog trägt die Spur großer Eilfertigkeit. Der Erfolg des Schauſpiels war eben nicht ſehr glänzend.

Herausgeber und Redakteue: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 15. Jänner 1822.

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Sternwarten im Allgemeinen
und über
die k. k. Sternwarte in Wien insbesondere.

Schon wieder eine Sternwarte, ruft einer der ersten deutschen Astronomen aus, der selbst zwey dergleichen erbaut hat, und eben mit Errichtung einer dritten beschäftiget ist! In der That, es gibt in Europa mehr als hundert und dreyßig Sternwarten, eine große Menge von Astronomen und eine noch größere von Liebhabern der Sternkunde, und dennoch ist die Ausbeute von guten und brauchbaren Beobachtungen sehr geringe. Wenn alle jene hundert und dreyßig Sternwarten, fährt unser Astronom fort, in gehörige Thätigkeit versetzt würden; wenn alle mit guten, dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft angemessenen Instrumenten und mit geschickten und fleißigen Astronomen versehen wären, dann möchte die Anzahl derselben zu groß seyn. Aber eine solche Klage zu führen, dürfte noch zu frühzeitig seyn. Hier gibt es ein prächtiges Gebäude, aber keine Instrumente; dort sind treffliche Instrumente vorhanden, aber in Kisten verpackt, weil es an einer Sternwarte mangelt. Ein dritter Ort ist mit Instrumenten und Gebäuden versehen, aber der Astronom fehlt, der sie gehörig benützen könnte. Wollte man diejenigen Sternwarten zählen, die wirklich etwas Bedeutendes leisten, die Wissenschaft fördern und ihre Grenzen erweitern; so würde obige Anzahl bedeutend zusammenschmelzen. Wirklich möchte es unter der oben bemerkten, jetzt in Europa vorhandenen Anzahl Sternwarten nur etwa drey geben, welche nützliche, die Wissenschaft fördernde Resultate liefern; ja, diese drey dürften sich eigentlich auf eine einzige, auf die Sternwarte zu Greenwich, beschränken lassen. Letztere allein würde hinreichend gewesen seyn, uns zum Besitze der Kenntnisse zu verhelfen, welche wir von dem gestirnten Himmel, von dem Laufe der Planeten und ihrer Trabanten, so wie von den astronomischen Hülfsquellen haben, durch welche in den letzten Zeiten die Kunst der Schifffahrt so bedeutend gefördert worden ist.

Eins der Hauptgebrechen, welche den meisten Sternwarten eigen ist, besteht in der Schwierigkeit, ja, selbst in der Unmöglichkeit, welche sich der Bekanntmachung der gemachten Beobachtungen entgegenstellt. Auch selbst der thätigste und fleißigste Astronom sieht sein nicht selten unter den größten Anstrengungen gefertigtes Tagebuch in den Schränken des Observatoriums modern, aus welchen es von seinem Nachfolger nur darum aufgestört wird, damit dieser das seinige an dessen Stelle setzen kann, welchem letztern spät oder frühe dasselbe Schicksal widerfährt. So sind, aus Mangel an Aufmunterung und an öffentlicher Anerkennung der Verdienste der bey solchen Sternwarten angestellten Astronomen, viele dieser Anstalten eingegangen, wie, z. B. in England die Sternwarten des Herzogs von Marlborough, des Grafen Brühl, des Generals Roy, der Herren Bird, Schort, Mudge; und die zu Richmont, Kew, Blenheim, Harefield, York, Highburg, oder in Frankreich die Sternwarten der beyden Marien von Medicis im Hotel de Clügny (auf welcher Delisle und Messier sich unsterblich gemacht haben), des Collége Mazarin, (wo der einzige Lacaille mehr Beobachtungen angestellt hat, als sämmtliche Astronomen seiner Zeit zusammengenommen), die zu Lyon, Dijon, Toulouse, Mirepoix, Montauban, Brest, Marseille, Avignon, Bordeaux u. s. w., nicht minder die einigen und dreyßig früher in Italien vorhandenen, so wie die in Deutschland zu Nürnberg, Altdorf, Dillingen, Würzburg, Bamberg, Ingolstadt, Greifswalde, Erlau, Tyrnau, Lilienthal, die einst so berühmten Observatorien von Kassel, Danzig, Breslau, Leipzig u. s. w. Viele andere, jetzt noch existirende Observatorien werden wahrscheinlich spät oder frühe aus demselben Grunde ein ähnliches Schicksal erleiden.

Wir müssen gestehen, daß die Wiener Sternwarte an denselben Übeln, welche obigen Anstalten ihren Untergang zugezogen, bisher gekränkelt hat. Dank sey es der großmüthigen Unterstützung, welche unser erhabene Monarch, aus eigenem regen Antriebe, zur Förderung der mathematischen Wissenschaften unserm Observatorium angedeihen läßt. Die Vorsteher desselben sind ermächtigt fortan ihre Beobachtungen auf öffentliche Kosten zur Kunde des Publikums zu bringen, und haben somit die aufregendste Aufmunterung erhalten, nach Kräften thätig und wirksam zu seyn. Schon im Laufe des verflossenen Jahrs ist der erste Theil der Annalen der k.k. Sternwarte in Wien auf Befehl Sr. Majestät auf öffentliche Kosten herausgegeben von J. J. Littrow, Direktor der Sternwarte, Prof. der Astronomie, Wien bey A. Strauß 1821 *), erschienen, welchem noch in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrs der zweyte folgen wird. So sind wir durch die huldreiche Gnade unsers erhabenen Kaisers in den Stand versetzt worden, mit den Leistungen, durch welche sich bisher die Sternwarten zu Gotha unter Zach, zu Königsberg unter Bessel, zu München unter Soldner und Reichenbach, zu Göttingen unter Gauß, zu Marlia unter Zach, zu Cambridge unter Catton, zu Dorpat unter Struve, zu Abo unter Walbeck, zu Nicolajew (an der Mündung des Dniepers) unter Knorre,

*) Diese Annalen, für deren typographische Ausstattung der rühmlichst bekannte Verleger die größte Sorgfalt getragen, kommen nicht in den Buchhandel, sondern sind allein (der Foliband) für 5 fl. C. M. auf der Sternwarte zu bekommen.

auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und zu Sidney in Neuholland unter Rümker und G. Brisbane u. ſ. w. ausgezeichnet haben, auf eine unſeres Obſervatoriums würdige Weiſe wetteifern zu können.

Auch dem Mangel an einer aſtronomiſchen Bibliothek, der ſich ſpäterhin zum Nachtheile der Wiener Sternwarte, ſo fühlbar machte, iſt nicht allein durch die Freygebigkeit ſeiner Majeſtät abgeholfen, ſondern auch von Allerhöchſtderſelben eine jährliche ſehr beträchtliche Summe, zur Anſchaffung aller neu erſcheinenden, die Wiſſenſchaft fördernden aſtronomiſchen Werke angewieſen worden.

Am ſtörendſten war die Entbehrung guter und brauchbarer Inſtrumente, durch welche ſowohl auf dem hieſigen Obſervatorium, als auf den meiſten Sternwarten in den Provinzen, die Beobachtungen nicht allein ſehr erſchwert, ſondern faſt unmöglich gemacht wurden. Dieſem Übelſtande auf dem gewöhnlichen Wege, das heißt, durch Beſtellungen im Auslande, abzuhelfen, wäre, der Menge der anzuſchaffenden Inſtrumente wegen, zu koſtſpielig geweſen. So beſchloß die Weisheit unſres allverehrten Monarchen, den kürzeſten und zugleich zweckmäßigſten Weg einzuſchlagen, und das optiſche Inſtitut des Herrn von Reichenbach zu München nach Wien zu verpflanzen und es dem k. k. polytechniſchen Inſtitute einzuverleiben. Dieſe treffliche Anſtalt hat bereits nach zwey Jahren die herrlichſten Früchte getragen, wie die vortrefflichen aus derſelben hervorgegangenen Inſtrumente, welche die Bewunderung aller Kenner des In- und Auslandes erregen, zur Genüge beweiſen. Keine Koſten ſind von unſerm allgeliebten Monarchen geſcheut worden, um derſelben gleich bey ihrer erſten Entſtehung zu einem fruchtbringenden Gedeihen zu verhelfen. Alle zur Verfertigung der größten und beſten aſtronomiſchen Inſtrumente nothwendigen Werkzeuge, welche bisher aus München, vorher mit einem noch größern Koſtenaufwand aus England, verſchrieben werden mußten, wurden in München angekauft, wie z. B., die Supports, die großen Drehmaſchinen, zwey große, von Reichenbachs Meiſterhand verfertigte und von ihm ſelbſt hier eingetheilte Theilmaſchinen, deren jede einzelne aus einem einzigen Stücke gegoſſen iſt, u. ſ. w. Die Anſtalt ſelbſt beſitzt an dem Hrn. Regierungsrathe Prechtl einen vortrefflichen und vielſeitig gebildeten Vorſteher, ſo wie an Hrn. Javorsky einen eben ſo thätigen, als kenntnißreichen und talentvollen Werkmeiſter. Letzterer hat ſeine früher erlangte Geſchicklichkeit dem Unterrichte der zwey größten, jetzt lebenden Mechaniker Europa's, Reichenbachs in München und Troughtons in London zu verdanken. Der Plan zur Führung des ganzen Inſtitutes iſt ſo zweckmäßig entworfen, die innern Einrichtungen deſſelben ſo vereinfacht und zugleich ſo ineinandergreifend getroffen worden, vorzüglich iſt die Geſchicklichkeit der darin angeſtellten Arbeiter ſo überwiegend, daß die Beſtellungen, welche aus dem In- und Auslande eingehen, jetzt ſchon für eine beträchtliche Weile die Geſammtthätigkeit der Anſtalt in Anſpruch genommen haben.

Das vorzüglichſte Inſtrument, welches bis jetzt aus derſelben hervorgegangen, iſt ein der Wiener Sternwarte gehöriger achtzehnzolliger, multiplicirender Kreis, welcher, wie die mit demſelben häufig angeſtellten Erfahrungen beweiſen, alle ähnlichen Inſtrumente von gleicher Dimenſion an Vollkommenheit übertrifft. Ein zwölfzolliger multiplicirender Theodolit, welcher

ebenfalls im verflossenen Jahre verfertigt und nach der Grenze von Savoyen gesandt worden, ist, nach der Versicherung Carlini's in Mayland, gleich vortrefflich gelungen. Dergleichen Theodoliten sind nicht weniger, als ein und zwanzig ihrer Vollendung nahe, und außerdem noch zwey Meridiankreise, zwey sechsfüßige Mittagsröhre, ein großes Äquatorial, drey Universalinstrumente, zwey dem großen ähnliche achtzehnzollige Kreise gegossen, abgedreht und bereits in das Feinere verarbeitet. Diese ungemeine Thätigkeit, dieser rege Eifer müssen dem Hrn. Javorsky sowohl, als der ihn und sein Streben leitenden Oberdirektion, die größte Ehre machen und eine bloße Anführung dieser Thatsachen beyden statt aller nichtssagenden Lobpreisungen dienen.

Die ersten Ansprüche an das optische Institut machte die Sternwarte der Hauptstadt. Letzterer fehlte es an dem ersten und nothwendigsten Instrumente, an einem Meridiankreise, so wie an einem großen Mittagsrohre, da das vorhandene zu lichtschwach und überhaupt den Bedürfnissen der Wissenschaft nicht angemessen war. Beyde Instrumente wurden auf Befehl Sr. Majestät sogleich bestellt und in der kürzesten Zeitfrist angefertigt. Jetzt war die Sternwarte freylich mit den benöthigten Instrumenten versehen, um in der Ebene des Meridians, in welcher überhaupt die meisten Beobachtungen angestellt werden, arbeiten zu können. Aber es fehlte ihr noch an Hülfsmitteln, auch außer demselben, zum Behufe der vier neu entdeckten Planeten oder bey der Erscheinung eines neuen Kometen, mit Erfolg zu beobachten. Auch diesem Mangel ward abgeholfen, und die Sternwarte von der Munificenz Sr. Majestät mit einem großen, nach der sinnreichen Angabe Reichenbachs entworfenen Äquatoriale, dem größten und schönsten Instrumente, welches jetzt auf dem europäischen Kontinente vorhanden ist, beschenkt.

Von den Fernröhren, welche die Wiener Sternwarte ehemahls besaß, verdient, außer einem schwachen Dolland von drey Fuß fünf Zoll Focallänge, nur noch ein Achromat von Frauenhofer, welcher letztere von dem vormahligen verdienstvollen Vorsteher der Sternwarte, dem seligen Triesnecker, angeschafft worden, einer näheren Erwähnung. Das schöne Objectiv desselben hat eine Brennweite von sechzig Zoll und die Öffnung von drey und vierzig Linien ist mit fünf astronomischen und zwey terrestrischen Ocularen versehen. Der Nutzen, welchen dieses Instrument, besonders bey den gewöhnlichen Beobachtungen schwächerer, durch den Mond bedeckter Sterne, gewährt, hatte allerdings, zum Behufe einer wünschenswerthen Vervielfachung ähnlicher, für die mathematische Geographie so nöthigen Arbeiten, den Besitz eines zweyten ähnlichen Instruments nöthig gemacht. Allein das Bedürfniß eines noch stärkern Fernrohres, um damit auch diejenigen Beobachtungen, welche bis jetzt beynahe ein ausschließliches Eigenthum Herschels in England und Schröters in Lilienthal gewesen sind, anstellen zu können, ließ sich weit gebietherischer vernehmen; ein großer achromatischer Refractor von sieben Zoll Öffnung und zehn Fuß Brennweite von Frauenhofer konnte allein in den Stand setzen, die bisher auf dem festen Lande, wegen Mangel gehöriger Instrumente zu sehr vernachlässigten Beobachtungen der Satelliten des Saturn, und Uranus und diejenigen der entferntern, doppelten und vielfachen Sterne, gehörig zu bewerkstelligen. Auch ein solches kostbares Instrument, die Zierde der künftigen Sternwarte, ward von dem großmüthigen Monarchen ohne Anstand be-

willigt. Es wird zu den größten und vollkommenſten gehören, welche je aus Frauenhofers Meiſterhand hervorgegangen ſind. Ein anderes Fernrohr desſelben, von nicht mehr als ſechs Fuß Brennweite und vier und ein Drittel Zoll Öffnung, iſt von wahrhaft bewunderungswürdiger Klarheit und Lichtſtärke. Beſſel in Königsberg, der bereits ein ähnliches, aber weit kleineres Inſtrument beſitzt, ſchreibt: „Das Bild des Polarſterns, durch dieſes Inſtrument in einem gewöhnlichen Waſſerhorizonte um Mittag geſehen, iſt ſo deutlich, wie das ohne Bewaffnung des Auges um Mitternacht geſehene Herſchelſche Doppelſterne der erſten Größe, welche die unbemerkbarſten Geſtirne des Himmels ausmachen, erkennt man dadurch auf den erſten Blick." Gauß in Göttingen ſagt (Berl. Jahrb. 1822, S. 235) von demſelben Fernrohre: „Seine optiſche Kraft iſt ungemein groß; den kleinſten der Sterne, der nur fünf Minuten von dem Pole abſteht, ſehe ich in der Dämmerung ſchon dann, wann noch keine Beleuchtung der Fäden nöthig iſt." Struve in Dorpat, welcher dieſen Stern mit ſeinem großen Dollondſchen Mittagsrohre zuerſt erkannt und ihm den Nahmen Polarissima gegeben hat, nimmt an, daß, wenn derſelbe auch nur bey dunkler Nacht erkannt werden könne, die Trefflichkeit des dazu gebrauchten Inſtruments über allen Zweifel erhoben würde. Wenn ſchon dieſe bey weitem kleineren Inſtrumente von ſo großer Wirkung ſind, was muß nicht erſt unſer achromatiſcher Refraktor leiſten, deſſen Dimenſionen beynahe das Doppelte von jenem ausmachen werden?

War einestheils durch die ſo eben bemerkbar gemachten Anſtalten den wichtigſten Bedürfniſſen der neuen Wiener Sternwarte, in Hinſicht der, auf derſelben zu machenden Beobachtungen, die vollkommenſte Abhülfe geſchehen, ſo mußte anderſeits der Wunſch entſtehen, auch zum Beſitz ſolcher Inſtrumente zu gelangen, welche zu Beobachtungen, außerhalb derſelben angeſtellt, dienen möchten. Das wichtigſte zu dieſem Behufe angeſchaffte Inſtrument iſt das obenerwähnte, von Reichenbach neu erfundene Univerſalinſtrument, das herrlichſte Werkzeug, welches je aus der Hand eines Künſtlers hervorgegangen iſt und an welchem der Meiſter alle Hülfsquellen ſeines Genies erſchöpft zu haben ſcheint. Nicht minder wünſchenswerth zu demſelben Endzwecke war ein Theodolit und eine tragbare Uhr. Der erſte, repetirend und von zwölf Zoll, deſſen wir ſchon oben Erwähnung gethan, iſt, ſo wie letzterer, ein Chronometer von dem berühmten Arnold, in doppelter Faſſung von Gold, für die Sternwarte angeſchafft worden.

Um alle die genannten, von Sr. Majeſtät mit wahrhaft kaiſerlicher Großmuth bewilligten Inſtrumente gehörig aufzuſtellen, wurde von dem erhabenen Monarchen auch die Erbauung einer neuen, vollkommenern und dem gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaft völlig angemeſſenen Sternwarte genehmigt. Das Nähere der innern und äußern Anordnung derſelben ſoll in der Folge mitgetheilt werden. Bald werden wir alſo durch die Großmuth unſers geliebten Monarchen ein Gebäude ſich erheben ſehen, in welchem noch die ſpäte Nachwelt das geſegnete Andenken desſelben verehren, die Wiſſenſchaft durch Fortſchritte, welche der Anſtalt würdig ſind, ihren Triumph feyern, und die öffentliche Dankbarkeit ſich der Männer erinnern wird, welche durch thätige und geſchickte Ausführung des kaiſerlichen Willens ſich um die zu errichtende Anſtalt große und bleibende Verdienſte erworben haben.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

Die weichgeſchaffenen Seelen der Stadtviertel du Temple, du Marais und du Fauxbourg St.-Antoine ſchwimmen in Entzücken; ihnen iſt das Heil widerfahren, den Solitaire des Hrn. Vicomte von Arlincourt auf zwey ihrer Nationalbühnen, den Theatern de la Porte St.-Martin und de la Gaité, vorſtellen zu ſehen. Was den ehelichen Leuten in den Vorzimmern ihrer vornehmen Kunden auf der Chaussée d'Antin und des Quartier de la Place Vendôme von dem Baron von Heeſtall erzählt worden war, der, avant qu'il fût rayé du livre de la vie, prosterné au pied des autels, invoquant le trépas, entouré des tombes de l'abbaye, pâle, immobile, sa lampe à la main, ses jones creuses, sillonnées par ses larmes, qui semblait l'esprit des douleurs debout sur la cendre des morts *), ſeine Tochter, die intereſſante Elodie, dem Pater Anſelm, dieſem Fénélon de la vallée qui auroit pu être un Samuel, dieſem Greiſe, qui ne poursuivit jamais le fantôme du bonheur au désert populeux du monde civilisé **), anvertraut hatte, weil letzteres dans le séjour paisible der Abtey Underlach für den heureux de la nature, privilégié de la vie galt, hatten ſie mit offenem Munde angehört. Beſonders intereſſant war ihnen eben dieſe Elodie, cette rose printanière que n'avoit point encore frappée le souffle brûlant des orages, et *qui* (man bewundere dieſe Leichtigkeit des Styls) s'avançait confiante dans la vie, comme l'alouette matinale s'élance dans les champs d'azur d'un ciel serein ***), erſchienen; aber gezittert hatten ſie, als Elodie in der Kapelle des Kloſters mit dem fantôme sanglant, dem homme de l'adversité, dem esprit du mystère, Bekanntſchaft macht, und als die colombe du monastère (das heißt, Elodie, welche kurz vorher eine Frühlingsroſe geweſen iſt und ſich wie eine frühaufſtehende Lerche in die Lüfte geſchwungen) auf der Stelle für den aigle du Mont Sauvage †), l'amour le plus violent empfindet, wo dann ihr Schmerz *de dessus* son âme, comme la tempête de la veille *de dessus* le ciel de la vallée, ſchreitet; doch waren ſie von der Verſicherung beruhigt worden, der Solitaire du Mont Sauvage ſey, obgleich ein homme impénétrable, einem gouffre ténébreux dont la sonde cherche envain le fond gleichend, le héros de la bienfaisance et l'homme des merveilles, und le faible roseau du rivage du désert (abermahls Elodie) habe nichts zu gefährden von dem übernatürlichen Weſen, dont l'âme ne rompa jamais dans le cercle honteux des tiédeurs humaines, et dont la voix dent il eherchait à modérer l'éclat, semblait le premier souffle d'une tempête, et son regard

*) Alle Stellen, welche ich hier in franzöſiſcher Sprache herſetze, ſind wörtlich aus dem Solitaire abgeſchrieben. Sie mögen beweiſen, daß die Franzoſen, obgleich noch Schüler in der Romantik, bereits recht artige Fortſchritte in dem hirnverbrannten Style derſelben gemacht haben, und allem Anſcheine nach, ihre deutſchen Muſter bald übertreffen werden.

**) Man ſieht, der Hr. Vicomte ſucht ſeine Meiſter bereits zu überflügeln. Im Deutſchen iſt das Glück bisher nur höchſtens ein Schattenbild geweſen; Hr. von Arlincourt macht es ſchon zu einem Geſpenſte. Übrigens gleicht der He. Verf. ſeinem Pater Anſelm auf keine Weiſe, denn er ſoll, wie es heißt, „das Geſpenſt des Glücks (nähmlich die bedeutenden Honorare für die ſechs Auflagen ſeines Romans)" bis in den Laden ſeines Verlegers recht emſig verfolgt haben. Nicht minder bemerkungswerth iſt die ſinnreiche Antitheſe „der bevölkerten Wüſte." Hr. von Arlincourt wird uns hoffentlich noch einſtens mehrere Beweiſe von dergleichen geiſtreichen Armuth" geben.

***) Nehmt den Hut ab, ihr deutſchen Romantiker. Auf „Lerchen, welche ſich in die Azurgefilde des heitern Himmels ſchwingen," wärt ihr ſelbſt in der lerchenreichen Heide um Halle herum nicht geſtoßen.

†) Daß ſich die Taube in den Adler verlieben muß, iſt ein Geniezug, der ſowohl die Antitheſenſtärke des Hrn. Vicomte, als ſein Talent für die Parabel beweiſt. Was iſt natürlicher, als daß der Adler die Taube zerreißt?

la première lueur d'un incendie *); endlich hatten die gefühlvollen Leute bey der Erzählung des Endes der Elodie, dieſer vierge d'Underloch, dont le souffle a'est glacé, aur les traits de laquelle a passé rapidement une sorte de crêpe mortuaire, heiſſe Thränen vergoſſen. Aber nichts deſto weniger waren der Alte vom Berge und Elodie bisher fremde Perſonen für ſie geblieben, mit denen ſie nur durch Hörenſagen Bekanntſchaft gemacht hatten. Jetzt aber, wo dieſe beyden intereſſanten Weſen auf zweyen Theatern, von Angeſicht zu Angeſicht und mit Fleiſch und Blut begabt, zu ſchauen ſind, ſchweigen die Hämmer, ruhen die Hobel, und ſtehen die Weberſtühle ſtill: alle weinen ſo beträchtlich, daß die Arbeitsſchürzen rein werden, ohne die Reiſe nach dem groſſen Wäſcherdorfe Boulogne gemacht zu haben. Beſonders bricht ihnen das Herz bey dem Schickſale Elodiens, über welche, im Augenblicke, wo ſie mit dem geliebten Einſiedler auf immer verbunden zu werden glaubt, der Todesengel ſeine Flügel ſchwingt, oder, wie es Hr. v. A. ſo ſchön ausdrückt, wo entre elle at le Soliteire l'enge aux ailes funèbres tire le rideau de l'éternité, und Grauſen ergreift ſie bey dem entſetzlichen Ende des Einſiedlers. Letzteres hat um ſo anziehendere Reize für ſie, als ſie es ſich auf den beyden genannten Bühnen mit der gehörigen Abwechſelung verſchaffen können. Auf dem Theater da la Porte St.-Martin geräth nähmlich, nachdem die Entwickelung vorher durch einen Traum angedeutet worden iſt, der, obgleich an den Chaperon rouge und an Jeanne d'Arc erinnernd, nichts deſto weniger von fürchterlich ſchönem Effekte iſt, Himmel und Erde in Aufruhr, die Einſiedley des Alten vom Berge fliegt krachend durch die Lüfte und ein Blitzſtrahl ſtürzt Carl den Verwegenen in den blutigen Strom hinab. Das Theater de la Gaité läßt gar den ganzen Berg des Einſiedlers in die Luft, und Todte und Sterbende „in die Unermeßlichkeit des leeren Raums" ſchleudern, und das Stück mit einem ſolchen Aufruhre aller Elemente enden, wie er einſtens in der Wirklichkeit kaum fürchterlicher wird ſeyn können. Der Mont-Sauvage des Theaters de la Porte St.-Martin ſowohl, als der Soliteire des Theaters de la Gaité, werden in den Annalen des Melodramas Epoche machen. Den Grund des Intereſſes, welches dieſe Stücke gewähren, hat Hr. Vicomte von Arlincourt im Voraus in der beliebten Paulmannſchen Manier beſchrieben, wenn er im Solitaire ſagt: L'homme, esquisso imparfaito, image effacée de la Divinité, primitivement fait pour un séjour merveilleux, mais jeté, depuis sa chute, aur une terre d'exil et de passage, semble y conserver l'idée confuse de sa destination première: il porte en lui le besoin vague et myatérieux des choses aurnaturelles.

— Neben einem Muſikarren habt ihr ſchon im Schauſpielhauſe geſeſſen, meine lieben Leſer, denn deren gibt es auch in Deutſchland; aber, was ein franzöſiſcher Meloman von echtem Schrot und Korne iſt, davon habt ihr keinen Begriff. Ich will euch ein Paar derſelben ſchildern, wie ſie mir neulich bey einer Vorſtellung des Don Juan aufgeſtoßen ſind, und welche in der wahren Muſikarrerey einen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, zu dem es nicht jeder Hinz und Kunz bringt. Zuvor muß ich anmerken, daß die eigentlichen franzöſiſchen Melomanen ſich dadurch vor allen Individuen desſelben Gelichters anderer Nationen auszeichnen, daß es ihnen an jeglicher muſikaliſchen Kenntniß und an allem Sinne für die Muſik gebricht. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch läßt ſich leicht erklären: wie die bloſe Mißgunſt Kinder zum Genuß einer Speiſe einladet, welche ſie andere eſſen ſehen, ob ihnen gleich aller Appetit zu derſelben fehlt; ſo ſind auch die Franzoſen, ganz gegen ihre innere Neigung, muſikaliſch geworden, weil ſie die fremden Nationen um das Vergnügen an der Muſik beneidet haben. Kommen wir jetzt zu unſern beyden Melomanen. Da ſitzen ſie vor mir auf der

*) O preiswürdigſter! Viromte, hätteſt du vor zehn Jahren zu Halle in Sachſen gelebt, ſo würde, ſtatt des Canonicus Paulmann Nahmen, der deinige als ſynonym von bombaſtiſchem Schwulſte in die Mode gekommen ſeyn! Dieſe Stelle iſt ſo ergötzlich, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen kann, ſie in der Überſetzung zu liefern: „Deſſen Geiſt nie in dem entehrenden Kreiſe der menſchlichen Lauigkeit kroch und deſſen Stimme, deren Klang er zu mildern ſtrebte, das erſte Genurmel eines Donnerwetters, ſo wie ſein Blick das erſte Aufleuchten einer Feuersbrunſt, zu ſeyn ſchien."

erſten Gallerie im italieniſchen Theater. Dem einen hängt ein ellenlanger Schnurrbart auf die Bruſt herab, der iſt ein Militär; der zweyte wiſcht ſich mit eau de Cologne einen Dintenfleck vom Finger, das iſt ein Bureauſchreiber. Es beginnt folgendes Geſpräch zwiſchen ihnen. Schnuerbart. Je suis enchanté de vous avoir rencontré; vous vendrez bien être mon *Cicerone* musical, n'est-ce pas, mon ami? Dintenfleck. Vous êtes trop bon, mon ober; vos connoissances en fait de musique l'emportent de beaucoup sur les miennes... qu' est-ce qu' on donne aujourd' hui? L'envie que j'ai d'entendre de l'excellente musique, m'a fait oublier de lire l'affiche. Schnurrbart. Ma foi, je me trouve dans le même cas. La crainte de ne plus trouver de place, a été cause que je ne l'ai pas regardée non plus. Mais c'est égal: on est toujours sûr de bien tomber à ce théâtre... vivant les Italiens pour la bonne musique! Dintenfleck. Ajoutez, et pour le bon chant. Schnurrbart. C'est vrai, il n'y a que les Italiens qui chantent. Er fängt an zu trillern; der Bureauſchreiber ſtimmt mit ein; beyde trillern eine Weile. Dann unterbricht ſich der Schnuerbart und ſagt: Je ne sais, mon ami, mais depuis quelque temps je ne suis pas en voix.... tenez, il y a seulement quinze jours, je faisois si bien ce trait (er macht eine Verzierung). Mais, fi! Décidément, j'ai perdu ma voix. Dintenfleck. C'est comme moi. Autrefois celui-ci m' étoit bien familier (auch er macht eine Verzierung; es kömmt aber ſo ſchlecht heraus, daß der Schnurrbart, unter dem Vorwande, ſich den Bart in die Höhe zu ſtreichen, ihm den Rücken zuwendet); c'en est fait de ma voix. Schnuerbart. Que dites-vous de Rossini, mon ami? Dintenfleck. Ah, mon cher, c'est le compositeur le plus spirituel que nous ayons entendu. Schnurrbart. C'est fort bien, *le Miroir* l'a dit, et c'est vrai. Dans Mozart il y a trop de profondeur. Dintenfleck. Celà n'empêche pas qu'il ne me plaise beaucoup. Tenez, son divin *Matrimonio segreto*...*) Schnuerbart. Mais, mon ami, cette pièce n'est pas de Mozart. Dintenfleck (kleinlaut). Vous croyez? Eh bien, celà se peut. Je ne dispute jamais quand je ne suis pas sûr. Mais de quelque auteur qu'elle soit, la musique en est délicieuse. Par exemple l'air de Barilli: *Udite, tutti, udite* (er ſingt). Schnurrbart. Ce n'est pas tout-à-fait celà, mais c'est égal... et le joli duo: *Se fiato in corpo avete* (er ſingt); der Dintenfleck fällt ein, und beyde ſingen das Duett von hinten, von vorn, in die Kreuz und in die Quere, ohne Takt, noch Ton, noch Melodie). Schnurrbart. Mais malgré celà, je voudrois savoir ce que l'on donne, ne fût-ce que pour me préparer d'avance à entendre une excellente musique. Dintenfleck. Moi aussi. Il faut demander (ſich zu mir wendend). Monsieur, voudriez bien me dire quel opéra ou représente aujourd' hui? Kaum habe ich es ihm geſagt, ſo ruft er, wie begeiſtert, aus: Ah, c'est charmant! Don Juan de Mozart! Savez-vous, mon ami, l'air de Leporello: *Mà in Ispagna* (er ſingt). Schnurrbart. Et l'air de Don Juan: *Finch' an dal vino* (er ſingt). Dintenfleck. Ah, mon cher, et le délicieux, le divin duo: *Là ci darem la mano* (er ſingt). Der Schnuerbart unterbricht und umarmt ihn, und beyde ſingen Tutti: *Là ci darem la mano*. Darüber beginnt die Vorſtellung; beyde Muſikfreunde ſind itzt unermüdbar in der Wiederhohlung aller derjenigen Stellen, deren Worte ſie hören. So dauert es bis an's Ende des erſten Akts. Wie ſie es im zweyten getrieben, kann ich nicht berichten, denn ich habe mir einen andern Platz geſucht.

*) Ich könnte hier Frau von Genlis nachahmen und ſagen: Historique.

(Die Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 17. Jänner 1822.

8

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 5 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Derwisch und die Erscheinung.

Zwey Mährchen aus dem Orient.

(Vom Verf. der Erzählung: „Der Optikus und sein Neffe.")

Der Derwisch.

Schach Fadlallah, mit seltenen Tugenden begabt, herrschte zufrieden im Oriente, und theilte sein Glück frohen Herzens mit einer schönen Gemahlinn, Zemrude genannt. An seinem Hofe machte sich seit einiger Zeit ein junger Derwisch bemerkbar, dem ein glänzender Verstand und ein höchst liebenswürdiges Betragen das allgemeine Wohlwollen erwarb.

Fadlallah mochte sich mit Niemanden lieber als mit diesem Jünglinge unterhalten, über dessen Wesen ein geheimnißvoller Zauber verbreitet zu seyn schien, er both ihm endlich die höchsten Ehrenstellen an. Salmech, so hieß der Derwisch, lehnte sie sämmtlich mit Bescheidenheit ab, indem er versicherte, ein Gelübde gethan zu haben, niemahls irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, um sich Unabhängigkeit, die ihm über Alles gehe, zu erhalten.

Fadlallah, entzückt über diese Anspruchslosigkeit, hörte nicht auf, in den Derwisch zu dringen, jedoch dieser weigerte sich standhaft, je etwas mehr als der Freund Fadlallahs seyn zu wollen.

Einst befanden sich die beyden Freunde auf der Jagd, das Hofgesinde folgte in ziemlicher Entfernung. Immer vorwärtsschreitend und immer mehr in dem Dickicht des Waldes sich verlierend, erzählte Salmech von seinen weiten Reisen und seltsamen Abentheuern. „Auch in Indien war ich" — schloß er. „Dort gewann ich die Liebe eines alten ehrwürdigen Braminen, der in die tiefsten Geheimnisse der Magie eingeweihet war. Er starb in meinen Armen, und lehrte mich, eh' er verschied, eins seiner verborgensten Geheimnisse."

„Sicher die Kunst Gold zu machen?" fragte Fadlallah neugierig.

„Nichts weniger" entgegnete Salmech, „das Geheimniß besitzt einen höheren Werth, denn es besteht darin, todte Körper durch meine Seele wieder zu beleben."

Ein Damhirsch lief vorüber. Fadlallah richtete den Pfeil des gespannten Bogens auf das Thier, erlegte es und sagte zum Derwisch: „Zeige deine Kunst, wenn ich dir glauben soll."

Augenblicklich sank Salmech zur Erde, der Damhirsch erhob sich, eilte hüpfend auf Fadlallah zu, schmeichelte demselben und stürzte dann wieder todt zur Erde, während der Leichnam des Derwisches von neuem ins Leben zurückkehrte. Fadlallah erstaunte über das Wunder, und beschwor seinen Freund, ihn in das seltene Geheimniß einzuweihen.

Salmech machte Anfangs Schwierigkeiten, lehrte ihn aber endlich einige kabalistische Worte und geheimnißvolle Zeichen, in deren Hersagung und Beobachtung, seiner Versicherung zu Folge, der Zauber verborgen liegen solle.

Kaum im Besitze des Geheimnisses, stellte Fadlallah schnell eine Probe mit demselben an, und ging in das erlegte Thier über. In demselben Augenblick begab sich der Derwisch in den Körper des Schachs, und legte mit Fadlallahs Pfeil und Bogen auf den Damhirsch an. Diesem, der des Verräthers Absicht jetzt, obwohl zu spät, einsah, blieb nichts übrig als in das Dickicht des Waldes zu entfliehen.

Salmechs verrätherischer Plan war gelungen. In Schach Fadlallahs Gestalt kehrte der Treulose nach der Hauptstadt und in den Pallast zu Zemruden zurück.

Seine erste Sorge war, sich auf immer der angemaßten Würde zu versichern, und so gab er Befehl, augenblicklich alles Wild in der Nähe der Hauptstadt zu vertilgen. Zuverlässig würde Fadlallah mit den übrigen Hirschen getödtet worden seyn, wäre er nicht in den Körper einer Nachtigall übergegangen, die am Fuße eines Baumes todt hingestreckt lag.

Gesichert vor Salmechs boshaften Nachstellungen flog er in dieser Hülle in die Nähe seines Palastes, setzte sich auf einen Baum, dessen Äste die Zimmer Zemrudens beschatteten, und sang dort mit so melodisch-melancholischer Stimme, daß Zemrude bald ans Fenster gelockt ward. Allein statt Mitleid bey seiner Gattinn zu erwecken, wie er es wünschte, machte er nur ihr Wohlgefallen rege. Dennoch fuhr er fort, ihr sein Liedchen zu singen, bis endlich Zemrude den lieblichen Sänger zu haschen befahl.

Fadlallah, der nichts sehnlicher begehrte, als in Zemrudens Nähe zu seyn, ließ sich mit leichter Mühe fangen und in seiner Gattinn Zimmer bringen, wo er dieser sogleich entgegenflatterte und sich auf ihrem Busen wiegte.

Zemrude, gerührt von den Liebkosungen ihres neuen Lieblings, befahl, daß man ihn in einen offenen Käfig vor das Fenster ihres Zimmers stelle. So konnte der Vogel täglich seiner Gebietherinn durch Liebkosungen seine Liebe beweisen. Stundenlang beschäftigte Zemrude sich mit ihm, und trotz seiner Verzauberung hätte nichts an Fadlallah's Glücke gefehlt, wenn ihn nicht jeden Tag die unsägliche Qual gepeinigt hätte, den Derwisch eintreten, und mit Zemruden tändeln zu sehen.

Der Thronräuber suchte oft, in seinen Scherzen mit Zemruden, des Vogels Freundschaft zu gewinnen, doch jedes Mahl, wo er sich demselben nahete, schien dieser zornig zu werden, pickte mit seinem Schnabel in die Hand

des Verräthers, schlug mit den Flügeln und gab Zeichen einer großen Erbitterung zu erkennen, — neue Veranlassung zu Scherz und Lachen für Zemruden und den betriegerischen Salmech.

Ein anderer Liebling Zemrudens, ein Hündchen, das sich stets in ihrer Nähe aufhalten mußte, starb plötzlich. Fadlallah, theils seiner gegenwärtigen Hülle überdrüssig, theils um mit einem weniger gebrechlichen Körper begabt zu werden, schlüpfte sofort in den todten Körper desselben.

Welche Trauer bemächtigte sich am andern Morgen Zemrudens, als sie ihren gefiederten Liebling leblos hingestreckt fand! Sie war untröstlich. Vergebens versuchten ihre Dienerinnen sie zu beruhigen; ja Schach Salmech-Fadlallah selbst war nicht im Stande, den Kummer der Weinenden zu stillen.

„Wohlan, Zemrude!" rief dieser endlich. „So will ich, dir zu Liebe, eins der verborgensten Geheimnisse, die ich besitze, enthüllen. Vernimm also: Von heute an soll jeden Morgen dein Liebling sich beleben, und dir seinen Morgengruß wie zuvor singend darbringen.

Zemrude äußerte Mißtrauen gegen dieses Wunder; statt aller Antwort streckte Salmech-Fadlallah sich auf die Ottomane nieder und — belebte den gefiederten Sänger, der augenblicklich seine gewöhnlichen Melodien begann.

Fadlallah, der in der Gestalt des Hündchens der ganzen Scene aus einem Winkel des Gemaches zugesehen hatte, benützte die günstige Gelegenheit, ging in seinen eigenthümlichen Körper über, und erwürgte mit wüthender Hast die ihm verhaßte Nachtigall.

Zemrudens Schmerz und Staunen waren ohne Grenzen. Sie konnte sich diese außerordentliche Erscheinung nicht erklären. Erst nach vielfältigen Bitten erhielt der rechtmäßige Gatte Gehör bey ihr, um seine wunderbare Geschichte zu erzählen.

Der Leichnam des Derwisches, der im Walde war gefunden worden, und der Befehl des Thronräubers, alle wilden Thiere im Lande zu tödten, bestätigten die Erzählung des wiederbeglückten Fadlallah und bewiesen Zemruden und dem ganzen Reiche die unläugbare Wahrheit, daß jeder, auch der größte Betrieger, endlich nur sich selbst zu betriegen pflegt.

Die Erscheinung.

In Scanderona, der bedeutenden Stadt unweit Aleppo, lebten zwey angesehene Türken, Naboul und Talmuch, die Fortuna mit ihren schönsten Gaben überschüttet hatte. Seit ihrer früheſten Kindheit waren ihre Herzen durch Freundschaft verbunden. Jung und lebenslustig verschwendeten sie die Reichthümer, die sie theils dem mühsamen Erwerbe ihrer Vorältern, theils dem blinden Glücke zu verdanken hatten. Nur der Eitelkeit und dem Genusse sinnlicher Freuden opferten sie ihre Schätze.

In weiten Schlössern von Porphyr,
Von Gold und Diamanten strotzend:
Da wohnten sie; der Raubbegier
Des schwarzen Neides lächelnd trotzend.

Demüthig krochen Sklavenſcharen
Auf Blick und Wink zu ihrem Dienſt herbey;
Und ihre Heldenthaten waren
Ein ausgelaßnes Einerley:
Dem Wild' im Walde nachzuſpüren,
Dem Gott der Trauben ſich zu weih'n,
Des Landes Töchter zu verführen,
Am Wageſpiel ſich zu erfreu'n;
Kurz: auf verbot'nen Wegen wandeln,
Das war ihr Handeln.

Talmuch beſaß unweit der Stadt ein prächtiges Landhaus, wo beyde Freunde mit großem Aufwande die ſchönſten Tſcherkaſſierinnen unterhielten. Dort war es, wo ſie ſich in den Freuden der Liebe berauſchten, dort war der Sammelplatz der Gaukeleyen, durch welche ſie ſich zu zerſtreuen ſuchten.

Zu eben der Zeit war Syrien mit Atheiſten und Verleumdern Omars und Mahomeds überſchwemmt. Beyde Freunde hatten die Schriften und Gegenſchriften der Philoſophen ihrer Zeit geleſen; das machte ſie zu Thoren. Sie ſchwatzten von der Dauer und der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens, von der Unſterblichkeit der Seele. Sie unternahmen es widerſtrebende Syſteme in einander zu fügen, unvereinbare Dinge zu verbinden, und da Licht finden zu wollen, wo für den Menſchen undurchdringliche Finſterniß herrſcht.

Als eines Abends nach einem prächtigen Mahle ſich Überdruß ihrer bemeiſtert hatte, entfernten ſie die Weiber und Sclaven und verſanken in tiefſinnige, metaphyſiſche Träumereyen.

Schon waren ſie eine geraume Zeit das Gebiet der Wahrheit und des Trugs durchgeirrt, ſchon waren die Vernunftſchlüſſe aller Jahrhunderte von ihnen erſchöpft, als Naboul, auf andere Gedanken verfallend, in folgenden Worten zu ſeinem Freunde redete.

„Talmuch, wir ſehen nichts, weil wir zu weit ſehen wollen. Die Vernunft iſt gleich einer Fackel, je heftiger ſie bewegt wird, je eher erliſcht ſie. Der Augenblick, der dem gegenwärtigen folgt, iſt für uns hinter einem undurchdringlichen Schleyer verborgen. Wir haben Mühe jenen zu erkennen, wie vermögen wir den kommenden zu durchſchauen? Quälen wir uns fernerhin nicht mit Hirngeſpinnſten, die unſere Vernunft verwirren und uns in einen Raum ohne Grenzen hinausſtoßen. Was kümmern uns die Philoſophen und ihre Syſteme? die am Wege kriechende Ameiſe hindert den Wanderer nicht, ſeinen Weg fortzuſetzen, und gegen ſtechende Inſecten werden wir ſchon auf unſerer Hut ſeyn. Mag der Eine uns zu einem Gotte, der Andere zum Thiere machen, mag Mahomed den Genuß des Weines verbiethen oder erlauben, mögen ſein Koran, ſeine Hourris im Paradieſe Fabel oder Wahrheit ſeyn, was geht es uns an? Laß uns trinken, uns beluſtigen, unſern Launen folgen und die verlachen, die vorſätzlich Dornen um die Roſen des Lebens pflanzen. Nur laß uns einander verſprechen, daß, iſt die Seele wirklich beſtimmt den Körper zu überleben, der früher Sterbende dem Zurückbleibenden Nachricht von den Ereigniſſen jener Welt überbringen."

Talmuch willigte in den Vorſchlag und beyde Freunde leiſteten ſich den gegenſeitigen Schwur, die Zuſage heilig zu erfüllen. Der Tag überraſchte ſie bey dieſer Unterhaltung; ſie ſchwangen ſich auf ihre Roſſe und eilten nach Scanderona zurück.

Einige Jahre waren verfloſſen, als Naboul, welcher von den Folgen ſeines Liebeshandels mit der Favoritinn eines Großen für ſein Leben zu fürchten hatte, für gut fand, ſich plötzlich von Scanderona zu entfernen, und eine lange Reiſe antrat. Mehrere Jahre verſtrichen ohne Nachricht von dem Schickſale Nabouls.

Talmuch, in Kummer darüber verſunken, lebte auf ſeinem Landhauſe und ſuchte in den Armen ſeiner Weiber vergebens Troſt und Beruhigung über den Verluſt ſeines Freundes. Eines Nachts erhob er ſich, um im Dunkel ſeines Gartens dem Schmerze nachzuhängen, der an ſeinem Herzen nagte. Er trat unter einen Baum, deſſen blätterreiche Äſte ſich oft im Abendwinde über die beyden Freunde gewiegt hatten. Abermahls gedachte er hier der ſüßen Stunden, die einſt die Freundſchaft ihm geſchenkt hatte, und dieſe Erinnerung entlockte ſeinem ſchon entfeuerten Auge bittere Zähren.

Und feſt an dem Gedanken hangend,
Wie ſehr ihn Freundſchaft einſt beſeelt;
Nach ſeinem Buſenfreund verlangend,
Sieht er, wie Nebel ihn umſchwebt.
Horch! Leiſes Wehen läßt ſich ſpüren,
Die Nebelwolke — ſie zerrinnt,
Um ihm den Anblick vorzuführen,
Worüber er noch ahnend ſinnt.
Und ſieh! In dunklem Todesſchleyer,
Mit blut'gen Zügen im Geſicht,
Steht, wie zu ſeiner Todtenfeyer,
Sein Freund vor ihm in bleichem Licht.

Talmuch ſtürzt mit einem Schrey der Überraſchung auf die Geſtalt zu, er will ſie umfaſſen — umſonſt! Es iſt nur ein blaſſer, luſtiger Schatten, der vor den Augen des Betäubten ſteht.

„Hör' auf, ein Luftgebild zu verfolgen!" ſprach die Geſtalt Nabouls, „das Geſtirn meines irdiſchen Lebens verlöſchte in der Mitte ſeines Laufes. Ich bin der Erſte, der aus dem Leben nach dem Tode zurückkehrt. Ich komme, meine Zuſage zu erfüllen. Talmuch! Deine Tage ſind gezählt. Erwerbe einen Preis mit deinem Hierſeyn: fange an zu leben! Dieß iſt Alles, was ich dir ſagen darf. Mehr würde dein Ohr nicht im Stande ſeyn, zu vernehmen. Morgen, wenn die erſten Sonnenſtrahlen die Spitzen der Gebirge röthen, nimm deinen Weg nach der Wüſte, die Aleppo von Baſra ſcheidet. Dort wirſt du meinen lebloſen Körper finden; begrab ihn, und der Lohn für deine Wohlthat wird nicht ausbleiben. Lebe wohl!"

Entſchwunden war die Erſcheinung.

Talmuch neigte ſein Haupt, küßte den Boden und badete die Stirn im Thau, der die Blumen netzte.

„Naboul lebt nicht mehr auf dieſer Erde!" — rief er. „Ich werde ſeinen letzten Willen erfüllen, und auf ſeinem Grabſteine ſterben!"

(Der Schluß folgt.)

Wahrheit.

Wie den zögernden Schritt des Wand'rers auf nächtlichem Pfade
Freundlich der ſtrahlende Mond leitet zum friedlichen Ziel,
Ziehet das himmliſche Licht der Wahrheit die hoffende Seele
Aus dem dunkelſten Grund ſanft auf die ſonnigen Höh'n.

Friederike Sufan, geb. Salzer.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung.)

Meinen Leſern dürfte wenigſtens dem Nahmen nach bekannt ſeyn, was die Franzoſen rébus nennen, dieſes erheiternde und keineswegs kopfzerbrechende gemahlte, allegoriſche Woetſpiel, welches beſonders zur Weihnachtszeit, die Freude des Menſchengeſchlechts in den Kinderſtuben und in den Salons ausmacht. Welchee Mund würde um dieſe Zeit einen bonbon eſſen, deſſen Kopf nicht zugleich die rébus, welche das umwickelte Papiee enthält, enträthſeln möchte? In Folgendem will ich das Reeept liefern, nach welchem ſich deegleichen Witzesſpiele anfeetigen laſſen. Ein beſcheidener heimlichee Liebhaber wagt nicht, der Geliebten ſeine Liebe zu geſtehen. Was hat ee zu thun? Ee zeigt ihe, wie von ungefähr, ſein Porträt, übee welchem eine Hecke (haie) und dee Conſonant m (der in dee neueeen franzöſiſchen Grammatik me ausgeſprochen wird) abgebildet woeden ſind. Die Geliebte, welche in ihree Jugend eine gute Erziehung genoſſen, das heißt, welche rébus zu enträthſeln gelernt hat, ſieht auf den eeſten Blick, daß das Porteät: Aime-moi, ausdrückt. Ein Gaseognee geht auf Reiſen und will ſeiner Geliebten anempfehlen, ihn wäheend ſeiner Abweſenheit nicht zu vergeſſen. Dieſer Wunſch, in deutliche Worte eingekleidet, würde die Delicateſſe der Geliebten verletzen und einen Zweifel an der Treue derſelben verrathen. Der Gaseognee gibt alſo ſeine Meinung allegoriſch oder hieroglyphiſch zu eekennen. Er ſendet der Geliebten ein Papiee, auf welchem eine Naſe, ein m mit einem Apoſtrophe, ein zuſammengeroulltee Blätterkuchen und zwey Füße, welche einen Schritt thun, abgezeichnet ſind. Sie lieſt: No (der Gaseogniſche Dialeet ſpeicht dieſe verneinende Paetikel, wie Nez (Naſe) aus) m'oublie (oublie heißt der Blätteekuchen, der jeden Abend friſch in den Gaſſen von Paris ausgerufen wied) pas (ein Scheitt). Ich habe in Betreff dee rébus eine Entdeckung gemacht, welche ich anfangs geheim zu halten gedachte, bis etwa die hieſige franzöſiſche oder eine andere Peovinzial-Akademie einen Preis auf die beſte Abhandlung übee dieſen Gegenſtand geſetzt haben möchte; aber nach reiflicher Überlegung hat es mie geſchienen, daß die längeee Vorenthaltung meines Fundes ein Raub an dee neueren Liteeatur- und Sittengeſchichte ſeyn würde. Meine Entdeckung iſt folgende. Alle franzöſiſchen Liteeatoeen ſtimmen darin überein, oder (denn es gibt viele Gegenſtände, um welche ſich dieſe vielleicht noch einſtens bekümmern weeden, da ſie es bisher noch nicht gethan) werden darin übereinſtimmen, daß die Erfindung der rébus nicht weiter als bis in die Mitte des voeigen Jahehunderts ſteigt. Ich hingegen habe einen untrüglichen Beweis in Händen, daß ſie ſchon am Ende des vierzehnten Jahehunderts im Gebeauche geweſen ſind. Der Zufall hat mie eine alte Schwaete (wenn ich ſie nicht nenne, ſo geſchieht es nicht wegen einer ähnlichen Urſache, wie die, welche zu dem beeühmten Kleee des Bibliothekaes Furia zu Floeenz Veranlaſſung gegeben, ſondeen weil das Buch weder Anfang, noch Ende, noch ſonſt Kapitelabtheilungen hat) in die Hände geſpielt, in welcher folgende Anecdote von Carl VI. (reg. von 1380—1422) erzählt wird. Dieſer König hatte die Tochter des berüchtigten Heezogs von Bourgogne, Johann ohne Furcht, geheieathet, ſetzte aber nichts deſtoweniger ſeinen Umgang mit dee ſchönen Caſſignelle fort. Darüber kam es zwiſchen dem Schwiegervater und dem Schwiegeeſohne anfangs zum Zanke und dann zum Kriege. Nun, erzählt mein

anonymer Gewährsmann, habe Carl, theils zur Begeiſterung ſeines Muths, theils um den Herzog von Bourgogne zu höhnen, Befehl gegeben, den Nahmen ſeiner Geliebten in die Kriegsfahnen zu nähen, ſich dabey aber, um denjenigen unter ſeinen Kriegern, welche das Schickſal der Königinn beklagten, kein Ärgerniß zu geben, eines rébus bedient, nähmlich einen Schwan (cygne), worauf mit einem K und hintennach mit einem L abbilden laſſen.

— Grillparzer's Sappho iſt von einem Hrn. v. L., den ich nicht kenne und auch in dieſer Anonymität nicht errathe, in's Franzöſiſche überſetzt woeden. Über den Werth dieſer Arbeit kann ich nicht urtheilen, da mir das Original nur von Hörenſagen bekannt iſt. Die hieſigen Journale haben bisher, ſo viel ich weiß, von der Überſetzung noch keine Anzeige gethan. Wie aber auch ihr Urtheil über dieß Werk eines der klarſten, ſich am deutlichſten bewußtſeyenden und verſtändigſten *) Tragiker, den die Deutſchen je aufzuweiſen gehabt haben, ausfallen mag, immer werden die hieſigen Critiker ſich wohl hüten, dem Verf. einen Vorwurf daraus zu machen, wie neulich auf eine wahrhaft verkehrte Weiſe in einem Wiener Journale bey Gelegenheit der Medea deſſelben Dichters geſchehen iſt, daß er ſeinen Charakteren keine romantiſche Haltung gegeben habe. Dürfte ich es mir erlauben, Hrn. Grillparzer einen Rath zu ertheilen, ſo wäre es der, fortan den griechiſchen Helden- und Götterplunder, an dem ſich ſogar die Franzoſen zu ſtänkeen beginnen und deßhalb die immer von neuem wiederholten Bearbeitungen dieſer Stoffe les Rêveries renouvelées des Grecs nennen, zur Seite zu laſſen und dafür moderne chriſtliche, oder vielmehr ideale Stoffe zu wählen. Die griechiſchen Gräuel ſind für uns nur Begebenheiten, keineswegs Handlungen, weil uns der Geiſt, der ſie geſchaffen hat, wohl hiſtoriſch, aber nicht menſchlich, bekannt iſt. Übrigens wohnt Hrn. Grillparzer's hervorſtechendem Talente geiſtige Kraft genug inne, um aller hypeeromantiſchen, ich möchte faſt ſagen, wahnwitzigen Beymiſchungen entbehren zu lönnen, und ihm düefte es vielleicht voezugsweiſe gelingen, der deutſchen Trägödie Conſequenz und Einheit zu verſchaffen und ſie von der doppelten Schmach, unter welchem ſie ſeufzt, nähmlich von der Nebeley und von der Hirnwuth zu befeeyen. Hr. Grillparzer gleicht in meinen Augen einem Kinde, was ſich verbrannt hat und alſo das Feuer ſcheut; je härter er ſelbſt auf dem Bette der Ahnfrau an dem Schickſalsübel, welches aber bey ihm keine natüeliche, ſondern nur eine, ihm von ſeinem Genius eingeimpfte Schutzkrankheit geweſen iſt, danieder gelegen hat, deſto ſicherer dürfte er jetzt ſein ganzes übriges Leben hinduech vor einer neuen Anſteckung dieſer fatalen Krankheit geſchützt ſeyn. Sappho und Medea haben bereits recht erfreuliche Beweiſe von ſeiner Geneſung gegeben.

— Vivat das poetiſche Criterium der liberalen Ausſätzigen (es dürfte hier auch liberale Reine geben, aber die möchten am hellen Mittage mit der diogeneſiſchen Laterne zu ſuchen ſeyn)! Daß die feanzöſiſche Akademie poetiſche Arbeiten krönen könne, die nichts taugen, iſt ihr ſchon lange von geboenen Franzoſen, unter andern von Piron, vorgeworfen worden, dee bey dieſer Gelegenheit behauptete: „que les quarante avoient de l'esprit comme quatre *), und fällt alſo nicht weiter auf; ſie hat hierin das Herkömmlichkeitsrecht für ſich. Daß aber die liberale Cligue, zu welcher Profeſſoren der lateiniſchen Poeſie, berühmt ſeyn wollende Dichter und beeüchtigte Litera-

*) Ich verwahre mich mit der ganzen Kraft meines Bewußtſeyns gegen den nachtheiligen Sinn, den diejenigen in dieß Beywort tegen möchten, welche ſelbſt keinen Verſtand haben und die deßhalb die Teunkenheit (oft nicht allein die poetiſche) vorziehen.

**) Ich weiß aus vielfältiger Erfahrung, daß die Spitze, welche in dieſem bekannten ſatyriſchen Ausfalle Pirons auf die Academie liegt, in Deutſchland nur ſelten recht aufgefaßt wird. Wäre der Sinn obigee Worte bloß folgender: Die vierzig Mitglieder der Academie haben ſo viel Verſtand, wie vier; ſo würde man dieſen Einfall nur grob, aber keineswegs witzig finden können. Das Verdienſt liegt in dem Wortſpiele comme quatre, welches, im uneigentlichen Sinne, ſo viel, wie ſehr viel heißt, z. B. il mange comme quatre, er iſt ungeheuer viel. Comme quatre hat demnach in den angeführten Worten Pirons den doppelten Sinne: ungeheuer viel und wie vier.

toren gehören, in ihrem Jouenale mit groſſer Affectation rühmen können, dieſe oder jene poetiſche, von wieklichen ſchüleehaften Fehlern wimmelnde Stelle, in welcher jedoch dee liberale Sauerteig gähet, habe einen eben ſo lauten, als einſtimmigen Beyfall erhalten, das verdient zur Kenntniß des auswärtigen Publicums gebracht zu weeden. Die Sache iſt folgende: Die Akademie hat in ihrer jährlichen, am Sanet-Ludwigstage (25 Aug.) gehaltenen Sitzung eine Ode des Hrn. Profeſſors Gaulmier zu Neyders gekönt. Bey der öffentlichen Voeleſung derſelben von Hen. Pieard, dem bekannten dramatiſchen Schriftſteller und ehemahligen Directeur des zweyten franzöſiſchen Theaters, der der perpetuieliche Leetor der Aeademie, ob gleich nur ein fertiger Leſer, und ein heezlich ſchlechter Vorleſer iſt, ſollen, wie ein hieſiges liberal-s Blatt mit Emphaſe behauptet, folgende Verſe einen einſtimmigen Beyfall erhalten haben:

Seul reste des vertus du Tibre,
Caton foule encor d'un pied libre
Les débris de la liberté.

Legt man das kritiſche Meſſer an dieſe Verſe, ſo eegibt ſich, daß faſt eben ſo viele grobe Verſtöße gegen poetiſche Allegorie, logiſchen Ausdruck und muſikaliſchen Rhythmus darin ſind, als einzelne Wöeter. Zuvörderſt ertheilt der Dichter dee Tiber die Eigenſchaft der Freyheit; dieſer Fluß aber, der meines Wiſſens, in keinem römiſchen Dichter eine wirkliche poetiſche Perſonifeirung erhalten hat, kann keine andere Tugend beſitzen, als die, das Land fruchtbar zu machen, und die Schifffahrt zu begünſtigen. Die Allegorie iſt alſo ſchielend. Noch ſchielendee iſt, wenn Cato „das einzige Überbleibſel dee Tugenden dee Tibee" genannt wird. Odee nimmt vielleicht der Veef. das Wort vertus in jenem höchſt uneigentlichen, naiven Sinne, dem zu Folge man ſich eelauben kann, von einem jungen unerfaheenen, aber tugendhaften Mädchen zu ſagen: C'est une vertu, und hieße etwa: seul reste des vertus du Tibre, ſo viel, wie: Der letzte tugendhafte Mann am Tiberſtrome? Der Sinn wüede alleedings dabey gewinnen, aber der Ausdruck, duech ſeine komiſche Naivität, zur Haelekinade heeabſinken. Aber, was ſoll man von des Dichters Kenntniß ſeiner eigenen Mutterſpeache uetheilen, wenn er fouler (eigentlich watken, zerſtampfen, uneigentlich mit Verachtung übertreten, überſehen), ſtatt marcher sür ſetzt. *Caton foule etc. les débris de la liberté* heißt: Cato tritt die letzten Spuren dee Freyheit unter die Füße, oder, er vernichtet dieſelben. Dee Dichter hat aber gerade das Gegentheil ſagen wollen. Endlich frage ich jeden, mit einem poetiſchen Gehöre begabten, Menſchen, ob ihm die unmittelbar auf einander folgenden Wörter libre, débris und liberté nicht eine unerträgliche Kakophonie zu ſeyn ſcheinen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Modenbild III.

Ballkleid von Crepp mit dieſem und Atlas aufgeputzt. Zur Binde ein Atlasband.

Herausgeber und Redakteue: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

III. *Wiener Moden.*

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 19. Jänner 1822.

9

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Derwisch und die Erscheinung.

Zwey Mährchen aus dem Orient.

(Vom Verf. der Erzählung: „Der Optikus und sein Neffe.“

Die Erscheinung.

(Schluß.)

Die schwaeze Nacht entwich dem Morgen,
Aurora schwand und Phöbus stieg empoe;
Da machte Talmuch, eeich an Soegen,
Sich fort hinaus aus Scanderona's Thor.
Mit bangem Scheitt beteat er iene Wüste,
Die seines Feeundes Schatten ihm genannt;
Sie dünkt' ihn eine geausenvolle Küste
Von einem nie beleetnen Land.

Die Hitze war erstickend, brennende Dünste hauchte die Erde aus. Schon hatte Talmuch fast die ganze Öde durchirrt und warf sich ermattet von Schmerz und Anstrengung bey einem Wasserfalle nieder, der von einem Berge plätscherte.

Schon fing er an die Erscheinung im Garten für Traum zu halten, und die Hoffnung, seinen Freund noch einst lebend wieder zu sehen, keimte in seinem Herzen.

Da erblickte er in einiger Entfernung einen Hirten, welcher ein Loch in die Erde grub. Talmuch ging zu ihm.

„Womit beschäftigst du dich?“

„Ich übe der Menschheit Pflichten aus,“ — war die Antwort des Hirten, „ich grabe ein Grab für den Unglücklichen, den du dort leblos liegen siehest. Ich will nicht, daß sein Leichnam ein Fraß der Raubvögel werde.“

Ein Mann mit entblößtem Haupte, fast ganz bewaffnet, lag entseelt am Fuß einer zerbrochenen Säule, sein mit Blute gerötheter Säbel neben ihm. Eine tiefe Wunde war in seine Brust gegraben.

Talmuch erkennt seinen unglücklichen Freund, wirft sich auf den Leichnam, umarmt ihn, und seine Thränen fließen in den blutigen Staub, womit der Leib des Geliebten bedeckt ist. Dann fragt er den Hirten, ob er nicht nähere Auskunft über die Ermordung seines Freundes geben könne?

Der Hirt antwortete: „Ich befand mich gestern unter jenen Palmbäumen, als Hufschläge in mein Ohr schallten. Ich wendete mich und sah zwey bewaffnete Männer mit verhängtem Zügel nach dieser Seite sprengen. Hier warfen sie sich vom Pferde, zogen ihre Säbel und fielen mit beyspielloser Wuth über einander her. Unfähig ein Unglück zu verhüten, verbarg ich mich hinter einem Steinhaufen, um den Ausgang des schauerlichen Gefechtes zu erwarten. Mit erneuerter Wuth griffen sich die Kämpfer an; die Säbel flogen stückweise aus ihren Händen. Beyde waren schon mit Blut bedeckt. Jetzt packten sie sich. Der Eine, weniger großmüthig als stark, warf den Andern mit markigen Armen zu Boden und — mich schaudert noch — versetzte ihm mit dem Stumpfe seines Säbels eine tiefe Wunde. Mit teuflischer Freude im Blicke wiederhohlte er seine Stöße mehrmahls, bestieg dann sein Roß, und nahm seinen Weg nach Aleppo. Kaum war er fort, so näherte ich mich dem Unglücklichen. Meine Versuche, ihn ins Leben zurück zu rufen waren, fruchtlos. Ich legte ihm einen Theil seiner Kleider wieder an, um ihn vor der Gier der Raubvögel zu sichern, und wartete bis heute, ihm den letzten Dienst zu erweisen, in der Hoffnung, einer der Seinigen werde kommen, um ihn abzuhohlen. Allein niemand erschien, und darum arbeite ich jetzt an seinem Grabe."

Mit starrem Blick, der Zoen und Rache strahlte,
Hing Talmuch an des Himmels Blau,
Auf seinem bleichen Antlitz mahlte
Sich die Verzweiflung kalt und rauh.
Dann ballten krampfhaft sich die Hände;
Ein Schreckenston quoll aus der Brust hervor;
Er klang: „Mach' meiner Qual ein Ende;
Leih, Rache, schützend mir dein Ohr!
Mir alle Wuth, noch wildre als dem Feinde,
Der mordend mich getrennt von meinem Freunde!"

„Und du," — fuhr er nach einer langen dumpfen Pause zu dem Hirten fort: „du wohlthätiger Sterblicher, deine Sorgfalt soll nicht unbelohnt bleiben. Aber laß das angefangene Grab. Diese Erde soll den entseelten Staub meines Nabouls nicht aufnehmen, er soll in der Gruft seiner Väter ruhen." —

Talmuch kam mit Nabouls Leichnam nach Scanderona zurück, wo er denselben einbalsamiren und mit seltener Pracht zur Erde bestatten ließ. Der kunsterfahrenste Bildhauer Asiens mußte ein prächtiges Monument verfertigen, so daß Jeder, der Nabouls prächtigen Grabstein sah, ausrief: Naboul ist nicht todt! Er und sein Freund werden leben, so lange diese Steine dauern.

Sein glühender Durst des Freundes Tod zu rächen, ließ Talmuch alle größeren Städte Asiens durchspüren, um den Mörder zu entdecken — umsonst! Verzweiflungsvoll kehrte Talmuch nach Scanderona zurück. Auf derselben Stelle des Gartens, wo ihm der Schatten seines unvergeßlichen Freun-

des erſchienen war, erinnerte er ſich lebhafter als je der letzten geheimnißvollen Rede des Verblichenen. Ein Strahl des Lichtes drang in ſeine Seele. Er ſah ein, daß der Menſch nur allzuoft Sclave ſeiner Leidenſchaften iſt, daß unſer Bewußtſeyn uns Strafen für Vergehungen verheißt, und daß ſelbſt der verhärtetſte Böſewicht einſt einem gerechten, ſtrengen Richter ſich wird unterwerfen müſſen. Er begriff, daß die Erde ein Prüfungsaufenthalt für alle moraliſche Weſen iſt, ein Feld, das Früchte für die Ewigkeit tragen ſoll, doch deren nur ſpärlich hervorbringt. Er zweifelte nicht mehr an der Unſterblichkeit der Seele, allein er zweifelte an dem Glücke ſeines Freundes in jener Welt. Dieſe Betrachtungen erſchütterten ihn, und er gelobte es ſich, von nun an beſſer und weiſer zu werden. Er änderte daher ſeinen ganzen Lebenswandel, ſchenkte ſeinen Weibern die Freyheit, entließ ſeine Sclaven, verkaufte ſeine Habe, vertheilte das daraus gelöſete Geld unter die Armen und behielt nur das einzige Landhaus, auf welchem er die glücklichſten ſeiner Tage in Nabouls Geſellſchaft verlebt hatte.

Scanderona erſtaunte über dieſe Veränderung, Talmuchs Tiſchfreunde ſpotteten ihn aus, aber nichts machte ihn wanken. Er folgte beharrlich ſeinem ſich vorgezeichneten Plane.

Der Wahrheit heiliges Feuer erwärmte ſein Herz. Er hörte auf, ſich eitlen thörichten Vernünfteleyen hinzugeben, und gewöhnte ſich immer aufmerkſamer auf ſich und auf Andere zu werden. Er machte ſchnelle Fortſchritte in ſeiner Beſſerung, und bald hatte die Tugend tiefe Wurzeln in ſeinem Innern geſchlagen. So ward er ein Weiſer. Er ſchrieb. Seine Moral war einfach, verſtändlich, wahrheitsvoll. Scanderona's Bewohner hatten Urſache, noch mehr zu erſtaunen.

Perſiens Monarch verlangte den Weiſen zu ſehen, der der Welt ſo treffliche Lehren gab. Er ließ Talmuch rufen und gewahrte bald, daß ſein Verdienſt noch größer ſey, als ſelbſt ſein Ruf. Er erhob ihn zu hohen Würden, überhäufte ihn mit Geſchenken, und machte ihn zum Vertrauten ſeines Herzens.

Talmuch nahm Alles, um Alles wieder auszutheilen. Er geizte nach Gütern, um des ärmeren Bruders Sorge zu mindern, und Freundſchaft war ſeinem wahrheitliebenden Herzen ein Opfer- und Weihaltar. Auch des Hirten in der Wüſte vergaß er nicht; er beſchenkte ihn reichlich, doch duldete er nicht, daß dieſer ſeine Einſamkeit verließ.

Talmuch war der Freund der Großen, der Wohlthäter des Volks, die Stütze des perſiſchen Thrones — laut tönte ſein Name, weit und breit erklang von allen Zungen ſein Lob.

Der Ruhm des Menſchen hat ſein Ziel,
Ihn hat nicht Gott — der Menſch hat ihn geboren;
Denn was da dient dem Leidenſchaftenſpiel,
Geht durch der Leidenſchaften Spiel verloren.

Talmuch erfuhr dieſe Wahrheit. Der Monarch ſtarb an Altersſchwäche. Sein Nachfolger beſaß alle Schwachheiten eines verzärtelten Jünglings. Gern horchte er der Stimme betriegeriſcher Schmeicheley. Talmuch hatte, wie jeder Menſch, ſeine Feinde. Bisher waren ſie ihrem Haſſe nur ſtillſchweigend angehangen; jetzt wurden ihre Angriffe öffentlicher. Sie verleumdeten den Wahrheitsfreund, legten ſeinen guten Lehren boshafte Zwecke unter und —

ſchmeichelten dabey dem Fürſten. Ein einziger, dem Talmuch treugebliebener Freund zeigte ihm die trübe Wolke, die über ſeinem Haupte ſchwebte. Talmuch hörte und ſah es gelaſſen an, beklagte ſeine Feinde, dankte ſeinem Warner, nahm die Flucht und ließ ſich in einer Einſamkeit unweit Iſpahan nieder.

Dort lebt' er ruhig, wie der Weiſe,
Der glücklich einer Pöbelwelt entrann,
Und hier zu ſeiner Lebensreiſe
Die Paeze ihm noch manches Fädchen ſpann.

Ich zeichnete, mein Leſer, dir ſein Leben,
Sein Morgen war vom Laſternetz umgarnt;
Sein Mittag möge dir ein Beyſpiel geben,
Wie uns ein Traum, wie Wirklichkeit uns waent.

Folg' dieſer Waenung! Schön und heiter
Wird dann dein Abend ſo wie Talmuchs Abend ſeyn,
Und ruhig gehſt du durch des Todes Pforten weiter
Zu ew'gen Himmelsfreuden ein.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, im Dec. 1821.

Der December iſt reich an muſikaliſchen Genüſſen geweſen. Vor allem muß das Concert der Mad. Graſſini ausgezeichnet werden. Sie nannte es ein dramatiſches, weil es aus mehreren der vorzüglichſten Scenen der großen Oper von Cimarosa: „Die Horatier und Curiatier" beſtand, welche in drey Abtheilungen mit Coſtume und Chören, nebſt einigen anderen für die Situationen komponierten Geſangſtücken in der Ueſprache gegeben wurden. Das Concert fand im neuen Theater Statt. Obwohl Sgra. Graſſini den Culminationspunct ihrer Künſtlergröße, durch welche ſie früher in Italien und in Frankreich ſtrahlte, überſchritten hat, ſo zeigte ſie nichts deſto weniger ſo viele glänzende Momente, daß ihr der enthuſiaſtiſche Beyfall des Publikums mit Recht zu Theil ward. Vorzüglich war es die Vereinigung aller Eigenſchaften einer dramatiſchen Geſangdarſtellerinn, welche in der Concertgeberinn bewundert wurde. Haltung, Mimik, leidenſchaftlicher charakteriſtiſcher Ausdruck in Geſang und Geberde erheben Sgra. Graſſini zur vollendeten Künſtlerinn. Ein Erſcheinen von Vorbildern der Art bedürfen wir auf unſerer Bühne. Denn in einer Periode, wo die unglückliche muſikaliſche Revolution faſt als beendigt angeſehen werden kann, durch welche das bloß Angenehme, Gefällige, das Ohr Ergetzende an die Stelle des Claſſiſch-Großen und der Erhabenheit gebracht worden, iſt es vorzüglich nützlich, daß unſere jungen Sängerinnen noch die wenigen Künſtlerinnen einer früheren, beſſeren Schule kennen lernen, welche ſich durch höhere Eigenſchaften als durch bloße Kehlfertigkeit ausgezeichnet haben. Auch würde, wenn einſt wieder eine ernſthafte ältere Oper, z. B. die gewählte von dem unſterblichen Cimarosa, auf die Bühne gebracht würde, gar kein Vergleichungs- und Anhaltspunkt für die erhabene tragiſche Geſangdarſtellung mehr beſtehen. Nur wer eine Graſſini als Orazio, eine Seſſi als Curiazio geſehen hat, behält eine Idee von einer potencirten Darſtellung in der Oper.

Im zweyten der abonnirten Winter-Concerte erfreute uns unter andern Weber's geniale Ouverture zu ſeinem „Freyſchützen," welche hier eine Neuigkeit war. Auffallend iſt die Leere des Hauſes in dieſen Concerten im Vergleiche zu den früheren Jahren. Man konnte es ſich nicht verhehlen, daß dieſe in ihrer Entſtehung ſo angenehmen Un-

terzeichnungs-Concerte, welche ehemals im Redoutensaale Statt fanden, viel von ihrem ersten Reize verloren haben. Das jetzige Locale derselben, das neue Theater, dürfte einen großen Theil der Schuld an dieser Erkaltung des Publikums tragen. Es wird dadurch ein Hauptreiz, der Reiz des Wechsels, entbehrt, indem es die Versammlung nicht aus dem Kreise entfernt, worein sie während der ganzen Woche gebannt ist. Aber nicht dieser Umstand allein ist es, welcher ihm zur Last gelegt werden muß. So vortheilhaft das neue Theater auch für das Schauspiel ist, so wenig eignet es sich für Concerte.

Die italienische Oper brachte: La Donna del Lago, Melodrama in due Atti, von Rossini; die deutsche: Othello, von Rossini; das Theater am Isarthor: „Heinrich IV. vor Paris" oder: „Folgen eines Zweykampfes," Schauspiel nach dem Englischen von Vogel. Hr. Lewin setzte mit vielem Beyfalle in dem letztgenannten Theatee seine Pantomimen fort.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievees.

Der Leuchtethurm, Trauerspiel in zwey Aufzügen, von Ernst von Houwald, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Die beyden größten und selbstständigsten Nationen der alten Welt, deren gesammte Geistes- und Staatsbildung von den Neueren, trotz der in vieler Hinsicht weiter geschrittenen Cultur, welche sich letztere in Kunst und Wissenschaft erworben haben, noch nach Jahrtausenden zum Vorbilde aufgestellt wird, ließen den Volkscharakter sich nicht willkürlich und auf's Gerathewohl entwickeln; die Richtung, welche derselbe zu nehmen hatte, ward vielmehr durch ceeligiöse und Staatsgesetze unwiderruflich und mit höchst wohlthätiger Strenge vorgeschrieben. Patrioten im erhabensten Sinne des Worts, suchten die Griechen und Römer selbst mit den öffentlichen Volksbelustigungen einen, das Wohl des Staats fördernden, Zweck zu veeeinigen: ihre Theater gewährten nicht bloß eine frivole Zeitverkürzung, sondern waeen vielmehr Mittel, dem Volke die Nothwendigkeit eines kräftigen, zu That entflammenden Nationalgefühls, einer lebendigen Begeisterung für Aufrechthaltung ihrer ceeligiösen und Staatsveefassung, und endlich der Unterordnung des persönlichen Wohls unter dem Heile des ganzen Staats zue sinnlichen Anschauung zu bringen. Mit einem Worte, die griechische und römische Bühne wae dazu bestimmt, mit Übergehung allee, bloß den einzelnen Menschen betreffenden Bezüge, das Volk zu Staatsbürgern zu bilden: ihre dramatische Poesie ging Hand in Hand mit dee Staatswissenschaft.

Die moderne Völkereultur unterscheidet sich dadurch von der alten, daß in ihr das individuelle Interesse sich auf eine ungebürliche Weise hoch über das staatsbürgerliche Wohl stellt.

Dieses Streben, das persönliche Ich zum absoluten Beherrscher des ganzen moralischen Weltalls zu machen, hat in Deutschland in der neueren Zeit mehr oder weniger in allen poetischen Tendenzen, besonders (um bey dieser stehen zu bleiben) in der dramatischen Poesie vorgeherrscht; an die Stelle einer kräftigen, objeetiven, dramatischen Handlung ist eine schwächliche subjective Passivität getreten, und so das rührende Drama entstanden. Talentvollen Köpfen gelang es, dieser Gattung von Theaterstücken, wo nicht ein gänzlich freyes geistiges Streben (dessen waren sie, ihrer Natur nach, nicht fähig), doch ein materiell-positives Wollen unterzulegen und ihr eine wenigstens zeitlich-dauernde Grundlage zu geben; der eifrig erstrebte Besitz des geliebten Gegenstandes war dee negativ-objective Hebel, der die Handlung in Bewegung setzte.

Seit einigen Jahren jedoch, und, wie es scheint, den sich äußernden staatsbürgerlichen Kraftäußerungen der letzten Zeit zum Trotz, hat sich die deutsche Dramatik beykommen lassen, auch das subjeetive Wollen entweder ganz und gae dem Subjecte zu entziehen und es dem blinden Fatum zu unterwerfen, oder es sich in eine, keinem weltlichen, noch göttlichen Endzwecke fruchtende, Entsagung vresplittern zu lassen. Das Gebot

dieſer Gattung von Dramatik ſcheint nicht zu ſeyn, entbehre, um ein fremdes Glück zu befördern, ſondern ſchlechtweg, entbehre, um zu entbehren.

Entbehre um zu entbehren! Scheinbar liegt in dieſem Ausſpruche die erhabene Idee, daß Verzichtleiſtung des Genuſſes ein ſittliches Weſen mehr veredle, als das Streben nach demſelben.

Der Verfaſſer des anzuzeigenden Trauerſpiels iſt ein beſonders thätiger Verbreiter dieſes Entbehrungsprincips: in ſeinen bis jetzt abgefaßten Trauerſpielen, dem Bilde, der Freyſtatt, der Heimkehr, dem Leuchtethurme und Fluch und Segen, geht der Racheengel mit dem feurigen Schwerte umher und zerknickt jede Blüthe der Freude im Augenblicke, wo ſie gebrochen werden ſoll. Das Leiden, welches übrig bleibt, iſt bloß paſſiv und die handelnden (oder ich ſollte hier vielmehr einen neuen Kunſtausdruck gebrauchen und ſagen, die leidenden) Perſonen zeigen eine Schwäche, welche dramatiſch werden würde, wenn ſie, von einem äußeren Einfluſſe beherrſcht, mit Bewußtſeyn untergäge. Die Hälfte des tragiſchen Endzwecks erregen die genannten Dramen allerdings, nämlich Mitleiden, aber darüber, daß dieſe Perſonen ſo unſchuldig und ſo unnöthig leiden.

Eine Leidenſchaft zeigt ſich allerdings in den Producten des Verfaſſers, und zwar die wirkſamſte, welche der ſittlichen Natur eigen iſt, die Liebe nämlich, dieſer Vulcan, der, gleichwie die ideiſchen Vulcane durch ihre Ausbrüche dem Erdballe immer neue Belebung mittheilen, in der Tiefe des menſchlichen Herzens Sporn und Antrieb zu jeglicher Wirkſamkeit wird. Aber dieſe Leidenſchaft entflammt nicht zu Thaten, iſt alſo nicht dramatiſch; die Perſonen zeigen vielmehr eine bloß paſſive Ergebung in ihrem Schickſale. Was man früherhin von der franzöſiſchen Tragödie geſagt hat, daß ſie nur rede und nicht handle, kann mit Fug und Recht auf die Houwald'ſchen Dramen angewandt werden.

Trotz der kennbar gemachten Mängel gelingt es dem Verfaſſer, das Intereſſe des Zuſchauers in einem hohen, vielleicht in einem höhern Grade in Anſpruch zu nehmen, als es viele andere Dramatiker bis jetzt vermocht haben. Den Grund dieſer ſeltſamen Erſcheinung hat man in der an poetiſchem Leben und dichteriſcher Begeiſterung überreichen Diction, ſo wie in der höchſt anſchaulichen Darſtellung, mit welcher der Verf. die Liebe ſeiner Perſonen ſchildert (ich ſage mit Fleiß, ſchildert, und nicht ſeine Perſonen ſchildern läßt), zu finden geglaubt. Ohne die Möglichkeit eines ſolchen objectiven Wohlgefallens zu läugnen, glaube ich, dem Intereſſe, welches dieſe Dramen einflößen, einen andern Grund unterlegen zu dürfen: wie (ohne alle Ironie ſey es geſagt) jede peinliche Todesſtrafe die Neugierde reizt, weil man begierig iſt, zu ſehen, welche Faſſung der Unglückliche Angeſichts des unvermeidlichen Todes zeigen wird, ſo, dünkt mich, findet das Publicum Wohlgefallen daran, von der mehr oder minderen Ergebung Zeuge zu ſeyn, mit welcher die Houwald'ſchen Perſonen ihrem Verderben entgegen gehen.

Es kann und darf als kein ungeziemendes Urtheil betrachtet werden, wenn man aus den bisher dargethanen Gründen den Producten unſers Verfaſſers das eigentliche tragiſche Princip, nämlich, Streben der Leidenſchaft, Kampf auf Leben und Tod mit den Hinderniſſen, welche ſich ihrer Befriedigung in den Weg ſtellen, und endlich Untergang derſelben, abſpricht und ſie bloß für rührende Schauſpiele erklärt.

Der Leuchtethurm *), von dem ich hier insbeſondere zu ſprechen habe, beſitzt alle Mängel und alle Vorzüge der Houwald'ſchen Muſe, d. h. abſolute Paſſivität der Charaktere, Mangel an dramatiſcher Handlung, Überfluß an ſubjectiver Lyrik, Armuth an objectiver Darſtellung, und endlich (was ſich aus allen dieſen Prämiſſen von ſelbſt ergibt) eine meiſt verfehlte Entwickelung und den grellſten Verſtoß gegen dramatiſche und pſychologiſche Wahrheit, dagegen eine höchſt reizende, nur hin und wieder techniſch und

*) So ſchreibe ich, ob mir gleich bekannt iſt, daß Adelung Leuchtthurm gedruckt hat, und darin von vielen Neueren zum Vorbilde genommen worden iſt. In Niederſachſen, dem Lande, welches allein für eine Auctorität der Ausſprache gelten kann, in Niederſachſen, wo Ohr und Organ nicht verbildet genug ſind, um fünf Conſonanten, von deren keiner ein flüſſiger iſt, hinter einander ausſprechen zu können, ſagt man Leuchtethurm.

logisch falsche Diction, einen bewundernngswürdigen Reichthum an lyrischer Darstellung, an elegischer Begeisterung und an poetischer Auffassung aller Eigenthümlichkeiten der geistigen Liebe.

Die Fabel des Stücks, ihrem scenarischen Gange nach, ist folgende: Caspar, der Wächter des Leuchtethurms (Hr. Krüger), und seine Tochter Dorothea (Dlle. Weber) nehmen, in einem überaus langen und symbolisirenden Dialoge, den Sturm, der so eben die See bewegt, zum Beyspiele, um von den Drangsalen des Lebens und von der Nothwendigkeit, die menschliche Gesellschaft zu fliehen, wenn man glücklich seyn wolle, zu reden. Des Zuschauers Erwartung, hier, nach den Regeln der Dramatik, wenigstens eine vorläufige Exposition zu finden, das heißt, zu erfahren, auf welche Weise Caspar Wächter eines Leuchtethurms geworden, wird getäuscht. Dagegen läßt der Dichter, wie vorauszusehen, die Gelegenheit nicht aus der Acht, bey Erwähnung des Seesturms Dorotheen ihre Liebe zu einem unbekannten Jünglinge, dem sie und der Vater nach erlittenem Schiffbruche einst das Leben gerettet haben, zu erkennen zu geben. Caspar, ein stets bereiter Symboliker, erwiedert:

Mädchen, Mädchen, hüte dich,
Daß der Sturm nicht frechterlich
Auch in deinem Innern wüthe!

Damit nicht zufrieden, läßt er sich, in Folge anderweitiger vertraulichen Eröffnungen von Seiten Dorotheens, auf eine ziemlich barsche Art also vernehmen:

Nun, er soll uns nicht bethören.
Ich will bald ihn kennen lernen,
Und gewiß ihn schnell entfernen.

Daß die beyden letzten Verse einen Anstrich von Parodie haben, muß Caspaen verziehen werden; denn der Seesturm, der sich in diesem Augenblicke mit verdoppelter Wuth erhebt, läßt ihm keine Zeit, auf eine wohlgesetzte Rede zu studieren: er eilt auf die Kuppel des Thurms, um die Lampen anzuzünden. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, Leuchtethürme zu sehen; aber, mich dünkt, das Licht auf denselben leuchtet nicht erst nach dem Beginnen eines Sturms, sondern jedes Mal bey'm Einbruche der Nacht. Nacht ist es aber auf dem Leuchtethurme gewesen, so lange die Scene zwischen Caspar und Dorotheen dauert, das heißt, eine gute halbe Stunde. Somit hätten die Lampen schon längst brennen müssen. Aber Caspar muß abgehen, und Hr. von Houwald hat Recht gehabt, zu Gunsten eines solchen gebieterischen Zwecks eine Nebensache nach Gefallen abzuändern.

Dorothea bleibt allein. Es kömmt ihr in ihrer Einsamkeit zu Statten, daß sie die Harfe erlernt hat, obgleich dem Zuschauer unbekannt bleibt, wie sich eine solche Modification auf Caspars Leuchtethurm verirrt hat. Kaum ist sie im besten Spiele, als sie von Ulrich (Hr. Heurteur), dessen der Dichter gegen den Zuschauer noch mit keinem Worte, gegen den Leser allein, als eines abenteuerlich gekleideten Mannes, Erwähnung gethan hat, unterbrochen wird. Zum Verständnisse der Leser will ich hier dem Dichter vorgreifen und sagen, daß Ulrichen, Caspar's Bruder, einstens sein Weib verführt und entführt worden ist, daß der Mann darüber seinen Verstand verloren, und daß die Familie (wie der Verf. nicht hier, wo es an Ort und Stelle gewesen wäre, sondern späterhin zu verstehen gibt) den Leuchtethurm bezogen, damit Ulrich, dessen Weib auf einem Schiffe entflohen und (wie der Räuber fälschlich verbreitet hat) in einem Schiffbruche umgekommen ist, in jedem Schiffe, in jedem Sturme eine allegorische Anspielung auf die Entführung seiner Frau machen möge. Ulrich will, wie immer, auch heute den Orkan singend beschwören, ihm Kunde von seinem verlornen Weibe zu bringen und nebenbey die Lampen auslöschen, weil er meint,

Wenn die Lampen nur nicht brennten, —
Nacht ist gar zu schwarz, — da könnten
Sich die Menschen nicht entfliehn, —
Jeder bliebe gern zu Haus —.
(kindlich bittend)
Lösch die Lampen wieder aus.

Ulrich iſt alſo die perſonificirte Schickſals-Idee des Stücks. Um ſo mehr, dünkt mich, hatte ſeine Exiſtenz dem Leſer und Zuſchauer in einer Expoſition kundgethan werden müſſen.

Ulrich ſteigt auf die Kuppel des Leuchtethurms, und Caſpar, der während der Zeit wieder heruntergekommen iſt, ſagt in Betreff des Kanonenſchuſſes, der ſo eben fällt:

War es nur des Donners Hallen,
Oder hab' ich recht gehört,
Daß ein ferner Schuß gefallen?

Warum erkennt Caſpar nicht ſogleich das Getön, welches erthört, für einen Kanonenſchuß? Kann der Dichter ſich eine ſolche Naivität erlauben, bloß, damit ſeine Perſonen recht viele Worte machen mögen?

Caſpar eilt hinaus an's Meer, um den Hülfsbedürftigen beyzuſtehen. Jetzt tritt Walther (Hr. Kettel) auf, jener Jüngling, deſſen Dorothea als ihres Geliebten gegen den Vater erwähnt hat. Es bedarf des ganzen Umfangs der poetiſchen Licenzen, welche ſich der Verf. in Hinſicht des inneren, materiellen Baues ſeines Dramas erlaubt, daß hier ganz unerörtert bleibt, ob Walther (wie zu vermuthen ſteht, da ihn Caſpar noch nicht kennt und die Sittlichkeit Dorotheens ſich anderweitigen heimlichen Zuſammenkünften mit dem Geliebten widerſetzt haben muß) zum erſten Male auf den Leuchtethurm kömmt, und warum er, in dieſem Falle, ſich nicht die Mühe nimmt, Dorotheen mit einem einzigen Worte die Überraſchung abzubitten. Er beginnt auf folgende Art:

Als ich heut den Sturm vernommen,
Trieb mich's aus der Hütte fort,
Und zu euch bin ich gekommen,
Daß ihr nicht die grauſe Nacht
Auf dem Thurm allein verwacht.
Du biſt zart, dein Vater alt —
Sieh, ich biete meine Kräfte,
Gönnt mir Theil an dem Geſchäfte
Mit des Oceans Gewalt —

Hier fragt ſich's: Wüthet, ſeit ſich der aus dem Schiffbruche gerettete Walther in der Nähe Dorotheens angeſiedelt hat, der Sturmwind heut zum erſten Male? In dieſem Falle müßte dieſer Umſtand angedeutet werden, um äußerlich die Erſcheinung Walthers auf dem Leuchtethurm zu motiviren. Oder, iſt das Meer ſeit jener Zeit ſchon öfterer ſtürmiſch geweſen und warum iſt dann Walther nicht ſchon früher gekommen, um Caſparn und ſeiner Tochter in ihren Geſchäften beyzuſtehen? Endlich, wenn Walther bittet, ihm „Theil an dem Geſchäfte mit des Oceans Gewalt" (ſo viel ich die deutſche Sprache verſtehe, iſt es keiner Art des deutſchen Styls, nicht einmahl dem Geſchäfts-Style, erlaubt, Geſchäft mit des Oceans Gewalt zu ſagen) zu gönnen und dieß Geſchäft nicht auf dem Thurme, ſondern an der Küſte des Meers, verrichtet werden muß, warum ſetzt er dann auf eine faſt kindiſche Weiſe ſogleich hinzu:

Soll ich gehn, ihn dort zu finden?
Darf ich nicht bey dir verweilen?

Die folgende Scene zwiſchen den beyden Geliebten iſt, obgleich abſolut lyriſch und den dramatiſchen Gang nur wenig fördernd, die anziehendſte des ganzen Stücks, eine höchſt reizende Darſtellung des Beginnens und Fortſchreitens der Liebe in zwey jugendlichen, unverdorbenen Herzen. Für den Werth dieſer Scene ſpricht das Wohlgefallen, mit welchem ſie das Publicum, trotz ihrer ungemeinen Länge, bey jeder Vorſtellung anhört. Eine der Tragödie widerſtrebende Spielerey, auf welche man hier ſtößt, kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Walther ſagt, er habe es lange ſchon geahnt, daß es keine Seligkeit gebe,

Wenn das Herz nicht fand und — liebt.

Dieſer übelklingende, ſprachwidrige Vers, wo und ein Imperfectum und Präſens verbindet, und wo ſich der Mangel des Accuſativs ſo fühlbar macht, fällt um ſo mehr

auf, da ihn Dorothea schüchtern wiederholen muß. In dramatischer Hinsicht lernen der Leser und Zuschauer aus dieser Scene, und zwar aus Walthers eignem Munde, daß er der Sohn einer Mutter ist, welche ihren rechtmäßigen Gatten verlassen und in der neuen Welt mit einem andern Manne in unerlaubter Verbindung gelebt hat. Daß der Verf. einen solchen Verstoß gegen die höhere tragische Schicklichkeit hat begehen können, um den Sohn zum Herolde der Schande seiner eignen Mutter zu machen, das beweist, bis zu welchem Grade ein Einspinnen in ein Lieblingssystem den Blick nach außen hin beschränkt. Walther erzählt ferner, daß ihn die Mutter nach Europa gesandt habe, um den Vater aufzusuchen und seine Verzeihung zu erflehen.

Zu Ende der Scene erscheint Ulrich, sieht der Umarmung der Liebenden mit Staunen zu und zieht dann an der herabhängenden Schnur. Die Lampen des Leuchtethurms verlöschen. Ich gestehe, daß ich nicht begreifen kann, welche Absicht den Verfasser geleitet hat, daß er diese Handlung Ulrichs den Schein gibt, als entstehe die Idee derselben in seiner Seele erst bey'm Anblicke der beyden Liebenden. Ulrich leidet ja, wie wir bereits oben gesehen haben, längst schon an der fixen Idee, es müsse, um das Entfliehen der Menschen über das Meer zu hindern, Nacht und Finsterniß auf demselben herrschen.

In dieser Handlung Ulrichs ist die Verwickelung des Stücks begründet: die Lampen verlöschen, ein Schiff (ich fahre fort, dem Gange der Fabel vorauszueilen), welches sich auf dem, in diesem Augenblicke vom Sturme bewegten, Meere befindet, scheitert, die ganze Mannschaft ertrinkt, mit ihr die Mutter Walthers, ihren Verführer allein ausgenommen, in dessen Gesellschaft sie dem Sohne nachgeeilt ist, um sich ihrem Gatten reuevoll zu Füßen zu werfen. Diese höchst tragische Verwickelung, welche von ungemein glücklicher Erfindung zeigt, würde sowohl auf der Bühne, als im Lesen, eine bey weitem größere Wirkung hervorbringen, wenn sie der allgemeinen Fassungsgabe verständlicher dargestellt wäre. Aber selbst der geübte Zuschauer bedarf erst der Reflexion, um die Bedeutung derselben in ihrem ganzen Umfange zu fassen.

So tragisch und dramatisch dieser Auftritt ist, so möchte die darin ausgesprochene Idee eine absolute Mißbilligung verdienen. Daß dem Beginnen Ulrichs eine sittliche Absicht zum Grunde liegt, darf ich von dem Geiste des Verf. in voraus erwarten, denn unmöglich kann Hr. von Houwald zu jenem hirnverbrannten ästhetischen Principe, welches vor einigen und zwanzig Jahren in den Köpfen der Anhänger der neuern Schule spukte, daß nämlich ein Kunstwerk keinen andern Endzweck haben dürfe, als den, eine reine Anschauung zu gewähren, geschworen haben. Die sittliche Idee, welche den Verf. bey dieser Scene geleitet hat, ist keine andere, als die Ehebrecherinn von der Hand des beleidigten Gatten sterben, den Verführer aber frey ausgehen zu lassen. Diese dämonische, ich möchte sagen, unchristliche Idee, welche der Lehre des göttlichen Stifters unserer Religion schnurstracks widerstrebt, kann wohl dem brutalen Charakter des rohen Pöbels zusagen, dem Menschenfreunde widerstrebt sie aber auf eine höchst widerwärtige Weise. Hier in dem gegebenen Falle muß die Rache des Gatten, die allein die schuldige Gattinn trifft, um so mehr empören, als mit ihr, wie gesagt, die ganze Mannschaft des Schiffes zu Grunde geht, und der Verführer allein am Leben bleibt. Von dem sittlichen Endzwecke, den sich der Dichter durch die Erhaltung des letztern vorgesetzt zu haben scheint, weiter unten ein mehrers.

Der zweyte Act beginnt mit drey müßigen Scenen, welche die Handlung um keinen Schritt weiter bringen: Ulrich sitzt, die Harfe spielend, auf einer Felsenspitze und deutet symbolisirend die Nothwendigkeit seines bevorstehenden Todes an; dann erhält Dorothea Verzeihung vom Vater, daß sie die Lampen hat erlöschen lassen (eine Verzeihung, welche wirklich kindisch erscheint, da Leser und Zuschauer wissen, daß nicht sie, sondern Ulrich, es gethan hat). Man stößt hier auf folgende Verse, deren mangelhafter Bau an einem Versküstler, wie unser Verf., um so mehr auffällt:

Vater, hast du's wohl vernommen,
Was der Oheim unternahm?

In Folge der dritten, über die Gebühr lang ausgesponnenen, Scene läßt sich eine abermalige Spielerey vernehmen: Caspar erkläet, er habe bey'm Hinausschauen auf's weite Meer am frühen Morgen kein menschliches Wesen, sondern nur Trümmer am Ufer, erblickt; Dorothea ersteigt einen Felsen und sieh da! sie wird eines Mannes gewahr, der von einer entfernten Klippe herab um Rettung winkt. Ironisch genommen, dürfte es nicht zu verwundern seyn, daß ein junges Mädchen weiter sieht, als ein abgelebter Greis. Aber, wo bleibt in diesem Falle das Fernrohr, welches sich nebst einem Sprachrohre auf jedem Leuchtethurme befinden muß? Diese Bemerkungen dürften jedem, nur nicht dem dramatischen Kenner, eine müßige Sylbenstecherey scheinen.

Der um Rettung flehende Mann ist der Verführer von Ulrichs Gemahlinn. Daß Walther, der Sohn der von ihm verführten Mutter, unter augenscheinlicher Todesgefahr ihn in einem zerbrechlichen Kahne von der Klippe her an's Land schifft, ist ein tragischer Zug, der Hand in Hand mit dem Morde geht, welchen Ulrich an seiner verbrecherischen Gattinn begeht. Die Theilnahme, welche Caspar und Dorothea an diesen von ihnen in weiter Ferne gesehenen Rettung nehmen, hat von Seiten Dorotheens viel Anziehendes, zeigt sich aber in Caspar, der sie in naiven Worten und darstellend versinnlicht (ein Bestreben, welches im haarscharfen Widerspruche mit seinem bisher geäußerten, ernst-allegorisirenden Charakter steht), als Parodie.

Walther und Graf von Holm, der Verführer von Ulrichs Gattinn, treten auf. Was der Schauder, welchen letzterer bey Dorotheens Anblicke zu erkennen gibt, bedeutet, bleibt mir fremd, so ernstlich ich auch über die Beziehung desselben auf Caspar's Tochter nachgedacht habe. Sieht etwa Dorothea ihrer Tante so ähnlich, daß Holm bey ihrem Anblicke an das von ihm dem Tode geweihte Schlachtopfer erinnert wird? In diesem Falle hätte die Ähnlichkeit Dorotheens mit Mathilden, Ulrichs Gattinn, schon von vorn herein angedeutet werden müssen.

In der jetzt folgenden, ungemein gut geschriebenen, fünften Scene entdeckt Holm Caspern, was ich, dem Gange des Stücks vorgreifend, schon früher erzählt habe. Die Worte Holms:

Mein Vaterland ist Europa,

klingen mir (ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten und sollte man mich auch einer unzeitigen Spaßmacherey beschulden) wie der Anfang jenes Briefes; „An meinen Sohn in der Armee." Daß der Verf. die obenangeführte Idee, die verbrecherische Gattinn durch die Hand des beleidigten Ehemanns fallen zu lassen, hier nicht allein offen zu erkennen gibt, sondern mit derselben recht absichtlich zu liebäugeln scheint, erhellt aus folgenden Versen, welche er Caspern in den Mund legt:

Ewige, unerforschte Macht,
Hättest du zum Werkzeug dir
Seine schwache Hand ersehn?
In des Wahnsinns leeres Treiben
Wieklich tiefen Sinn gelegt?

Die Scene verändert sich in eine freye Aussicht auf das Meer. Mathildens Leichnam liegt am Strande, Ulrich kniet neben ihm.

Holm tritt auf, erkennt Mathildens Leiche und den von ihm betrogenen Ulrich. Diese Scene, eine der dramatischsten des ganzen Stücks und von hoch tragischer Wirkung, ist besonders ergreifend, wenn in Ulrich's Wahnsinn ein lichter Moment eintritt und er seinen ehemaligen Freund an dessen Stimme erkennt. Holm geht ab, um Walthern auf die Zusammenkunft mit seinem Vater vorzubereiten, und Ulrich — stürzt sich mit dem entseelten Leichname vom Felsen herab ins Meer. Daß dieß ein der tragischen Muse ganz unwürdiger Ausgang ist, bedarf bey geschmackvollen und gebildeten Kennern keines Beweises. Der materielle Schluß ist nicht minder unziemend, ja sogar verwerflich. Holm, anfangs verzweifelnd, läßt sich von Caspern überreden, das Schicksal sey versöhnt, Ulrich habe seine Gemahlinn wieder und er, Holm, sey, als Pflegevater Walthers, diesem seine Erhaltung schuldig. So bleibt Holm, der Verführer, gegen alle dramatisch-tragische Gerechtigkeit,

am Leben, während Mathilde, die Verführte, in den Wellen des Meeres die Strafe für ihr Vergehn gefunden hat, ja Holm soll sogar dem Sohne eines Vaters und einer Mutter, welche beyde physisch und moralisch von ihm gemordet worden sind, zum Vater dienen! Welche Gefühle wird der Pflegesohn gegen den Pflegevater hegen können? Freylich läßt der Verf. Walthern zu Holmen sagen:

Ich dich richten? Hast du schon
Also dich von mir gewendet?

Mag diese Verzeihung menschlich seyn, kindlich ist sie nicht, noch weniger tragisch. Sogar den sich von selbst darbietenden moralischen Ausgang, daß Holm, zur Strafe für sein Verbrechen, am Leben bleiben müsse, um von dem Andenken an die unheilbringenden Folgen desselben gemartert zu weeden, hat der Verf. verschmäht.

Von dem Technischen des Versbaurs, so wie von der Diction des Vers., habe ich schon oben geredet. Beyde sind vortrefflich, ja klassisch zu nennen, ob gleich an verfehlten Sentenzen, an zwecklosen Spielereyen, an Haschen nach effectmachenden Antitheſen, so wie an preciösen Bildern, kein Mangel ist. Von letztern nur ein Beyspiel. Holm sagt von Mathilden:

Und ich sah den Engel; sah,
Wie durch ihren Anmuth Zauber
Sie das ernste kahle Haupt
Schleichender Alltäglichkeit
Stets mit neuen Kränzen schmückte.

Wer ist vermögend, auf den ersten Blick zu rathen, daß dieß heißen soll, „ich sah, wie sie durch ihre Liebenswürdigkeit das Einerley des häuslichen Lebens verschönerte."

Die Idee, das ganze Stück in gereimten Versen zu schreiben, halte ich dramatisch und in schauspielkünstlerischer Hinsicht für absolut verfehlt. Der scharfsinnigste Kopf der Deutschen (Hr. Müllner würde der stumpfsinnigste seyn, wenn er dieß für etwas anderes, als für ein reines Urtheil, nehmen wollte) hat durch sein Beyspiel das durchaus gereimte Trauerspiel in die Mode gebracht. Wie seinem kritischen Geiste der Übelstand, daß der Reim, wenn der Schauspieler, wie billig, ihn hören lassen, also die letzte Sylbe, oder die beyden letzten Sylben, hervorheben muß, eine grelle Unnatur in die Declamation bringt, hat entgehen können, begreife ich nicht. Aber abgesehen von dieser widerwärtigen Betonung, durch welche die Wahrheit der Declamation auf die allerauffallendste Weise verletzt wird, ergibt sich aus ihr ein Verstoß gegen die poetisch-dramatische Wahrheit. Der Reim, unwidersprechlich ein bloßer Schmuck des lyrischen Ausdrucks, muß, wenn er über das ganze Stück verbreitet ist, und daher allen Theilen desselben, auch den dramatischen, eine gewaltsame Steigerung gibt, als zwecklose Unnatur erscheinen und mehr zur Schwächung, als Verstärkung des Effects, beytragen. Die spanischen und englischen Meister, von denen die ersten weniger den Reim, als die Assonanzen und Alliteration, gebraucht haben, bedienen sich beider nur da, wo der Ausdruck aufhört, dramatisch zu seyn, und ins Lyrische übergeht.

Indem ich hier die Beurtheilung des Stücks selbst schließe, um zur Anzeige der Darstellung überzugehen, kann ich es nicht bergen, daß mir das häufige Harfenspiel, welches im Leuchtethurme vorkömmt, eine Klimperey zu seyn scheint, welche wohl zum Handwerke, aber nicht zum Kunstwerke (und für solches kann das Stück, Trotz seiner Mängel, doch immer gelten,) gehören möchte.

(Der Schluß folgt.)

Die dritte Vorstellung von Zemire und Azor scheint eben so wenig befriedigt zu haben, wie die beyden ersten. Hat daran eines Theils die Musik Schuld, weil sie, obgleich harmonisch und melodisch, doch weder dramatisch, noch charakteristisch ist; so trägt die Darstellung das ihrige zu dem geringeren Erfolge bey. Hr. Forti kann von seinem schönen Talente keinen andern als einen beschränkten Gebrauch ma-

chen. Hr Rosner ſpielt und ſingt den Azor mit ſichtbarer Unluſt. Wohee kömmt das? Poinhard in Paris, muß wegen ſeines unvortheilhaften Äußeen von ſich ſagen laſſen, ee ſpielte das Ungeheuer beſſer, als den Peinzen Azoe; von Hrn. Rosnee, deſſen angenehme Peeſönlichkeit ſich nicht gefangen geben will, untee dem Gehoeſame dee Häſlichkeit, könnte das Gegentheil geſagt weeden, wenn — bey dieſee neuen Beaebeitung dee Peitz nicht faſt gänzlich aus dem Stücke verſchwunden wäee. Die Palme des Siegs gebühet Dlle. Scheöder; wie ſie, als Zemiee, duech Geazie, Liebenswüedigkeit und Heezensgüte den Zoen des peinzlichen Ungeheuees veeſöhnt, ſo wandelt die lobenswürdige Anſteengung, mit welcher ſie ihee Rolle ſingt, die Unluſt des Publicums gegen das Stück in Theilnahme für dieſe junge, fleißige, talentvolle und (wie es ſcheint) höchſt beſcheidene Sängerinn um. Hüte ſie ſich vor dem ungebühelichen Übeelegen des Köepees nach voen zu. Auch die Dem. Vio und Unger veedienen Lob für den Fleiß, den ſie im Geſange zeigen. Vermöchte letzteee ihre voetheilhafte Geſtalt und ihee ſchöne Stimme der eiſigen Hülle zu enteeißen, mit welchee beyde, ſo zu ſagen, glaciet ſind, ſie veemöchte der Liebling des Publicums zu werden.

Vermiſchte Nachrichten.

Am 25. dieſes Monats wied', wie es heißt, im k. k. Käenthneethoe Theatee die Aufführung dee in Italien rühmlich bekannten Opee: die Jungfrau am See (La donna del Lago) von Roſſini Statt finden. Die H. H. Joeti, Rosnee und Jägee und die Damen Grünbaum und Schütz weeden daein die Haupteollen ſingen. Bey einer ſolchen Beſetzung läßt ſich an dem glücklichen Erfolge duechaus nicht zweifeln. Auf dieſe Vorſtellung wied in den eeſten Tagen des Monats Febeuae ein neues geoßes Ballet von Hr. Taglioni, mit Muſik vom Geafen Gallenberg, folgen. — Auch das Theatee an der Wien veeſpeicht, außer dem eben neu aufgeführten Melodeam Magandola, noch in dieſem Monate ein neues Ballet von Hen. Titus und am Ende deſſelben odee zu Anfange des Febeuae eine Oper: die wandeenden Komödianten. Muſik von Fioeavanti.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäuſeen des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächſe:

Alstroemeria Ligtu. Rachenföemige Alſteömeeie. Von Hügeln in Peru.
Barieria flava. Gelbe Baeleeie. Aus Ägypten.
Crassula Umbella. Dolden-Dickblatt. Vom Cap.
Cestrum macrophyllum. Geoßblättrigee Hammceſtrauch. Von den Antillen.
Jasminum grandiflorum. Geoßblühendee Jasmin. Aus Oſtindien.
Lagunea Patersonia. Pateeſouiſche Lagunea. Von dee Inſel Noedfolk.
Solanum auriculatum. Geöhetee Nachtſchatten. Von der Inſel Madagascae.
Visnea Mocanera. Canariſche Viſnea. Von waldigen Bergen der canariſchen Inſeln.

Herausgebee und Redakteue: Joh. Schicky.

Gedeuckt bey Anton Steauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 22. Jänner 1822.

10

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1106; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

Olivia an Cäcilia.

H. im May 1792.

Da bin ich nun, meine Cäcilia, getrennt von dir und Spanien, und empfinde mit Schauder, daß ich Abschied von dem freundlichen Süden genommen, dem meine ganze Natur angehört, und mit welchem mein Innerstes Seyn so unzertrennlich verbunden ist. Es ist May; die Bäume grünen zwar, aber die Sonne hat keine belebende Wärme.

Einen noch nachtheiligern Einfluß als auf mich, hat das Klima auf meine Rosalie, die seit unsrer Ankunft beständig kränkelt und über die rauhe Witterung klagt. Es war doch besser auf unserm St. Domingo! sage ich oft zu Eduard, der den Kopf schüttelt und mich an die Schrecken erinnert, denen wir durch die Flucht entronnen. Ach Cäcilia! warum fügte sich nicht Eduard meinem dringenden Flehn, uns auf einer der übrigen Antillen niederzulassen, als uns der Aufstand der Schwarzen von St. Domingo vertrieb! Warum verleitete ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande, seinen Schwüren ungetreu zu werden, die mir früher verhießen, meine Heimath zu der seinen zu machen! Sonst vergaß er Alles in meinen Armen, aber seit jener unglückseligen Flucht war die Sehnsucht nach Mutter und Geschwistern so unbezwingbar, daß er Gattinn und Kind darüber vergaß und sie dem rauhen Norden zuführte, mit dem sie sich nie befreunden werden. Daß ich Spanien nur im Durchfluge sah, schmerzt mich sehr, denn schon in der zartesten Kindheit lauschte ich mit Entzücken den Erzählungen, welche meine Mutter, die in diesem Lande des Gesanges und der Ritterlichkeit geboren und erzogen worden, mit belebender Phantasie von dem geliebten Vaterlande, und dessen Sitten und Gebräuchen machte. — Eine Freude nahm ich aus Madrit in meinen Norden hinüber; das Bild deiner schönen beglückenden Häuslichkeit, meine Cäcilia,

Deine Kinder, dein Gatte, deine Verhältniſſe ſtehen in der ſchönſten Harmonie zu dir; du biſt der Mittelpunct, um den ſich alles Gute und Schöne in eurem Kreiſe dreht; Alles verehrt, liebt und bewundert dich, und dein Gemahl zeigt die zarte Aufmerkſamkeit eines Geliebten gegen dich; wahrlich, du biſt ein glückliches Weib, meine Cäcilia!

Bin ich es denn nicht auch? läßt Eduard es an Beweiſen der reinſten Zuneigung fehlen? Iſt meine Roſalie nicht lieblich, wie deine Ignes und dein Pedro? Ach! und doch iſt in mir ein Schmerz, den kein Vernunftgrund beſchwichtigt: getrennt vom Vaterlande, in einem rauhen unfreundlichen Klima, deſſen Einflüſſen faſt erliegend, mit einem kränkelnden Kinde, entblößt von dem Glanze vormaligen Reichthums, unter lauter fremden Geſtalten, fühle ich mich nicht glücklich, ſtill, aber ſchmerzlich tönt die Klage in meinem Herzen, und manche Stunde verweine ich einſam, ohne daß Eduard ahnt, womit ſeine Olivia ſie ausfüllt.

Der Anblick des leidenden Kindes erſchüttert Eduard, ſo ſehr er ſich auch darüber zu täuſchen, und mir Vertrauen und Muth einzuſprechen ſucht. Wenn ſie mir geraubt würde; wenn ich auch ſie verlöre,, wie ich ſchon ſo vieles Andere verloren habe.

In meinem nächſten Briefe werde ich dir über die Umgebungen ſchreiben, in welchen ich lebe, bis jetzt bin ich noch zu ſehr mit mir und meinem Kummer beſchäftigt geweſen, als Beobachtungen anſtellen zu können. Aber ich werde nun anfangen, mich unter die Menſchen zu miſchen, um mir ſelbſt zu entfliehen.

Eduard Werthheim an John.

H. im May 1792.

Endlich, mein Freund! betrete ich den theuren vaterländiſchen Boden wieder, und miſche die Thränen der reinſten Freude mit den Fluthen der geliebten Elbe! Weich ein Augenblick war das, als die Thürme H's dem Nebel der Ferne entſtiegen, und mir deutlich entgegen ſchimmerten! Und als ich am Mutterherzen lag, als die herrliche Frau Thränen der Freude, des Entzückens vergoß, da erlag ich beynahe der Fülle eines ſo großen Erdenglückes, und ſprach zum Himmel: nicht mehr, wenn es mich nicht tödten ſoll! — Auch meine Schweſtern ſind zur Freude des Bruderherzens lieblich herangewachſen, und beſonders Minna erfreut mich durch ihre blühende Anmuth. Der ſtarke, kräftige Geiſt der Mutter ſcheint ihr Erbtheil geworden zu ſeyn, zeigt ſich aber milder und mit einem Anſtrich von Idealität, der mich entzückt und rührt. — Ich weiß, geliebter John, du erwarteſt eine Erzählung der auf St. Domingo erlebten Begebenheiten von mir; aber es mangelt mir jetzt an Ruhe und Zeit dazu; deßhalb vertröſte ich dich auf meinen nächſten Brief. Ich würde weder den Verluſt vormaliger Reichthümer, noch jedes andern Vortheils, den mir mein Aufenthalt in Amerika verſchafft hat, bedauern, ſähe ich nicht meine geliebte Olivia mit der Ungewohntheit des Klima und der fremden Umgebung ringen. Sogar die freye Mittheilung der Rede iſt ihr zum Theil verſagt, da ſie wenig Deutſch verſteht, und meine Mutter und Schweſtern franzöſiſch nur mangelhaft und mit Widerwillen ſprechen. Zu ihrer Aufheiterung führe ich ſie Abends in das franzöſiſche Schauſpiel, das

erträglich ist. Du solltest einmal sehen, wie unsre jungen Herren die schöne Frau anstaunen! Selbst der südliche Teint, der sie als geborne Westindierinn auszeichnet, wird allgemein bewundert. Sie aber bleibt, wie sie immer war, durchaus anspruchslos und bescheiden, und ahnet kaum, welchen Eindruck ihre Reitze machen.

Meine Rosalie kränkelt seit einiger Zeit, und Olivia und die Großmutter, deren Liebling das holde Geschöpf geworden ist, weichen nicht von ihrem Lager; diese gemeinschaftliche Bemühung um ein geliebtes Wesen wird gewiß Olivia und meine Mutter in kürzerer Zeit einander näher führen, als es das Beysammenleben mehrerer Jahre thun würde. So hoffe ich bald Alles, was ich liebe, innig verbunden, und in schönster Eintracht zu sehn. Nach diesem Zeitpuncte sehnt sich mein Herz unaussprechlich, indem erst dann mein Glück vollkommen begründet seyn wird. Meine Geschäfte haben einen glücklichen Fortgang; einige reiche und angesehene Häuser schenken mir ihr Vertrauen, und das Vermögen, welches wir aus der Flucht von St. Domingo durch Hülfe unsers treuen Billy gerettet haben, ist noch immer groß genug, um damit solide Unternehmungen machen zu können; wir würden selbst von unsern Zinsen sehr anständig leben können, wenn es mir möglich wäre, meine Tage in Unthätigkeit zu verbringen. Ein Theil unsers Vermögens steht in Stockholm, in der Handlung eines großen Hauses, und mit diesem habe ich schon Verbindungen angeknüpft. Für heute ist es genug mit dir geplaudert, bester John. Lebe wohl!

Olivia an Cäcilia.

H. im Juny 1792.

Die Luft ist jetzt wärmer, meine Cäcilia, aber ich bin weder heitrer noch glücklicher, als da ich dir zuerst von hieraus schrieb. Noch immer kann ich mich an das hiesige Leben nicht gewöhnen, vielmehr werden mir meine Verhältnisse mit jedem Tage drückender, und um mein peinliches Gefühl zu vermehren, kränkelt Rosalie fortwährend. Der Arzt nennt ihre Krankheit, die wir bey uns nicht einmal dem Namen nach kennen, den Stickhusten, und dieser ist von so erschrecklichen Zufällen begleitet, daß mein Herz stündlich von der Furcht zerrissen wird, sie könne in meinen Armen sterben.

Ich versprach dir eine genaue Beschreibung meiner Umgebung; ungern verweile ich bey diesen Gegenständen, doch ich muß mich von dem Bangen um Rosalien zerstreuen. Die Stadt H. ist weder schön noch regelmäßig gebaut, und nur, indem man sich von ihr entfernt und dem Laufe der majestätischen Elbe folgt, findet man schöne Gegenden; mein Auge ward besonders durch das köstliche und ungewohnte Grün der Matten erfreut. In der Nähe der Stadt fehlt es an freyer ungetrübter Natur-Einsamkeit, indem die Reichen und Vornehmen jeden Fleck mit ihren oft kostbaren Landhäusern in italienischem Geschmack besetzen, und so eine Stadt vor der Stadt aufbauen; dadurch kann dem Bedürfniß nach reiner ländlich stiller Natur nicht Genüge geleistet werden. Wir selbst haben diesen Sommer die Stadt nicht verlassen können, da meine Schwiegermutter ihr Landhaus neu einrichten und verschönern läßt. Eine höchst widerwärtige Zufälligkeit! denn das Haus, welches wir in der Stadt bewohnen, liegt in einer der trübsten und dunkelsten Ge-

genden. Auch iſt meine Wohnung nicht unſern andern Verhältniſſen angemeſſen, obgleich Eduard mir zu bedeuten ſucht, man wohne hier nirgends nicht beſſer. Ich habe ſchon Befehl gegeben mein Schlafzimmer von den Familien-Porträts zu ſäubern, vor denen die jetzt ohnehin reitzbare Roſalie ſich ſehr fürchtet, und die auch auf mich einen unangenehmen grauenhaften Eindruck machen. Freylich werden die Stellen der Tapete, wo jene Bilder ſie bedecken, nun eine andre Farbe haben, und das Ganze ein buntſcheckiges Anſehen dadurch bekommen, aber beſſer doch ſo, als jene Abbildungen, vor denen meine arme Roſalie erſchrickt! Eduard hat erklärt, er wolle ſie in ſeinem Schlafzimmer aufhängen und macht ſich ein Vergnügen daraus, unter dieſen ihm wohlbekannten Herren und Damen in Zukunft zu leben. Die Unannehmlichkeiten, von denen ich dir in dieſem Briefe ſchrieb, ſind an und für ſich gering. Jetzt, geliebte Cäcilia, will ich es verſuchen, dir eine Schilderung von den Menſchen zu machen, mit denen ich leben muß; damit ſie nach dem Leben ausfallen, muß ich einen Augenblick vergeſſen, daß ſie Eduards Verwandte ſind. Nie iſt mir eine ſeltſamere und unbegreiflichere Erſcheinung begegnet, als Eduards Mutter, die bey einem ſehr hohen Alter alle Lebhaftigkeit und Regſamkeit der Jugend hat. Sie iſt überall: in der Küche, im Keller, in den Speichern, auf dem Boden, ja oft ſelbſt im Comptoir, da ſie die Handlung ihres verſtorbenen Gatten mit großem Glücke und durch die Hülfe eines treuen Buchhalters fortſetzt. Ihre Ordnungsliebe iſt ſo groß, daß nie irgend eine Sache im Hauſe einen andern Platz erhalten darf, als ſie gleich zu Anfang dafür angewieſen; ja ſelbſt die Taſſen auf dem Theebret müſſen genau in Reihenfolge ſtehen, worin ſie gewohnt iſt zu ſerviren.

Im Wohnzimmer hängt eine große Schlaguhr, die wegen ihrer altmodiſchen Form gegen den übrigen Hausrath ſehr abſticht; dieſe wird regelmäßig alle acht Tage von ihr ſelbſt aufgezogen, und deutet die Stunde und Minute an, worin jedes Ding im Hauſe geſchehen muß. Minna erzählte mir, daß, als einſt dieſe Uhr in Unordnung gerathen ſey, die Mutter nahe daran geweſen, krank zu werden.

Als ich neulich bey einer Ausfahrt nach der Sitte meines Landes mir ein farbiges indiſches Tuch um den Kopf gewunden hatte, mußte ich es abnehmen und einen Hut aufſetzen, weil ſie meinte, ich könne ſo nicht öffentlich erſcheinen. Alles hat bey ihr eine feſte Form und eine beſtimmte Stunde, von der kein Bewohner des Hauſes auf irgend eine Weiſe ſelbſt unter dem gültigſten Vorwande abweichen darf.

Man ſtehet in H. ſehr früh auf, und beſonders hier im Hauſe. So geduldig ich mich auch allen übrigen Einrichtungen füge, ſo ſtreitet doch dieſe Gewohnheit allzuſehr gegen meine vorige Sitte; ich laſſe mir daher ſpäter mein Frühſtück auf mein Zimmer bringen, befinde mich aber dafür verwaiſt und einſam zu einer Stunde, die früher für mich die ſchönſte und heiterſte des Tages war. Bey dem hohen Alter dieſer Frau bewundre ich es am meiſten, daß ſie noch eitel iſt; ihr Anzug iſt immer ausgeſucht, öffentlich ſogar prachtvoll, auch kann ſie es nicht leiden, daß ich mich einfach kleide. Hals und Buſen, ja ſogar die Arme muß ich ſorgſam verhüllen, ganz gegen die Gewohnheit meines Vaterlandes; bey jeder Einwendung von mir erwidert ſie: Liebes Kind, das iſt bey uns nicht Mode. Selbſt ihre Wohlthätigkeit, ihre

ſchönſte Tugend, iſt gewiſſen Regeln unterworfen, denn nie erhält ein Bettler, er mag deſſen noch ſo ſehr bedürftig ſeyn, irgend ein Almoſen; aber regelmäßig ſchenkt ſie an einem beſtimmten Tage der Woche, und zu einer feſtgeſetzten Stunde, eine nicht unbeträchtliche Summe zum Unterhalte einiger armen Familien her; als jedoch eines Tages der Abgeſandte dieſer Armen um eine Viertelſtunde zu ſpät kam, erhielt er nichts und ward mit Härte abgewieſen, ja, als ich von Mitleid getrieben, demſelben nachging, um ihm das Eingebüßte zu erſetzen, zürnte ſie mit mir, und ſagte, das hieße die Leute verderben, man müſſe ſie ſtreng zur Ordnung anhalten. Ich vermag mir dieſen ſeltſamen Charakter nicht zu deuten, und finde in dem Weſen der Frau einen Widerſpruch, der mich ewig mit ihr entzweyen muß. Nur in der Liebe zu ihrem Sohne ſcheint ſie weich: ſie liebt ihn über Alles, und doch iſt ihr Eduard ſo durchaus unähnlich, denn er iſt ſanft, nachgiebig, fügſam und den Umſtänden, ſo wie den Anforderungen der Zeit ergeben. Der ſeltſame Charakter der Mutter hat mir zu viel zu ſchaffen gemacht, als daß mir Zeit geblieben wäre, einige Aufmerkſamkeit auf ihre Töchter zu verwenden. Beyde ſind ſie ſtill und anſpruchslos, da die Mutter ihnen weder Raum zur Rede noch zum Handeln geſtattet. Minna ſcheint mir jedoch mehr Charakter zu beſitzen, als die jüngſte, Julie; erſtere iſt ſeit einem Jahre mit einem jungen reichen Gutsbeſitzer verſprochen, der erwartet wird, und den die Mutter, über alle andere Männer erhebt, ein Umſtand, der mich im Voraus gegen ihn einnimmt, denn ich glaube, außer ihrem Sohne, kann nur ein Pedant ſich ihres Beyfalls erfreuen.

Du wirſt aus dieſer Beſchreibung meiner Lage und Verhältniſſe erſehen, daß ich mich durchaus nicht glücklich fühlen kann. Doch glaube ich, theure Cäcilia, wäre Eduard nur mehr um mich, Roſalie geſund, und befänden wir uns in einer beſſern und freundlichern Wohnung, ſo würde mein Leben nicht mehr ſo ſchmerzvoll und feindlich von lauter abſtoßenden Dingen berührt werden; wenigſtens tröſte ich mich auf Augenblicke mit dieſer Ausſicht, ohne die ich erliegen würde.

So umſtändlich du dieſe Beſchreibuug finden magſt, gibt ſie doch nur einen flüchtigen Umriß der tauſendfachen Unannehmlichkeiten meiner hieſigen Lebensweiſe. Lebe wohl, Geliebte, und der Himmel erhalte dir dein ſchönes Glück!

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung.)

Ein Sprichwort muß ein wahres Wort ſeyn, und ſomit muß jedes Ding zwey Seiten haben, es mag wollen, oder nicht. Ich will daher auch dem hieſigen Liberalismus eine gute Seite zugeſtehen, ob ſie mir gleich noch nicht bekannt geworden iſt. Seine ſchlechte zeigt ſich täglich in einem um ſo grellern Lichte, als ſie von dem Spiegel zurückgeworfen wird. Dieſes berüchtigte Journal gleicht jenen Schlupfwinkeln, aus welchen die Straßenjungen Koth auf die reinlich gekleideten Menſchen zu werfen pflegen. Den Spiegelfabrikanten ſcheint die Verleumdung angeboren zu ſeyn, wie den Dieben das Stehlen. Wollte doch Gall ſein Syſtem noch einmal duech-

ſehen, ob es nicht auch einen libeealen Sinn am menſchlichen Schedel gebe, wie den Diebesſinn. Alles, was eine Auetoeität iſt, beſonders eine deutſche, wird von ihnen mit Wuth verfolgt, gleich viel, ob in dee Literatue, Kunſt oder Politik. In dee Literatur muß es Schillee entgelten: dee melodramatiſche Hr. Guilbert von Pixéécourt iſt von ihnen le Schiller des Boulevards zubenannt worden. Was die Muſik anbetrifft, hatten ſie den Deutſchen bisher Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und Mozarten als rechtmäßigen monarchiſchen Regenten anerkannt. Abee dieſer Thron iſt von ihnen umgeſtoßen worden, ſeit ſie in dem Hrn. Roſſini eine geößere Libeealität — an Noten (wee weiß, ob nicht auch an Banknoten?) erkannt haben, und nun wird dem Intruſus hofirt, und der Rechtmäßige vor die Thür geworfen. Mozart's beſtimmtes Wollen, ſeine Souveränität, ſeine Anmaßung, eigenmächtiger Schöpfer, und kein ſchwächlichee Nachbetee zu ſeyn, keinen fremden Einflüſterungen Gehöe zu geben, ſondern nur eigner Eingebung zu folgen, hat den Liberalen ein purer klaree Deſpotismus geſchienen, und ſtraks ſind ſie zur Revolution geſchritten. Mit dem Uſurpator, der an des Rechtmäßigen Stelle getreten, iſt ſchon eher auszukommen: er weiß ſeinen Tönen einen allgemeinen Sinn zu geben, und murrt nicht, wenn allenfalls das Volk ſchwarz verſteht, wo er hat weiß ſagen wollen. Eine ſolche Charakterloſigkeit entzückt die Liberalen: mit ihr läßt ſich machen, was man will. Die Sache der Legitimität wird von einem braven Anhängee deeſelben, dem Hrn. Breton, auf eine edle, obgleich etwas ungeſchickte Weiſe verfochten: er unterfängt ſich, den Leuten ihre Abtrünnigkeit beweiſen zu wollen. Heißt das nicht, tauben Ohren predigen? Zupfen muß man ſie höchſtens daran! Auf dem Théâtre des Variétés, wird unter dem Titel: *L'Auberge du grand Frédéric*, ein Vaudeville gegeben, in welchem Friedrich mit Voltaiee, bey ihrer Zuſammenkunft, ſich gegenſeitig myſtificiren, ohne es weder gewahr zu werden, noch ſich überall zu erkennen. Auf die Frage Friedrichs: Etes-vous Prussien, Monsieur *) antwortet Voltaire: Non, Monsieur, je ne suis pas Prussien. Leveintee, dee die Rolle des Voltaire darſtellt, hebt dieſe Antwort mit einee höchſt unanſtändigen grimaeirenden Affeetation hervor, die niemals ihre Wiekung auf das Publieum verfehlt. Dieſe Gemeinheit kann dem rohen Comödianten, dem nach dem Beyfalle eben ſo roher libeealen Geſellen verlangt, verziehen werden; aber wie läßt ſich das Verfahren dee Redaeteure des Miroir, an deren Spitze der Verfaſſee der Veſtalinn, dee Bayaderen, des Ferdinand Coetez, des Hermite de la Chaussée d'Antin u. ſ. w. ſteht, eechtfertigen, wenn ſie ſich nicht entblöden, die Unverſchämtheit jenes Comödianten bis in die Wolken zu erheben, und ihr gleichſam die Bürgerkeone zuzuerkennen?

— Was für ein Moedruf ertönt dort auf der Gaſſe, daß die Leute in den Häuſern voe Schrecken erbeben? Eine Stentoekehle ſchreyt mit immer geſteigerter Stimme: Mort! Mort! Mort! Zitternd wagen ſich die Leute an die Fenſtee. Was erblicken ſie? Einen rieſenmäßigen Kerl mit einer papieenen Fahne, auf weſcher in zwey Ellen langen Buchſtaben: Mort, und darunter in kleinerer Schrift: aux punaises, geſchrieben

*) Die ganze Geundlage dieſes Vaudevilles, ſo beluſtigend daſſelbe auch iſt, beruht überhaupt auf einer falſchen Vorausſetzung: wie läßt ſich glauben, daß Friedrich dee Große mit einem fremden Individuum, das er in einem deutſchen Gaſthofe vorfindet, Franzöſiſch geſprochen haben ſollte, odee, wenn dieß nun einmahl geſchehen muß, daß er dieſes Individuum, welches Voltaire iſt und welches dabee ganz anders Franzöſiſch ſpricht, wie es zu jenee Zeit in Preußen der Fall geweſen ſeyn dürfte, fragen kann, ob er ein Preuße ſey? In welcher Sprache ſpricht übrigens Voltaire im Gaſthofe vor der Ankunft Friedeichs? In dee deutſchen? Die verſtand er nicht. Alſo, in der franzöſiſchen? Abee dann mußte er ja, vorausgeſetzt ſelbſt, daß die übrigen Bewohnee des Gaſthofes ihm in dieſer Speache antworten konnten, die Aufmerkſamkeit derſelben auf ſich ziehen, und der Gaſtwirth wüede es in dieſem Falle unmöglich unterlaſſen haben, den König von der Anweſenheit eines Franzoſen im Gaſthofe in voraus zu unterreichten. Und würde nicht Friedeich, dee Voltaire'n erwartete, dadurch ſchon allein haben auf den Gedanken verfallen müſſen, dee fremde Feanzoſe, der ſich ſo geiſtvoll und ſo elegant in ſeiner Speache ausdrückte, müſſe Voltaire ſeyn? Gleich viel, ob ſich die Verf. dieſen wirklich eecht ſchülerhaften Verſtoß gegen die materielle Wahrſcheinlichkeit unbewußt, oder mit Fleiß, erlaubt haben, immer verdient er eine ſcharfe Rüge.

und darüber, zur größeren Versinnlichung der Sache, eine Wanze, wie ein Schwein groß gemahlt, abgebildet steht. An der nächsten Ecke faßt er Posto, pflanzt seine Fahne in den Erdboden, bereitet einen kleinen Tragtisch vor sich aus, legt eine Menge Bouteillen, mit einer rothen Flüssigkeit angefüllt, darauf, schüttelt einen ganzen Beutel voll lebendiger Wanzen in einen irdenen Napf, ergreift einen Stock, schlägt damit auf die gemahlte Wanze und schreyt von neuem: Mort! Mort! Mort, bis sich ein hinlänglich großes Publicum um ihn versammelt hat. Dann tritt er hinter den Tisch, zieht den Hut ab und beginnt: Messieurs et Dames! Quel est l'ennemi le plus cruel de votre sommeil? Vous me direz, c'est le ver rongeur de la conscience quand on a fait une mauvaise action. (Seine Stimme erhebend) Je vous dis que non, Messieurs; il y a des chairs si dures que ce ver ne sauroit les ronger. Mais qui l'est donc? Je vous le dirai, Messieurs, noch lauter schreyend und wüthend auf die gewaltige Wanze schlagend, c'est ce ver-là, c'est le punaise qui . . . Doch ich will euch, lieben Leser, mit dem Verfolge der Wanzenrede verschonen, welche der Kerl mit einem Pathos und einer Zungengeläufigkeit ablevert, um welche ihn mancher öffentliche Redner beneiden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Der Leuchtethurm.

(Schluß.)

Ehe ich zu den Leistungen der Schauspieler selbst übergehe, erlaube man mir, in wenigen Worten von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben, welchen die tragischen Vorstellungen, denen ich bis jetzt im k. k. Hoftheatee an der Bueg beygewohnt, auf mich gemacht haben. Wer dürfte daran zweifeln, daß die glorreichste Epoche unserer Schauspielkunst erschienen ist, wann sich die Tiefe der deutschen Darstellung mit der materiellen Zweckmäßigkeit, mit den inneren und äußeren Convenienzen, durch welche sich die besseren französischen Bühnen, besonders die Theatre zu Paris, vor allen andern europäischen schauspielkünstlerischen Anstalten sich auszeichnen, gepaart haben wird? Ich habe auf meiner Reise von Paris nach Wien Gelegenheit gehabt und sie mit Ernst und Fleiß benützt, die vorzüglichsten Theater des südlichen Deutschlands nicht im Laufe, sondern mit Aufmerksamkeit, zu beobachten. Allenthalben sind mir mehr oder minder erfreuliche Anklänge von dem klassischen Ernste, von der tragischen Würde, welche die Darstellung des Trauerspiels von dem Lustspiele unterscheiden, aufgestoßen; nirgends aber habe ich das Ganze derselben durch eine edlere, idealere Haltung zu einem Kunstwerke steigen gesehen, als auf dem hiesigen k. k. Hoftheatre an der Bueg. Die Bühnen im Norden Deutschlands habe ich seit den letzten zehn Jahren nicht gesehen; vielleicht, daß hier seit dieser Zeit die kalte Vernünfteley, welche in Berlin, oder der griechische Chor-Cothurn, der in Weimar herrschte, der eigentlichen tragisch-ernsten Wahrheit Platz gemacht hat. Das hiesige Buegtheater löst die schwierige Aufgabe, die französische conventionelle Haltung und die erschöpfende Tiefe der deutschen Darstellung in eins zu verschmelzen, mit dem glücklichsten Erfolge. So rechtfertigt diese Bühne den alten Ruhm ihrer Classicität, dessen sie seit beynahe einem Jahrhundert, und vorzugsweise vor allen andern Theatern Deutschlands, genossen hat, so zeigt sie durch die That, daß der Volksaccent, dem in Wien allerdings eine fast musikalische Dehnung eigen, und welcher daher weder der Tragödie noch der Comödie zuträglich ist, keinen Einfluß auf die Darstellung auszuüben vermag, wann das Genie der Künstler überwiegend genug ist, um ein Ideal der Declamation in sich zu schaffen und dasselbe bey der Ausführung zur Richtschnur zu nehmen.

Nachdem ich den Anforderungen der ungemessenen Achtung, welche mir die Vor-

ſtellungen von Torquato Taſſo und Romeo und Julie eingeflößt haben, Genüge geleiſtet haben, gehe ich zur Beurtheilung der Aufführung des Leuchtethurms über.

Hrn. Krüger, deſſen vortreffliches Talent ich auch ſchon im Luſtſpiele zu würdigen gelernt habe, gelingt es als Caſpar, die proſaiſche Redſeligkeit, welche dieſer Rolle anklebt, mit dem ſymbolirenden Pathos, der ſie gewaltſam zur Poeſie hinauf ſteigert, in Einklang zu bringen: es iſt unmöglich, dieſen verfehlten Charakter genügender darzuſtellen. Zu tadeln möchte ſein Kreuzen der Arme auf dem Rücken, ſein zu häufiges Wechſeln der Stelle, ſein Durchſchreiten vor Dorotheen, im Augenblicke, wo dieſe ihm die Laterne reicht, und zu wünſchen vielleicht noch mehr Lebendigkeit des Spiels, wann er vom Felſen herab der Rettung Holm's durch Walthern zuſieht.

Hrn. Anſchütz, als Holm, dürfte ich geradezu untadelhaft nennen, wenn er manche Hauptwörter nicht, wie er thut, bis in die Quinte und Sechſte, ſondern höchſtens bis in die Terzie und Quarte, und auch dann nur, wann überwiegende Leidenſchaftlichkeit ein ſolches Hervorheben nöthig macht, ſteigern wollte. Unmöglich iſt es, das Gebet im ſechſten Auftritte des zweyten Acts natürlicher und zugleich mit poetiſcherer Erhebung zu ſprechen, als es dieſer vortreffliche Künſtler thut. Als Flecken in der Sonne ſeiner Darſtellung erſcheint mir ſein zu kaltes Spiel bey Erkennung der Leiche Mathildens, beſonders ſein zu heldenmäßiges Einherſchreiten: dieſer Aufwand von körperlicher Kraftäußerung kann keinem, vom Schickſale ſo durch und durch gebeugten Manne, wie Holm, eigen ſeyn.

Ulrich's Rolle gehört allerdings zu den ſchwierigſten des Stücks. Hr. Heurteur ſpielt ſie auf eine Weiſe, welche ihm den lauteſten Beyfall der Zuſchauer verſchafft. Wer Gelegenheit gehabt hat, Schröder und Iffland als Lear zu ſehen, und damit Hrn. Heurteurs Leiſtung vergleicht, dem wird deutlich, daß es dreyerley Arten der Darſtellung des Wahnſinns gibt, welche, obgleich ſich einander abſolut widerſprechend, dennoch dem Publicum gleich ſehr Genüge leiſten. Eine einzige dürfte aber nur die wahre ſeyn und dieſe eine durch bloße Worte ſchwerlich erſchöpfend dargethan werden können. Schröder nahm den Lear zu paſſiv, Iffland zu activ, und Hr. Heurteur gibt den Ulrich zu neutral (um in der grammatikaliſchen Terminologie zu bleiben). Ulrich's Verſtandeszerrüttung iſt nicht Folge von Altersſchwäche, ſondern von dem herzergreifenden Unglück, deſſen Opfer er geworden iſt. Muſterhaft, ja vollkommen, ſpielt Hr. Heurteur die Erkennungsſcene mit Holm: hier zeigt ſich jenes mittelbare Bewußtſeyn, welches, wenn die ganze Darſtellung davon belebt wäre, dem Charakter eine noch tiefer eindringende Wirkſamkeit geben würde.

Dlle. Weber und Hr. Kettel, beyde gleich talentvolle und gleich fleiſſige Künſtler, bringen, beſonders in ihrer Scene im erſten Acte, eine große Wirkung hervor. Irre ich mich, oder greift hin und wieder ein zu kalt-materieller Pathos in das Feuer ihrer Declamation ein und ſchwächt den Effect derſelben? Dlle. Weber beſitzt eine ſolche Feſtigkeit in der äußern Routine, daß ſie, nachdem ihr, ſo zu ſagen, die Handgriffe der Kunſt bis zur Vollkommenheit geläufig geworden ſind, ſich fortan dem Studium der geiſtigen Intentionen einer Rolle ungeſtört widmen kann.

Die erſte Decoration des zweyten Acts, eine rauhe, felſige Gegend, hat mir vortrefflich geſchienen: die Perſpective derſelben beſitzt eine geiſtige Wahrheit, welche dem bloßen materiellen Effecte der franzöſiſchen Decorationsmahlerey geradezu entgegengeſetzt iſt. Weniger befriedigend ſcheint mir die zweyte zu ſeyn, welche eine freye Ausſicht auf's Meer vorſtellt.

Um die Wirkung der Darſtellung des Leuchtethurms durch keine äuſſere Unzweckmäſſigkeit zu ſchwächen und dieß Trauerſpiel noch lange auf dem Theater zu erhalten, dürfte es, meiner Meinung nach, zuträglich ſeyn, Ulrichen ſich nicht ſichtbar vor den Augen des Publikums mit dem Leichname Mathildens in's Meer ſtürzen zu laſſen. Ein anderer Übelſtand iſt das Daliegen der Leiche während vier langer Scenen; dieſem aber möchte, ohne den zweyten Act gänzlich umzuändern, nicht abgeholfen werden können.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 24. Jänner 1822.

11

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1008; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung
von Amalie Schoppe geb. Weissser.
(Fortsetzung.)

Eduard an John.

S. im Juny 1792.

Laß mich dir denn, geliebter Freund, mein Schicksal näher enthüllen. Wir trennten uns in London in früher Jugend. Nach meines Vaters Tode ging ich nach St. Domingo, um dort eine Anstellung zu suchen, und die Geschäfte meiner Mutter, die den Handel unsers Hauses fortsetzte, zu fördern. Ich wurde mit einem alten, reichen Spanier, Namens Don Martinez, bekannt, einem herrlichen Manne, der sich auf der Insel niedergelassen hatte. In kurzer Zeit erhielt ich in seinem Comptoir die gewünschte Anstellung.

Anfangs wirkte die heiße Luft Westindiens so nachtheilig auf meine Gesundheit, daß ich in eine heftige Krankheit verfiel, von der ich jedoch bald durch die sorgsamste Pflege im Hause des Don Martinez wieder genas. Ein junger Neger-Sclave zeichnete sich vor allen andern durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt für mich aus, und ich gewann ihn dadurch ganz besonders lieb. Billy, so hieß er, brachte mir oft die auserlesensten Früchte und Erfrischungen, wobey er mir sagte, Donna Olivia sende sie mir. Als ich ihn um diese unbekannte Wohlthäterinn näher befragte, sagte er, es sey seine junge schöne Gebietherinn, die Gemahlinn des Don Martinez, die bisher auf einem Landhause in der Nähe der Stadt gelebt habe, und erst jetzt zurückgekehrt sey. Er hielt seiner Herrinn die feurigste Lobrede und rühmte ihre vortreffliche Gemüthsart, mit einem Entzücken, das mich begierig auf ihre Bekanntschaft machte.

Nachdem ich völlig hergestellt war, führte mich Don Martinez, ein schöner und freundlicher Greis, zu seiner Gattinn, um mich ihr als ein neues Mitglied des Hauses vorzustellen. Wie beschreibe ich dir den Eindruck, den

ihr erſter Anblick auf mich machte! Ich ſtand wie angewurzelt, und konnte kaum ein Wort der Begrüßung herſtammeln, indeß auch ſie ihre himmliſchen Augen erröthend zu Boden ſchlug. Wohl hatte ich mir nach der Beſchreibung des Negers die Gebietherinn des Hauſes als eine ſchöne Frau gedacht; aber vor mir ſtand ein himmliſches Geſchöpf, faſt noch an der Grenze der Kindheit, geſchmückt mit dem Zauber der Schönheit und Anmuth, ein Ideal, wie es nur die kühnſte Phantaſie ſich zu bilden vermag. Donna Olivia's Ältern waren in Andaluſien geboren, derſelben Provinz, aus welcher auch Don Martinez, ihr Verwandter, ſtammte. Olivia verband alle Schönheit des Südens und Nordens in ihrer Geſtalt, und Anmuth, Adel, Hoheit und Würde rangen bey ihr um den Preis. Ich fühlte unendliches Mitleid mit dem ſchönen Weibe, deſſen jugendlich-friſches Leben an das Daſeyn eines hinfälligen Greiſes gekettet war. Mit Schauder dachte ich daran, daß die Blüthe ihres Lebens früh oder ſpät, durch Schuld oder Reue, in dieſem unpaſſenden und unſeligen Verhältniſſe geknickt werden müſſe, und daß nur ein Engel rein aus dieſer prüfenden Lage würde hervorgehen können. Jetzt ſchien mir Olivia noch ſchuldlos und glücklich; ihr Lächeln gehörte der Herzensreinheit, der unentweihten Unſchuld an, und ihre ſtille Heiterkeit verbürgte mir den Frieden einer Seele, die weder vom Laſter noch von der Leidenſchaft angehaucht worden! Sie bewies mit der reizendſten Zwangloſigkeit ſo viel Liebe und Aufmerkſamkeit gegen ihren Gatten, daß ich ſie nur mit Bewunderung anſehen konnte. Martinez dagegen ſchien durchaus keine andern Anſprüche an ihre Zärtlichkeit und Neigung zu machen, als die eines Vaters. Man ſah es, wie ſehr er ſich ihrer Anmuth erfreute, und mit welchem Entzücken ſein Auge an ihrer holden Geſtalt hing. Olivia beſaß mannigfache Talente und verwendete einen großen Theil ihrer Zeit auf deren Ausbildung. Übrigens lebte ſie, wie alle Frauen Weſtindiens, in völliger Unthätigkeit und mit einem Aufwande, der ihrem wahrhaft fürſtlichen Vermögen und der Sitte des Landes angemeſſen war. Martinez erfüllte jeden ihrer Wünſche; Alles, was ſie umgab, beſaß die angenehmſte und edelſte Form; die ſchönſten Neger-Knaben und Mädchen harrten ihres Winkes, und ſo zahlreich ihre Bedienung war, ſo durfte dieſe doch nie ein andres Geſchäft als die Aufwartung ihrer Herrinn verrichten. Olivia hatte ein junges Mädchen zu ihrer Geſellſchaft bey ſich, welches Cäcilia hieß. Beyde waren im Kloſter der barmherzigen Schweſtern zu Port-au-Prince mit einander erzogen worden. Jetzt ſollten ſich die Freundinnen trennen; ein junger Spanier, der Cäcilien ſeine Hand gebothen, wollte die künftige Gattinn nach Madrid, ſeinem künftigen Wohnorte, führen. Olivien's Schmerz über dieſe Trennung war unbegrenzt; was auch Don Martinez zu ihrer Aufheiterung verſuchen mochte, ihre trübe Stimmung nahm mit jedem Tage zu. Seit ich das ſchönſte und reitzendſte Geſchöpf der Erde geſehen, konnte ich es mir nicht mehr verhehlen, daß ich ſie unendlich, hoffnungslos, ewig liebe, und ohne ihren Beſitz vergehen müſſe. Mit raſtloſem Fleiße mich den Geſchäften hingebend, ward ich von dieſen auf Stunden zerſtreut, erlag aber hernach dem Wallen meiner unglücklichen Leidenſchaft um ſo rettungsloſer. Durch Pünctlichkeit und Ordnungsliebe hatte ich mir die Gunſt des würdigen Martinez erworben, der mich in den Stand ſetzte, für das Handlungshaus meiner Mutter ſehr vortheilhafte Geſchäfte

einzuleiten; auch lobte er mich oft in Olivia's Gegenwart als den kenntnißreichſten und fleißigſten ſeiner Gehülfen. — Als einſt bey Tiſche die Rede auf Muſik kam, äußerte Olivia den Wunſch die Harfe ſpielen zu können. Ich erboth mich, ſie darin zu unterrichten. Martinez nahm dieß Anerbiethen mit Freuden, und Olivia nach einigem Sträuben, an.

So wie ich jetzt Olivia fand, hatte ich ſie früher nie geſehn, denn Mittags bey Tiſche und Abends erſchien ſie überaus prachtvoll; jetzt war ſie durchaus einfach und ohne Schmuck, in einem leichten weißen Morgenkleide, aber deßhalb nur um ſo ſchöner und anmuthiger. Wie bebte mein Herz, wenn ich ihre Hand faſſen mußte, um ſie einen Griff auf dem Inſtrumente zu lehren! Ein electriſcher Schlag durchzuckte mich bey der kleinſten leiſeſten Berührung des zauberiſchen Geſchöpfes. Wie verwirrte mich ihre ungewohnte Nähe, der friſche Hauch ihres roſigen Mundes, der meine Wange anwehte! Ich wußte nicht, was ich that, was ich ſagte, was ich lehrte: Entzücken war in meinem Herzen. Auch ſie ward endlich von dem Taumel hingeriſſen, der ſich meiner bemeiſtert hatte.

Dank ſey es den ſtrengen Grundſätzen von Ehre, die meine herrliche Mutter mir ſeit meiner zarteſten Kindheit eingeprägt hatte, ich ſiegte über die Verſuchung, Oliviens Zuneigung zum Verrath an meinem Freunde zu mißbrauchen. Fliehen mußt' ich, das fühlt' ich. Ich faßte Muth dazu und ſchrieb einen Brief an Olivia, worin ich ſie bat, mir die Muſikſtunden zu erlaſſen, indem meine Gefühle, meine Anſichten vom Leben und von dem, was die Pflicht von mir heiſchte, es mir nicht ferner geſtatteten, ſie zu ſehen. Ich beſchloß, dieſe Zeilen ihr ſelbſt zu bringen, weil ich ſie Niemand anvertrauen mochte. Ich trat zur gewöhnlichen Stunde in ihr Gemach; ſie war nicht zugegen, ihre Harfe ſtand gegen die Wand gelehnt, die Noten lagen aufgeſchlagen, alles war zu meinem Empfange bereit. Dieſer Anblick machte mich unendlich wehmüthig; ich ſetzte mich an ihr Pult, und ſchrieb folgendes Sonnet:

Das ſtille Leben deiner kleinen Zelle,
Wie hält es mich mit Zauberkraft gebunden!
Hier hab' ich jüngſt noch Himmelsglück empfunden,
Drum iſt ſo traut und heilig jede Stelle!

Sie, die mich führten zu des Himmels Schwelle,
Die zarten Blüthen meiner ſchönſten Stunden,
Ach daß auch dieſe, dieſe hingeſchwunden,
Begraben von des Lebens finſtrer Welle!

Mißdeute nicht mein gegenwärtig Leben —
Durch deine Ruhe hab' ich Kraft errungen,
Zu deinem Glücke Ruhe mir erzielet.

Was ich gelitten, was die Bruſt durchwühlet,
Das ſagten dir nicht tauſend, tauſend Zungen;
Jedoch die Krone winkt dem beſſern Streben!

Feucht von Thränen ließ ich das Blatt nebſt meinem Briefe auf ihrem Pulte zurück, und entfernte mich mit beklommenem Herzen. Indem ich die theure Schwelle hinter mir ließ, war es mir, als ſey mir jetzt plötzlich jedes Glück meines Lebens abgeſchnitten und ſeine Blüthe geknickt. Eine tiefe

Schwermuth ergriff mich. — Selbſt im Falle, wo Oliviens Gatte ſterben würde, durfte ich nie hoffen, ſie mein zu nennen: ihre unermeßlichen Reichthümer berechtigten ſie zu höhern Anſprüchen, als ich zu erfüllen je im Stande war. Der Mittag kam — ich mußte ſie wiederſehen, wie bebte mein Herz! Mit tödtlicher Beklemmung trat ich in den Speiſeſaal, wo zu meiner Beruhigung ſchon eine Menge Gäſte verſammelt waren; auch Sie war da! Ihr Blick haftete geſpannt auf der Thüre, und als ich eintrat, flog eine leiſe Röthe über das ſonſt blaſſe Geſicht; ihre Augen verriethen Spuren vergoſſener Thränen: wie dieſer Anblick mich ergriff! Glücklicher Weiſe entzog uns das Gewühl der Geſellſchaft jeder beſondern Aufmerkſamkeit. Dagegen ſchien Olivlens Gemahl uns mit mehr Sorgſamkeit zu beobachten, als gewöhnlich, jedoch lag kein Unwille in ſeinen Blicken, vielmehr eine rührende Theilnahme. Feyerlich gelobte ich es mir nochmals, nicht zum Verräther an ſeinem frommen Glauben zu werden.

Martinez hatte ſich mir genähert; er ergriff meine Hand und ſagte freundlich: Sie ſind nicht heiter, lieber Eduard, das Geräuſch der Geſellſchaft kann Ihrer Stimmung nicht wohlthun; eilen Sie nach Tiſche in's Freye, und ſuchen Sie Leib und Seele in der Kühle des Abends zu erquicken. Ich war gerührt von ſeiner Milde, aber ich konnte ihm frey und ſchuldlos in's Auge ſchauen mein Herz drückte ein furchtbares Leid, ein unheilbarer Schmerz, aber keine Schuld, kein Verrath — ich ſtand ihm geprüfter, geläuterter, denn je, gegenüber. Ich nahm ſeinen Vorſchlag an, und ritt gleich nach Tiſche dem Geſtade des Meeres zu. Bald umwehte mich die liebliche, im Süden ſo erquickliche Kühle des Abends, die Sterne gingen auf, und wenn ſie gleich nicht ſo hell und glänzend ſtrahlten, wie die des Nordlandes, ſo gaben ſie meinem Herzen doch tauſend ſüße Erinnerungen — ich gedachte der fernen Heimath, der theuern Mutter, der lieblichen Schweſtern, die ich an der Grenze der Kindheit zurück gelaſſen. Es war ein unausſprechlich ſüßes und tiefes Weh in mir, eine Sehnſucht, welche die Bande des Lebens zu ſprengen drohte, um den unſterblichen Geiſt auf Adlerfittigen über das unermeßliche Meer hin, über die Berge und Thäler, die mich von den Geliebten trennten, zu tragen! O nur eine Stunde am Mutterherzen!!!

Ich war vom Pferde geſtiegen und führte es am Zügel; ein dick belaubter Baum bot ſich meinem Auge durch die Dämmerung der Nacht dar ich band mein Roß daran und umarmte den Stamm, das ſehnende Herz daran zu kühlen. Die Natur hatte Kraft für mich, die treue, alliebende Mutter — ſie, die uns ſtill und ſanft in ihre Arme ſchließt, wenn das Leben uns aus ſeinen bunten magiſchen Kreiſen verbannt hat! Ich war auf den blumigen Raſen niedergeſunken; tauſend Blüthen öffneten den Kelch und ſtreuten würzigen Duft umher, die Sterne flimmerten heller und immer heller, fern rauſchten die Wellen des Oceans, da löſte ſich der unermeßliche Schmerz in Tönen auf, laß mich dir das unvergeßne Lied jener Nacht hier mittheilen!

Willkommen Nacht! Mit deinen dunklen Schwingen
Verhüllſt du mild des Tages hellen Schein;
Ich führ' es wohl, du biſt recht eigen mein
Und willſt mit zarter Liebe mich durchdringen.

Was gibt der Tag, nach dem so Viele ringen?
Was beut uns denn dee helle Sonnenschein
Als Blumen, Gras, Metall und kalten Stein,
Aus denen nie des Lebens Töne klingen?

Du abee, Nacht, gibst ein unendlich Hoffen,
Und kühlst zugleich der Sehnsucht heißen Brand,
Mit deinen Sternen-Augen auf uns schauend.

Die weih ich mich heißliebend und veetrauend
Und faß in die nach Gottes Vaterhand:
Ich geh getrost, die Himmelsthüe steht offen!

Bey meiner Heimkunft fand ich Billy in meinem Zimmer auf mich wartend, um mich zu Don Martinez zu führen, der mich zu sprechen verlangte. Was konnte er von mir wollen? Mit klopfendem Herzen begab ich mich zu ihm. — Wenn Olivia, entrüstet über meine Geständnisse, ihm den Brief oder mein Gedicht gezeigt hätte? — Als ich zu dem verehrten Manne in's Zimmer teat, kam er mir freundlich entgegen. Nach der ersten Begeüßung sprach er also zu mir: Verzeihen Sie, Eduard, daß ich mich in das Geheimniß Ihres Heezens drängte — ein Zufall hat mich damit bekannt gemacht! Gestern, nachdem Sie Oliviens Zimmer veelassen hatten, trat ich hinein, noch ehe diese dorthin zurückgekehrt war. Ihr Gedicht, und der dasselbe begleitende Brief fielen mir in die Hände. Ich las beydes, die gute Meinung, welche ich bisher von Ihnen gehegt hatte, war bestätigt, ich fand aber auch, was ich früher schon bemerkt hatte, daß die Reitze meiner Olivia Ihr Herz nicht ungerührt gelassen. — Die heftigste Leidenschaft hat Sie nicht von dem Wege der Pflicht zu entfernen vermocht, das hat Ihnen meine Achtung, meine Liebe erworben. Gleich bey Ihrem ersten Eintritte in dieß Haus war mir der Eindruck nicht verborgen geblieben, den Oliviens Schönheit und Anmuth auf Sie machten — ich beschloß Sie zu beobachten und den Maßstab Ihres Werthes zu dem Ihres Glücks zu machen. Ich ersann schwere Prüfungen für Sie, ich ließ Sie, scheinbar unbeachtet, mit Olivien allein; Sie widerstanden Ihren Gefühlen und folgten den Aussprüchen der Tugend und des Gewissens, ja Sie entsagten endlich freywillig der verführeriſchen Gelegenheit, mit dem Gegenstande Ihrer Neigung allein zu seyn. Jetzt vertraue ich Ihnen unbedingt und habe beschlossen, Ihr Glück zu machen. Sie sollen dereinst der Gatte Oliviens werden. — Was ich Ihnen sage, muß Sie natürlich befremden, doch ich will mich näher erklären!

(Die Foetsetzung folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, 5. Jänner 1822.

Bey diesem milden Wintee wied noch immer gebaut, wenigstens an einer der größten Zierden und ersten Bedürfnusse einee Hauptstadt, an Brücken. Eine zweyte Verschönerung Beelins ist dee um das Universitätsgebäude angelegte herrliche Gartenplatz. Wer seit zehn Jahren nicht in Berlin war, würde diesen Theil der Stadt nicht wieder kennen. Hätte er Wasser, d. h. ein schönes ausgemauertes, mit Zu- und Abfluß unterhaltenes Bassin statt des engen Geabens, von dem ich lieber schweige, so könnte ich

ihn mit nichts füglicher vergleichen, als mit dem Hofe im Haag, dem herrlichen, lachenden Platze, deſſen erſter Eindruck auf immer zurückbleibt.

He. Zweyſteen, mein Correſpondenz-College, berichtet über Schauſpiel und Oper, und überhebt mich einer undankbaren Arbeit. Ob er auch den neuen Streit des Hrn. Ritters Spontini mitgetheilt haben wird? Seitdem S. ſich für den hieſigen Apoll erklärt und ausgegeben hat, ſeitdem ohne ſeinen Befehl kein Geigenſtrich, kein Poſaunenton, kein Paukenwirbel ſich hören laſſen darf, iſt ſein Deſpotismus immer weiter geſchritten. Er hat ein nordiſches Götterſpiel entworfen, und es zum Carnevals-Hoffeſte ſtempeln wollen. In einem zierlich gedrehten Billet an den Herzog C. von M***, worin er dieſem Prinzen Geſchmack zuſchreibt, ſchickt er ihm den Plan zu und unterwirft denſelben zum Schein ſeiner Beurtheilung, mit der Bitte, das Manuſcript Sr. Maj. dem Könige vorzulegen. Der Herzog ſchickt ihm daſſelbe mit der Weiſung zurück, ſich an den Grafen Brühl zu wenden. Dieſes nimmt Spontini ſehr übel, und ſchreibt ein zweytes, ſehr empfindliches Billet. Auch dieß bleibt unbeantwortet, wird aber höhern Orts vorgelegt. Graf Brühl erhält den Auftrag, Spontini zu ſich kommen zu laſſen, ihm deutlich zu erklären, daß er ſein Oberhaupt ſey, und daß ſich S. allemal erſt an ihn zu wenden habe. So gehts; und ſo lautet das Sprichwort: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht."

Wir erwarten den Herzog und die Herzoginn von Cambridge zum Carneval, und eine Menge von Engländern und Engländerinnen. — Im May wird das Beylager der Prinzeſſinn Alexandrine, zweyten Tochter des Königs, mit dem Großherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin gehalten werden.

Concert-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Hätte ich nicht ſchon früher gewußt, daß Wien die muſikaliſchſte Stadt auf der gebildeten Erde wäre, ein Blick auf die Concerte, denen ich bis jetzt beygewohnt, würden mich von dieſer Wahrheit überzeugt haben. Während es in Paris und London nur eminenten Talenten, oder (was gewöhnlich dem großen Haufen als Surrogat derſelben dient) der Charlatanerie, gelingt, für dergleichen muſikaliſche Productionen die Aufmerkſamkeit des Publicums in lohnenden Anſpruch zu nehmen, ſcheinen die Wiener jede Gelegenheit, ſich einen muſikaliſchen Genuß zu verſchaffen, mit Begierde zu ergreifen.

Die Reicha'ſchen Quintette, vorgetragen von den HH. Sedlatzeck (Flöte), Krähmer (Oboe), Sedlak (Clarinette), Mittag (Fagot) und Hradetzky (Horn), deren zwey letzten Aufführungen ich beygewohnt habe, ſind mir der Vergleichung wegen, welche ich, in Hinſicht der Execution zwiſchen den genannten fünf Künſtlern und den HH. Guillou (Flöte), Vogt (Oboe), Bouffils (Clarinette), Henri (Fagot) und Dorprat (Horn) zu Paris habe machen können, von großem Intereſſe geweſen. Wem wäre aus Erfahrung, noch durch Reflexion, bekannt iſt, daß die muſikaliſche Ausübung, beſonders der Blaſeninſtrumente, bey den Franzoſen auf einem andern pſychologiſch äſthetiſchen Principe beruht, als bey den Deutſchen, der höre die Reicha'ſchen Quintette in Paris und in Wien vortragen, und es wird ihm deutlich werden, daß nur der Körper der Execution in beyden ſich gleicht, die Seele derſelben aber gänzlich von einander verſchieden iſt. Die Ausübung der Blaſeninſtrumente ſteht in unmittelbarerer Verbindung mit dem Gemüthe des Künſtlers, als die der Saiteninſtrumente: während auf letztere zunächſt Hand und Finger, alſo bloß mechaniſche Werkzeuge, einwirken und der Seele gleichſam zum Führer dienen, ſetzt der Bläſer ſein Inſtrument durch den lebendigen Hauch in Bewegung. Wer möchte daran zweifeln, daß der Odem des Menſchen inniger mit der Seele verbunden iſt, als ſeine körperlichen Gliedmaßen? Hieraus ergibt ſich der Unterſchied, welcher ſich zwiſchen den Blaſeninſtrumenten-Vortrage der Deutſchen und Franzoſen befindet. Von allem Gemüthe, oder (was einerley iſt) von aller Seele (im abſtract-poetiſchen Sinne genom-

men) entblößt, trägt der Franzoſe nur Verſtandestendenzen, nur materiell vernünftige, alſo bloß äußerlich bildende, Bezüge auf ſein Blaſeninſtrument über, in ſeinem Tone erſcheint nur der materielle, plaſtiſch ausgebildete Klang; im Vortrage des deutſchen Blaſeninſtrumentaliſten hingegen zeigt ſich jener Schmelz, welcher, vorzugsweiſe vor dem Organe eines witzigen Individuums, in der Sprechſtimme des gemüthlichen Menſchen vorhanden iſt. Bedarf es noch angemerkt zu werden, daß aus demſelben Grunde die Franzoſen eine größere Virtuoſität auf den Saiteninſtrumenten beſitzen, als die Deutſchen? Der Vortrag der Reicha'ſchen Quintette, in Hinſicht auf den Ton, iſt alſo in Wien ohne Widerrede genugthuender, als in Paris. Beſonders zeichnen ſich hier die Flöte und die Clarinette aus, und zwar nicht allein im Tone, ſondern auch in der Virtuoſität; dagegen geht dem Enſemble der deutſchen Künſtler jene haarſcharfe Präciſion, jene Vollendung des Ineinandergreifens, jene claſſiſche Correctheit in Zeitmaß und Nüancirung ab, durch welche ſich die Pariſer ausübenden Muſikkünſtler, vermöge der in ihnen wohnenden, unzerſtörbar wirkſamen Verſtandesoperationen, vor allen Muſikkünſtlern der Erde auszeichnen. Daß dieſe Quintette durchaus in einem geſchwindern Tempo vorgetragen werden, als in Wien, verſteht ſich von ſelbſt: das Zeitmaß iſt kein unmittelbar feſtſtehendes Princip für die muſikaliſche Zeitdauer, es richtet ſich vielmehr nach der Individualität nicht allein des Volks, ſondern auch jedes einzelnen Ausübers; der Vortrag des gemüthvollen Menſchen wird langſamer ſeyn, als der des witzig gebildeten. Nichts deſto weniger glaube ich, daß die Reicha'ſchen Quintette, in ſo fern ſie bloß auf Verſtandeseffecte berechnet, keineswegs aus der Tiefe geſchöpfte Productionen, ſind, durch ein etwas ſchnelleres Tempo gewinnen würden. Schon oben habe ich geſagt, daß die hieſige Flöte und Clarinette bey weitem beſſer ſind, als die zu Paris; die Oboe läßt, nicht in Hinſicht des Tons, ſondern der Näſeley, mit welcher Vogt die kleinen witzigen Tiraden, von welchen dieſe Quintette wimmeln, auf eine meiſterhafte Art vorzutragen verſteht, zu wünſchen übrig. Vogt wird von den Pariſern für den erſten Oboebläſer Europa's gehalten; er würde es ſeyn, wenn ſein Ton eben ſo viel Schmelz beſäße, als ſein Vortrag effectvoll iſt. Fagot und Horn ſind hier ebenfalls im Tone beſſer, als die Pariſer, ſtehen letztern aber in der mechaniſchen (nicht künſtleriſchen) Handhabung nach. Unter den übrigen, in den beyden letzten Sitzungen vorgetragenen Stücken zeichnete ſich das vortreffliche Beethovenſche Sextett aus, deſſen Ausübung den Künſtlern, beſonders Hrn. Janſa der die erſte Geige vortrug, die größte Ehre macht. Dlle. Unger, vom k. k. Karnthnerthor-Theater, ſang mit vielem Geſchmacke und unter Darlegung einer recht lieblichen Perſönlichkeit eine Romanze, in welcher der mir unbekannte Verfaſſer ein angenehmes Talent, aber zugleich eine übertriebene Hinneigung zu der forcirten Manier, an den Tag legt. Schade, daß Dlle. Unger ihrer ſchönen Stimme und der Grazie ihrer Körperbildung auf der Bühne nicht im nämlichen Grade Herrinn wird, als im Concerte!

Das Concert der eilfjährigen Leopoldine Blahetka hatte eine große Menge Zuhörer herbeygezogen. Der überfüllte Saal zeigte, wie großes Intereſſe das Publicum an dieſem Wunderkinde nimmt. Wirklich ſetzt der Geſchmack dieſer kleinen Meiſterinn auf dem Pianoforte faſt eben ſo ſehr in Verwunderung, als ihre mechaniſche Fertigkeit. War's daher zu verwundern, daß in den von Hrn. Blahetka ſehr brav geſpielten großen Doppelvariationen für zwey Fortepiano (unſtreitig das intereſſanteſte Stück des ganzen Concerts) die Tochter mehr Aufmerkſamkeit erregte, als der Vater, ja, daß man ſich zuweilen durch den Augenſchein überzeugen mußte, ob der Lehrer oder die Schülerinn die Solopaſſage vortrüge? Nichts deſto weniger gehört, wie man mir ſagt, Hr. Blahetka zu den erſten Fortepianoſpielern Wiens. Man urtheile von der Geſchicklichkeit der Tochter, welche einen ſolchen Vater verdunkeln kann. Mad. Anſchütz declamirte „Gretchen in der Stadt" von Caſtelli. Man muß ſo viel natürliche Grazie, Liebenswürdigkeit und Schalkheit beſitzen, um einen ſolchen ohnehin ſchon ſtark aufgetragenen Spaß in der Declamation noch ſtärker aufzutragen. Aber dieſer lieblichen Künſtlerinn ſcheint nichts, nicht einmal die höchſt ſchwierige, ja verfängliche Balconſcene in Romeo und Julie, mißlingen zu ſollen! Hr. Roſner ſang eine

Polonaiſe von Aßmeyer vortrefflich, dann ein Duett aus der Roſſiniſchen Armide mit Dlle. Schröder ſehr mittelmäßig. Ich glaubte, in die griechiſche Fabelwelt verſetzt zu ſeyn und Echo und Naeciß vor mir zu ſehen. Dlle. Schröder war eine wahre Echo, die lieblichſte, klangvollſte Stimme. Wie kömmt es, daß Hr. Rosner, der ſeine ausnehmend ſchwere Arie im Otello mit reinerer, ſchönerer Stimme und größerer Virtuoſität ſingt, als ich es in Paris, Stuttgart und München gehört habe, ſich zuweilen dergeſtalt gehen läßt, daß ſein Geſang nicht allein gar keinen Effect hervorbringt, ſondern daß der Anſatz mancher Töne ſogar falſch iſt? Ich mache dieſe Bemerkungen, weil mich die endliche Vollendung des Künſtlerthums dieſes jungen, höchſt talentvollen Sängers vorzüglich intereſſirt.

In den beyden, gleichfalls ſehr beſuchten, Concerten Bernhard Romberg's hat dieſer Koryphäus der Violoncellſpieler den claſſiſchen Ruf bewährt, deſſen er ſich ſchon ſeit zwanzig Jahren erfreut. Merkwürdig wäre es, dieſen genialen Künſtler mit ſeinem einzigen Nebenbuhler, dem jüngern Bohrer, zuſammenzuſtellen. Um ein ſolches Unternehmen mit Erfolg ausführen zu können, würde die Möglichkeit eines unmittelbaren Vergleichs erforderlich ſeyn. In Ermanglung deſſen muß ich mich darauf beſchränken, eine ungefähre Paralelle zu ziehen. Romberg ſcheint mir claſſiſch gebildeter, gemeſſener und zugleich künſtleriſch nüchterner zu ſeyn, Bohrer'n hingegen ſteht mehr Sentimentalität, mehr Grazie und mehr mechaniſche Fertigkeit zu Gebote; Romberg erhebt das Herz durch correcte Größe, Bohrer durch liebenswürdige Hingebung; Rombergen hat der Beyfall des Publicums zum Bewußtſeyn der Claſſicität, Bohrern zur Creatur des Moments gebildet; Romberg opfert dem geiſtigen Ideale, Bohrer dem weltlichen Idole; Romberg ſpielt (ſo zu ſagen) für die Ewigkeit, Bohrer für die Saloncoterie, welche ſeinem Stolze ſchmeichelt; Romberg's Künſtlerthum gleicht der Sittſamkeit eines fleißigen, verſtändigen Jünglings, Bohrer's den Capricen eines verzogenen Kindes. Ein Fehler iſt beyden gemein: ſie kokettiren mit dem Publicum, Romberg mit der Umſichtigkeit eines Weltmannes, Bohrer mit der liebenswürdigen Unverſchämtheit eines ſich dünkenden Libertin. Die brillant geſchriebene Ouverture von Romberg's Compoſition, mit welcher das erſte Concert begann, ward von dem zahlreichen Orcheſter mit ſo viel grandioſer Erhabenheit, mit einem ſolchen Kraftaufwande ausgeführt, daß ich gern geſtehe, nie etwas Ähnliches gehört zu haben. Beſonders mußte dem Kenner die beyſpielloſe Reinheit, mit welcher viele in der Höhe des Griffbeets gelegene Paſſagen, beſonders eine (wenn ich nicht irre) in d, e, fis, von der erſten Geige ausgeführt wurden, auffallen. Wie ſehr ſtach dieſe faſt mathematiſche Reinheit gegen das unreine Gequicke ab, welches ich erſt noch vor einigen Wochen in einem großen und ſehr berühmten königl. Orcheſter gehört habe! Mad. Grünbaum ſang Variationen über „ein Schüſſerl ꝛc." Mad. Catalani ſingt bekanntlich Geigenvariationen ohne Worte; Mad. Grünbaum ſchrint ſich dergleichen für die Oboe haben anfertigen zu laſſen und legt dieſen Worte unter. Denn daß irgend ein Componiſt, ſelbſt der allerunerfahrenſte, ſolche Springvariationen für die menſchliche Stimme ſetzen ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich. Will Mad. Grünbaum ihre ſüße, elegiſche, einſchmeichelnde Stimme dem Modepopanze, welcher herumgeht und ſucht, welche reine Kehlen er verſchlinge, zur Nahrung bringen; ſo ſinge ſie fortan mehrere dergleichen Seiltänzervariationen: ſie wird ihre Abſicht erreichen.

Modenbild IV.

Pelz von Sammet mit Zobel verbrämmt. Hut von Atlas mit Strauß- oder Maraboutfedern.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Fr. Stöber.

IV. Wiener Morden.

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 26. Jänner 1822.

12

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

„Nachdem Olivia's Vater gestorben war," fuhr Don Martinez fort, „verlangte die Mutter, die ihren Gatten nur um wenig Monden überlebte, ihr einziges Kind solle den Schleyer nehmen. Dadurch hoffte sie, den Himmel für ein Vergehen zu versöhnen, welches ihr Gewissen belastete. Da überdem ihr Gatte all sein Vermögen durch falsche Speculationen eingebüßt hatte, so blieb Olivien kein andrer Zufluchtsort übrig als das Kloster. Als achtjähriges Kind hatte sie keinen Begriff von dem Opfer, welches die Mutter von ihr forderte; ja die fromme Ehrfurcht, welche sie für die Sterbende hegte, würde sie selbst vermocht haben, es mit vollem Bewußtseyn zu bringen. Die Äbtissinn des Klosters, eine fromme und geistreiche Frau, bedauerte Olivia, und gab mir, einem Verwandten der Familie, Nachricht von dem Vorgange. Auf meine Veranlassung ward von nun an das schöne Mädchen unter ihrer Leitung und Aufsicht erzogen, doch so, daß, würde Olivia dereinst das Kloster zu verlassen wünschen, sie mit Anstand in der Welt auftreten könne. Olivia wuchs heran, und entfaltete mit jedem Tage herrlichere Anlagen; sie ward immer mehr die Freude und der Stolz meines Lebens. Da mir in einer früheren Ehe der Himmel Kinder versagt hatte, glaubte ich in dem vortrefflichen Geschöpfe Ersatz für diese Entbehrung zu finden und liebte sie bald wie meine eigne Tochter. Endlich stieg der Wunsch in meiner Seele auf, Olivia zur Erbinn meiner sämmtlichen Habe einzusetzen. Aber zahlreiche und nähere Verwandte konnten Anspruch an meinen Nachlaß machen, ein Testament, auch in der bündigsten Form verfaßt, durch Ränke und Bestechungen angegriffen werden. So sah ich nur einen Ausweg, dem geliebten Kinde mein Vermögen zu sichern: ihr, sobald sie das gehörige Alter erreicht haben würde, meine Hand zu reichen. Die Äbtissinn billigte meinen Vorsatz um so mehr, da Olivia eine entschiedene Abneigung gegen das Kloster bezeigte. Als sie ihr dreyzehntes Jahr erreicht hatte, willigte sie

freudig in mein Begehren, jedoch mit der Bedingung, daß ihre Freundinn Cäcilia, die ebenfalls als Kostgängerinn im Kloster gelebt hatte, sie begleiten dürfe. Wohl wußte ich in Voraus, daß die Welt meine Heirath mißbilligen würde, aber, den Blick unverwandt auf mein Ziel gerichtet, scheute ich das Urtheil der Welt nicht. Olivia ist jetzt seit drey Jahren mir vermählt. Sie liebt nur den Vater, nicht den Gatten, in mir. Es war die schönste Freude meines Lebens, sie glücklich und schuldlos zu wissen, deßhalb sicherte ich ihr eine edle, anständige Freyheit, ohne sie jedoch ohne Aufsicht zu lassen. Ihre kindliche Liebe zu mir, ihr schönes Zutrauen belohnt mich für die Sorgfalt, die ich auf ihre Beglückung verwende, sie hat kein Geheimniß vor mir, und theilt mir jede Regung ihrer Seele mit. Es war mir ein schöner erhebender Gedanke, ein so vollkommenes Geschöpf rein und schuldlos in die Welt, und in die Arme eines würdigen Gatten führen zu können. Daß mir dieses ungewohnte Klima kein langes Leben gestatten würde, konnte ich mit Bestimmtheit voraus sehen; so durfte ich nicht befürchten, sie um ihr Jugendglück, um ihre Jugendliebe zu bringen. Ich fühle das Ende meiner Tage ohne Schmerz herannahen, da ich das größte Kleinod meines Lebens edlen Händen anvertrauen kann. Ich habe S i e zum Gemahle derselben ausersehen, bester Wertheim, Sie sollen mir bald die müden Augen schließen, und bis dahin mein Sohn seyn, wie Olivia mir fromme Tochter war: wollen Sie das?" Hier endete der edle Greis; ich war ihm, überwältigt von meinen Gefühlen, zu Füßen gesunken und benetzte seine Hände mit Thränen der Ehrfurcht und Dankbarkeit. „Mein guter, mein lieber Sohn!" rief er, indem er mich unter Freudenthränen an sein Herz schloß.

Nach den ersten Ergüssen der Liebe und der Bewunderung, die ich dem verehrten Greise zollte, sprach Martinez weiter: „Daß ich Ihr Glück will, werden Sie nicht verkennen, und wie fest und unbedingt ich Ihnen vertraue, mögen Sie daraus ersehen, daß ich Sie auffordere, Olivia nach wie vor zu sehen, und ihr die Gefühle der Ehrfurcht und Liebe zu bezeigen, von denen Ihr Herz für Sie durchdrungen ist. Ich sehne mich nach der Freude, meine Geliebten glücklich zu wissen; Trennung würde Sie und Olivia unglücklich machen; aber noch viel unglücklicher würdet ihr beyde werden, wenn die S c h u l d euer Herz belastete!" Unter den heiligsten Schwüren versprach ich dem edlen Greise Tugend und Gehorsam, und habe sie gehalten! Ich sah von nun an Olivia vor wie nach, ich durfte ihr meine Liebe gestehn; Olivia war glücklich, ich war es unaussprechlich, und die Heiterkeit unsers verehrten Vaters verkündete uns, daß er es ebenfalls sey. Unsre beyderseitige Sorgfalt, sein Leben zu verschönern, sein Herz zu erfreuen, vereinte sich: wir waren glückliche Kinder!

Nach einigen Jahren entschlief der Beglücker unsers Lebens in unsern Armen; er starb mit der Ruhe und Heiterkeit eines Weisen. Ehe er seine schöne Seele aushauchte, sprach er den Segen seiner Liebe über uns. Wir erlagen fast dem Schmerze seines Verlustes. Gleich jenem großen Britten hätte Don Martinez im Augenblick des Todes ausrufen dürfen: „Seht, so stirbt ein Christ!" Nie sah ich eine schönere ehrwürdigere Leiche; die freudigste Klarheit lag in diesen frommen milden Zügen, und der Friede Gottes schwebte über ihnen. Weder Olivia noch ich, konnten uns von den geliebten Überresten trennen, und unsre Thränen flossen ihm als das würdigste Todtenopfer.

Nachdem wir der Trauer um den Geſchiedenen ein Jahr geweiht hatten, reichte mir Olivia ihre Hand am Altare. Wenn nach der Erreichung dieſes höchſten Glücks mir noch ein Wunſch übrig bleiben konnte, ſo war es der, mit meiner Olivia in der Heimath unter den Augen der geliebten Mutter und der theuren Geſchwiſter zu leben. Aber ich drängte ihn ſtets in das allzubegehrliche Herz zurück, bis das Schickſal, freylich auf einem andern Wege, als ich es gehofft, auch ihn erfüllte. Drey Jahre nach meiner Vermählung brach jene furchtbare Empörung der Neger auf St. Domingo aus, in welcher faſt alle weißen Bewohner der Inſel ihren Untergang fanden. Niemand ahnete, welche drohende Wolke ſich über unſerm Haupte zuſammenzog, bis einſt der treue Billy mitten in der Nacht, in unſer Schlafgemach ſtürzte, und uns die Gefahr verkündigte, die uns bedrohte. Die ſchnellſte Flucht allein konnte uns retten; Billy hatte für alles geſorgt. Ein ſpaniſches und ein andres, nach Cuba beſtimmtes Schiff, lagen im Hafen; beyde Capitäns erklärten ſich bereit uns aufzunehmen, und bey eingetretenem günſtigen Winde mit uns ſchnell in die See zu ſtechen. Olivia flehte dringend, ich möchte das Schiff nach Cuba wählen, aber die Liebe zum Vaterlande ſiegte: ich widerſtand Olivia's dringenden Bitten, und wir ſchifften uns auf dem ſpaniſchen Schiffe ein.

Im Abfahren ſahen wir noch den Brand der größten und ſchönſten Gebäude der Inſel; auch aus unſerer Wohnung ſtiegen die Flammen hoch am nächtlichen Himmel empor.

Bald liefen wir zu Cadix ein, von wo aus wir die Reiſe zu Lande weiter fortſetzten, im Durchfluge Madrid berührend, wo Olivia ihre Cäcilia zu beſuchen wünſchte. Ich hatte nirgends Raſt, denn die Sehnſucht nach der theuren Heimath war ſo mächtig in mir, daß ich nicht länger zu widerſtehen vermochte.

Endlich ſahe ich die Ufer der geliebten Elbe, die Fluren wieder, auf denen ich als Knabe geſpielt hatte, und zum Jünglinge, zum Manne herangereift war! Wie gering erſchien mir gegen das Glück dieſes Wiederſehns der Verluſt der Vortheile und Reichthümer, welche ich in Amerika eingebüßt! Und wäre ich als Bettler wiedergekehrt, ſo hätte Seligkeit mein Herz geſchwellt; und jetzt! an der Hand einer ſo herrlichen Gattinn, als Vater eines ſo holden Kindes! Wie entzückte mich der Gedanke, der geliebten Mutter dieſe zuführen zu können, und ihr zu ſagen: Hier iſt deine Tochter und hier deine Enkelinn! Wie ſchön auch meine lebendige Phantaſie mir dieſes Wiederſehn ausgemahlt hatte, übertraf doch die Wirklichkeit meine kühnſten Erwartungen.

Die Fülle meiner Seligkeit erſchütterte mich und erfüllte meine Seele mit der Furcht, mir ſey vom Geſchick zu Herrliches, zu Hohes verliehn, als daß mein Glück von Dauer ſeyn könne. Meine Befürchtung iſt eingetroffen, denn fortwährend kränkelt Roſalie, und auch Olivia ringt fruchtlos gegen den Einfluß des Klima's und der Umgebung, mit welcher ſie ſich noch immer nicht befreunden kann. Olivia und meine Mutter ſind in ſo durchaus verſchiedenen Anſichten vom Leben auferzogen worden, daß ſie ſich gegenſeitig weder verſtehen, noch würdigen können. Schon bey mehreren Veranlaſſungen hat ſich dieſer Contraſt ihrer beyderſeitigen Charaktere ſtörend und feindlich ins häus-

liche Leben eingemiſcht, daher bin ich entſchloſſen, ein Haus zu kaufen und ganz ſo einzurichten, wie Olivia es in St. Domingo hatte. Dieſen Plan halte ich vor ihr geheim, um ſie damit zu überraſchen.

Unſer Billy hat uns hierher begleitet und widmet ſeine Zeit, ſo ſehr wir ihn auch gebethen, als unſer Freund fortan mit uns zu leben, ganz meiner Gattinn, die auch in Hinſicht der Bedienung und häuslichen Einrichtung ſich nicht an das hieſige Leben gewöhnen kann.

Minna, Eduard's Schweſter, an Amalia.

H.

Ich habe dir lange nicht geſchrieben, liebſte Amalie, aber wähne nur darum nicht, daß ich deiner weniger gedachte! Dein theures Bild begleitete mich überall, und lebhafter denn je ſtanden die ſchönen, mit dir reitzenden verlebten Stunden im Marienhof vor meiner Seele. Nach jenen Tagen des reinen ländlichen Genuſſes will mir die enge dumpfe Vaterſtadt nicht mehr gefallen. O wie gerne werde ich dieſe beengenden Mauern gegen die ſchöne Freyheit des Landlebens vertauſchen. Wohl hatten die alten Deutſchen Recht, jede Stadt das Grab der Freyheit zu nennen.

Theure Amalie, das Glück, welches meiner an der Seite deines Bruders harrt, ſcheint mir faſt erdrückend. Und, daß er nun gar dein Bruder iſt, daß der Name: Schweſter, den wir uns ſeit unſrer Kindheit gaben, mir nun mit Recht von dir zukömmt! Dieß alles iſt reicher unendlicher Segen des Himmels, von dem ich demüthig ſagen muß: So Großes habe ich nicht verdient!

Liebe Schweſter! ich kann dir den theuren Namen nicht oft genug zurufen, und möchte ihn den Lüften anvertrauen, damit ſie ihn dir jeden Augenblick zuſäuſelten! Ich bin zu glücklich in den Gedanken an dich und meinen Edmund, und kann oft Abends vor lauter Freude kein Wort des Dankes an Gott finden. Welche Genüſſe wird uns unſer Beyſammenleben gewähren; Edmund wird uns vorleſen; du theilſt uns deine Erzählungen mit, wie ſie dir aus der Feder fließen, und wir ſtellen dann die Kunſtrichter mit wichtigen ernſthaften Mienen vor, dir Lob und Tadel nach Verdienſt ſpendend, und wenn die Dämmerung uns verhindert weiter zu leſen, falle ich mit einem Geſange von Mozart oder aus Händels Meſſias ein, den Ihr mitſingt!

O daß dein Bruder unter ſo vielen reichen, ſchönen und gebildeten Mädchen, die ihm gerne ihre Hand gereicht hätten, gerade mich, das unbedeutendſte von allen, wählte! Ich fühle es, zum Theil verdanke ich ſeine Zuneigung zu mir der liebevollen Nachſicht, mit welcher du meine geringen Verdienſte gegen ihn geltend gemacht haſt.

Jetzt ſollſt du erfahren, warum ich dir ſeit ſo langer Zeit nicht geſchrieben habe. Mein Bruder iſt aus St. Domingo mit ſeiner Gattinn und Tochter bey uns eingetroffen. Welche Freude, aber auch welche Unruhe uns das verurſachte, kannſt du dir denken, beſonders in den erſten Tagen, wo wir Alle wie vom Taumel des Entzückens ergriffen waren! Eduard iſt ganz derſelbe geblieben, und kann noch immer für einen der ſchönſten Männer gelten, obgleich ſeine Haut durch die ſüdliche Sonne gebräunt iſt. Aber meine Schwägerinn, Olivia, übertrifft jedes Ideal weiblicher Vollkommenheit, das ich mir früher gedacht habe. Eine ſtolzere, edlere Geſtalt, ein vollkommen ſchöne-

res Geſicht kann man nicht ſehen; die Würde hat ſich mit der Anmuth vereint, um ſie gemeinſchaftlich zu ſchmücken; Eduard iſt ſtolz auf ſeine Gattinn.

Bey aller Schönheit und Liebenswürdigkeit Oliviens, will ſie uns Allen nicht ſo innig lieb und theuer werden, als wir es gegenſeitig wünſchen. Ihre Anſichten vom Leben ſind ſo verſchieden von denen, in welchen wir auferzogen und gebildet worden, daß wir keinen Vereinigungspunct unter uns finden. Alles was Arbeit heißt, iſt ihr durchaus fremd, ja ich möchte faſt ſagen, verhaßt, denn ſie verſchmäht es, als ihrer unwürdig, auch die kleinſten Dienſtleiſtungen, ſey es ſelbſt für ihre eigene Perſon, zu verrichten. Dadurch iſt ſie der Mutter beſonders entfremdet geworden. Oft ſchließt ſie ſich ein, um zu ſchreiben, und Nachmittags hält ſie eine ziemlich lange Sieſta, und legt ſich Nachts vor zwey Uhr nicht zu Bette. Ihre Art, ſich zu kleiden, mißfällt der Mutter gleichfalls, denn ſie trägt Hals und Buſen entblößt, und iſt nicht zu bewegen, ihre wunderſchönen Arme bedeckt zu tragen. Über ihren Werth ſteht mir kein Urtheil zu, da ich ſie erſt zu kurze Zeit kenne. Nur ſo viel weiß ich, daß ſie mich durch ihre Schönheit und ihren Verſtand anzieht, durch ihr äußeres Seyn aber abſtößt.

Für heute, kann ich dir, geliebte Schweſter, nur noch einen flüchtigen Gruß zurufen.

(Die Fortſetzung folgt)

Troſt an Thorwaldſen

über den Einſturz ſeiner Werkſtätte in Rom.

Auf that die Erde den Schlund, die herrliche Werkſtatt verſchlingend,
Manches kunſtvolle Bild ſchwand in die Tiefe hinab.
Welch ein gewaltiger Raub, dem Verlornen kein niedriges Schickſal!
Unter dem heiligen Rom wahrt ſie das Würdigſte auf,
Legt zu Gebilden es hin des Myron, Praxiteles, Phidias,
Und die Nachwelt, entzückt, findet den köſtlichen Schatz.

Thereſe von Artner.

Schauſpiel.

Theater an der Wien, den 17. d. zum erſten Mal und zum Vortheil des Operndirectors Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried: Magandola, oder: Die Wunderperle. Indiſches Märchen mit Geſängen, Chören und Tanz, in vier Abtheilungen. Muſik vom Hrn. J. Ritter von Seyfried.

Im erſten Theile der dramatiſchen Novellen von Friedrich von Heyden findet ſich eine mit der Überſchrift: Magandola, oder: die Perle des Ganges, ein indiſches Märchen. Wir ſtoßen auch in dieſer Sammlung auf „Haß, Ritterpflicht und Liebe, Schauſpiel in drey Aufzügen," welches, ſo wie das im folgenden Theil unter demſelben allgemeinen Titel: dramatiſche Novellen, enthaltene „Feuer im Walde," auf genannter Bühne ſchon vor einigen Jahren in die Scene geſetzt wurde. Um den Verfaſſer des ungünſtigen Erfolgs dieſer letztern beyden Stücke wegen zu entſchuldigen, hat man hin und wieder vorgegeben, ſie wären zur theatraliſchen Darſtellung von ihm keines-

wegs bestimmt; wir finden aber in seinem „Vorwort" folgende Zeilen, die das Gegentheil zu beweisen scheinen: „Was bliebe noch zu sagen nach diesem bereits Gesagten? Nichts weiter, als daß, wenn es jene Macht gestattet, welche den Frühling gedeihen läßt und die Lieder, mit diesen beyden Theilen der dramatischen Novellen die Hoffnung der Fortsetzung dieses Unternehmens noch nicht aufgegeben wird, und daß die Darstellung bey weitem der mehresten dieser Dichtungen auf der Bühne möglich ist, wenn anders Bilder, die beym Frühroth und den vielfarbigen Lichtern des Abends empfunden und gemahlt sind, sich ausnehmen können auch im Lampenscheine." Wir sehen hier zugleich ein Pröbchen von der Prosa des Verfassers, und setzen diesem geradezu ein anderes, in den vielfarbigen Lichtern seiner poetischen Phantasien glänzendes, an die Seite, das wir mit der in Rede stehenden Perle des Ganges aufgefischt haben. Göttergestalten nämlich singen der schlummernden Magandola diese Worte zu:

Ziehst in den Schlachtengraus
Wehrlos du selbst hinaus?
Schrecken ist wach! —
Bleib' in dem Frieden hier;
Draußen im Kampfgewiehr
Duften den Frieden wir
Nimmer dir nach.

Um aber gerecht zu seyn, muß man gestehen, daß auch gut gerathne Verse, und viele dichterische Züge in diesem Märchen anzutreffen sind. Man hat die Dichtung überhaupt als ein mißlungenes allegorisches Gemählde zu betrachten, dem die Mythe von der Entstehung der beyden Hauptkasten Indiens, der Braminen und der Helden, Erstere aus Brama's Haupt, die Letzteren aus seiner Brust, zum Grunde liegt. Die Leidenschaften, deren Wohnsitz im Herzen ist, unterjochten die Vernunft. Fliehen mußten die weisen Braminen, vormals Beherrscher des friedlichen Reichs, die vom Geist der Zwietracht entflammten Helden vergossen Ströme von Blut und rieben sich endlich selbst unter einander auf. Einstmals ging ein König, der über alle seine Feinde den Sieg errungen hatte, unfern des Ganges in der Irren, wie es heißt, umher. Da vernahm er plötzlich „ein seltsam Girren" (aus diesem Girren entstand vermuthlich das Irren). Er lauscht, und ihm erscheint auf einer von Schwänen gezogenen Muschel ein reizendes Weib, das also sprach:

— — — Ich bin von Ganges Wellen
Die Göttinn, bin des großen Brama Kind.
Er schickt mich dir, des Lebens Zweck zu hellen,
Wenn meine Liebe deine Gunst gewinnt.
Glück blüht dir, willst du dich mir zugesellen,
Ich folg' dir dann, und bin dir treu gesinnt.
Die Perle sieh — dein Volk wird Heil erfahren,
So lang dein Stamm die Perle wird bewahren.

Wie wir sehen, war diese Göttinn eben keine starke Verskünstlerinn. Das Folgende erzählen wir theils nach der dramatischen Novelle, theils nach der Bearbeitung; beyde sind als Märchen bezeichnet, beyde weichen im Einzelnen bedeutend von einander ab. Eine läßt sich ohne die andere nicht erklären, und eigentlich geht eine rechte, zusammenhängende Erklärung aus beyden nicht hervor. Die Göttinn verspricht, nach einer gewissen Prüfungszeit dem König ihre Hand zu geben, und zugleich die als Symbol mitgebrachte Perle. Allein: —

Sich sehnend nach dem ersten wilden Treiben,
Kann er nicht lang im Dienst der Liebe bleiben.

Er zwingt durch Ungerechtigkeit seinen jüngern Bruder zum Kriege, verjagt die friedliebenden Braminen, die sich in weit entfernte Thäler flüchten, und läßt sich von seinem bösen Rathgeber, dem Oberfeldherrn Krichna, der den Dämon der Zwietracht, oder wie es am Ende heißt, die Sünde repräsentirt, zu Zweifeln an dem göttlichen

Urſprung ſeiner Geliebten hinreißen. Jener erzählt, daß es ihm gelungen ſey, unbemerkt in ihren geheimnißvollen Aufenthalt zu dringen, wo er ein Kind, vermuthlich das Pfand einer früheren Liebe, auf ihrem Schooß entdeckt habe. (Dieß iſt Zuſatz des Bearbeiters, und eben kein glücklicher.) Der König entrüſtet ſich und befiehlt, das Gebäude in Flammen zu ſetzen, denn — flüſtert ihm der Falſche zu:

Iſt göttlich ſie, wird ſie der Glut entſchweben,
Iſt ſie es nicht, was ſoll der Trug noch leben!

Der Befehl wird vollzogen, und die Göttinn des Ganges zieht, von ihren Schwänen fortgezogen, in ihr kryſtallnes Reich. Die Perle nimmt ſie mit, denn alſo läßt ſie in der Novelle beym Abſchied ſich vernehmen:

Und meine Perle, Pfand von Bramas Milde,
Folgt mir; — zwar bleibt ſie ewig nicht entwandt,
Doch bleibt der Fluch auf Indiens Gefilde,
Bis einſt dein Stamm die Perle wieder fand.

Was hier erzählt worden, geht auch in der Novelle, aus einzelnen Stellen, erzählungsweiſe nur hervor. Das Übrige iſt dort ebenfalls dramatiſirt. Die Begebenheiten fangen aber da an, wo der dritte Act des Schauſpiels beginnt, nämlich in dem ſtillen Thale, noch am Ufer des Ganges, welches der Oberprieſter, abgeſchieden von ſeinen Gefährten, bewohnt. Der Bearbeiter hat das Vorhergehende größten Theils, jedoch mit Abänderungen, anſchaulich gemacht, und die zwey erſten Abtheilungen daraus gebildet. Der Anfang läßt ſich wirklich nicht übel an, und berechtigt zu einigen Erwartungen; ſobald aber die Göttinn des Ganges erſcheint, macht ſich der Widerſpruch ihres geheimnißvollen Urſprungs mit ihrem irdiſchen Verhältniß auf eine unangenehme Weiſe fühlbar, die Erwartungen fangen an zu ſinken, und gewinnen keinen Aufſchwung wieder. Der Ernſt verſchwindet, und nur ein leeres Feenſpiel bleibt übrig, das ſich mit dem Charakter des Ganzen nicht vertragen will. Es würde zu weit führen, wenn wir den Gang der Begebenheiten bis zum Ende verfolgen wollten. Die Bearbeitung, wie ſchon geſagt, weicht in vielen Stücken von der Novelle ab, und Vieles hat der Verfaſſer von dem Seinigen hinzugethan, weil es die Einrichtung von vorn herein nicht anders mit ſich brachte. — Das Stück hat indeſſen nichts dabey gewonnen; es iſt weit leerer, gedehnter und unverſtändlicher als die Dichtung. Selbſt der allegoriſche Duft, der dieſe noch umgibt, iſt dort völlig abgeſtreift. Die Begebenheiten fallen aus einander, und ſcheinen eben ſo viele einzelne Theile, als Abtheilungen zu bilden. Die langen Zwiſchen-Acte üblen auch ihren nachtheiligen Einfluß. Der eine ſchien bloß deßwegen Statt zu haben, damit Magandola, die dem Oberprieſter im zweyten Act als Kind aus einer Muſchel entgegen ſchwebt, bis zum folgenden zur blühenden Jungfrau heran wachſen könne. Im Ganzen iſt weder Heiterkeit noch Ernſt, weder Rührendes noch Ergreifendes, Alles geht ſeinen ruhigen, ſchleppenden Gang, und der feeniſche Aufputz, die Maſchinerien, Tänze, Gruppirungen und Tableau's würden anderwärts leicht mehr gefallen, als hier, wo Erſcheinungen dieſer Art nichts Neues ſind. Abermals hat ſich's beſtätigt, daß die dramatiſchen Novellen des Hrn. von Heyden zur theatraliſchen Darſtellung nicht geeignet ſind.

Die Compoſition entſpricht den Verdienſten des geſchätzten Tonſetzers, dem die Prieſterchöre beſonders Gelegenheit verſchaffen, in ſeinem angemeſſenſten Wirkungskreis ſich zu bewegen. Gründlichkeit und Gediegenheit vereinigen ſich auf das Glücklichſte mit Einfachheit und Gefälligkeit, deſſen ungeachtet haben andere Werke dieſes Tonſetzers einen größeren Effect hervor gebracht. Manches in dieſem iſt aus älteren benutzt, und mit Recht einer allzu frühen Vergeſſenheit entriſſen worden. Mehrere Chöre, die hinter der Scene geſungen wurden, konnten wenig Eindruck machen und verunglückten durch die Entfernung. Dieſes war der Fall mit dem Männerchor ohne Begleitung. Andre werden nur durch die Harfe unterſtützt. In dem Frauen-Quartett des dritten Aufzugs drang eine Stimme ſo unzweckmäßig hervor, als ob die junge Sängerinn ſelbſt unſichtbar ſich noch bemerklich machen wollte. In einem der Zwiſchenacte hörten wir eine von dem Componiſten inſtrumentirte Sonate von Beethoven.

Die Decorationen zeigten wenig Neues, aber auch das Alte iſt einer ſo günſtigen Aufnahme werth, als ihm hier zu Theil wurde. Zu dem erſteren gehört das reizende Landſchaftsgemählde in der dritten Abtheilung. Vom letzteren führen wir nur den Zaubergarten im zweyten Act an, der früher bereits in dem Melodram Noah als Paradiesgarten, freylich in einer glänzendern Beleuchtung, die Zuſchauer zur Bewunderung hinriß.

Unter den Darſtellenden konnte nur die Hauptperſon, Magandola (Mlle. Wirdiſch) die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Dieſe Rolle enthält keine leichte Aufgabe, da ſich kindliche Unbefangenheit mit der Extaſe prophetiſcher Begeiſterung verbinden muß. Naivetät bleibt aber der Grundton, und dieſer iſt der jungen Schauſpielerinn wohl angemeſſen. Sie ſpricht mit Innigkeit, Zartheit und Wärme, und wir haben ſchon bey anderer Gelegenheit geſagt, daß ihre Vorſchule als Tänzerinn ihr große Vortheile vor andern jungen Kunſtgenoſſen gibt. Doch zu bedauern iſt es, daß ihr Redevortrag von gänzlicher Entbehrung einer verſtändigen Anleitung zeigt. Der Ausdruck wechſelt unaufhörlich ohne Sinn und Beziehung, wie es der Zufall will. Nicht zu gedenken der auffallend fehlerhaften Ausſprache, die uns Strömme, Qurelen und Wann, ſtatt Wahn, Quellen und Ströme hören läßt. Wenn dieſe Klänge in Reimen zuſammenſtoßen, fällt dieſe Verwechſelung noch ſtärker in's Gehör, und alle Vorzüge jugendlicher Anmuth können ſolche Mängel nicht beſchönigen, wie aber dann, wenn dieſer Zauber nicht mehr wirkt? Im Allgemeinen bemerken wir noch, daß man ſich nicht genug darüber wundern kann, wie die Schauſpieler ſo ſelten den, einem jeden dramatiſchen Werk angemeßnen Ton des Vortrags überhaupt zu treffen pflegen. Hier wurde neuerdings der träge Schritt der Handlung durch die gedehnte und zerſtückelte Declamation, begleitet von ſo weit ausgreifenden Actionen, als ob ſie über die himmelragenden Gebirge, oder über den Ganges hinaus längen wollten, um die Hälfte noch vermehrt, und wirklich machte in dieſem Fall Magandola eine lobenswerthe Ausnahme.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäuſern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächſe:

Acacia decipiens. Aus Neuholland.

\- - lanceolata. Aus Neuholland.

Achania mollis. Weiche Tuttenmalve. Aus Amerika.

Casuarina equisetifolia. Indiſcher Streitkolbenbaum. Aus Oſtindien.

Eugenia australis. Aus Auſtralien.

Spartium ferox. Wilde Pfrimen. Aus der Barbarey.

Templetonia retusa. Aus Neuholland.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 29. Jänner 1822.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung
von Amalie Schoppe geb. Weisser.
(Fortsetzung)

Olivia an Cäcilia.

Mein treuer Billy ist nicht mehr! Seine Gesundheit erlag dem Einflusse eines ungewohnten Klima. Ich habe heiße Thränen an seinem Sterbelager vergossen, und bin jetzt über seinen Verlust untröstbar; seine Krankheit war die Ursache, warum ich dir seit so langer Zeit nicht geschrieben habe. So zerreißt das Schicksal nach und nach alle Fäden, die mich in liebender Erinnerung mit der theuren Heimath verknüpften; bald werde ich ganz einsam dastehn, entlaubt, wie die Bäume dieses unfreundlichen Landes. Doch ich Undankbare? Habe ich nicht Eduard und meine Rosalie? Stehen sie mir nicht liebend und tröstend zur Seite? Aber welche schreckliche Ahnungen beunruhigen mein Herz, was steht mir noch von der Zukunft bevor! Es gibt Stunden, wo ich fürchte, auch diese Theuren werden mir entrissen. Rosaliens Kränkeln muß meine bange Furcht nähren und vergrößern. O wäre ich nie meinem stillen Kloster entrissen! Theurer, verehrter Martinez, zürnst du auch über diesen Wunsch? Ach, er wäre nie diesem Busen entstiegen, wenn deine sorgsame Liebe für dein Kind hätte wachen können, denn wie hättest du zugelassen, daß deine Olivia in ein fremdes Erdreich verpflanzt würde!

Eduard hat nicht gut, nicht recht an mir gethan, daß er mich gegen mein Flehen, gegen meinen Wunsch hieherführte, denn hatte er mir nicht geschworen, mein Vaterland zu dem seinigen zu machen? Jede andere Insel Westindiens hätte uns einen sichern und angenehmern Zufluchtsort dargeboten, und ich wäre nicht auf eine so grausame Weise dem Vaterlande entrissen worden. Er dachte nur an sich, als er nach Europa zurückkehrte, der Wunsch, die Heimath der Seinen wiederzusehen, war so lebhaft in ihm geworden, daß er seiner Gattinn, seines Kindes, seiner Schwüre vergaß, und um jeden Preis

dieß Glück erkaufen wollte! Ich fühle es, Cäcilia, daß ich bitter, sehr bitter werde, doch alle meine Verhältnisse ängstigen und quälen mich! Immer weniger kann ich mich zu den Menschen finden, mit denen ich hier leben muß, und denen ich durch meine Liebe zu Eduard so nahe verbunden bin; alle unsre Ansichten widerstreben sich; ich fühle es immer mehr, daß wir uns nie befreunden werden, so gerne und so sehr ich ihnen auch meine Achtung weihe! Diese Schwiegermutter! Man muß die seltsame Frau sehen, um einen Begriff von ihrem Treiben und Schaffen, von ihrer steten Unruhe zu haben! Unaufhörlich hält sie alle Bewohner des Hauses in Bewegung, keiner ist einen Augenblick sicher vor ihr, und ihre Töchter selbst, so vielseitig sie auch gebildet sind, müssen sich zu ganz unwürdigen Arbeiten herablassen! Minna, die recht artig dichtet, flüchtete neulich zu mir, um die Abschrift eines sehr hübschen Geburtstagsliedes an ihre Freundinn an meinem Pulte zu vollenden, aber die Mutter spähte sie auch hier aus; und sie mußte in der Mitte abbrechen, um irgend ein häusliches Geschäft zu verrichten. Auch an mich machte sie schon einige Male die seltsamsten Forderungen; so brachte sie mir neulich einen Korb mit Hülsenfrüchten, um, Gott weiß, welche Verrichtung damit vorzunehmen. Ich gestand ihr aufrichtig meine Unlust und Ungeschicklichkeit zu dergleichen Dingen, sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und verließ mit ihrer gewohnten Heftigkeit das Zimmer. Ich erzählte Eduarden diese Scene, der sehr verlegen war, und am Ende gar meinte, ich hätte doch wenigstens einen Versuch machen sollen, seiner Mutter gefällig zu seyn. Ich erstarrte bey diesen Worten; so weit war es also mit mir gekommen! Ja wären wir so arm, daß ich der Nothwendigkeit ein solches Opfer bringen müßte, wie freudig und ohne Klage würde ich mich derselben unterwerfen, und mit Ergebung in mein Schicksal diese Erniedrigung ertragen. Aber sich mit Juwelen von ungeheurem Werthe schmücken, und die Geschäfte einer Magd verrichten, ist lächerlich, ja thöricht! Nachdem ich mich von meinem ersten Erstaunen über Eduards Zumuthungen erholt hatte, ging ich in mein Schlafgemach und packte all meinen Schmuck in ein Kästchen, welches ich Eduarden überreichte, indem ich zu ihm sagte: „Nimm dieß und mache es zu Silber, um damit in diesem Hause eine passende und anständige Einrichtung zu treffen; bis du aber die dafür eingelösten Summen verbraucht hast, fordere nicht die Dienste einer Sclavinn von mir, ich verstehe sie nicht mit der Gebieterinn zu vereinen!" Eduard schien betroffen, erweicht, er schloß mich an sein Herz und suchte mich durch Liebkosungen zu beruhigen; aber als er eine Stunde darauf von seiner Mutter zu mir zurückkehrte, bemerkte ich eine sichtbare Spannung an ihm.

Seit mein guter Billy todt ist, muß ich aller Aufwartung entbehren. Ich klagte in einem vertraulichen Augenblicke meiner Stiefmutter mein Leid, mußte mich aber auf eine höchst widerwärtige Weise von ihr verhöhnt sehen. Mit Entsetzen denke ich an den nahen Winter, vor dem sich selbst die Eingebornen des Landes fürchten.

Ich thue nicht recht, Cäcilia, meine Briefe an dich mit Klagen zu erfüllen, und dadurch auch dein schönes Leben zu trüben; doch wohin anders soll sich das gequälte Herz flüchten, da auch Eduard sich mir verschließt, als zu dir, der treuen theilnehmenden Freundinn? Du lebtest ja in bessern und

glücklichern Tagen mit mir, nur du kannſt mein Leid verſtehn, du treue, liebe Seele! Mein Kummer verbietet mir länger zu ſchreiben.

Minna an Amalie.

Edmund iſt noch immer nicht hier, ſeine Geſchäfte halten ihn länger auf, als er Anfangs glaubte, und das verſtimmt mich. Auch unſre häuslichen Verhältniſſe werden immer mehr geſtört, denn ſeit Olivia bey uns wohnt, geht alles einen ungewohnten Gang; Bälle, Concerte und Geſellſchaften wechſeln bey uns, auch iſt die Bedienung im Hauſe beträchtlich vermehrt, und das Schauſpiel, beſonders das franzöſiſche, wird ſehr fleißig beſucht. Olivia gefällt mir immer mehr, auch befreunde ich mich nach und nach mit ihrem äußern Sinn, da mir ihr Weſen aus Eduards Erzählungen von dem Leben der Frauen Weſtindiens jetzt klar geworden. Meine Mutter wendet ihr Herz immer mehr von ihr, läßt jedoch ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren, der mir edel und rein erſcheint. Olivia iſt ohne Eitelkeit, ohne Anſprüche, großſinnig, vielſeitig gebildet, edel und menſchenfreundlich, durchaus ohne Verſtellung, und feind jeder Lüge. Meine Neigung gewann ſie am Krankenbette ihres Negers, der vor einigen Wochen geſtorben iſt. Sie ließ ſich nicht abhalten, am Bette deſſelben zu wachen, und ihm jede Hülfsleiſtung ſelbſt zu reichen, obgleich wir ſie flehentlich baten, ſich nicht der unreinen Luft des Krankenzimmers auszuſetzen. Auf unſre Vorſtellungen antwortete ſie: Er hat es um mich verdient, daß ich mein Leben wage, um das ſeinige durch Sorgſamkeit und Pflege zu erhalten; kein Miethling würde thun, wozu mich Dankbarkeit und Neigung treibt. — Dieſe Worte, ohne Anmaßung, ausgeſprochen, erwarben ihr meine Bewunderung. Die Mutter war ſo ungerecht, ihr das als Affectation auszulegen, und nicht von dieſer Meinung abzubringen, ſo ſehr Julie und ich ſie auch zu bekämpfen ſtrebten. Eduard läßt jetzt ein eignes Haus für ſich einrichten; das iſt gut, denn die Spannung zwiſchen Olivia und der Mutter, und dadurch auch zwiſchen uns, wird immer größer, und Eduard büßt durch den Kampf zwiſchen ſeiner Liebe zu uns und ſeiner Gattinn alle Ruhe und Heiterkeit ein.

Eduard wird dieſen Winter eine nothwendige und lange Reiſe nach Schweden und Rußland machen, dann bedaure ich die arme Olivia, die einſam daſtehn wird; denn auch ich, die ich wirklich ſo innig wünſche, ihr Freundlichkeit und Liebe zu erweiſen, werde fern ſeyn. Theure Amalie, wie freue ich mich des ſchönen Zeitpunets, wo ich mit dir und Edmund vereint das ſchöne M. bewohnen werde! Gruß und Liebe von deiner Minna.

Olivia an Cäcilia.

Weine mit mir, Cäcilia! Eduard verreiſt, wird den ganzen Winter wegbleiben, und Roſalie eilt dem Tode ſichtbar entgegen. Du biſt Mutter, mein unendlicher Jammer wird dich rühren! Meine Augen haben ſchon ſo viele Thränen vergoſſen, daß ihre Sehkraft ganz geſchwächt iſt: es fehlt jetzt nichts, als daß ich noch erblinde, denn das bitterſte, was dem Menſchen aus dem Becher des Schmerzens gereicht werden kann, wird mir werden; der Verluſt des einzigen Kindes. Bey dieſem furchtbaren Gedanken drohen ſich meine

Sinne zu verwirren, und ich weiß keinen Halt im weiten Raume der Schöpfung, keine Stelle für dieß brechende Herz, keine, wo ich meinen Schmerz ausweinen könnte. Erstarrt sind hier die Gemüther der Menschen, wie im Winter ihr furchtbarer Boden; wohin ich sehe, eiskalte Gesichter, todtes ungefühltes Bedauern, laues beschämendes Mitleid für warmes Mitgefühl. Auf meinen Knien flehte ich Eduard an, ehe er die Reise nach dem Norden Europa's antrat, mich nach Spanien zu dir oder nach Amerika zurückkehren zu lassen; aber er fand das nicht anständig. Anständig! großer Gott, gibt uns denn das sichtbar dahinschwindende Leben des Kindes Raum zu dergleichen kleinlichen Rücksichten? Aber er blieb kalt, er schalt meine Klagen thöricht; er, der sonst so mild, so freundlich, so nachgiebig war, verschloß jetzt sein Herz meinen Thränen, blieb ungerührt von meinen Bitten! Ich fühle es, ich bin ihm nichts, gar nichts mehr; seine Mutter hat mir das Herz meines Gatten geraubt; sie siegte, mein Kind stirbt, und ich erliege einem furchtbaren Geschicke. Seine Schwestern, seine Mutter, hätten sicher nicht vergebens gebeten, wo ich trostlos, ungehört und mit gebrochenem Mutterherzen in Todesangst rang. Auf meine Bitten, mich wenigstens für den Winter nicht allein zu lassen, antwortete er mir, ein Theil unsres Vermögens stehe auf dem Spiele, und er könne es sich nicht erlauben, ohne sich selbst Vorwürfe zu machen, mir hierin nachzugeben; meine lebhafte Einbildungskraft vergrößere die Gefahr, worin Rosalie schwebe: sie werde bald gefunden und alles gut gehen, besser als ich es jetzt vermuthe. So hat er mich verlassen, Cäcilia, und einsam stehe ich da, von unsäglichen Schmerzen zerrissen.

Die Pflege Rosaliens erlaubt mir nur die Minuten zur Erholung, wo sie schlummert; die, welche mir zu diesem unerfreulichen Briefe bleiben, sind jetzt verflossen. Lebe wohl. Verzeih meinem tiefen Schmerze die Klage, welche er enthält, geliebte Freundinn; so gerne ich auch deinem Tadel mich entziehn möchte, der es mir vielleicht vorwirft, daß ich mich dem Leid allzufreywillig hingebe, so bitte ich den Himmel doch, dich vor gleichem zu bewahren, der allein dich in den Stand setzen könnte, das meinige zu ermessen.

Eduard an John.

Stockholm.

Hier bin ich tief im Norden, mein Freund, getrennt von Olivien und meinem Kinde, das ich sehr krank zurück ließ. Wie ungern ich unter diesen Umständen auch die Reise unternahm, so war sie doch nothwendig, denn ein bedeutender Theil unsres Vermögens konnte nur durch meine persönliche Gegenwart gerettet werden. Vor dem May werde ich jetzt nicht nach H. zurückkehren, denn ich muß auch eine Reise nach St. Petersburg machen. Die Trennung von Olivien, von meinem Kinde ist mir unendlich schwer geworden, ja mir war, als solle ich beyde nie wiedersehen! Auch Olivia schien von den bängsten Ahnungen gequält, und kniend flehte sie mich an, sie mit Rosalien nach Spanien oder Amerika reisen zu lassen, oder doch wenigstens den Winter bey ihr zu bleiben. Schon wollte ich nachgeben, und den langjährigen treuen und erfahrnen Buchhalter unsers Comptoirs zu diesem Geschäft gebrauchen, als meine Mutter es durchaus unstatthaft fand, und mich dringend aufforderte, keinem Fremden das zu überlassen, was ich selbst nur

verrichten könnte. So trat ich, aus Furcht ihr durch allzu große Nachgiebigkeit gegen Olivia verächtlich und unmännlich zu erscheinen, diese Reise an, und ich muß zu gestehn, daß meine Mutter vollkommen Recht hatte, wenn sie glaubte, meine Gegenwart allein könne hier wirksam seyn. Ich habe von Olivia erst einen Brief erhalten; er zeugt von eben so großer Verzweiflung und Trostlosigkeit, als die war, worin ich sie verließ; auch krankt Rosalie fortwährend. Zuweilen ängstet mich der Gedanke, der Himmel könne uns durch den Verlust unsres holden Kindes prüfen wollen; was würde dann aus mir, was aus Olivien werden? Dürfte ich ihr je wieder vor die Augen treten. Bey diesen Gedanken wünsche ich Adlerschwingen zu haben, um ungesäumt nach H. zurückzukehren und Olivien und unser Kind zu ihrem heimathlichen Boden zu führen. Diese Sehnsucht droht die Bande des Körpers zu zersprengen. So schwanke ich zwischen Liebe und Pflicht; doch ich bin ein Mann, bin der Sohn einer heldenmüthigen Mutter, so muß, wie sehr auch das Herz blute und zage, meine Pflicht siegen. Leb wohl mein Freund!

(Die Fortsetzung folgt)

Charaden.

Von Carl August Glaser.

I.

Die Erste bildet mit Begeisterung,
Wem üppig die Natur verlieh das Ganze;
Sie zeigt den mächtigen Ideenschwung,
Des Menschen Geist, in seinem schönsten Glanze:
Sie ist die Blume auf des Wissens Flur,
Die das Gemüth beweget und erfreuet,
Und unter Völkern geistiger Cultur
Zum Werke der Unsterblichkeit gedeihet.

Die Zweyte mag den leichten Kindersinn
Durch ihre Unbedeutsamkeit ergetzen,
Doch hält ein reifer Mann sie für Gewinn,
Wird kein Vertrau'n man in sein Ganzes setzen:
Denn dieses ist's, was geistig uns erhellt,
Den Menschen in der Weisheit Tiefen leitet,
Ihn über jedes Erdenwesen stellt,
Und auf den Adel seiner Abkunft deutet.

II.

Ergetzen dich die wunderschönen Farben,
Womit der Lenz den Flurenteppich schmückt,
Erfreuen dich die segenvollen Garben,
Wodurch du jeder bangen Sorg' entrückt,
Und haben, wenn die Frühlingsblumen starben,
Die traubenreichen Hügel dich entzückt —
So denke, daß dir alle diese Gaben
Die Ersten mütterlich gespendet haben.

Verborgnes will das zweyte Paar ergründen,
Begabt iſt es mit prüfendem Verſtand;
So muß die Thorheit, muß der Wahn verſchwinden:
Das Schöne, Gute, Wahre wird bekannt.
Das Ganze ſtrebt die Schätze aufzufinden
Der reichen Erſten auch im fernſten Land —
Und ſammelt ſie in Hainen und auf Feiſten,
Aus Waſſertiefen und aus Bergesklüften.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung)

Was der kindliche Lafontaine vom Märchen ſagte: Si peau d'âne m'étoit contée, j'écouterois avec un plaisir extrême, das trifft bey mir mit der Muſik zu; ich geſtehe, daß mir auch ſelbſt die mittelmäßigſten Leiſtungen der hieſigen Straßenvirtuoſen ein groſſes Vergnügen gewähren. Iſt nur Reinheit in der Stimmung vorhanden, ſo trägt meine Liebe zur Muſik über die Kritik, welche ſich gegen die etwaigen Mängel im Vortrage auflehnen möchte, faſt ſtets den Sieg davon. Woher kömmt es, daß nicht auch für andere künſtleriſche und literariſche Producte eine gleiche Nachſicht in mir wohnt? Beſitzt der Klang eines Inſtruments, oder einer Menſchenſtimme (denn das Gezwitſcher der Vögel, ſelbſt der Nachtigallen, hat von jeher nur meine Neugierde angeſprochen, oder als Symbol des Frühlings mein Intereſſe in Anſpruch genommen) an ſich ſelbſt eine Kraft, welche, wie der Magnet das Eiſen, das Gemüth des Menſchen anzieht? Woher käme es in dieſem Falle, daß nicht alle Menſchen gleich ſehr empfänglich für Töne ſind? Iſt das Gemüth etwa aus verſchiedenen moraliſchen Gasarten zuſammengeſetzt, von denen, wie bey den phyſiſchen Gaſen, die eine in dieſem, die andere in einem andern Individuo, vorherrſcht? Wie dem auch ſey: zwiſchen der Muſik und mir exiſtirt eine Wahlverwandtſchaft, welche ſich ſo kräftig zu erkennen gibt, daß ſie mir ſelbſt Muſikſucht ſcheinen würde, wenn ich nicht immer noch einen Dudelſack von Baillot's Geige zu unterſcheiden vermöchte. Aber der Herrſchaft, welche die Töne über mich ausüben, haben ſich die Compoſitionen nicht zu erfreuen: hier bleibt das Vergnügen der Kritik ſtets untergeordnet. Hört es, ihr Pedanten, ihr, die ihr nichts weiter, als die Grammatik der Muſik, kennt, und ihr andern muſikaliſchen Vielfraße, die ihr keinen Geſchmacksnerven habt und welche alle Compoſitionen ohne Unterſchied hinüber ſchlingen, ohne euch des Genuſſes derſelben bewußt zu ſeyn, hört es und ſteinigt den muſikaliſchen Ketzer: den Joſeph von Mehül habe ich nur ein Mal, und da auch nur die zwey erſten Acte, anhören können, der zweyten Vorſtellung von Otello bin ich, mich ſchon am Eingange des Theaters befindend, mit heroiſchem Muthe wieder entwiſcht, und bey den Bajadères von Catel (was mir, ſo lange ich denke, zum erſten Male in einem Schauſpielhauſe begegnet iſt) eingeſchlafen; dagegen habe ich in dieſen Tagen der dritten Verſtellung der Maison en loterie, Muſik von Alexander Piecini, beygewohnt und mich recht wohl unterhalten. Mozart iſt mir, wie das liebe Brot: ich könnte ihn alle Tage hören. In Hinſicht auf die hieſigen Straßenmuſiken werden mir die Champs-Elysées zu wirklichen elyſäiſchen Gefilden. Aus jedem Gebüſch, unter jedem Baume ertönt Vocal- und Inſtrumentalmuſik hervor; ich habe bereits fünf und zwanzig verſchiedene Banden, oder einzelne Individuen, gezählt, welche daſelbſt regelmäßig jeden Abend ihre Leiſtungen produciren. Es gibt, wie natürlich, viel Mittelmäßiges darunter, ja dann und wann ſogar noch etwas Geringers, aber nie etwas ganz Schlechtes: letzters erträgt der Franzoſe, dem die Muſik nur Sache des Verſtandes, nie des Gefühls iſt, weniger, als jede andere cultivirte Nation Europa's. Werden es meine Leſer mir glauben, wenn ich ſage, daß man daſelbſt ſeit einigen Wochen auch etwas wirklich Vortreffliches hören kann?

Dieß iſt ein Verein von ſechs Perſonen, der aus einem Sänger, einer Sängerinn, einem Guitarriſten, zwey Harfeniſten und einem Geiger beſteht. Unter allen macht ſich der Sänger bemerkbar, ſowol durch ſein Talent, als durch ſeine Prätenſionen: es iſt, will man dem Gerüchte Glauben beymeſſen, welches unter den habitués des Café des Ambaſſadeurs herumläuft, ein, aus ſeinem Vaterland vertriebener römiſcher Capellſänger. Ich habe nie eine ſüßere Tenorſtimme gehört; wäre der Menſch nicht von der Wuth beſeſſen, alle Augenblicke einen point d'orgue oft bis in's hohe d hinaufzufiſuliren, man könnte ihn für einen zweyten Crivelli nehmen. Außer dieſem Sänger zeichnen ſich noch der Guitarrenſpieler durch eine ebenfalls ſchöne Stimme, beſonders aber der Geiger durch eine höchſt graziöſe und ſehr verſtändige Begleitung aus. Auch die zwey Harfeniſten ſind ſehr brave Spieler. Die Sängerinn, mit ihrer ſäuerlichen franzöſiſchen Kopfſtimme, nimmt in dieſem muſikaliſchen Gemählde den Hintergrund ein, ob ſie ſich gleich ſtets vornhinſtellt. Außer ihr, ſcheinen alle übrigen Individuen Italiener zu ſeyn. Der Sänger trägt bey gutem und ſchlechtem Wetter einen Schirm, dieſer dient ihm, außer gegen Regen und Sonnenſchein, zum Tactſtocke und zur Darlegung einer gewiſſen künſtleriſchen Faſſung. Ein zweyſtimmiger Geſang, welchen er mit dem Guitarriſten auf eine wirklich vollendete Weiſe und in der erdenklichſten Reinheit vorträgt, wo beſonders ein idolo mio und dolce amore das andere holt, pflegt die eiſeſſenden Damen in Feuer und Flammen zu verſetzen. Man will behaupten, es gibt Tage, wo dieſe Bande fünfzig und mehr Franken einnimmt. — Weniger künſtleriſch, aber dafür deſto ergetzlicher, tritt eine andere Geſellſchaft auf, welche ſich durch einen drolligen Kerl, der ein wirkliches muſikaliſches Factotum iſt, auszeichnet. Dieſer Kauz beſitzt nicht allein auf dem Flageolet, welches er nach Befinden der Umſtände mit dem Flageolet à chaine abwechſeln läßt, eine ausgezeichnete Virtuoſität, ſondern ſingt auch recht angenehm und iſt ein Fratzenſchneider Trotz dem Beſten. Was ihn aber zur wirklichen utilité *), zu einem, wahrſcheinlich in jedem Sinne unbezahlbaren Mitgliede der Truppe macht, ſind die Dienſtleiſtungen, denen ſich derſelbe an Sonn- und Feſttagen unterzieht. Dann thut er das Coſtum eines Chineſen an, ſetzt eine Mütze mit Glocken auf, ſchnallt ſich zwey Klöppel an beyde Ellenbogen, zwey Becken an beyde Waden und eine große Trommel auf den Rücken, ſteckt das Flageolet in den Mund und bringt Kopf, Mund, Arme und Beine in eine ſolche arbeitende Bewegung, daß man, einem zweyten Jean qui pleure et Jean qui rit gleich, darüber zugleich lachen und weinen möchte. Außer ihm iſt noch ein zweyter närriſcher Kerl dabey, der über die Guitarre ſtreicht, eine Art von mezzo-caratere mit einem recht ſonoren Tenore, der bald eine Geliebte, bald einen Geliebten und dann auch einen tyranniſchen Vater vorſtellt. Beyde, unterſtützt von einem jungen italieniſchen Mädchen mit einer echt ſüdlichen Stimme, tragen italieniſche Scenen auf ihre Weiſe vor, das heißt, auf eine ſolche, von der ſich nur derjenige einen Begriff machen kann, der es mit eignen Ohren gehört hat: gleich wirklichen muſikaliſchen Rhabſoden ſingen ſie nämlich Vocalpotpourris ab, welche oft aus einem Dutzend Geſangſtücken zuſammengeſetzt iſt. Da wird kein Tact hinter dem andern weggeſungen, kein Zeitmaß gehalten, keine Stimme über oder unter der andern gelaſſen; der Chineſe, der faſt immer eine wüthende Perſon darſtellt, pfeift, wenn er nicht ſingt, ſingt, wenn er nicht pfeift, und geberdet ſich, wie ein Beſeſſener, er mag ſingen oder pfeifen. Der Guitarriſt, ſchon milder in ſeinen Actionen, begnügt ſich, ſeinem Widerſacher mit der verkehrten Guitarre zu drohen und, zur Beſchwichtigung der eiferſuchtigen Geliebten, mit abgezogenem Hute einige tiefe Verbeugungen zu machen. Das Mädchen allein weiß nicht, wie ſie mit ſich daran iſt: ihre Verlegenheit, die wahrſcheinlich daher rührt, weil ſie von dem Chineſen und dem Guitarriſten recht eigentlich in die Mitte genommen wird, geht ſo weit, daß ſie weder Hand noch Fuß, ſondern allein die Zunge rührt. So oft ich dieß Charivari anhöre, möchte ich den Polonius copiren und ausrufen: „Iſt das Verrücktheit; ſo iſt doch Methode darin.“ Ich

*) Utilité wird in der franzöſiſchen Theaterſprache derjenige Schauſpieler genannt, welcher alle Rollen ſpielt, die ihm vorkommen. *Il joue les utilités*, heißt daher im Deutſchen: er ſpielt Aushülfsrollen.

habe gesagt, daß das Mädchen sehr fuchtsam ist, doch einmal jeden Abend pflegt sich ihrer ein heroischer Aufflug zu bemeistern. Dieß geschieht in dem zweyten Duette zwischen Paolino und Carolina aus dem Matrimonio segreto: *Non ti lascio.* Nachdem ihr hier der Guitarrenspieler auf die zärtlichste Art von der Welt sein: Cara mia, cara mia, zum Besten gegeben hat, begleitet sie ihre Antwort: Vanne via, vanne via, mit einer so derben Ohrfeige, daß dem zärtlichen Paolino der Hut vom Kopfe fallen würde, wenn er ihn nicht in der Hand hielte. Man sieht, die Künstlerinn, den Weg sclavischer Nachahmung verschmähend, weiß in diese Stelle einen Sinn zu legen, den die übrigen Schauspielerinnen bisher noch nicht darin gefunden haben. Außer den drey genannten Personen ist bey dieser Bande noch eine vierte vorhanden, der eine recht brave Clarinette bläst, und an Sonn- und Festtagen die große Trommel tragen muß, wo er es dann im eigentlichen Verstande r e c h t s c h w e r hat. Diese Bande nimmt den zweyten Rang unter den ambulirenden Orchestern der Champs-Elysées ein. Nach ihr macht sich ein W u n d e r k n a b e bemerkbar, der, meiner Meinung nach, weit über alle übrigen Wunderknaben (als ehemahls ein Pixis, ein Wiele und jetzt ein Larsonneur u. s. w) hervorragt. Es ist ein bildschönes Kind von sechs Jahren, das kaum vier alt zu seyn scheint. Dieser Knabe spielt keine Geigenconcerte, wie wohl dergleichen Subjecte, um die Zuhörer für alle ihre vergangenen und zukünftigen Sünden büßen zu lassen, zu thun pflegen, sondern Tänze, aber diese mit einer solchen meisterhaften Correctheit, Sauberkeit und Präcision, daß mir (ich schäme mich nicht, es zu sagen, die Thränen in die Augen treten, so oft ich diesen s e l t e n e n K n a b e n höre. Ich behaupte dreist, dieß Kind ist die merkwürdigste musikalische Erscheinung, welche es bis jetzt gegeben hat. Da sein Verdienst nur in der intensiven Nettigkeit des Vortrags von keineswegs schwierigen Musikstücken, besteht und sich nicht durch halsbrechenden Firlefanz, dessen Bogen- und Fingersprünge allein dem musikalischen Plebs in die A u g e n zu fallen vermögen, bemerkbar macht; so ist dieß Wunderkind bisher noch von keinem einzigen der hiesigen Journale der Aufmerksamkeit des Publicums empfohlen, noch überhaupt von der vornehmen Welt beachtet worden. Über die Bildung des Knaben habe ich die Mutter, ein unverständiges Weib, welches auf einer heillos verstimmten Guitarre kaum den A-Accord zu greifen versteht, auszufragen gesucht: sie selbst will die Lehrmeisterinn ihres Sohnes gewesen seyn, gesteht übrigens offen (was mir sehr wohl gefallen hat), daß ihr Sohn keine Note verstehe und auch so bald noch nicht verstehen lernen solle. Möge sie der Himmel auf diesem Entschlusse beharren lassen; so ist das Kind doch vor V e r bildung sicher. Der menschliche Charakter dieses Knaben ist übrigens nicht minder merkwürdig, als sein musikalischer; ich kenne wenige erwachsene Musiker, welche eben so viel Ruhe, Gesetztheit und Ungezwungenheit besitzen, als dieser Knabe. Mitten im Spiele geht er im Kreise herum und stößt die hingeworfenen Sousstücke mit dem Fuße auf einen Haufen zusammen, oder scheint mit den Augen die größere oder geringere Menge der z a h l f ä h i g e n Zuschauer zu übersehen, oder flüstert auch der Mutter zu: „Allons nous-en, il n'y a plus rien à faire ici." Oft ereignet es sich, daß er einen Tanz beginnt, den die Mutter ihn nicht spielen lassen will; dann streicht sie ganz leise über den Accord des zu spielenden Stücks und blitzschnell fällt der Knabe mit der Hauptstimme ein. So weit heute über die verschiedenen Orchesterbanden, welche sich jeden Abend in den Champs-Elysées hören lassen. Nächstens liefere ich vielleicht eine Nachlese derselben.

(D i e F o r t s e t z u n g f o l g t)

Herausgeber und Redakteur: Joh. S c h i c k h.

Gedruckt bey A n t o n S t r a u ß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 31. Jänner 1822.

14

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Ecke am österreichischen Beobachter) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

Olivia an Cäcilia.

H.

Rosaliens Leben ist dem Erlöschen nahe; der anhaltend strenge Winter, der selbst den Bewohnern dieser kalten Gegenden als ungewöhnlich erscheint, vermehrt ihre Krankheit; in meinem Herzen wohnt Verzweiflung! Über die kalten Eismenschen, die mich hier umgeben! Und er, der mich verstand, mich zu würdigen wußte, ist fern; ach und wäre er hier, er verstände mich doch nicht mehr! Er hat mich mit den Seinigen verglichen, meine Tugenden gegen die ihrigen abgewogen; da sank ihre Schale nnd meine flog empor, das habe ich in der letzten Zeit zu sehr gefühlt, als daß mir selbst noch das Scheinglück der Täuschung bleiben könnte!

Diese Menschen sehen, wie ich am Krankenbette des einzigen Kindes verzweifle, und statt mit mir zu weinen, mit mir zu klagen, schelten sie mich unchristlich oder sprechen mir seichte Trostgründe zu. Seit einigen Tagen befindet sich jedoch eine Person im Hause, zu der ich Zutrauen habe; es ist Edmund, der Verlobte meiner Schwägerinn Minna. Seit ich ihn sehe, ist mir heimischer, wohler; es ist ein warmer, freundlicher Mensch, auch gehört seine Physiognomie nicht diesem Himmelsstriche an. Er scheint mich zu verstehn, seine lebhafte Natur begreift die Größe meiner Qual und sucht sie durch rege Theilnahme zu lindern.

Gestern trat er in mein Zimmer, als ich eben, in Thränen gebadet und von Schmerz ermattet, an Rosaliens Lager niedergekniet war. Eine mächtige Rührung ergriff ihn, er warf sich neben mir nieder und drückte die brennende Hand meines leidenden Engels an seine Lippen; Dank ihm für diese Thränen, sie fielen lindernd auf mein Herz.

Einige Tage später.

Ich komme vom Sterbelager meines Kindes, Cäcilia; es entſchlummerte in Edmunds Armen. Ich war nicht im Stande, den Anblick zu ertragen, und lag im Nebenzimmer betend auf den Knien, indeß der treue Freund die Stelle des abweſenden Vaters vertrat.

Nachdem das Kind heimgegangen war, trat er zu mir ein, ſein Geſicht war bleich, voll unſäglichen Schmerzes, voll der edelſten Theilnahme, und nur mit Mühe konnte er die wenigen Worte herausſtammeln: „Faſſen Sie ſich, es iſt entſchieden!"

Ich ſank in Todeserſtarrung lautlos auf den Boden, das Herz drohte mir zu zerſpringen, aber ich hatte keine Thräne. Er richtete mich auf, faßte mich in ſeine Arme, die geheiligt waren durch die Berührung meines ſterbenden Engels, und da er ſah, daß der Quell der Linderung mir verſagt war, ſprach er: „O weine, weine, arme Mutter! Weine, dein Kind iſt nicht mehr!" Bey dieſen Worten brachen ſie hervor, die ſtrömenden, erleichternden Thränen.

Aber wer ſolche Thränen vergoß, Cäcilia, dem iſt die Welt öde geworden; ich ſehe mit meinen brennenden Augen nur Leichenſteine und Aſchenhügel! Ach, und in den von Froſt erſtarrten Boden haben ſie mein armes Kind gelegt! Er hat ſeinen Raub, er hat ihn! Mir iſt die Blüthe des Lebens gebrochen, die Pflanze meines irdiſchen Daſeyns vermag nur noch Blätter zu treiben, ich *werde* leben, denn ich *lebe*, aber wie? Die Faſſung des edlen Freundes hat mich unwürdiger Verzweiflung entriſſen, mein Herz bedarf ſeiner Achtung, und nur ſo konnte ich ſie erlangen. Ich kann nicht mehr ſchreiben, Cäcilia, Hand und Auge verſagen mir den fernern Dienſt. Das ſchwarze Siegel dieſes Briefes wird dir der Vorbote des Schmerzes ſeyn, den eine unglückliche Mutter dir darin verkünden mußte. O mein Kind, mein Kind!

Edmund an ſeinen Freund Wilhelm.

Ich ging in dieſes Haus ein, um eine fröhliche Braut als Gattinn heimzuführen, und der Tod tritt mir an der Hand des Verhängniſſes entgegen. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, weiß nicht, was ich will und muß, und ſchwimme ohne Widerſtand dem gewaltigen Strome nach, der mich unaufhaltſam fortreißt, ach! in welches Abgrunds Tiefe! Ich muß dir mein Herz enthüllen, theurer Wilhelm; du wirſt es darum nicht verachten, daß es der Raub einer unbezwingbaren Leidenſchaft ward, denn du kennſt mich, daß ich kein Feigling, kein Laſterhafter und Unbeſtändiger bin.

Bey meiner Ankunft im Wertheimiſchen Hauſe erzählte man mir ſogleich, daß Eduards Gattinn jetzt dort wohne, aber nicht im häuslichen Kreiſe erſcheine, weil ihr einziges Kind krank darnieder liege, und ſie nicht vom Lager deſſelben weiche. Dieſe mütterliche Zärtlichkeit nahm mich in voraus für ſie ein, und ich ging wirklich mit großen Erwartungen hin, als Minna, mich zu ihr führend, viel zu ihrem Lobe ſagte, aber auch geſtand, daß die Mutter ſehr ungerecht gegen ſie ſey. Ich trete in das dunkel verhangene Krankenzimmer, vom Bette des leidenden Kindes ſchwankt mir eine hohe, etwas gebeugte Geſtalt entgegen, ich blicke in ein Feuerauge, ſehe in ein Geſicht, wie ich *nie* eins geſehn! Zwar hatte der Schmerz dieſe himmliſchen

Züge verſchleyert, und die im Zimmer herrſchende Dämmerung verhüllte einen Theil dieſer unbeſchreiblichen Reize, aber dennoch ſtand ich wie feſtgebannt. Und als ſie nun zu ſprechen anfing, als der himmliſche Wohlklang der ſchönſten menſchlichen Stimme an mein Ohr ſchlug, o wie vermöchte ich es, dir die Empfindungen zu beſchreiben, die meine Seele da erfüllten! Selbſt in der Art, wie ſie das ihr ungewohnte Deutſche redete, lag ein eigner Zauber. Minna ſagte ihr, daß ich ſpaniſch ſpreche; du hätteſt die Freude ſehen ſollen, die ſich bey dieſer Nachricht auf ihrem belebten Geſicht zeigte: dieſes war ihre Sprache und ſie hatte die wohlbekannten, geliebten Töne derſelben nun ſchon lange entbehren müſſen! Bald redeten wir ohne Rückſicht auf Minna nur ſpaniſch; ſie erzählte mir von ihren Leiden durch die Trennung vom Vaterlande und das Erkranken des Kindes, verbunden mit der Abreiſe des Gatten; jeder ihrer Ausdrücke zeugte von Tiefe, Gefühl und edlem Schmerz, ſo daß auch mich eine unendliche Rührung ergriff, die ich ihr nicht zu verbergen vermochte. Ich fühlte die unbegreifliche Umwandlung meines innern Weſens mit Entſetzen! Minna, die ich noch vor wenigen Stunden ſo ſehr zu lieben glaubte, ſaß jetzt als eine mir ganz fremde Perſon neben mir, ich mochte nur Olivia hören, nur ſie ſehen, alles andere um und neben mir war meinem Blick entſchwunden. Ich begriff jetzt, daß meine Gefühle für Minna nur auf einer Täuſchung beruhten, entſtanden durch langjährige Bekanntſchaft, durch die Liebe einer geachteten und geliebten Schweſter für ſie, durch das beſtändige Lob, das dieſe ihr in ſo reichlichem Maße ertheilte. Ich war mit der Idee aufgewachſen, es gebe kein ſchöneres, kein gebildeteres, kein beſſeres Mädchen als Minna, ich wähnte ſie zu lieben, aber ich liebte nur das Traumbild einer allzuregen Phantaſie in ihr. Jetzt aber hatte meine Stunde geſchlagen, mein Ideal trat mir verkörpert entgegen. Sie liebte ich, die Göttliche, und keine Andre! Ich that Minna nicht Unrecht, ich verkannte ihren freyen, ſtarken Geiſt, ihre begeiſterte Liebe zur Tugend, ihre Anmuth, ihre Sitte nicht, aber ich liebte ſie nicht mehr, ich wollte lieber in hoffnungsloſer Sehnſucht für Olivia ſterben, als für Minna leben.

Olivia's Vertrauen ſchloß ſich mir mit jedem Tage mehr auf; ſie fühlte ſich verſtanden von mir. Ich erkannte ihre ſtrenge Tugend, ihr von jeder Gefallſucht und niederer Eitelkeit freyes Herz; ich erkannte, daß das Geſtändniß meiner Gefühle mich auf ewig von ihr verbannen würde, und ſchwieg.

Der harte Schlag, den ich lange für Olivia's Herz gefürchtet hatte, erfolgte, Roſalie ſtarb in meinen Armen. Der Tod des lieblichen Kindes war auch für mich tief erſchütternd; es iſt wider die Natur, daß ſo zarte Blüthen ſchon ſeine Beute werden. Ohne meinen Beyſtand wäre Olivia dieſer furchtbaren Stunde erlegen: ſie mußte fühlen, daß ich ihren Schmerz zur Hälfte trug. O Wilhelm, in jenen Augenblicken hielt ich ſie in meinen Armen, aber es war kein unheiliger Gedanke in dem Herzen, an welchem ſie ruhte. Jetzt iſt mir die Kleidung heilig, die ich an jenem Tage trug, und ich fühle es, was auch die Vernunft mir darüber ſagt, daß ich mit Olivia für Zeit und Ewigkeit verbunden bin, daß Minna nie meine Gattinn werden darf, wenn ich ſie nicht um das Glück ihres Lebens betriegen will. Wie kann ich ihr meine Hand reichen ohne mein Herz? Vergebens kämpfe ich gegen mein Geſchick; ach, ich werde nicht glücklicher ſeyn, als Minna, denn iſt nicht Olivia die Gat-

sinn eines geliebten Mannes, und meine Liebe nicht durchaus hoffnungslos? O mein Freund, habe Mitleid mit mir, und richte mich nur nach der Milde deines liebevollen Herzens! Entziehe mir nicht deine Freundschaft, laß mich nicht einsam dastehn, eine Beute aller Stürme des Lebens. Lebe wohl, mein Wilhelm, und laß mich bald ein tröstendes, beruhigendes Wort von dir lesen; ich bedarf dessen!

Minna an Amalia.

Alle frohen Träume meines Lebens sind vor einer furchtbaren Wirklichkeit verschwunden, es ist alles, alles dahin, Amalie! Edmund liebt Olivia, ich weiß es aus seinem eignen Munde, es ist keine Täuschung möglich! Daß mit dieser Überzeugung mein Leben abgeschlossen ist, wirst du fühlen; ich kann nur Einmal lieben, ich liebte Edmund, ich liebe ihn noch, und er verwirft mich, will sich lieber in hoffnungsloser Gluth verzehren, als mein seyn! Ich hatte ein Vorgefühl vor der Tücke des Schicksals, ich war zu glücklich, um es auf die Dauer bleiben zu können, ich bin aus allen meinen Himmeln gefallen, und wo ist der Halt, an dem ich mich wieder emporrichten werde? Amalie, mein Herz blutet, aber verbluten wird es nicht, denn ich bin stark, unbezwingbar stark und will mit dem Geschicke muthig um das Leben ringen, ich vermag dem Ernstesten ins Angesicht zu schauen. Bisher war mein Leben eine Folge von Glück und Freude, in ihnen konnte ich es nicht beurkunden, daß der feste Wille der Tugend in meinem Herzen vorhanden; jetzt will ich meine unendlichen Schmerzen mit Würde tragen, und so wenigstens meine Selbstachtung retten. Nie werde ich wieder lieben, denn welcher Mann kann standhaft seyn, da Edmund für einen flüchtigen Reitz seinen Schwüren ungetreu ward? So will ich denn still das Ideal lieben, das einst unter seiner theuren Gestalt meine Seele füllte. Ich selbst führte ihn zu der Zauberinn, die ich früher im Scherze Armida nannte. Das Wort hat eine unselige Vorbedeutung für mich gehabt. Ach, ich gebe ihr keine Schuld, sie ist rein vor Gottes Augen, wie sie es vor den meinen ist, denn sie ahnet nicht, welche Wunde sie meinem Leben geschlagen!

Aber Edmund? Darf ich auch ihn freysprechen? Nein, ich kann es nicht, Amalie; du wirst es auch nicht können, obgleich er dein Bruder ist! Schnelle Flucht konnte ihn retten und vor Meineid bewahren; aber er blieb und überließ sich ohne Rückhalt den Gefühlen, die auf sein Herz einstürmten, er erlag, und um unser beyder Glück war es geschehen!

Ich war nur wenige Tage über seine veränderten Gesinnungen gegen mich in Zweifel, dann stand die Gewißheit von seinem Verrathe unwandelbar vor mir; es war ein schrecklicher Augenblick, wo ich Überzeugung von meiner getäuschten Liebe erhielt.

Trauernd saß ich eines Morgens in meinem Zimmer, als Edmund zu mir eintrat. Da es einmal zur Sprache zwischen uns kommen mußte, wagte ich es, ihm seinen Treuebruch vorzuhalten.

Er kniete neben mir nieder, und sagte mit gebrochener Stimme: „Es ist alles wahr, Minna, das Unglück ist geschehen, aber kann es deinem schönen Herzen ein Trost seyn, daß der Urheber deiner Leiden selbst unnennbar elend ist? Ich darf dir nichts verhehlen, Minna, Wahrheit muß zwischen uns seyn: ich liebe Olivia, ich habe es eingesehn, daß ich nur sie liebe; aber begeht

mein Herz einen Meineid, so wird er bestraft, es liebt ja hoffnungslos! Indem ich deiner Hand entsage, entsage ich fortan jedem Glücke, das fühle ich; so leb wohl, leb ewig wohl, und hasse mich nicht!" Er ging und ließ mich in einem Zustande zurück, der nahe an Verzweiflung grenzte. Ich hatte vorher nie die Ahnung eines solchen Schmerzes gehabt. Gebet und Vernunft richteten mich auf, nachdem mein Herz und mein Auge der Natur den Tribut gezollt, der ihr vom Leben unerläßlich gebührt; ich empfand mit Dank gegen Gott das Glück, eine Christinn zu seyn. Amalie, dir darf ich es gestehen, daß ich reiner, geläuterter aus diesem Kampfe hervorging: ich konnte für Edmunds Glück beten.

Lebe wohl, meine geliebte Amalie!

(Die Fortsetzung folgt)

Charade.

Schattend senkt die Erste sich — die Stimmen
Schweigen rings im duftigen Gefild,
Nur daß leise manches Heimchen schrillt
Und im Gras' Johanniswürmchen glimmen.

In der Einsamkeit, nicht im Getümmel
Kann, als Zeichen, ich die Zweyte sehn —
Ohne sie kann Liebe nicht bestehn,
Ohne sie vermisse ich den Himmel.

Bitterkeit gießt mir in's Blut die Dritte,
Lästert man die Schönheit der Natur,
Und ich fliehe solcher Thoren Spur,
Treu der unverschrob'nen Herzenssitte.

Prächtiger als alle Opernsäle
Ist wohl der azurne Sternensaal,
Und der reinsten Künstlerstimme Schall
Weicht des Ganzen süßer Wunderkehle.

Carl August Gisse.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Wer kann vor Unglück, wenn ihm das Haus über dem Kopfe brennt? Hr. Théaulon, ehemals nicht allein der Schutz und Hort des Theaters Feydeau, sondern auch der meisten übrigen Theater, bey dem die Stücke bestellt wurden, wie man ein Paar Schuhe oder Strümpfe bestellt, und der daher seine Kunden oft verzweifelt warten ließ, Hr. Théaulon, welcher, mit einem Worte gesagt, beyde Hände voll zu thun hatte (Hr. Théaulon soll auch mit der linken Hand schreiben können), Hr. Théaulon ist so außer Mode gekommen, daß er, aus Mangel an Bestellungen, auf den Kauf arbeiten und mit seiner Waare von Thür zu Thür hausiren gehen muß. Welcher Wechsel der menschlichen Dinge, welche Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale! Sic transit gloria mundi! Der blaue Vogel, Feenoper in drey Aufzügen, ist vom Theater Feydeau, ja sogar von allen Boulevardtheatern, zurückgewiesen und; nachdem sich in

Verſailles die Sündfluth, oder vielmehr das Publicum derſelben, verſenken hat, auf dem dortigen Theater in den Käfig geſperrt worden. Eine Ungnade bey dem Herrn pflegt eine Ungnade bey den Domeſtiken nach ſich zu ziehen: die Tonſetzer, welche ſich vor dem Hrn. Théaulon bis auf die Erde neigten, ſo lange er noch das Factotum der komiſchen Republik der Straße Feydeau war, haben ihm ſämmtlich die Compoſition des blauen Vogels abgeſchlagen, ſich aber endlich, auf demüthiges Flehen des verzweifelnden Verfaſſers, ein jeder zur Anfertigung von einer oder von ein Paar Nummern, erboten. So iſt endlich der *Oiseau bleu*, von ſechzehn, ſchreibe von ſechzehn Componiſten, in Muſik geſetzt, in Verſailles aufgeführt worden. Der Erfolg hat der Erwartung entſprochen, welche ruhige und unparteyiſche Beobachter von der Unternehmung im voraus gehegt hatten; bey der Muſik haben die Kenner ausgerufen: Das iſt eine ſchöne Paſtete! Das Stück ſelbſt, ſchlecht geſpielt, ſchlecht geſungen und in ſeinem ſceniſchen Theile höchſt erbärmlich dargeſtellt, hätte mißfallen müſſen, wenn es auch weniger wunderlich geweſen wäre. Aber, wird man fragen, wodurch hat ſich Hr. Théaulon die Ungnade des Theaters Feydeau zugezogen? Das will ich öffentlich und unverholen zu wiſſen thun. Schon ſeit vielen Jahren waren das Publicum und die Journaliſten, den hülfloſen Zuſtand des beſagten Theaters erwägend, der Meinung geweſen, nur ein Wunder könne das Theater Feydeau retten. Das hatte die Adminiſtration im buchſtäblichen Verſtande genommen und ſchleunig bey dem Hrn. Théaulon Stücke mit Wundern beſtellt. Dieß die Entſtehung der *Clochette ou le Diable Page*, des *Chaperon rouge* und der *Jeanne d'Arc*. Eine Weile hatten die Wunder Zuſpruch; als aber das Publicum ſah, daß nichts als Charlatanerie und Augenverblendung dahinter ſteckte, daß das Ganze bloß Täuſchung ohne einen Scrupel Wahrheit war, und daß dieſe Täuſchung allein auf imponirende Titel, glänzende Decorationen und Plumpyplump-Schallallai beruhte, bey welchem Leib und Seele gleich leer ausgingen, da begannen die Wundorſpectakel in der Einöde vorgeſtellt zu werden, und die großen Summen, welche man auf ihre Aufführung verwandt hatte, waren verloren, ohne den gehofften reichlichen Gewinn eingebracht zu haben. Dieß die Gründe, warum, wie ſchon geſagt, der Wundermacher vor die Thür, ja ſogar vor die Thore, geworfen worden und nach Verſailles ausgewandert iſt.

(Die Fortſetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die Männer denken, die Frauen lenken, Luſtſpiel in drey Aufzügen, von Lembert, aufgeführt auf dem k. k. Theater an der Burg.

Die Einwirkung großer Geiſter auf ihr Zeitalter zeigt ſich, wie jede andere Erſcheinung, auf eine doppelte Weiſe: wohlthätig, indem durch ſie die moraliſche Welt entwickelt und die in ihe ſchlummernden Keime geweckt werden, nachtheilig, weil die Schwäche, welche jeglicher Größe anklebt, dem großen Haufen nicht ſelten für Überlegenheit gilt und ihm gleichfalls Muſter zur Nachahmung wird. So haben in der politiſchen Welt gewiſſe große Männerlein einen ſchiefen Kopf gehabt und aus der Weſtentaſche geſchnupft, weil es einem großen Manne gefallen hat, den ſeinigen zur Seite zu beugen und, wie Diogenes den Becher, die Tabaksdoſe wegzuwerfen. In der poetiſchen Welt hat Shakeſpear's und Calderon's Größe weniger zur Nachahmung gereizt, als ihre Schwäche; beſonders ſind die Deutſchen von ihnen verbildet, aber nicht gebildet worden: ohne die romantiſchen Schwindelproducte, zu welchen das Miſſverſtehen dieſer großen Geiſter in Deutſchland Veranlaſſung gegeben, würden wir, gleich den andern europäiſchen Völkern, eine dramatiſche Literatur, das heißt, klar aufgefaßte, und nach beſtimmten, auf poſitiven Grund gebauten Grundſätzen ausgearbeitete, Werke beſitzen und jene unglücklichen dramatiſchen Nebeleyen, in welchen die Erzeuger, ſtatt eines allgemeinen Objectivglaſes, nur die prismatiſchen Fratzen ihrer entnervten Einbildungskraft, ſchimmern laſſen, im poetiſchen Nichts verblieben ſeyn, aus welchem ſie nie hätten hervorgezogen werden ſollen.

Die Schwindelperiode, durch Shakespear und Calderon erzeugt, ist nicht allein Ursache zur Entstehung der deutschen hyperromantischen Tragödie gewesen; auch der Ausbildung des Lustspiels hat sie auf lange, vielleicht auf ewige Zeiten geschadet. Faseleyen zu erfinden und sie in die Kreuz und Quere schillern zu lassen, um das Auge durch den glänzenden Hokuspokus wirbelnd zu machen, ist leichter, als eine Comödie zu ersinnen, das heißt, als einem positiven, gegebenen Gegenstande der bürgerlichen Welt, den jedermann kennt und den jedermann zu beurtheilen versteht, durch eine geistvolle Zusammenstellung dergestalt interessante Ansichten abzugewinnen, daß der Zuschauer über die Kunst, welche denselben das Ansehen einer ihm ganz neuen Erscheinung zu geben vermag, Wohlbehagen empfinde.

Bey dem verzweifelnden Mangel an classischen Comödien, welcher in der deutschen Literatur herrscht, muß jedes Bestreben, diesem Mangel abzuhelfen, mit Dank anerkannt werden. Hr. Lembert hat schon seit einer Reihe von Jahren recht lobenswerthe Beweise davon gegeben, daß ihm das Heil des deutschen Lustspiels besonders am Herzen liegt: mehrere seiner Stücke werden, wie ich höre, auf den deutschen Bühnen mit vielem Beyfalle aufgeführt. Sein neuestes, so eben auf dem k. k. Burgtheater aufgeführtes, Lustspiel: die Männer denken, die Frauen lenken, zeugt auf erfreuliche Weise von dem Streben des Verf., das deutsche Lustspiel, mit Verzichtleistung auf alle hyperstheniſche Mittel, zu seiner ursprünglichen Bestimmung, das heißt, zur Darstellung wirklicher Verhältnisse des menschlichen Lebens und nicht zur Laterna Magica ersonnener Phantasmen, zurückzuführen.

Die Fabel des Stücks ist kürzlich folgende: Während der Major Adam von Nordstetten (Hr. Krüger) seinem Neffen Adolph (Hr. Kettel) seine Nichte Rosalie (Dlle. Weber) zur Gemahlinn bestimmt, hat sich dieser in ein Mädchen aus dem Mittelstande verliebt und dasselbe, ohne Vorwissen des Onkels, geheirathet. Um Verzeihung für diesen eigenmächtigen Schritt zu erhalten, muß Evchen, Adolphs Gattinn (Mad. Anschütz), welche im Hause des Majors für die Nichte des Unteroffiziers Barthel, des Majors Bedienten (Hr. Costenoble), gilt, den Onkel nicht allein für sich einzunehmen, sondern ihn sogar in sich verliebt zu machen, suchen. Der Major widersteht der Lockung nicht, und sieht sich genöthigt, um seiner eignen Beschämung zu entfliehen, dem Neffen zu verzeihen und zu dessen Heirath seine Zustimmung zu geben. Dieß die Hauptintrigue des Stücks. Als Nebenpersonen figuriren der genannte Barthel, Rosalie, der Baron von Eschen (Hr. Lembert) (ein heimlicher Liebhaber Rosaliens) und der Gärtner Bonifaz. Die Handlung, welche unmittelbar aus dem Bestreben Evchens, den Major für sich zu gewinnen, mittelbar aus der Bemühung Rosaliens, ihre Abneigung gegen ihre vom Major beabsichtigte Ehe mit Adolph zu verheimlichen und Eschen's Gattinn zu werden, und endlich noch weit mittelbarer aus der Liebe, welche der Gärtner Bonifaz für Evchen, die er für Barthels Nichte hält, empfindet, ist nicht neu: besonders finden sich in der Hauptidee des Stücks, die darin besteht, daß ein Neffe seine, ohne Vorwissen des Onkels geheirathete Frau diesem durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften angenehm machen will, Reminiscenzen mit mehrern französischen Stücken, z. B. mit Edmond et Caroline, le Célibataire und mit einem, dem Französischen nachgebildeten Schauspiele, dessen Titel, wie ich glaube, das Portrait, ist, in welchem Iffland sehr häufig bey seinen Gastspielen aufzutreten pflegte. Der Gang des Stücks ist natürlich und die Charactere, obgleich nur skizzirt, haben eine gewisse Physiognomie. Der Totaleffect würde genügender seyn, wenn es dem Verf. gefallen hätte, die drey Acte des Stücks in einen einzigen zusammenzudrängen. Die Unendlichkeit ist eine Erbsünde der deutschen dramatischen Schriftsteller: sie glauben es ohne fünf, oder doch ohne drey Acte, nicht thun zu können. Hierin unterscheiden sich die französischen Theaterdichter von den Deutschen auf eine so auffallende Weise, ihre Resignation ist so ungemessen, daß sie, geleitet von dem Gefühle der dramatischen Schicklichkeit und Zweckmäßigkeit, ohne den geringsten Anstand zu nehmen, die witzigsten und reizendsten Details opfern, sobald sich diese dem raschen Gange des Stücks widersetzen. Durch eine solche Procedur erhalten die franz. Theaterproducte jenen dramatischen Werth, welcher ihnen, bey oft gänzlichem Mangel an

äſthetiſchem Gehalte, auch auf den deutſchen Theatern Beyfall verſchafft. Dieſe Erfahrung können unſre Theaterdichter alle Tage machen, und doch werden ſie dadurch nicht gewitzigt. Freylich pflegt der erſte Vorwurf, den man einem verfehlten Theaterſtücke macht, von vorn herein gleich der zu ſeyn, daß es zu lang ſey und abgekürzt werden müſſe, ein Vorwurf, der jeder andern tiefern Kritik enthebt, und auch leicht zur Hand iſt. Doch gibt es auch dramatiſche Längen, die ſich ſo fühlbar machen, daß man auf den erſten Anblick von der ſtörenden Anweſenheit derſelben überzeugt wird. In dieſem Falle befindet ſich unſers Verf. Arbeit. Ob ich mir gleich in dramatiſchen Dingen keinen tieferen Scharfblick zugetraue, als den jeder andere Kenner des Theatereffects beſitzen möchte; ſo glaube ich doch mit Gewißheit behaupten zu können, daß, wenn der ganz müßige erſte Akt und die erſten funf Scenen des zweyten Akts ausgemerzt und die in ihnen gleichſam erſäufte Expoſition, nebſt der etwa darin enthaltenen Handlung, in eine einzige, oder höchſtens in zwey Scenen, zuſammengedrängt würden, das einaktige Stück eine angenehme Unterhaltung gewähren würde. Mit der ſechſten Scene des zweyten Arts beginnt erſt die eigentliche Handlung, alles Vorhergehende beſteht in Reden; beſonders iſt (um nur eine einzige Scene auszuheben) die fünfte, in welcher Eſchen's Bedienter die Beendigung der Vorbereitungen zur Reiſe anzeigt, obgleich die Zuſchauer zur Genüge wiſſen, daß Eſchen, dem Roſalie ihre Gegenliebe geſtanden, den Vorſatz, dieſe zu fliehen, aufgegeben hat, ein Meiſterſtück von Flickſcene, und man begreift nicht, wie der Verf., der, als ſehr talentvoller Schauſpieler, die dramatiſche Ökonomie an Ort und Stelle ſtudiert haben muß, in eine ſolche Zweckloſigkeit verfallen ſeyn kann. Die Sprache des Stücks iſt rein, könnte aber hin und wieder edler, ſo wie überhaupt die Diction gehaltener, ſeyn.

Die Darſtellung von Seiten der Schauſpieler iſt tadellos: beſonders verdienen die HH. Krüger, Coſtenoble und Wothe ausgezeichnet zu werden. Hr. Krüger gibt den Major mit einer rotondité, mit einer künſtleriſchen Natur, daß die Rolle durch das Spiel eine Bedeutung erhält, die ihr im Stück abgeht; die beyden letztern, als Barthel (eine ungefähre Copie des Leſſingſchen Wachtmeiſters) und Bonifaz entwickeln ebenfalls ſo viel originelle Haltung, daß die Ungeziemlichkeit, mit welcher ſich beyde lang und breit in's Stück legen, faſt gänzlich verſchwindet. Mad. Anſchütz, als Evchen, leidet an einem Überfluſſe, der Dutzende von andern Schauſpielerinnen beglücken könnte, an zu großer Lebhaftigkeit; eine Liebhaberinn darf nicht die Leichtfüßigkeit eines Kammermädchens beſitzen. Überhaupt fehlt dieſer liebenswürdigen Schauſpielerinn nichts, als mehr körperliche und künſtleriſche Haltung. Auch Dem. Weber kränkelt an körperlicher Unſtetigkeit. Würde ſie die ganze Rolle ſpielen, wie das Auftreten ihrer erſten Scene, und wollte ſie nicht den Baron Eſchen bis in die Ecke des Theaters verfolgen, ihre Leiſtung würde an theatraliſcher Decenz gewinnen, und die Künſtlerinn nicht allein dem großen Publicum, ſondern auch dem Kenner, Genüge leiſten.

Überhaupt gebricht es, wie ich glaube bemerkt zu haben, der Vorſtellung an äußerer ſcenariſcher Haltung; die ſpielenden Perſonen treten ſich einander zu nahe, und verlaſſen zu oft den Halbzirkel, als daß das Auge des Zuſchauers durch die Symmetrie der Theatertableaux, welche dem Luſtſpiele eben ſo unerläßlich ſind, als dem Trauerſpiele, ergötzt werden könnte.

Berichtigung.

Nicht Hr. Blahetka, wie ich in meiner letzten Concert-Anzeige aus Irrthum geſagt habe, ſondern Hr. Hieronymus Payer, iſt der Lehrer der Dlle. Blahetka und der Componiſt der in ihrem Concerte gegebenen Fortepianoſtücke. S. L. P. Sievers.

Modenbild V.

Pelz von aſchgrauem Tuch mit Chinchilla verbrämt und mit ſeidenen Schnüren verziert; Pantalon von pensé färbigem Tuche; Sammtweſte und blaues Halstuch.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

V. *Wiener . Moden.*

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 2. Februar 1822.

15

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung

von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Fortsetzung)

Olivia an Cäcilia.

H.

Was habe ich dir zu schreiben, Cäcilia! Welche Begebenheiten dir mitzutheilen! Es ist, als wenn ich seit meiner Abreise aus Amerika in die Hand eines bösen Dämons gegeben bin, der sein grausames Spiel mit meinem Leben treibt. Edmund liebt mich; er hat seiner Verbindung mit Minna entsagt, um sich einer hoffnungslosen Liebe zu mir hinzugeben. Offen hat er Minna sein Herz entdeckt, und diese ließ sich das unselige Geheimniß von der Mutter entreißen, die dann mit Vorwürfen auf mich einstürmte. Sie machte mir ein Verbrechen daraus, daß ich es Edmunden erlaubt hätte, mir in den Stunden nahe zu seyn, wo mein Herz unter dem Grame des Dahinsterbens meines Kindes erlag. Diese ungerechten Vorwürfe, diese Forderungen empörten, erbitterten mich unbeschreiblich; und zum ersten Mal im Leben wagte ich es, ihr zu antworten, was Zorn, Stolz und Heftigkeit mir eingaben. Sie schloß mit der Drohung, sie wolle meine Aufführung an Eduard berichten. Ich gerieth außer mir, und mich selbst nicht mehr kennend, antwortete ich: „Thun Sie das, ich fürchte weder Sie noch Eduard, und werde zuletzt noch dahin gebracht werden, ihn zu hassen, wie ich Sie hasse, da seine Grausamkeit, sein Egoismus mich in eine Lage versetzten, wo ich das Recht habe zu verzweifeln und zu thun, was der Schmerz mir eingibt!" Damit begab ich mich auf mein Zimmer, wo ich den Bedienten Befehl ertheilte, mir unverzüglich, in irgend einem anständigen Hotel, eine Wohnung zu besorgen und die Kutsche zu bestellen. Es geschah, und nach Verlauf einer halben Stunde verließ ich ein Haus, das ich mit Schauder betrat, und das, meine trüben Ahnungen erfüllend, zur Todesgruft meines Kindes und meines ganzen Lebensglückes

ward. Jetzt bewohne ich einige sehr freundliche Zimmer in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, wo eine freye und schöne Aussicht mein Auge ergetzen würde, wenn mein unermeßlicher Schmerz mir gestattete, mich durch irgend etwas zu zerstreuen. Edmund hatte das Haus meiner Schwiegermutter gleich nach seinen Geständnissen an Minna verlassen, er nahm eilig und unter heißen Thränen Abschied von mir und sagte, er wolle sich auf seine Güter begeben. So stehe ich denn jetzt einsam in der fremden Welt da, gehaßt und verachtet von den nächsten Anverwandten, die mein Schutz seyn sollten, getrennt von dem, der es einzig verstand, mich mit dem Leben zu versöhnen, das mir jetzt zur grausenvollen Öde geworden ist.

Was wird Eduard sagen, wenn seine Mutter, die nur allzuviel Gewalt über seine Meinung besitzt, ihm den entehrenden Verdacht mittheilt, ich habe seine Abwesenheit benutzt, um den Verlobten seiner Schwester zu verführen? Weiß sein Vertrauen mich von Schuld frey, wird er mich nicht des Leichtsinnes beschuldigen? Wird er es mir nicht übel deuten, daß ich das Haus seiner Mutter verlassen habe? Und konnte ich in dem Hause länger verweilen, wo man mich so entehrend, so gegen alles Recht der Gastfreundschaft, der Verwandtschaft behandelte? Ich konnte das nicht! Bete für deine unglückliche Olivia.

Olivia an Cäcilia.

Lies den eingeschlossenen Brief, den mir meine Schwiegermutter ohne weitere Vorbereitung zusandte; ich kann das nicht aussprechen, was er enthält; aber ich eile zu dir, ich will in den Armen, am Busen der Freundschaft, unter milderen Lüften sterben!

Der Kaufmann C. an Madame Werthheim in H.

Stockholm.

Wie schwer wird es mir, geehrte Frau, eine traurige Pflicht zu erfüllen, und Ihnen eine Nachricht zu ertheilen, von der ich die Wirkung auf Ihr Herz schon in voraus weiß. Zürnen Sie mir deßhalb nicht, und werden Sie nicht für immer meinem Namen Feind, weil er unter diesen Zeilen steht.

Vermuthlich werden Sie aus den Briefen Ihres Herrn Sohnes wissen, daß dieser, auf meine Bitten, während seines hiesigen Aufenthalts, mein Haus bewohnt hat. Vor einigen Wochen sahen wir unsern geliebten Gast sehr traurig, und er erzählte uns unter vielen Thränen, er habe sein einziges Kind verloren. Meine Gattinn und ich suchten ihn zu trösten und aufzuheitern; aber vergebens! Mit jedem Tage nahm seine Traurigkeit, sein Tiefsinn zu, ja seine Seelenleiden wirkten so sichtbar auf seinen Körper, daß dieser am Ende erlag, und er in ein schleichendes Fieber verfiel, das ihn, obgleich er alle Anstalten zur Rückreise getroffen hatte, aufs Lager warf, und hier fesselte. Die Ärzte erklärten seinen Zustand sogleich für gefährlich; er ward von Tag zu Tag kränker; es schien, als leide er nicht allein durch den Tod des Kindes, als durch innere Vorwürfe, die er nicht selten im Paroxismus des Fiebers laut werden ließ. In diesem Zustande erhielt er einen Brief aus H., den ich ihm selbst in einem freyen schmerzlosen Augenblick des völligen Bewußtseyns brachte. Mit großer Freude, der ersten, seit das Kind ihm gestor-

ben war, beſah er die Aufſchrift und ſagte: „Es iſt ein Brief von meiner Mutter, da werde ich Troſt und Beruhigung finden!“ Aber kaum hatte er zu leſen begonnen, als er mit dem Ausruf: Olivia, ins Kiſſen zurück ſank, und die Beſinnung verlor. Trotz aller angewandten Mühe, trotz des Beyſtandes von zwey der berühmteſten Ärzten, ſchloß er dieſen Morgen, am ſiebenten Tage nach dem Empfang jenes unglückſeligen Briefes, ſeine Augen für immer.

Traurend ſtehn meine Gattinn und ich an der Leiche des Theuren, und zu dem Schmerze, den wir über den Verluſt eines ſo werthen Freundes und trefflichen Mannes empfinden, geſellt ſich noch die traurige Pflicht, daß ich ſeinen Angehörigen der Verkünder einer ſo ſchrecklichen und herzzerreißenden Nachricht werden muß. Ich habe geglaubt, meinen unerfreulichen Bericht zuerſt an Sie, geehrte Frau, zu richten, da mir häufige Beweiſe von der Seelenſtärke, welche Ihrem Charakter eigen iſt, geworden ſind und Sie, im Beſitze zweyer hoffnungsvollen Töchter, nicht ſo leicht dem Schmerze erliegen werden, als die unglückliche Gattinn Ihres Sohnes, die noch vom Verluſte des einzigen Kindes tief niedergebeugt ſeyn muß, und auf welche dieſe Nachricht, ohne ſchonende Vorbereitung mitgetheilt, tödlich einwirken wurde.

Seyn Sie feſt überzeugt, daß ich alle Angelegenheiten des Verſtorbenen ganz in ſeinem Sinne und aufs Beſte beſorgen werde, ſo daß kein Verluſt des Vermögens für die Witwe zu befürchten ſeyn wird. Ich unterzeichne mich ꝛc. ꝛc.

Minna an Amalie.

Schon wird die Kunde unſers unerſetzlichen Verluſtes zu dir gedrungen ſeyn, beſte Amalie; ſo iſt unſer Haus jetzt der Wohnplatz des Jammers und der allertiefſten Trauer. Meine Mutter, wie ſehr ſie auch nach Faſſung ringt, erliegt im Innern einem wahrhaft furchtbaren Geſchick: ſie fühlt ſich nicht frey von Schuld am Tode unſers Eduard. Ich kenne ſie nicht mehr, ihr ganzes Weſen hat eine Veränderung erlitten, vor der mir bangt. Sie iſt unthätig, ſtill, weich und ſtets in Thränen, ja es gibt Stunden, wo ihr Herz ſich ſo ſehr zur Milde neigt, daß ſie Olivia Unrecht gethan zu haben glaubt, und ſich mit ihr verſöhnen möchte, ſo ſehr ſie dieſe auch gehaßt hat, ſeit Edmund die Verbindung mit mir um ihretwegen aufgab. Olivia hat jetzt H. verlaſſen; wir wiſſen nicht, wohin ſie gegangen iſt; den Anſtalten nach zu ſchließen, hat ſie eine weite Reiſe unternommen, ich vermuthe, nach Spanien zu ihrer Jugendfreundinn Cäcilia. So groß mein eigner Schmerz iſt, ſo fühle ich die troſtloſe, wahrhaft furchtbare Lage der Unglücklichen, die einſam in einem fremden Welttheil umher irrt, nachdem ſie alles verloren, was ihr das Leben werth machen konnte. Was macht Edmund? Iſt er bey dir? Klagt er dir die Leiden ſeiner hoffnungsloſen Liebe? Tröſte ihn, meine Freundinn! Wer weiß, welch ein Glück auf Edmunds Gruft ihm blüht! Schelte mich nicht kalt und fühllos, daß ich das denken und ſchreiben kann; mein Herz blutet noch immer, aber ernſt und feſt ſchaue ich den wechſelnden Geſtalten des Lebens ins Auge, und fühle Kraft in mir noch Furchtbareres zu tragen, als mir ſchon vom Schickſal auferlegt worden iſt.

Rund um mich her ſehe ich unendlichen, unausſprechlichen Jammer, und ich, die ich ein doppeltes Leid im Herzen trage, fühle den Beruf in mir zu

trösten, zu beruhigen, auf Gott und Christenthum zu verweisen. Das Schicksal der armen Olivia quält mich unaufhorlich, weil ich nichts für sie zu thun vermag; vielleicht glaubt sie gar, das Recht zu haben mich zu hassen, die ich um sie weine und sorge, jeden Abend für sie zu Gott um Trost und Beruhigung bete. Edmund hat die Verpflichtung ihr zu folgen und für sie zu thun, was in seinen Kräften ist; theile ihm die Nachricht mit, daß sie H. verlassen hat, und meiner Meinung nach, auf der Reise nach Madrid begriffen ist. Vielleicht holt er die arme Verlassene noch wieder ein; so hat sie wenigstens einen männlichen Schutz auf ihrer Reise. Meine Augen brennen von vielen heiß vergossenen Thränen, auch fürchte ich es jetzt sehr, meine arme Mutter allein zu lassen, darum eile ich diesen Brief zu schließen, meine theure Amalia. Versage uns eine Thräne des Mitleids nicht, die wir so sehr der regsten Theilnahme bedürfen!

Edmund an Wilhelm.

Eduard ist todt, Olivia, verstoßen aus dem Hause der Anverwandten, irrt in der Welt einsam und verlassen umher; ich Unglücklicher mit meinem Geständnisse an Minna bin Schuld an all diesem Unheil. Eine unendliche Angst, die des furchtbarsten Verbrechens kann nicht größer seyn, drückt mich nieder. Zöge mich die Liebe nicht zu Olivia, die Pflicht würde es jetzt thun. Ich eile ihr nach nach Spanien, wohin sie ohne Zweifel den Weg genommen hat. Das Leben ist mir zur Bürde geworden, seit ich die Geliebte von einer so großen Trauer befangen weiß. Von der Reise schreibe ich dir wieder.

Edmund an Wilhelm.

Madrid.

Meine Ahnung betrog mich nicht, mein Freund; Olivia hatte wirklich den Weg nach Spanien eingeschlagen, war aber an der französischen Grenze von der Anstrengung der Reise und den vielen Leiden der letzten Zeit erkrankt, und in einem schlechten Wirthshause geblieben. Ich kam ihr bald auf die Spur und trat zu ihr ein, im Augenblicke, wo sie sich von allen Menschen verlassen wähnte, und nahe daran war, ihrem furchtbaren Schicksale zu erliegen. „Mein rettender Engel! sprach sie, als ich in das Zimmer trat: o, Edmund, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht, die mir jetzt Beystand oder versöhnenden Tod verhieß." Nachdem wir viele süße Thränen vergossen hatten, fand sie so viel Fassung, mir die letzten Begebenheiten in H. mitzutheilen: grausam sind jene Menschen mit der unglücklichen Frau umgegangen!

Es gelang meiner sorgsamen Pflege und zärtlichen Aufmerksamkeit, sie bald so weit wieder herzustellen, daß wir vereint die Reise fortsetzen konnten. Seit einigen Tagen sind wir hier angelangt, wo Cäcilia sie ganz so empfing, wie Olivia es von ihr erwarten durfte. Das edle Weib glaubt jetzt das Maß der Leiden erschöpft zu haben, und hofft von der Zukunft, wenn auch keine Freude, kein Glück, doch Ruhe; sie hat ja nichts mehr zu verlieren.

Seit ich Olivia wiedersah, ist nur Wonne, stumme Seligkeit in meinem Herzen; sie nur gebietet über mein Leben und Schicksal. Ein Blick dieser himmlischen Augen, das süße, wehmüthige Lächeln dieses Mundes reichen hin, mich unaussprechlich glücklich zu machen. Berühre ich durch Zufall ihr Gewand,

höre ich ihren Tritt aus der Ferne, blickt mich ihr strahlendes Auge an, so pocht mein Herz fast hörbar, und so drohen alle Sinne sich mir zu verwirren.

Olivia spricht von einem furchtbaren Vorsatze, sie will sich in ein Kloster begeben; ich suche diesen Entschluß im Keime zu ersticken, denn ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Olivia die Meine zu nennen. Leb wohl, du Getreuer!

(Der Schluß folgt)

Charaden.

Von Carl August Glaser.

I.

Noch sind der Ersten winterliche Spuren
Auf Bergen sichtbar und am schatt'gen Rain,
Da weidet schon bey mildem Sonnenschein
Der Schäfer seine Heerde auf den Fluren:

Wie dann die Lämmer und die Zicklein springen,
Den Hals gezieret durch des Hirten Hand
Mit beyden Letzten, die am farb'gen Band
Sich schwingend, lieblich in die Ferne klingen!

Der Hirt indeß mit innigem Entzücken,
Als in der Au', wohin ihn Sehnsucht zieht,
Das Ganze schimmernd ihm entgegen blüht,
Eilt, seiner Hirtinn einen Strauß zu pflücken.

II.

Nach der Ersten, wo das zarte Band
Der Natur uns an viel Theures knüpfte,
Wo der muntre Knabe sorglos hüpfte,
Sehnt das Herz sich oft aus fernem Land.

Dem Verletzten fehlt die Zweyte nicht,
Und den Körper foltert sie mit Schmerzen;
Doch das Ganze naget oft am Herzen,
Bis das Auge des Betrübten bricht.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Theater. — Endlich ist am 20. August das neue große Opernhaus mit den Bayadères von Catel und dem Ballete: Le Jugement de Pâris eingeweiht worden: wir hätten also nun wieder eine große Oper und ein großes Operntheater. Ein Spaßvogel wollte jedoch neulich behaupten, dieß sey nur zur Hälfte wahr. Was meinte er damit? Der Bau desselben hat eben so viel leeren Köpfen zu witzeln, als leeren Händen zu arbeiten, gegeben: den Nutzen von der Langenweile subtrahirt, geht Null von Null auf. Das Innere ist durchaus nach dem Plane des alten aufgeführt, da alles Holz- und Maschinenwerk des letztern wieder gebraucht werden mußte. Über die Lage und die Façade ließen sich allerdings mancherley Bemerkungen anstellen, welche jedoch den Lesern, denen die örtliche Kenntniß abgeht, unverständlich bleiben würden. Warum ist das Gebäude, statt auf einem großen Platze aufgeführt und in allen seinen äußeren

Proportionen zu einem Kunſtweeke erhoben worden zu ſenn, zwiſchen fünf höchſt ſchmale und durchaus nicht glänzend gebaute Straßen eingepfropft wooden, in denen man, trotz der hinreichenden Ab- und Zugänge, dennoch ſeines Lebens nicht ſicher zu ſeyn glaubt, weil die Enge dee Gaſſen und die Höhe dee Hauſer den Lärmen der Wagen und des ein- und herausſteömenden Publicums um ſo fürchterlichee machen? Dieſe Frage drängt ſich jedem unparteyiſchen Beobachter auf, gehört er auch weder zu der einen noch zu der andern Lärmclique. Iſt es verzeihlich, daß, bey einem Bane, der, wie man verſichert, über fünf Millionen Feanken gekoſtet hat, zue Eeſparung von ein Paar hundert tauſend Franken, der Hintertheil des Theaters aus einigen beeeits daſtehenden Gebäuden aufgefühet und alſo das Ganze zu einem Flickweeke, ohne alle und jede Symmeteie im eigentlichſten Verſtande des Woets, veehunzt woeden iſt? Hat man geglaubt, daß die Façade allein die Sündenmängel dieſes unwürdigen Baues bedecken würde? Hat man nicht im voeaus gefühlt, daß dieſee Steinplundee mit dieſer höchſt careikirten Façade einee Küchendirne gleichen würde, die eine bleudend weiße Schürze übee ihren Schmutz wieft, wenn ſie zum Nachbar Krämee ſpeingt? Und die Façade ſelbſt, entſchädigt ſie durch eigentlichen Kunſtweeth für die Flickeren der Rebeu- und Hinterſeite des Gebäudes? Die Enge der Gaſſe machte allerdings einen beträchtlichen Einbug dee Façade nöthig, um dieſe wenigſtens einigee Maßen ſichtbar erſcheinen zu laſſen; zugleich mußte das Gebäude durch zwey Seiten Paoillions in die Straße zueückſpringen, um mit den übrigen Häuſern eine gerade Linie zu bilden. Dieſe Paoillions durften abee nur bis zur erſten Etage aufgefühet werden, wenn die Façade duech ſie weder beengt, noch überhaupt verſteckt woeden ſollte. So gleicht der Vordertheil des Gebäudes ungefähr einem Antlitze, dem die Naſe abgeſchnitten iſt. Die Façade ſelbſt, welche (und mit dieſer Nothwendigkeit wird die verunglückte Idee derſelben entſchuldigt), der beſchränkten Perſpective wegen, mehr einen zierlichen, als grandioſen Chaeacter erhalten mußte, iſt, ſagt man, nach dem Modelle der Façade, welche dee berühmte Palladio an der Cathedealkirche zu Vieenza gebaut hat, entworfen worden. Hat dieſer Baukünſtlee keine verdienſtlicheee Erfindung gemacht, als die, nach ihm benannte Säulenordnung, ſo düefte ſein erlangter Ruf bey weitem untee ſein wirkliches Verdienſt herabſinken. Sie beſteht aus mehrern größern Säulenbogen, in welchen eben ſo viele kleinere eingeſchachtelt ſind, welche letztere an dem neuen Gebäude die Thüren bilden, welche aus dem Foyer auf den Balcon führen. Dieſes Säulengewiere dürfte, als bloße arabeske Kunſtcapriee, einem geoßen Ballſaal recht paſſend zum Zierathe dienen, abee duechaus untauglich ſeyn, einem architektoniſchen Kunſtwerke als majeſtätiſche äußere Einfaſſung voegeſetzt zu werden. Genug von dem Baue des neuen Opeentheatees. Was die Sänger anbetrifft, ſo ſind dieß eben ſo wenig neue, als die alten, wahrſcheinlich haben die Stimmen deeſelben duech die Dämpfer, denen ſie während andeethalb Jahren in den beyden kleinen Nadelbüchſen (den Theatern Favart und Louvois) aufgeſetzt geweſen ſind, dergeſtalt in die Enge treiben laſſen, daß ſie noch immer das Weite nicht wieder finden können; ſelbſt Nourrit und Mad. Branchü müſſen ſich vorwerfen laſſen, daß man ſie nicht höre. Das will viel ſagen. Die Veſtalinn iſt ein Paar Male gegeben und die beyden Hauptrollen von zwey Anfängeen geſungen worden. Die Wege der theatraliſchen Vorſehung ſind uneegründlich; waeum muß der Unſchuldige für den Schuldigen büßen? So verhunzt zu weeden, hätte die Olympia veedient.

(Die Fortſetzung folgt)

Theater- und Concert-Anzeige.

Von G. L. P. Sievees.

Der buckligeLiebhabee, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Feanzöſiſchen des Scribe und Melleville frey bearbeitet von Caſtelli, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Die Betteley, welche die deutſche Deamatik vor dee Thüe dee franzöſiſchen treibt, wo ſie nicht alleiu um ein Stück (ich möchte faſt ſagen, Brot, denn wirklich ſcheint

unſern Theaterdichtern die Bearbeitung franzöſiſcher Produete, wie das tägliche Brot, zu ſeyn, ohne welches ſie nicht leben können) anſpricht, ſondern ſelbſt die Keumen aufließt, welche von der Reichen Tiſche fallen, beweiſt bündigee, als jeder andere Umſtand, die Armuth der Deutſchen an ſchöpferiſchem Genie für die Comödie. Während die deutſche Teagödie in der Wüſte des Romantismus ſich mit Gemächlichkeit recht weit und breit macht, fühlt ſich das Luſtſpiel, eben weil dieſem ein gebahntee und zwae ſehe enger Weg (eng iſt das menſchliche Leben in Vergleich mit den ungemeſſenen Gebilden der Phantaſterey) vorgeſchrieben iſt, nach allen Seiten hin beſchränkt und fällt bey'm erſten Schritte zue Erde. So ſtürzt man von demſelben ſchmalen Brete, auf welchem man, wenn es einen feſten Boden zur Unterlage hat, ohne Straucheln einherſchreitet, in die Tiefe hinab, wenn es über einen Abgrund gelegt iſt.

Die Armuth dee Deutſchen an Talent für das Luſtſpiel iſt alſo erwieſen; doch kann dieſe Behauptung nur als eine Regel aufgeſtellt werden, welche, wie alle Regeln, auch Ausnahmen leidet. Mögen ſolche Männee, denen die Natue alle Erfindung verſagt, und dagegen nue Nachahmungstrieb verliehen hat, immerhin den Franzoſen ihre Vorräthe abborgen: auf dieſe Nation läßt ſich das bekannte Sprichwort: On ne prête qu'aux riches, in: On n'emprunte qu'aux riches umgeändert, anwenden. Freylich dauert es mit dem Nachahmungstriebe doch nur eine kürzere odee längere Zeit: der Nachahmer erwärmt ſich an dem vorgefundenen dramatiſchen Feuer, trägt auch einige Brennmaterialien herbey, läßt aber, aus Unkunde drs Anſchürens, die Flamme verlöſchen und verfriert an Händen und Füßen.

Hr. Caſtelli befindet ſich nicht im Falle jener abſoluten Armuth. Wirklich muß man bedauern, daß der Bearbeiter des anzuzeigenden Stücks das leichtbewegliche Talent, welches ihm füe das Luſtſpiel eigen iſt, nicht ausſchließlich auf Originalarbeiten verwendet; es würde ihm gelingen, zur Befreyung von der Knechtſchaft, unter welcher die deutſche komiſche Bühne von der franzöſiſchen gehalten wird, das Seinige beyzutragen.

L'Amant bossu von Sceibe und Melleville, nach welchem Hr. Caſtelli den buckligen Liebhaber bearbeitet hat, iſt eins der ſchwächeren Produete dieſer beyden fruchtbarſten und witzigſten Vaudevilledichtee, welche Frankreich jemals beſeſſen; es hat ſich bisher einzig durch das Spiel Gonthier's auf dem Theatee erhalten. Daß Hr. Caſtelli eine Umarbeitung geliefert hat, ſieht man auf den erſten Blick: es iſt darin die Rede von einem „infamen Schneider", von „Blitzen, mit welchen der Himmel dareinſchlagen ſoll" u. ſ. w. Mich dünkt, franzöſiſche Stücke, wie das gegenwärtige, welche Muſtee von Grazie und klaſſiſcher Correctheit ſind, ſollten wörtlich überſetzt und der Ausdruck nue da mit dee größten Sorgfalt umſchrieben werden, wo Idiotismen oder Woetſpiele eine abſolute Treue unmöglich machen. Von den handelnden Perſonen heißt die eine in der deutſchen Übertragung Frau von Merdan. Dieſer Name, in welchem ſich dem Ohre eines Kenners der franzöſiſchen Sprache ein höchſt anſtößiger Anklang bemerkbar macht, kann unmöglich dem Originale eigen ſeyn. Ich rathe Hen. Caſtelli, ihn zu ſtreichen, ehe ein franzöſiſcher Witzling ſeinen Spott darüber ergießt.

Die Fabel des Stücks läßt ſich in wenigen Worten zuſammenfaſſen. He. von Plin (Hr. Coſtenoble) will ſeine Nichte (Dem. Webee) an einen Mann mit einem Buckel verheirathen. Das erfähet der Liebhabee der Nichte (Hr. Kettel) und verkleidet ſich in den buckligen Schwiegerſohn. Dieſee iſt aber ſchon verheirathet, wie eine, ſo eben anlangende Dame berichtet. Dadurch wird der Liebhaber nicht wenig in Verlegenheit geſetzt, bis der Onkel ſich endlich erweichen läßt, ſtatt dem wahren buckligen Liebhaber, dem falſchen ſeine Nichte zur Frau zu geben.

Wee l'Amant bossu in Paris, wer beſonders die Rolle des Liebhabers von Gonthier hat aufführen ſehen, drm bleibt bey dee deutſchen Darſtellung manches zu wünſchen übrig. Gonthier, der voezüglichſte traineur de sabre*), den es jetzt in Frank-

*) So nannte man ehemals Elleviou, um die Grazie und Anmuth zu bezeichnen, mit welcher dieſer beliebteſte franzöſiſche Sänger der neueren Zeit die Huſarenofficiere zu ſpieten pflegte. Traineur de sabre läßt ſich hiee nicht anders als durch Wüſtling überſetzen.

reich gibt, ſpielt den buckligen Liebhaber in jener, von ihm ſelbſt geſchaffenen Manier, die ſich mit Worten nur ſchwer beſchreiben läßt. Sie beſteht darin, daß Reden und Geſten ganz entkörpert und bloß in geiſtige Intentionen umgeſchaffen werden, daß überhaupt das Spiel allen extenſiven Charakter verliert und rein intenſiv wird. Vielleicht hält es Hr. Kettel der Mühe werth, dieſe Andeutung zu verſtehen, und auf ſein Spiel anzuwenden zu ſuchen, ein Unternehmen, welches dem Talente dieſes fleißigen Künſtlers nicht mißlingen dürfte. In Mad. Koberwein habe ich eine recht angenehme Bekanntſchaft gemacht. Sobald es dieſe Künſtlerinn wagen wird (was ſie wahrſcheinlich vor allen andern Bühnen Deutſchlands allein wagen kann), eine ganze Rolle mit in die Schürzentaſchen geſteckten Händen zu ſpielen, und keinen Fuß von der Stelle zu rühren; ſo darf ſie auf den Namen der deutſchen Maas Anſpruch machen. Mad. Koberwein hat mehrere Stellen ihrer Rolle mit recht geiſtvoller franzöſiſcher Schalkheit geſagt.

Dem buckligen Liebhaber iſt ein succès d'estime zu Theile geworden; er dürfte ſich, bey geründeterer Darſtellung, auf dem Repertoire erhalten.

Das dritte Concert des Hrn. Capellmeiſters Romberg hat ſich eines noch größern Publicums zu erfreuen gehabt, und der Beyfall iſt noch enthuſiaſtiſcher geweſen, als bey ſeinen erſten beyden Concerten. Mir iſt vorgekommen, als habe der Künſtler dießmal, wo möglich, correcter und claſſiſcher geſpielt, denn je zuvor. Beſonders iſt eine kantable Paſſage im erſten Allegro, die ſich in D-moll ſchließt, ſo wie eine Terzien-Paſſage im folgenden Polacca-ſatze (in F-dur, wenn ich nicht irre) von der allerreizendſten Wirkung geweſen. Auch Romberg's Sohn hat ſein reifendes Genie auf eine glänzende Weiſe dargethan: der junge Aar fliegt dem alten nach. Um ihn zu erreichen, muß er ihn nicht aus dem Auge verlieren. Mad. Grünbaum und Dlle. Bernardine Romberg haben eine Scene nebſt Duett mit Chor, aus Aureliano in Palmira von Roſſini, in der höchſten Vollendung geſungen und damit den rauſchendſten Beyfall eingeerntet. Mad. Grünbaum iſt nun wieder dergeſtalt in Vorſchuß bey dem Publicum, daß ſie zehn Oboevariationen ſingen kann, ohne dieß einzige Duett in Vergeſſenheit zu bringen. Gäbe es doch einen akuſtiſchen Spiegel, wie es optiſche gibt! Ich würde Mad. Grünbaum erſuchen, hineinzuhören und zu vernehmen, wie weit bezaubernder ſie iſt, wann ſie Melodien ſingt, als wann ſie auf der Oboenſcala herumtanzt. Übrigens, hoffe ich, wird der Hr. Capellmeiſter Romberg die beliebte franzöſiſche Sitte nachahmen und ein zweytes und (warum nicht auch noch) ein drittes letztes Concert geben. Das allerletzte wird immer das allererſte ſeyn, das heißt, es wird eben ſo viel Vergnügen machen, als das erſte.

Aus der dritten Aufführung der Reicha'ſchen Quintette habe ich noch Spohr's großes Fortepiano-Quintett in C-moll, von Flötr, Clarinette, Horn und Fagott begleitet, nachzuholen, daſſelbe Stück, welches mich der Componiſt in Paris in Manuſcript vor'm Jahre hat hören laſſen. Mir ſcheint dieß Quintett eins der vollendetſten Tonſtücke zu ſeyn, welches die neuere Zeit in dieſer Gattung aufzuweiſen haben dürfte. Fräulein Laßnigg hat die Fortepianoſtimme, die große, mitunter faſt unbezwingliche Schwierigkeit darbietet, mit glänzender Virtuoſität vorgetragen und iſt von den HH. Sedlatzek, Krähmer, Sedlak und Hradetzky würdig unterſtützt worden. Dieß Stück hat die angenehmſte Wirkung hervorgebracht.

Auflöſung der Charaden in Nr. 13 und 14.
I. Verſtand (Vers-tand). II. Naturforſcher. III. Nachtigall (Nacht-i-gall).

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 5. Februar 1822.

16

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 5 fl., halbj. um 3o fl. und ganzjährig um 6o fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um – fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Schicksal und Beruf.

Erzählung
von Amalie Schoppe geb. Weisser.

(Schluß)

Edmund an Wilhelm.

Madrid.

Olivia liebt mich! Schon habe ich ihren so festen Entschluß bekämpft, in ein Kloster der barmherzigen Schwestern zu gehen; sie ist der Welt erhalten, sie wird für mich leben! Noch gestand mir ihr Mund nicht, daß sie mich liebt, aber jeder Blick dieser göttlichen Augen, ihre Freude bey meinem Kommen, ihr Bestreben mir in allem gefällig zu seyn, verräth es mir zu deutlich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin.

Im Arme der Freundschaft, unter den Gefühlen der innigsten und reinsten Liebe blüht jetzt ihr Leben wieder auf. Die Sehnsucht nach Amerika und dem theuern Vaterlande dämmert als geheime Ahnung zukünftigen Glücks wieder in ihrer Seele empor. Sie äußerte den Wunsch, da St. Domingo ihr noch immer wegen des Aufstandes der Neger unzugänglich sey, sich zu Havannah niederzulassen, wo noch jetzt einige Verwandte ihres Vaters leben. Wenn sie meine Liebe, meine Hand nicht verschmäht, verlasse ich freudig Europa und mein Vaterland, um mit der Geliebten dort zu leben, wo es ihr gefällt, wo sie sich wohl und heimisch fühlt; nur wo ihr Athem weht, ist meine Heimath.

Minna an Amalie.

Lange habe ich dir nicht geschrieben, meine glückliche, geliebte Amalie, indem ich durch meinen Brief einen Mißlaut in deinen reinen Freudenhimmel zu bringen fürchtete; jetzt sollen einige freundliche Worte dir sagen, daß ich dich unaussprechlich liebe, und mich deines Glückes wie des eigenen freue. So hast du nun einem edlen Manne deine Hand gereicht, und dein Leben hat eine so schöne und erfreuliche Richtung genommen.

Auch meine Julie wird bald das väterliche Haus verlaſſen, um einem geliebten Gatten in die Fremde zu folgen. Ich habe meine Mutter beredet, mit mir aufs Land zu ziehen; ihre Geſundheit und Regſamkeit erliegen endlich der Macht des Schickſals, und dem herannahenden Alter, daß Ruhe für ſie wünſchenswerth wird. Mir iſt durch ihr Erkranken der richtige und würdige Standpunkt in der Welt angewieſen, der der liebenden Tochter, die ihre Zeit und ihre Pflichten freudig der treuen Pflegerinn ihrer Kindheit weiht. Was aus mir werden wird, wenn mir der Tod dieſe raubt, und ich gar keinen Lebenszweck mehr habe, weiß ich nicht; aber es ſcheint mir die Ahnung in der Seele aufzudämmern, daß deine, oder Juliens Kinder mich tröſten werden. Wenn auch dieſe Hoffnung trügeriſch wäre, ſo wird Gott für mich ſorgen, wie ich feſt und vertrauend hoffe. Nach und nach fängt Manches an, mich wieder zu erfreuen; ich kann zeichnen, leſen, dichten, aber mit der Muſik will es nicht gelingen; die Töne regen mich allzuſchmerzlich auf.

Seit Eduards Tode iſt unſre Handlung, die meine Mutter ſelbſt nach dem Hintritte meines ſeligen Vaters mit großem Glücke fortſetzte, aufgegeben. Ein Theil unſers Vermögens iſt dadurch verloren gegangen, es bleibt uns indeß genug, um auf unſerm Landhauſe anſtändig leben zu können. Ich kann es dir nicht bergen, theure Amalie, daß das andre Geſchlecht mir jetzt minder groß und herrlich erſcheint, ſeit Edmund nicht in der Prüfung beſtand; wo er fiel, wer wird da ſtehen, und dieſe Überzeugung läßt mir das ganze Geſchlecht in einem ungünſtigern Lichte erſcheinen, als zuvor. Nur die Frauen ſind treu und lieben das ewig, was ſie einmal wahrhaft liebten.

Nur wenige Worte wollte ich dir heute ſchreiben, meine geliebte Freundinn, und ſiehe, wie immer; iſt ein langer Brief daraus geworden. Einen Gruß an deinen Gatten, der dieſen Brief kaum leſen darf, weil ſein Geſchlecht von mir darin getadelt wird; er wird es dir ſchon bedeuten, wenn er ihn lieſt, daß ich ſehr Unrecht habe. Lebe wohl, und vergiß in deinem Glücke deine Minna nicht!

Edmund an Wilhelm.

Cadix.

Olivia iſt meine Gattinn, das Schickſal kann kein irdiſches Gut zu meinem Glücke hinzufügen. Selbſt der Gedanke an Minna vermag nicht mein Glück zu trüben. Olivia iſt zu ſehr eine Gabe des Himmels, als daß ich glauben könnte, von dieſem mit ihr beglückt worden zu ſeyn, wenn ich ein Verbrecher wäre. Das Schiff liegt im Hafen und wird die Anker lichten, ſobald wir am Bord ſind. Ade, Vaterland und Heimath! Ade, ihr theuren geliebten Freunde! Der jugendlichen Welt eile ich voll Lebenshoffnungen zu.

Edmund an Wilhelm.

Im Hafen von der Havannah.

Mit einem Schrey der Freude begrüßte Olivia die neue Welt, auch ich wollte mich ihrer Heimath als der meinen freuen; ich ſagte zu ihr: Hier iſt das Ziel aller unſerer Sehnſucht, unſer Ruhepunct auf Erden, meine Olivia! Das Wort ergriff mich ſeltſam, und ich mußte der beklemmendſten Ahnung eine Thräne weinen. O Wilhelm, wenn ich hier dem Klima erläge, das mir ungewohnt iſt, wie Olivien das unſrige? Wenn das Glück für einen Sterb-

lichen zu groß gewesen wäre, das ich mir vom Himmel durch heißes Gebet errungen? Wenn es mich nach kurzer Frist tödtete? Mag es seyn! Ich will nicht rechten mit Gott, wenn er mir in wenig Monden den schäumenden Becher des Glücks zu leeren gab, den Andre in einem ganzen Menschenalter nur tropfenweise und unvermerkt schlürfen! Ich bin glücklich gewesen, unendlich glücklich, ich bin es noch, wenn Oliviens Auge voll Zärtlichkeit auf mir ruht, wenn sie mich ihren Edmund, ihren Geliebten nennt; ich will keinen Maßstab an das Glück legen, das überschwenglich, wenn vielleicht auch kurz war. Das Boot liegt bereit uns ans Land zu setzen, Olivia eilt, ich muß schließen. Dein bis zum Tode.

Olivia an Cäcilia.

Insel Cuba, im Kloster der barmherzigen Schwestern.

Erbrich ihn nicht eilig, nicht freudig diesen Brief, Cäcilia; haucht dich denn nicht der eisige Tod daraus an? Edmund ist dahin; diese Arme umfingen ihn, als sich sein unsterblicher Geist der irdischen Hülle entschwang, nur wenige Monden durfte ich glücklich seyn! Das grausame klimatische Fieber, das nicht Jugend noch Schönheit verschont, daß sich oft, wie der verderbende Wetterstrahl, gerade an das Höchste wendet, hat ihn dahingerafft. Und ich, die ich hier an dich schreibe, dir mit anscheinender Ruhe das furchtbarste Ereigniß melde, was bin ich denn noch als ein wandelnder Schatten? Ist das fortan mein Leben, durch die düstern Gänge eines Klosters zu schleichen, oder vor dem Todtenkopfe in der Zelle in fruchtlosen Gebeten und Thränen zu ringen?

Mir, nur mir wollte das Leben nichts geben; es haßte mich! Der Entsagung wurde ich geweiht, als ich das Mutter-Antlitz zuerst anlächelte; so war mein ganzes Leben nichts als harte Entsagung!

Mit dieser Hand mußte ich das brechende Auge Edmunds zudrücken, an diesem Herzen erbleichte die süße Knospe Rosalie, ach, und Martinez, den ich kindlich liebte, Eduard, der mir den ersten heiligen Jugendtraum der Liebe verlieh, die theuren Ältern, sanken sie mir nicht schon Alle dahin? Staub wird, was ich liebe, Staub ward, was ich vertrauend und selig umfing!

Heute werde ich zwey und zwanzig Jahr alt; und keine, keine Hoffnung mehr für das Leben, keinen Wunsch mehr für die Zukunft, kaum eine Thräne nach so namenloser Verarmung? Ich habe an diesem Tage mein Gelübde abgelegt; die barmherzigen Schwestern, ein frommer schöner Verein, der sich dem Wohlthun, der liebevollen Pflege aller Unglücklichen weiht, haben mich aufgenommen. Meine Güter habe ich theils dem Kloster geschenkt, theils zu milden Stiftungen verwendet; diese Einrichtungen waren mein letztes Geschäft in der Welt. Fortan bedarf ich nichts, als einer Ruhestätte, um weinen, ringen und beten zu können, ohne der Neugierde Preis gegeben zu seyn?

Als ich das Leben erblickte, weihte mich meine Mutter dem Kloster, bestimmte mich für den Orden, zu dem mich jetzt der Himmel führte; wer vermöchte hier nicht die Hand des Schicksals zu sehen? Edler frommer Martinez, es war ein fruchtloser Versuch, ein Geschöpf dem Leben, der Freude, der Welt erhalten zu wollen, dem das Geschick eine düstre Zelle, einen Todtenkopf und die Entsagung jeglichen Erdenglücks bestimmt hatte!

Freylich stehe ich nun wieder auf dem mir angewiesenen Platze, aber welche Thränen flossen der Rückkehr zu demselben, über wie viele Leichname führte der schaudervolle Weg! Leb wohl Beglückte! Genieß deines Daseyns Wonnen in ungetrübtem Frieden, und nähre die Hoffnung, daß deiner Olivia vielleicht in dem Gedanken Ruhe werden wird, alle Pflichten der Aufopferung und Hingebung für andre Leidende mit Strenge und Freudigkeit zu erfüllen! Wo nicht, so wird doch einst die kühle Erde mich mit meinen Geliebten vereinigen und mir die hier versagte Ruhe gewähren!

Charade.

Von Carl August Glaser.

I.

In der heißen Zone lebet,
Was die erste Sylbe nennt,
Und der Muthigste erbebet,
Wenn des Thieres Grimm entbrennt;
Nichts bezähmet seine Wuth,
Als des Feindes strömend Blut.

Auch des Menschen böse Zweyte
Scheue wie das wilde Thier;
Wird dem Ganzes ihm zur Beute,
Folgen Haß und Abscheu dir;
Was der Welt verborgen war,
Wird durchs Zweyte offenbar.

II.

Gleich dem bockfüß'gen Fabelgott der Alten,
Deß Namen dir die erste Sylbe sagt,
Ward in der Nähe hübscher weiblicher Gestalten
Ein Stutzer auch von Liebesbrunst geplagt.
Die Schöne, die der Seladon mit Seufzern quälte,
Ein Weibchen war's, das endlich sich erbitten ließ,
Indem ihr Mann, der wie die zweyte' und dritte hieß,
Der Jahre längst ein halbes Hundert zählte.
Doch dem mißfiel der Tausch, er zog die Stirne kraus,
Schalt treulos seine Frau, allein die lacht ihn aus.
„Du glaubst mich feig?" zürnt er, „wohlan so sollst du sehn,
Daß ich das Letzte bin (hier griff er nach Pistolen),
Dein saubrer Galan muß mir jetzt Rede stehn,
Und ohne Gnade soll ihn dann der Teufel holen."
Doch die behende Frau erfaßt mit schnellem Bücken
(O Schmach dem Ehemann) die ersten drey,
Und er empfindet sie im Nu auf seinem Rücken.
Der Lärmen zieht die Nachbarschaft herbey,
Ihr gibt der schwache Mann von seinen Leiden Kunde,
Doch statt ihm beyzustehen oder zu beklagen,
Beeifert jeder sich, mit höhn'schem Munde
Ihn mit dem Ganzen, das ein Schimpfwort ist, zu plagen.

III.

Die Erſte fließt im fernen Norden
Durch eines mächt'gen Herrſchers Land;
An ihren ausgedehnten Borden
Verweilen rauhe Völkerhorden,
In Künſten fremd, doch kampfgewandt.

Und wo des Ganzen Fluthen wallen,
Kann man die Zweyte grünen ſehn:
Wie reizend iſts in ihren Hallen,
Beym ſüßen Lied der Nachtigallen,
An Liebchens Hand ſich zu ergehn!

Das Ganze fluthet ſchiffbeladen,
Der Handel blüht an ſeinem Strand;
Die Trauben reifen und die Saaten,
Die Kunſt iſt heim an den Geſtaden —
Genug, es ſtrömt durchs Vaterland.

IV.

Wenn das oftersehnte Ganze
Noch die blüh'nde Erſte iſt,
Schwingts der Jüngling froh im Tanze
Und es wird mit Luſt geküßt:

Dann, geſchmückt mit einem Kranze,
Führt das Ganze er nach Haus,
Und bey Lunens Zauberglanze
Wird die letzte Sylbe draus.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung)

Die Lampe merveilleuse, von Nicolo und Etienne, ſoll, ſagt man fortwährend, die erſte neue Vorſtellung auf dieſem Theater ſeyn. Sie wird fleißig probirt. Dlle. Leroux, eine unverwüſtliche Bruſtſtimme, mit vieler muſikaliſchen Fertigkeit begabt, in welcher ſich der äußere Aufwand der Kehle mit einigen lobenswerthen Gefühlsintentionen vereinigt zeigt, iſt unſtreitig unter dem jungen Anwuchſe, durch den die ausgehenden Stämme des baldigſten erſetzt werden müſſen, die vielverſprechendſte Erſcheinung. Mad. Fay, die Mutter der kleinen Léontine Fay, auf dem Gymnase dramatique, meines Bedünkens in Frankreich die erſte Veſtalinn (ich meine in der Oper gleiches Namens), iſt verabſchiedet worden. Die Zuläßlichkeit einer Sängerinn auf dem großen Operntheater wird, wenn auch nicht erwogen und ermeſſen, doch gewogen und gemeſſen, die Kehle auf einer Stimmwage, und das Spiel in einem Actionenmeſſer. Können die Lungen die, mit einem nahmhaften Gewichte verſehene, Wagſchale nicht zum Sinken bringen, und die ausgeſpreitzten Arme nach links und rechts und hinten und vorn nicht die beſtimmte Breite erreichen; ſo fehlt dem Subjecte das gehörige Maß und es wird nicht angenommen. In dieſem Falle hat ſich Mad. Fay befunden. Obgleich die große Oper einem Polypen gleicht, der ſich den Kopf abſchneiden läßt und doch fortlebt (ich verſtehe unter dieſem Kopfe den Geſang, keineswegs negativ den Chef (caput) derſelben, nämlich den Hrn. Viotti); ſo würde dennoch der Verluſt der Füße den Tod des ganzen Körpers nach ſich ziehen. Einen großen Zehen hat ſie freylich eingebüßt, weßhalb ſie bereits ein wenig hinkt; auch der zweyte (die große Oper beſitzt einen männlichen und einen weiblichen großen Zehen) wäre beynahe verloren gegangen. Ohne Metapher: Albert, unſtreitig der claſſiſchſte

Tänzer, den die große Oper aufzuweiſen hat, hat ſich (einige ſagen, weil man ihm die dritte Balletmeiſterſtelle *) verweigert, andere, es ſey aus Eiferſucht über den Luftſpringer **) Paul geſchehen) in London engagirt, und Dlle. Noblet, die ſchönſte Tänzerinn der großen Oper, welche ihre Kunſt nicht ſowohl an der Seine, als vielmehr am Ganges, erlernt zu haben ſcheint, wäre um ein Haarbreit von einem engliſchen Bewunderer, der ſeinen Geſchmack in Hindoſtan gebildet hat, engagirt worden. Die unbedeutende Differenz von eintauſend Pfund Sterling hat die Unterhandlung zerſchlagen und Dlle. Noblet iſt nach Paris zurückgekehrt. Über den allgemeinen Zuſtand der großen Oper verbreiten ſich die ſonderbarſten Gerüchte im großen Publicum. Ich ſelbſt habe ſchon vor längerer Zeit in der Leipziger muſ. Zeit. die Vermuthung geäußert, die ſich damals nur auf ſehr allgemeine Weſentlichkeiten ſtützte, jetzt aber durch directe Andeutungen, wenn auch keine poſitive Gewißheit, doch die höchſte Wahrſcheinlichkeit, erhält, daß man über kurz oder lang die franzöſiſche große Oper d. h. den Geſang derſelben ganz eingehen, und an deren Stelle die italieniſche komiſche Oper treten laſſen werde. Mehrere Umſtände vereinigen ſich, eine ſolche Maßregel als evident vorausſetzen zu dürfen. Es iſt bekannt, daß die Natur der großen Oper ſowohl, als das Herkommen, den Sängern derſelben den eigentlichen Geſang unterſagen, und ſtatt deſſen die bloße declamatoriſch-rhetoriſche, ich möchte faſt ſagen, die proſodiſche Recitation erforderlich machen. Da letzterer nur Verſtandes-, keineswegs gemüthlichen Intentionen eigen ſeyn können, ſo darf und muß ſich der Geſang auf dem großen Operntheater mehr durch Extenſivität, als durch Intenſivität, zu äußern ſuchen, das heißt (ohne ironiſche Anſpielung ſey es dießmal geſagt) mehr oder weniger Geſchrey werden, wie der öffentliche Redner, wenn er materiell und logiſch gehörig verſtanden werden will, ſich zu immer ſtärkerer Auftragung der Stimme gezwungen ſieht. Die Sänger der großen Oper können von dieſer Geſangsweiſe nicht abweichen, ohne ſich, wie es Mad. Fay bereits begegnet iſt, dem Tadel des Publicums Preis zu ſtellen, oder ihm wohl gänzlich zu mißfallen. Worüber aber dieſes Publicum in der großen Oper ſein Verdammungsurtheil ausſpricht, das eben verurſacht ihm, höchſt conſequenter Weiſe, auf dem italieniſchen Theater ein großes Vergnügen. Das Wohlgefallen am italieniſchen Geſange hat ſeit den letzten drey Jahren beträchtlich zugenommen, während die bloße Gewohnheit, mit welcher man die franzöſiſche Opernrecitation herkömmlich anzuhören pflegt, in demſelben Maße immer mehr vermindert worden iſt. Nichts deſto weniger dient gerade der Gegenſatz, in welchem letztere mit dem italieniſchen Geſange ſteht, nur zu immer ernſterer Aufrechthaltung derſelben, ſo wie für die Unverletzbarkeit gewiſſer verjährter Begriffe oder Vorurtheile um ſo eifriger geſtritten wird, je weniger den Leuten innerlich an denſelben gelegen iſt. Der Kampf zwiſchen den Sängern der großen und der italieniſchen Oper wird von Tage zu Tage ungleicher, ja, der Zeitpunct iſt bereits gekommen, wo erſtere gänzlich unterliegen würden, wenn ſie nicht durch ihr Ballet immer neue Unterſtützung erhielten. Ließe ſich wirklich mit der Zeit die franzöſiſche Oper durch die italieniſche erſetzen und ſpielte letztere alsdann, mit dem franzöſiſchen Ballete vereinigt, alle Tage; ſo würden, wie die Sachen jetzt ſtehen, die Einnahmen die Ausgaben decken und das Gouvernement jährlich mehrere hunderttauſend Franken ſparen. Das Übergewicht, welches das italieniſche Theater über die große Oper, ja ſogar über das Theater Feydeau, erhält, wird um ſo bedeutender, ſeit ſich mehrere Mitglieder deſſelben den Ruf verdienſtvoller

*) Die Adminiſtration der großen Oper hat indirect durch die Journale gerade das Gegentheil von dieſer Behauptung erklären laſſen und angezeigt, Albert habe ſich hartnäckig geweigert, dieſe Stelle anzunehmen. Aus dieſem doppelten Widerſpruche ergibt ſich wenigſtens eine einfache Wahrheit: Albert hat entweder verlangt, oder ſich geweigert, dritter Balletmeiſter zu werden. Das iſt genug, um die Frage aufzuwerfen: In welchem Verhältniſſe ſteht der eigentliche dritte Balletmeiſter, Hr. Aumer, mit der großen Oper?

**) So gefällt es mir, den Beynamen (l'aérien), welchen man dieſem Tänzer gegeben hat, zu überſetzen. Ich verwahre mich eben ſo ſehr gegen jeden uneigentlichen Sinn, in welchem man dieſen Ausdruck nehmen, als gegen das ungünſtige Licht, welches dadurch über das wirklich erſtaunungswürdige Talent Paul's verbreitet werden dürfte.

Schauſpieler, gleichviel, ob zu erſchleichen oder wirklich zu verdienen gewußt haben, ein Verdienſt, welches ihnen, eben weil es ſo ſelten iſt, das hieſige franzöſiſche Publicum doppelt hoch anrechnet. Garcia wird als Don Juan, Almaviva und Otello; Pellegrini als Figaro und verrückter Uberto, beſonders aber Mad. Paſta als Donna Anna, Romeo und Desdemona, den Schauſpielern des erſten franzöſiſchen Theaters an die Seite geſtellt. So verbreitet ſich das Gerücht von einer bevorſtehenden Verſchmelzung des italieniſchen Theaters mit der großen Oper immer mehr im Publicum; ja, einige meinen ſogar, der erſte Schritt zu derſelben werde nächſtens durch die Aufführung der Roſſiniſchen Gazza ladra, welche die Adminiſtration der Mad. Mainvielle-Fodor bey'm Benefiz bewilligt hat, nächſtens auf dem großen Operntheater gethan werden. Einmal auf dieſem Theater einheimiſch geworden, werde dieſe Oper, meint man, daſelbſt verbleiben und ſomit die erſte Bahn zur Ausführung des beſagten Plans gebrochen werden. Die theatraliſchen Politiker gehen noch weiter: will man ihrer Verſicherung Glauben beymeſſen, ſo iſt der Baſſiſt Galli, der in der Gazza ladra debütiren wird, zu der Forderung veranlaßt worden, unter dem Vorwande, es ſey ihm unmöglich, den Umfang und die Stärke ſeiner Stimme auf dem kleinen Theater Louvois zu entwickeln, zum erſten Male auf dem großen Operntheater auftreten zu dürfen. Gleichviel, ob der Plan, von dem hier die Rede iſt, entweder ſchon wirklich entworfen iſt, oder zur Zeit noch als ein bloßes bewußtloſes Embryon in den Köpfen der Behörde begraben liegt und des Augenblicks harrt, wo er an's Licht des Waſſerſtoffgaſes, mit welchem die große Oper erleuchtet werden ſoll, treten wird, die ungemeine Gunſt, welche in dieſem Augenblicke das italieniſche Theater bey'm Publicum genießt, leiſtet jenem Plane großen Vorſchub. Ich zeige mit Vergnügen an, daß das wollene Organ der Mad. Paſta, deſſen ich in meinen vorigen Skizzen als ihrem Beyfalle höchſt nachtheilig erwähnt habe, einiger Maßen verſchwunden zu ſeyn ſcheint, und ſo fährt, wie ich aus den Journalen und vom Hörenſagen vernehme, der Roſſiniſche Otello fort, furore zu machen, und zwar im eigentlichen Verſtande, denn neulich hätte der bekannte Meloman, der rechts auf der erſten Galerie ſitzt, die Logenſchließerinn, die unglücklicher Weiſe während, ich weiß nicht, welches von ihm beſonders geliebten Muſikſtücks, die Thüre hatte knarren laſſen, Angeſichts des ganzen Publicums erſchlagen, wäre er nicht durch die Bemerkung der Umſtehenden, dieſer Mord könne die Roſſiniſchen Werke vom italieniſchen Theater verbannen, auf der Stelle wieder ſanft wie ein Lamm geworden, doch nicht ohne vorher der Schließerinn zugerufen zu haben: C'est au grand Rossini *) que tu dois ta vie, créature anti-musicale; tu ne lui dois pas grand'chose, mais c'est égal; remercie-le toujours. Dieß geſagt, lehnt er ſich wieder nach vorwärts und fährt fort, den Dreyvierteltact wie Viervierteltact zu ſchlagen. Auch der Barbier von Sevillen zieht fortwährend das Publicum herbey, ſelbſt — wenn Dem. Cinti die Roſine ſingt. Mozart muß nur dem Hrn. Roſſini zum Double dienen, wenn ſich dieſer einmal ausruhen will, und da ereignet es ſich, daß (welches nicht immer der Fall iſt) der Double eben ſo gern geſehen wird, als der Chef d'emploi. Verzweifeln wir daher nicht: jedem wird noch einſt ſein Recht widerfahren. Die verrückte Beſetzung des D. Juan dauert fort: Mad. Mainvielle-Fodor macht aus Zerlinen eine Donna Elvira, und Dem. Cinti aus der Donna Elvira eine Zerline. Das Ausgleichungsſyſtem des Hrn.

*) Über die Quantität dieſes Namens (nicht über die des Componiſten, die iſt bey Freund und Feind, obgleich in einem verſchiedenen Sinne, unbeſtritten) erhebt ſich jetzt ein wichtiger Streit: muß man Rossini oder Rossini ſagen, that is the question! Die Puriſten, das heißt diejenigen, die von vorn oder von hinten den Krieg in Italien mitgemacht haben, ſchreyen Zeter über die Barbaren, welche den Namen nach franzöſiſcher Art, das heißt, Rossini, ausſprechen, dagegen letztere ſich den Daktylus, vermöge deſſen dieſem Componiſten gleichſam das franzöſiſche Bürgerrecht zugeſtanden wird, zur Ehre anrechnen und ihrer Seits den Gegnern ihren unpatriotiſchen Amphibrachys als Schande vorwerfen. Ich werde mich wohl hüten, Partey in dieſer Sache zu nehmen: wie Eheleute vom hitzigſten Kampfe ablaſſen und ihre Waffen gegen den Friedensſtifter kehren, der ſich unberufen für den einen oder den andern von ihnen erklären will; ſo möchte es mir in dieſem Falle mit den Roſſiniſten ergehen. Mögen ſie daher Rossini oder Rossini ſagen: ſie haben immer nichts geſagt.

Azaïs bewährt sich also auch hier, und wenn sich das Publicum dennoch unzufrieden zeigt, tant pis pour lui: sind doch Donna Elvira und Zerline da. Man suche sie nur, wo sie sind, und nicht, wo sie seyn sollten. Neu gegeben ist: Romeo e Giulietta von Zingarelli. Was Gutes oder Schlechtes an dieser berühmten Musik ist, will ich nicht verrathen; wer vermag in einem solchen italienischen Salmagundi was Fleisch, was Häring, was Zwiebel, was Öhl, was Essig oder Pfeffer ist, zu unterscheiden? Den Pökel- (Pickel-) Häring glaube ich erkannt zu haben, das ist der Hr. Paer, der jetzt nie mehr in einem rechtlichen und ernsten Kleide, sondern stets in einer aus tausend Lumpen zusammengesetzten Jacke einherzugehen pflegt. Mit dem Dolce far *niente* gelingt es dem Hrn. Paer über alle Maßen. Man verstehe mich recht; ich sage: Niente. Mad. Pasta hat den Romeo gespielt. Ich wünschte, die Schauspielkunst gliche der Uhrmacherey, wo man um ein Uhrmacher zu seyn, nicht nur alle einzelne Stücke, welche die Uhr bilden, besitzen, sondern diese auch gehörig zusammenzusetzen verstehen muß. Der Mad. Pasta stehen alle Materialien zu einer ernsten, ja tragischen Schauspielerinn zu Gebothe, diese Materialien sind selbst schon gehörig behauen; aber in der Construction ergeben sich große Mißgriffe. Daß das Publicum eher das regelmäßige Picken einer Uhr, als das regelmäßige Leben einer dramatischen Person gewahrnehmen kann, darin liegt die Ursache, daß wir weit mehr große Uhrmacher, als große Schauspieler besitzen, und daß Mad. Pasta für eine große Tragikerinn gehalten wird. Spaß bey Seite: Mad. Pasta besitzt in der That große Anlagen; aber der Verstand fehlt ihr. Dieser kommt, wie das Sprichwort sagt: nicht vor den Jahren, und Mad. Pasta ist noch sehr jung. Ihre Sargseene hat mich in Erstaunen gesetzt; es ist ihr hier fast das Höchste gelungen, nämlich das dreyfache Gefühl des körperlichen und des moralischen Schmerzens und des freudigen Erstaunens über Giulia's Leben, in ein einziges zu verschmelzen, und ohne Flachheit ohne Grimace darzustellen. Mlle. Naldi hat die Giulia dargestellt. Diese junge Sängerinn ist ein Conterfey von der Mlle. Cinti, eben so schön, aber auch eben so apatisch, als diese. Auch ihre Stimmen und Actionen gleichen sich; erstere klingen, wie Perlen, die von der Treppe fallen; und letztere sind, was ein Modepüppchen vor einem Toilettenspiegel davon einlernen kann. Aber Mlle. Naldi besitzt einen bedeutenden Vorzug vor Mlle. Cinti; ihr Vater hat vor zwey Jahren durch den ökonomischen Suppentopf des Hrn. Garcia sein Leben eingebüßt. Nun sucht das Publicum an der Tochter gut zu machen, was der holzersparende Sänger dem Vater Leides zugefügt hat. Das zeigt von einem guten Herzen, obgleich von schlechtem Geschmacke. Doch will ich gerecht gegen Mlle. Naldi seyn; sie hat über alle meine Erwartung, die freylich nicht sehr groß war, die Susanne in Figaros Hochzeit gespielt.

(Die Fortsetzung folgt)

*) Hätte ich vor der Erscheinung meiner Schauspielerstudien, in welchen, S. 109, im zwölften Capitel von den Doppelcharaeteren gehandelt wird, Mad. Pasta als Romeo gesehen; ich würde wahrscheinlich veranlaßt worden seyn, auch der Doppelgefühle darin Erwähnung zu thun. Stände nicht, bey der bekannten Gleichgültigkeit der deutschen Schauspieler gegen alle theoretische Studien ihrer Kunst, den Schauspielerstudien dasselbe Schicksal bevor, welches schon Böttigers Entwickelung des Iffland'schen Spiels, Ifflands Fragmente über Menschendarstellung, Einsiedels Versuch über die Schauspielkunst, ja, sogar Engels Mimik zu Theile geworden ist; ich würde es nicht unterlassen bey einer zweiten Auflage, jene höchst wichtige Materie nachzuholen.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte: I. Schneeglöckchen. II. Heimweh.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. Februar 1822.

17

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Puzzoli*).

Unter den Städten, welche im Umkreis von Neapel das Alterthum überlebt haben, verdient Puzzoli einer vorzüglichen Erwähnung. So unansehnlich, ja schmutzig, sie heut zu Tage dem Fremden erscheint, so prachtvoll war sie, als sie den griechischen Nahmen Dikaiarchia, oder den späteren römischen Puteoli trug. Wenn wir annehmen, daß die hier angesiedelten römischen Colonisten das Wort Puteal, welches einen Gerichtshof bezeichnete, in Puteoli verunstaltet haben, so brauchen wir die Ableitung dieses Namens nicht gleich andern Etymologen in der großen Zahl der hier gegrabenen Brunnen (putei) oder in dem Gestank (putor) der Schwefelwässer zu suchen; wir finden dessen Deutung übereinstimmend mit dem griechischen Dikaiarchia, womit gleichfalls der Sitz einer Gerichtsbehörde ausgesprochen worden. Unter diesem Namen war diese Stadt bis zu Hannibals Zeiten bekannt. Hierher ward unter dem Commando des Q. Fabius im Jahr 537 nach Erbauung Roms die erste römische Colonie geführt, um diesen wichtigen Platz gegen die Unternehmungen der Carthaginenser in Sicherheit zu setzen. Wahrscheinlich ward um diese Zeit die griechische Benennung in die lateinische umgeändert. Anfänglich eine Schiffswerfte der Cumaner, bemächtigten sich um das Jahr 232 röm. Zeitrechnung die Völker der Insel Samos dieses Platzes, als sie der Tyranney des Polikrates entflohen. Später gestaltete sich derselbe in einen Freystaat um, bis er von den Römern unterjocht wurde, die 22 Jahre nach der ersten Colonie eine zweyte hieher führten.

Als ein Freyhafen für alle Nationen verschaffte sich diese Seestadt durch einen ausgebreiteten Handel bald eine solche Berühmtheit, daß sie häufig Klein-Delos genannt wurde. Noch finden sich unbezweifelte Beweise von dem großen Verkehr, welchen die Phönizier und Alexandriner hier getrieben.

*) Der Verf. dieses Aufsatzes schreibe durchaus Pozzuoli. Ohne mit demselben rechten zu wollen, haben wir geglaubt, statt dessen die gewöhnlichere Benennung, welche Puzzoli ist, setzen zu müssen. D. Red.

Fünf und zwanzig durch Arcaden verbundene Pfeiler ſtreckten ſich 500 Schritt weit ins Meer, und umſchloſſen den einſt ſo berühmten Puteolaniſchen Hafen. Noch heut zu Tage ragen dreyzehen dieſer Koloſſe über die Wellen hervor, und trotzen der Wuth derſelben. Dieſe Pfeiler dienten den Einwohnern zu einem Lieblingsſpaziergang, wie uns Seneca berichtet.

Von hier aus baute Caligula eine Schiffbrücke bis nach Bajä, 3600 Schritt entfernt, auf welcher er ſeinen eingebildeten Triumphzug über Feinde feyerte, die er nie bekämpft, noch weniger beſiegt hatte.

Die alte Stadt von bedeutendem Umfang lag größeren Theils auf der Anhöhe, und erſtreckte ſich bis zur Solfatara, wo die ehemalige Straße nach Neapel ihren Anfang nahm, die bis zum Jahre 1568 im Gebrauch geweſen iſt. Ungefähr im Mittelpuncte der Stadt erhob ſich das Amphitheater, das, gleich jenem des Veſpaſianus zu Rom, mit dem ſtolzen Namen Coliſeum prangte. Feſt und beynahe unbezwingbar waren die Mauern und Thürme, die ſie umſchloſſen.

Nicht minder koſtbar und bequem waren die Straßen, welche die Aufmerkſamkeit der Kaiſers Veſpaſianus und Septimius Severus auf ſich zogen.

Von dieſer Pracht ſind nur noch Trümmer übrig, welche den weit ausgedehnten Umkreis bedecken. Die Einfälle der Barbaren, wiederholte Erdbeben, die Verheerungen der benachbarten Vulkane haben uns nichts als die Erinnerung und den Namen gelaſſen, unter welchem jetzt längſt dem Meeresufer eine kleine ſchmutzige Stadt, mit ungefähr 6000 Seelen bevölkert, keinen Schatten ihrer vormaligen Größe mehr liefert. Einzelne Fiſcherkähne rudern im Hafen, wo vormals die Flotten aller Nationen ankerten. Ungeſunde Luft verjagt in gewiſſen Jahreszeiten die wohlhabenderen Einwohner, und reißt die zurückbleibenden zum frühen Grabe.

Ehe wir die vorzüglichſten der hieſigen Denkmäler des Alterthums durchgehen, wenden wir uns zur Solfatara, an welche ſich vor Zeiten öſtlich die alte Stadt Forum Vulcani gelehnt hat, und welche zu den Leukozeiſchen Hügeln und zu den Phlegräiſchen Feldern gehörte, auf denen Herkules ſeinen Kampf mit den Rieſen beſtand. Ein ovales Becken von 780′ im längſten Durchmeſſer, von drey Seiten mit Kalkbergen umſchloſſen, der Boden an manchen Stellen glühend heiß, mit Schwefel bedeckt, wo häufig kleine Dampfwolken emporſteigen, läßt keinen Zweifel über, daß ſich hier eine ziemlich dicke Lavadecke über einem fürchterlichen Abgrund befindet, aus dem in frühern Jahrhunderten, und vorzüglich im J. 1198 vulkaniſche Ausbrüche Puzzoli und die Umgegend verheert haben. Immer mehr neigt ſich dieſer Vulkan zu ſeiner einſtigen Erlöſchung, durch welche die Decke zuſammenſtürzen, und der Keſſel ſich mit Waſſer füllen dürfte. Eine ergiebige Schwefel- und Alaunfabrik beſchäftigt hier eine Anzahl von Menſchen, deren Loos in dieſer furchtbaren Einöde wahrlich nicht zu beneiden iſt. Gleich außerhalb der nördlichen Seite mag ein Herkules-Tempel geſtanden ſeyn, wie eine hier unter manchen Trümmern gefundene ſchöne Steinſchrift vermuthen läßt.

In dem nicht weit davon entfernten Capuziner-Kloſter wird der Stein aufbewahrt, auf welchem der heilige Januarius enthauptet worden. Die darauf befindlichen Blutstropfen beginnen zu ſchwitzen, wenn das Blut dieſes Heiligen in Neapel durch öffentliche Gebete zur Flüſſigwerdung gebracht worden iſt.

Viele alte Gräber ziehen ſich ſüdlich am Abhange des Hügels hin. Einige davon ſind zerſtört, andere ziemlich erhalten. Von letztern werden manche koſtbare Sarkophage im königl. Muſeum zu Neapel aufbewahrt.

Wir ſetzen unſern Weg auf der nordöſtlichen Seite fort, und gelangen zu den Reſten jener großen Waſſerleitung, durch welche nicht nur Puzzoli, ſondern auch der große Waſſerbehälter zu Bajä, unter dem Namen Piscina mirabile bekannt, mit Waſſer verſehen wurde. Ein ebenfalls prächtiger Behälter, 76 Schritt lang, und 18 Schritt breit, mit einem Gewölbe auf 36 Pfeilern in drey Reihen ruhend, gehört zu den wohlerhaltenſten Überbleibſeln des Alterthums in dieſer Gegend. Von hier rechts lenkend, betritt man die Via Campana, und gelangt zu dem Puteolaniſchen Amphitheater, deſſen jetziger Umfang mit Weingärten umgeben iſt, welche die maſſive äußere Einfaſſung kaum ſichtbar werden laſſen. Nur ein kleiner Theil des untern gewölbten Ganges hat ſich erhalten. Hier ſieht man die jetzt in eine Capelle verwandelte Kammer, worin man den heiligen Januarius, Biſchof von Benevent, unter Kaiſer Diocletian eingekerkert hatte. Als dieſer Heilige den wilden Thieren vorgeworfen werden ſollte, fügten ihm dieſe nicht allein kein Leides zu, ſondern ſchmiegten ſich auch ſanftmüthig an ſeine Knie an. Mehr als 5000 Zuſchauer traten nach dieſem Wunder zum chriſtlichen Glauben. Darüber erzürnt, ließ Timotheus, des Kaiſers Statthalter, den Biſchof hinrichten.

Man hat in den Ruinen dieſes prächtigen Gebäudes drey über einander fortlaufende Gänge erkannt, von denen der erſte, mit 14 Sitzreihen, für die Vornehmern, der zweyte mit 25 für die Bürger, und endlich der dritte, wie gewöhnlich, für das weibliche Geſchlecht und die unterſte Volksclaſſe beſtimmt geweſen iſt. Die Länge der Arena beträgt 174′, die Breite 120′, im ganzen Gebäude dürften etwa 25000 Menſchen Platz gefunden haben. Pappeln, mit Weinreben umſchlängelt, heben ſich jetzt in üppiger Fülle aus demſelben Boden empor, auf dem einſt, dem Auguſtus zu Ehren, die prachtvollſten Kampfſpiele gegeben wurden. Wie groß der Zulauf zu denſelben geweſen ſeyn müſſe, erhellt aus der Unordnung, welche ſehr häufig dabey Statt gefunden, und welche einſtens ſo groß war, daß ſelbſt den römiſchen Senatoren nicht die gebührende Ehrfurcht bezeigt wurde, weßhalb der Kaiſer die Verordnung ergehen ließ, jedem Range ſolle ein eigener Eingang angewieſen werden. Einen andern Vorfall, der ſich in dieſem Amphitheater unter Nero ereignete, erzählt die Geſchichte: der armeniſche König Teridates, zu deſſen Empfange ein großes Thiergefecht darin veranſtaltet worden war, überraſchte denſelben ſo ſehr, daß er, zum Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit und Körperſtärke, vom Podium aus zwey wilde Stiere auf einen Schuß erlegte.

Unter ſolchen Erinnerungen an die Vorzeit ſchreitet man auf dem alten Pflaſter der Via Campana andern Trümmern entgegen, die neue Genüſſe gewähren. Ein Tempel der Diana zur Rechten, und einer des Neptun zur Linken ziehen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Erſterer, inwendig in runder Form, wird durch große Bögen in ſeinem Gemäuer geſtützt. Von der vierſeitigen Wand, mit welcher er vormals umſchloſſen, ſind jetzt nur noch ein Paar große Stücke übrig, deren Bauart, wie überhaupt die der meiſten alten Mauern in hieſiger Gegend, aus kleinen, wohl geordneten Pflaſterſteinen beſteht. Hier ſoll eine Statue 15′ hoch, mit großen Flügeln an den Schultern,

zur rechten Seite ein Löwe, zur linken ein Pantherthier gefunden worden seyn. Im Innern war der Tempel mit korinthiſchen Säulen geziert, welche jetzt nicht mehr vorhanden ſind.

Bedeutende Überreſte von Mauern und Bögen bezeichnen, auf der entgegengeſetzten Seite, mit der Ausſicht gegen Bauli, den Neptunus-Tempel. Man erkennt öſtlich den eigentlichen Tempel mit vielen Niſchen und Fenſtern, auf der Weſtſeite aber einen großen Bogengang, denſelben, unter welchem Cicero gegen Lucullus, das epikuräiſche Lehrgebäude beſtreitend, über die Täuſchung der Sinne diſputirte.

Dieſer Tempel genoß bey den Alten einer großen Verehrung, da Puzzoli, eine See- und Handelsſtadt, vorzüglich des Schutzes Neptuns bedürftig war. Unter dieſen Mauern opferten Auguſtus, als er ſich zum Kampf gegen Sextus Pompejus in Puteoli einſchiffte, und Caliguia, bevor er ſich zu dem unſinnigen Triumphzug anſchickte, womit er ſeine geträumten Siege über die Dacier, Parther und Britannier feyern wollte.

Bis hieher dehnte ſich die alte Stadt aus; hier wandte ſich die Via Campana rechts nach Capua, wo ſie ſich mit der Via Appia vereinigte. An ihr befinden ſich auf beyden Seiten Grabmäler, in denen Aſchenkrüge, Statuen, Gemälde, Leichen-Inſchriften u. d. gl. gefunden worden. Manche dieſer Mauſoleen ſind zwey Stock hoch, und ſind mit einer oder zwey Reihen Niſchen verſehen, in welche die Urnen geſtellt wurden. Hier werden hin und wieder noch vortreffliche Stucatur-Arbeiten gefunden.

Zu andern Grabmälern, in Form eines Tempels, ſteigt man über mehrere Stufen abwärts, und hier wird man durch Wandgemälde und mancherley Zierrathen angenehm überraſcht Jeder Schritt auf dieſem Boden iſt mit Überbleibſein aus dem vorigen Jahrtauſende bezeichnet. Von hier wandert man links abwärts zu dem noch bewohnten Theil der Stadt, wo ſich das ſchönſte Denkmal derſelben, der herrliche, ſelbſt in der Zerſtörung noch erhabene Serapis-Tempel befindet, deſſen ausführliche Beſchreibung bereits in dieſen Blättern geliefert worden. Hier verlaſſen wir den äußern Umkreis der Stadt, um in dem Innern noch nach einigen Alterthümern zu forſchen, die gleichfalls unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen.

Auf dem ſogenannten kleinem Platze angekommen, erblicken wir ein ſchönes marmornes Geſtell, welches einſt die ſitzende Statue des Kaiſers Tiberius getragen, die nirgends aufgefunden worden iſt. Auf den vier Seiten dieſes Piedeſtals bezeichnen vierzehen Figuren in Basrelief die vierzehen Städte Klein-Aſiens, welche dieſer Kaiſer wieder aufbauen ließ, als ſie durch ein ſchreckliches Erdbeben beynahe ganz zerſtört worden waren.

Durch enge winkelige Gaſſen ſteigen wir nun zur Domkirche, vormals ein dem Auguſtus geweihter Tempel, hinauf. Mehrere noch ſtehende ausgekehlte Säulen mit korinthiſchen Capitäiern zeigen von der Pracht, durch welche er ſich als einer der reichſten Tempel dieſer Gegend, ganz von weißem Marmor erbaut, auszeichnete.

In dieſem Stadttheile bis zum Thore, das nach Neapel führt, findet man eine große Menge alter Gemäuer, Fragmente von Inſchriften, zerbrochene Säulen u. dgl. m., ein ſonderbares Gemiſch von Kennzeichen verſchwundener Pracht und des gegenwärtigen Elendes. Nicht weit davon

ſtand ein Bacchus-Tempel, wie aus den hier gefundenen Inſchriften vermuthet wird.

Jetzt ſteht hier ein ſehr ſchönes Landhaus des Principe Gardito, in deſſen Nähe ſich zwey große Waſſerbehälter befinden, deren einer rechts, 50 Schritt lang und 40 breit, durch eilf ſtarke Pfeiler geſtützt, in einen Weinkeller umgeſchaffen worden, auf deſſen Wänden man ebenfalls jenen feſten Anwurf gewahrt, der in der Piscina mirabile bewundert wird. Der zweyte Behälter, als Labyrinth des Dädalus bekannt, hat dieſen Namen von ſeinen verworrenen Gängen und Kammern, die bey der darin herrſchenden Finſterniß keine genaue Beſichtigung geſtatten. Wahrſcheinlich waren dieſe beyden Souterrains mit einander verbunden; wenigſtens berechtigen die Überbleibſel der zu ihnen leitenden Waſſerrinne zu einer ſolchen Muthmaßung. Schöne Marmorſtücke von Säulen und Statuen, die hier ausgegraben worden, deuten auf irgend ein großes, über dieſen Behältern geſtandenes Gebäude hin.

Charade.

Wenn der junge Tag im Oſten grauet,
Glänzt die Erſte purpurn am Azur;
Wenn der Abend Kühlung niederthauet,
Siehſt du roſig ſie auf Hain und Flur;
Silbern blinkt ſie, wenn der Mond vom blauen
Äthermeere ſanft hernieder ſtrahlt,
Aber oft erfüllt ſie auch mit Grauen,
Bildend eine ferne Truggeſtalt.

Wer die Zweyte iſt, ſieht jene nimmer,
Die ihn oft entzückte, oft getäuſcht;
Nicht mehr haſcht er nach dem eitlen Flimmer,
Denn er fand, was jeder Müde heiſcht.
Doch wenn beyde ſich zum Ganzen einen,
Äußert ſich der Erſten Täuſchungsmacht;
Ach! die Lieben, die den Freund beweinen,
Scheu'n die Zweyte; doch der Freund erwacht.

Carl Auguſt Klaſer.

Skizzen aus Paris *).

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung)

Das Theater Feydeau fährt fort, Emma oder, das unbedachtſame Verſprechen, Oper in drey Aufzügen, Text von Planard, Muſik von Auber, mit vielem Beyfalle zu geben. Gliche die Muſik derjenigen der Bergère Châtelaine von demſelben Componiſten, ſo wäre die muſikaliſche Welt um eine vortreffliche Oper reicher. Ich will verſuchen, den verwickelten, aber nichts deſto weniger ſehr deutlichen, Inhalt in wenigen Worten den Leſern vor Augen zu legen. Mad. Palmer, eine reiche

*) Es hätte ſchon früher angemerkt werden ſollen, daß die Reihefolger aller dieſer, von Nr. 7 der Zeitſchrift bis hierher gelieferte, Skizzen ſchon im September vorigen Jahrs in Paris geſchrieben, aber der Abdruck derſelben, durch verſpätetes Eintreffen des Manuſcripts, um mehrere Monate verzögert worden iſt.

D. Red.

Witwe, erfährt im Augenblicke, wo ſie im Begriffe ſteht, dem Baron, einem äuſſerlich apathiſchen, innerlich aber nichts deſto weniger ſehr tieffühlenden Manne, ihre Hand zu reichen, daß dieſer jeden Abend heimlich in das Haus eines ihrer Nachbarn ſchleicht, der eine ſehr ſchöne Nichte hat, von der der Baron ſtets mit großem Enthuſiasmus geſprochen hat. Die ſcheinbare Untreue des Barons kränkt Mad. Palmer bis in's Innerſte des Herzens: ſie beſchließt ſich zu rächen. Der Hauptmann Edmont, der Sehn eines Gutsbeſitzers, mit welchem Mad. Palmer in Geſchäftsverbindungen ſteht, hat in ihrem Hauſe Zutritt. Der Haushofmeiſter und das Kammermädchen der Mad. Palmer, welche beyde dem Baron nicht gewogen ſind, ſuchen ihre Gebieterinn zu überreden, der Hauptmann bete ſie an und ſey bisher nur von ihrem Verhältniſſe zum Baron abgehalten worden, ihr ſein Herz und ſeine Hand zu Füßen zu legen; dem Hauptmann wird ein ähnliches Märchen in Betreff der Mad. Palmer aufgeheftet: beyde gehen in die Falle. Aber kaum iſt der Heirathscontract unterſchrieben, als dem Hauptmanne, der ein edler Mann iſt, die Verpflichtung auf's Herz fällt, die er gegen ſeine Couſine, ein ſchönes und tugendhaftes Landmädchen, die er vor ſeiner Abreiſe in die Reſidenz geliebt hat, eingegangen iſt. Er faßt den Entſchluß, ſich auf der Stelle zu ſeinem Vater zu begeben und dieſen, bey dem die Couſine lebt, um Beſeitigung ſeines Verhältniſſes mit dieſer anzugehen. Der erſte Act ſchließt. Im zweyten zeigt ſich uns das Innere der Familie des Hauptmanns, welche in idylliſchen Vorbereitungen zum Empfange des Hauptmanns begriffen iſt; beſonders kann die Couſine den Augenblick nicht erwarten, wo ihr der Geliebte in die Arme ſinken wird. Dieſer erſcheint; von allen mit Freude und Jubel empfangen, ſteht er allein in Verzweiflung da und weiß nicht, ob er die Umarmungen der Couſine erwiedern, oder von ſich weiſen ſoll. Der Vater, dem er in einer geheimen Unterredung ſein Verhältniß mit Mad. Palmer entdeckt, ſtößt ihn als einen gefühlloſen und wortbrüchigen Menſchen von ſich. Auf's Äußerſte wird er gebracht, als Mad. Palmer, die ihren künftigen Gatten überraſchen will, bey dem alten Raimond erſcheint. Auch der Baron, dem der Schritt der Mad. Palmer hinterbracht worden iſt, läßt nicht lange auf ſich warten. Nun entſteht eine Situation von ungemein dramatiſchem Effecte: der Baron ſetzt Mad. Palmer, dieſe den Hauptmann, dieſer den Vater (der nicht weiß, wie er die Untreue ſeines Sohns der Couſine verbergen ſoll), dieſer die Couſine und dieſe wiederum den Hauptmann in die peinlichſte Verlegenheit. Der Baron fordert in ſeiner gewöhnlichen flegmatiſchen Manier den Hauptmann, wird verwundet, plaiſantirt Mad. Palmer in einer höchſt ergetzlichen Scene, wo beſonders die Worte: Mais, Madame, il paroît que la passion du Capitaine est infiniment moins violente que vous voulez bien vous l'imaginer, jedes Mal das allgemeinſte Gelächter erregen, und das Stück hat auf eine Weiſe, wie ſie ſich die Leſer von ſelbſt denken können, ein erwünſchtes Ende. Dieß das bloße Skelett eines Stücks, in welchem jede Scene ein unerwartetes und intereſſantes Ereigniß herbeyführt. Die Aufführung iſt vortrefflich; beſonders ſpielt Paul den flegmatiſchen Baron auf eine höchſt originelle, aber durchaus nicht carrikirte Weiſe. Wollen die deutſchen Sänger einen Beweis geben, daß ſie auch Schauſpieler ſind, ſo fordere ich ſie auf, aus der Emma, von einem erfahrenen und verſtändigen Componiſten neu in Muſik geſetzt, eine Lieblingsoper Deutſchlands zu machen. Gelingt es ihnen damit nicht, dann mögen ſie fortan nur in Concerten, aber nicht auf dem Theater, auftreten. Der Baron hat im Originale nicht viel zu ſingen; ſomit könnte dieſe Rolle von einem Schauſpieler dargeſtellt werden. Außerdem ſind noch gegeben: Le jeune Oncle, in einem Acte, Muſik von Biangini, Le Philosophe en voyage, in drey Acten, Muſik von Creube und Pradher, und L'Habit retourné, von einem Anfänger, Namens Mareſſe. Der junge Onkel enthält einige Muſikſtücke, die angenehm klingen, aber nichts deſto weniger ohne Kraft und Saft und ohne alle Erfindung ſind. Wer hätte geglaubt, daß Hr. Biangini, der vor Jahren Capellmeiſter zweyer groſſer und berühmter deutſchen Orcheſter geweſen iſt und der tragiſchen und komiſchen Opern zu Dutzenden aus dem Ermel geſchüttelt hat, in Paris weniger Glück machen würde, als der erſte beſte Schüler, der ſich hinter den Bänken des Conſervatoriums hervor auf die Bretter des Theaters Feydeau ſchwingt? Was ich über den Philoſophen auf Reiſen und über das

umgewandte Kleid sagen könnte, würden im eigentlichen Verstande verlorne Worte seyn.

Das erste Théâtre-François rechtfertigt das Sprichwort: wer den Schaden hat, darf vor Spott nicht sorgen. Es hat sich in diesen Tagen ein Ereigniß in demselben begeben, welches in den Annalen der Pariser Theater bisher unerhört gewesen ist: die Schauspieler haben den Légataire universel, von Regnard, in fünf Acten, und die Ecole des Maris, von Molière, in drey Acten, also Summa Summarum acht Acte, vor einem einzigen bezahlenden Zuschauer aufführen müssen. Da dieser Vorfall beweisen kann, in welcher Unterwürfigkeit die hiesigen Schauspieler gegen das Publicum gehalten werden, so will ich ihn ausführlicher erzählen. Als an dem Abende, wovon hier die Rede ist, um sieben Uhr (der gesetzmäßigen Stunde des Anfangs in diesem Theater) nur ein einziger Zuschauer im Theater vorhanden ist, zögern die Schauspieler mit dem Beginnen, in der Hoffnung, es werden sich, wenn auch keine zahlende Personen, doch endlich „ihre Ältern, Freunde und Bekannte" einfinden. Aber der einzelne Zuschauer wird über diese Zögerung eben so ungehalten, als wäre er ein ganzes großes Publicum: er pfeift, trommelt, pocht und schreyt: La toile. Eine halbe Stunde vergeht, und noch immer läßt der zweyte Zuschauer auf sich warten. Da glauben die Schauspieler, einen Entschluß fassen zu müssen. Einer derselben tritt hervor, macht die obligaten drey Verbeugungen und spricht: „Monsieur (denn des gewöhnlichen: Messieurs, konnte er sich nicht bedienen, da nur ein Zuschauer vorhanden war), l'indisposition subite d'un de nos camarades nous force de donner relâche: On rendra l'argent." Dieß gesagt, macht er abermals drey Verbeugungen und will von hinnen gehen. Da tritt der Zuschauer auf die Bank, apostrophirt seiner Seits den Schauspieler und erklärt, keine Rücksicht auf der Welt werde ihn bewegen, eher das Theater zu verlassen, als bis er das angekündigte Schauspiel gesehen habe; er beruft sich zugleich auf das uralte Herkommen, vermöge dessen jedes Theater spielen muß, sobald die Thüren desselben geöffnet worden sind. Die Schauspieler, von ihren sämmtlichen Theaterbedienten, den Gendarmen, Pompiers (dem militärischen Spritzencorps u. s. w.) unterstützt, lassen sich in Unterhandlungen mit dem Zuschauer ein; dieser aber zeigt sich taub gegen alle Zuredungen. Was sollen die Schauspieler machen? Sie sehen sich endlich genöthigt, nachzugeben und, wie schon oben gesagt, acht Acte für vier und vierzig Sous zu spielen. Dieser Vorfall ist während vier und zwanzig Stunden die Unterhaltung von ganz Paris gewesen. Neue Stücke sind auf diesem Theater nicht aufgeführt.

Vom zweyten Théâtre-François kann es mit Recht heißen: Die Pferde, welche den Hafer verdienen, bekommen ihn nicht. Dieß Theater gibt alle Monate ein neues Trauerspiel, alle vierzehn Tage ein drey- oder fünfactiges, und alle Wochen ein einactiges Lustspiel. Nichts desto weniger geberden sich die Pariser, wenn sie über die Brücken *) schreiten sollen, wie jene, welche das Meer fürchten, „weil es keine Balken hat:" eine Reise nach dem Odéon ist eine Haupt- und Staatsaction, zu welcher sie sich nicht alle Tage aufgelegt fühlen. So werden daselbst Muttermord, Blutschande und alle übrigen altgriechischen Schandthaten, benebst den christlichen Tugenden des heiligen Ludwig IX., welche der unermüdliche Hr. Lemercier verkündigt hat, vor wie nach im Verborgenen ausgeübt. Die Reise nach Dieppe wird wöchentlich ein Paar Male angetreten, lockt aber nicht einmal mehr blinde Passagiere herbey. Ist die Noth am größten, so pflegt sich plötzlich Hülfe zu zeigen. Davon hat das zweyte französische Theater freylich noch keine Erfahrung gemacht; nichts desto weniger ahnt es Hülfe in dem Paria des

*) Das Faubourg St. Germain, in welchem das zweyte Théâtre-François befindlich ist, liegt auf dem linken Seine-Ufer. Vor der Revolution das glänzendste Stadtviertel, in welchem auch jetzt wieder viele alte Familien wohnen, ist es in der Meinung des modernen Parisers zu einer Art von Provinzialstadt herabgesunken, über welche er sich bey jeder Gelegenheit lustig zu machen sucht. Die Entfernung trägt zu dem Banne, welchen die Mode über diesen Theil der Stadt ausgesprochen hat, das Ihrige bey. Das passer les ponts ist für einen Pariser aus dem Mittelpuncte der Stadt eine Handlung, zu der er sich nur in der äußersten Noth entschließen kann.

Hrn. Caſimir Delavigne, des bekannten Verf. der Vêpres Siciliennes und der Comédiens. Hr. C. Delavigne iſt auf beyden Pferden geſattelt, oder vielmehr an beyden Füßen beſchuhet, auf dem einen mit dem Cothurne und auf dem andern mit dem Soccus. Da er wie andere Menſchen geht, das heißt, erſt mit dem erſten und dann mit dem zweyten Fuße auftritt, ſo war es vorauszuſehen, daß dießmal ein Tragos, das heißt ein Bock, gemacht werden würde. Das ſoll, Ohrenzeugen zu Folge, welche den Paria haben vorleſen hören, mit dieſer neuen Tragödie der Fall ſeyn, in welcher, wie man verſichert, der Bock die Mauer, welche ſich zwiſchen dem Tragiſchen und Scheußlichen befindet, von Grund aus über den Haufen ſtößt. Nichts deſto weniger hat das Stück einen passe-droit vor allen übrigen angenommenen Stücken erhalten und wird Nacht und Tag probirt. Auf einen zweyten Nothſchuß, den die Adminiſtration gethan, iſt gleichfalls ein rettender Kahn erſchienen, hat aber noch nicht landen können, weil es von einer andern Geſellſchaft Schiffbrüchiger (nämlich des erſten franzöſiſchen Theaters) vorerſt in Beſchlag genommen worden iſt. Ich meine Dlle. Georges. Dieſe Schauſpielerinn begann, bey'm Eintritt der neuen Ordnung der Dinge, ſich in Paris zu mißfallen, und ſie pflegte daher den Urlaub, welcher ihr jährlich zugeſtanden werden mußte, jedesmal um einige Monate zu übertreten. Die Adminiſtration glaubte endlich dieſem Mißbrauche ſteuern und ihn um 6000 Fr. ſtrafen zu müſſen. Dlle. Georges verlangte ihren Abſchied, erhielt ihn und begann von dem Augenblicke an in den Provinzen öffentliche Vorſtellungen zu geben. Aber alle irdiſchen Dinge ſind der Zerſtörung unterworfen. Dlle. Georges begann davon die Erfahrung zu machen, und nahm deßhalb die glänzenden Anerbietungen, welche ihr das zweyte franzöſiſche Theater machen zu müſſen glaubte, mit Freuden an. Aber das erſte franzöſiſche Theater, auf das Reglement fußend, vermöge deſſen kein Schauſpieler, der Sociétaire deſſelben geweſen iſt, ſich bey irgend einer andern Pariſer Bühne engagiren darf, that nicht allein Einſprache: ſondern erklärte ſich, da das Gouvernement zu Gunſten des zweyten franzöſiſchen Theaters entſchieden hatte, plötzlich bereitwillig, Dem. Georges von neuem aufzunehmen und in alle ihre vorigen Rechte wieder einzuſetzen. Eine natürliche Folge dieſer Entſcheidung war, daß ihr das Fach der Königinnen, und zwar en chef et sans partage, wieder zufallen mußte. Dagegen aber fängt Dem. Düchesnoy, welche während der Abweſenheit der Dem. Georges dieſe Rollen geſpielt hat, an, aus allen Kräften zu proteſtiren, ja, ſie weigert ſich ſogar, mit ihr zu alterniren, und hat ihre Demiſſion gegeben, welche aber nicht angenommen worden iſt. Dieſer Streit beſchäftigt bereits eine Menge Federn, ja, es ſollen bereits einige Degen darum gezogen worden ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt)

Modenbild VI.

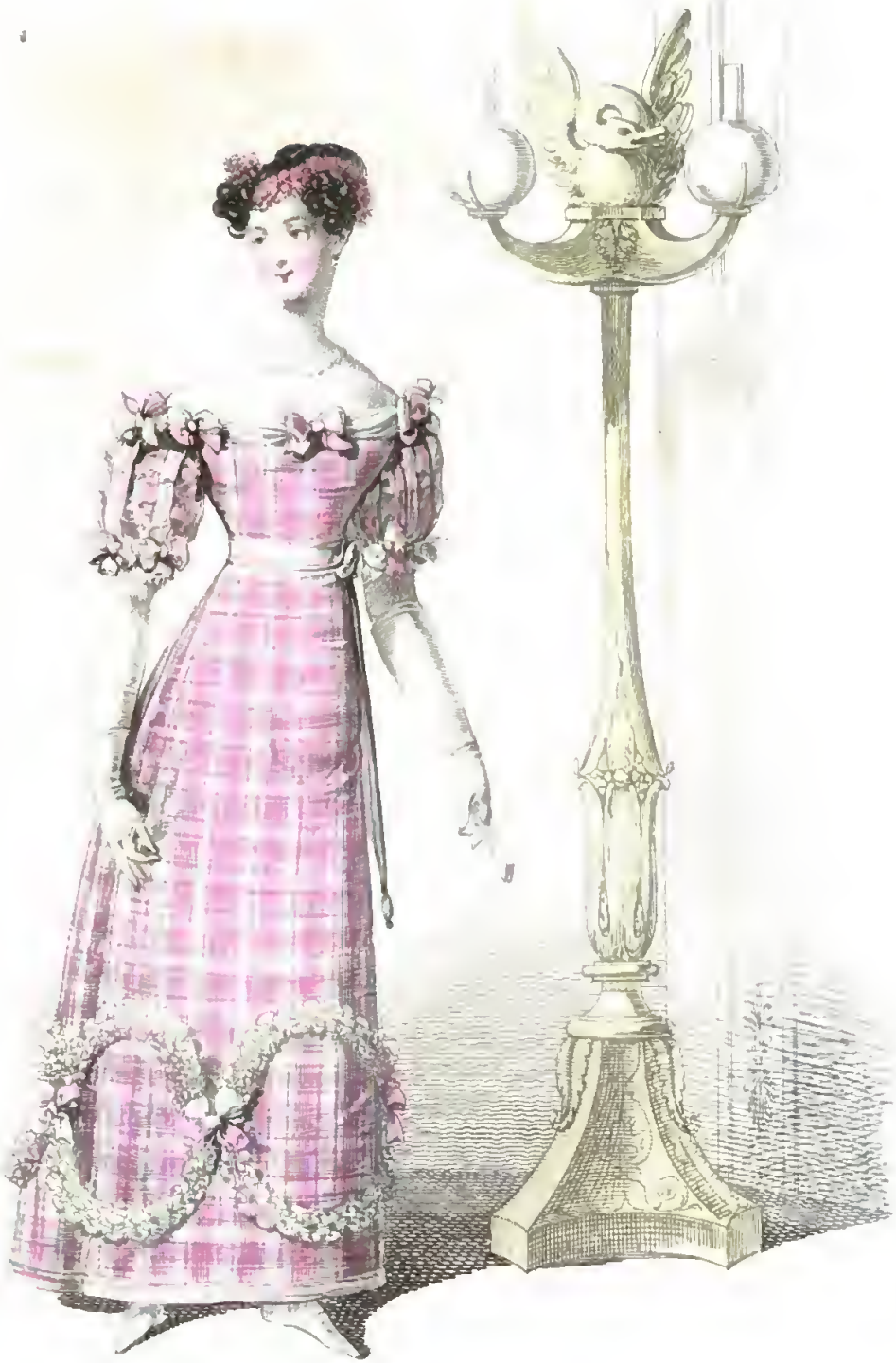
Kleid von Atlas-Dünntuch oder Parege mit Atlasſchleifen und Krepp garnirt. Guirlande von kleinen Blumen.

Auflöſung der Charaden im vorigen Blatte:

I. Leumund. II. Pantoffelheld (Pan-toffel-held). III. Donau (Don-au). IV. Jungfrau.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



VI. *Wiener Moden.*

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 9. Februar 1822.

18

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährig und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Aus Nelson's Leben.

Folgende Züge aus dem Leben eines Mannes, der unter den Helden der letzt verflossenen thatenreichen Jahre wie ein Gestirn erster Größe glänzt, sollen nicht sowohl den unerschrockenen und siegreichen Krieger, als den Menschen in ihm kennen lehren, und die hochherzigen Gesinnungen des gefeyerten, ruhmbekrönten Mannes, welche so viele Schlachten und ein unter den Waffen und auf dem stürmischen Meere vollbrachtes Leben nicht zu ersticken vermochten, darlegen. Von dieser Seite ist der Held von Abukir und Trafalgar nicht minder groß und interessant, aber, wie es scheint, weniger gekannt. So dürfen wir hoffen, durch folgende Andeutungen dem Leser, der in der Geschichte nicht bloß nach Kriegen und Schlachten sucht, einen angenehmen Dienst zu erweisen. Die Quelle, aus welcher wir geschöpft, ist ein unter uns sehr wenig bekanntes Werk, welches nach officiellen Berichten und authentischen Familiennachrichten von einem nahen Freunde Nelsons mit seltener Unparteylichkeit abgefaßt worden ist, und den Titel führt: The life of the right honourable Horatio Lord Viscount Nelson, Baron of the Nile and of Burnham-Thorpe etc. By Harrison.

Nelsons Großvater und Vater, so wie der Vater seiner Mutter, waren sämmtlich Pfarrer. Von sieben Brüdern und drey Schwestern, haben ihn zwey Schwestern und der älteste Bruder William überlebt, dessen Sohn Horatio der Erbe seines Namens und seiner Titel geworden ist. Nelson wurde den 29. Sept. 1758 auf der Pfarre seines Vaters in Burnham-Thorpe geboren.

Folgende Anekdote aus Nelsons frühesten Kinderjahren deutet auf die unerschrockene Furchtlosigkeit hin, durch welche sich der große Seeheld im Verfolge seines Lebens so vielfältig ausgezeichnet hat. Der Knabe Nelson hatte sich einst im Walde verirrt und, nachdem er vergebens den Ausweg gesucht, bey einbrechender Finsterniß ruhig an einem Bache sein Nachtlager aufgeschlagen. Als die um ihn bekümmerten Ältern ihn endlich auffanden, fragte ihn die Mutter, „ob ihn hier in der nächtlichen Einsamkeit keine Furcht angewandelt habe?" „Furcht? antwortete der sechsjährige Knabe, ich habe

ſie nicht geſehn, was iſt das für ein Ding (fear? I never saw fear, what is it)?"

Schon in ſeinem zwölften Jahre wurde er als Midſhipman auf dem Raiſonnable von 64 Kanonen angeſtellt, und 1772 machte er auf einem Kauffahrteyſchiffe ſeine erſte Reiſe nach Weſtindien. Kaum funfzehn Jahre alt, begleitete er den jetzigen Lord Mulgrave auf ſeiner langen und gefährlichen Reiſe nach dem Nordpole, zur Aufſuchung einer nordöſtlichen Durchfahrt. Als einſtens in einer jener hellen Nächte, welche den Polargegenden eigenthümlich ſind, das Schiff unter einer nördlichen Breite von 85 Graden zwiſchen dem Eiſe eingefroren lag, ward der junge Nelſon vermißt. Nachdem er lange vergebens geſucht worden war, fand man ihn am frühen Morgen im Kampfe mit einem großen Eisbären begriffen, welchen er mit dem Kolben ſeiner Flinte (denn ſchießen konnte er mit derſelben nicht, da das Schloß verdorben war) zu erſchlagen ſuchte. Ohne die Hülfe ſeiner Gefährten wäre er wahrſcheinlich die Beute des ergrimmten Thiers geworden. Als man ihm Vorwürfe über ſeine Vermeſſenheit machte, antwortete er trocken: „Ich wollte das Fell meinem Vater bringen."

Bald darauf ging er mit der Escadre des Admirals Hughes nach Oſtindien, wo er zwar keine Gelegenheit erhielt, ſich auszuzeichnen, ſich aber durch ſeine Kenntniſſe und ſeinen ſanften und liebreichen Charakter die Achtung ſeiner Cameraden und die Liebe ſeiner Vorgeſetzten zu erwerben wußte.

Zu Anfange des amerikaniſchen Krieges machte er, als zweyter Schiffslieutenant, eine abermalige Reiſe nach Weſtindien. Als das Schiff während eines ſtarken Sturms auf einen amerikaniſchen Kaper Jagd machte, und ihn zum Streichen nöthigte, ward der erſte Lieutenant in einem Boote ausgeſchickt, den Kaper in Empfang zu nehmen. Dieſer fand das Unternehmen zu bedenklich, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Capitän beklagte ſich darüber, daß er keinen Mann am Bord habe, der ſich der Expedition gewachſen glaubte. Da ſprang Nelſon in das Boot, wußte trotz des heftigen Sturms den Kaper zu erreichen, und nahm ihn glücklich in Beſitz.

Im zwanzigſten Jahre lag er, als erſter Schiffslieutenant, in der Montego-Bay vor Anker. Das Schiff Glasgow lief mit zwanzig Kanonen in den Hafen, und gerieth noch an demſelben Abende in Brand. Schon herrſchte die größte Beſtürzung am Bord, als Nelſon unaufgefordert herbeyeilte, alle Pulverfäſſer in die See werfen ließ, und ſo durch ſeine Beſonnenheit nicht nur die Mannſchaft des Glasgow, ſondern wahrſcheinlich aller andern in der Bay liegenden Schiffe rettete.

Zwey Jahre ſpäter (1779) convoyirte er die Expedition gegen das ſpaniſche Amerika. Er ſchlief gewöhnlich auf dem Lande, in einer zwiſchen zwey Bäumen angebrachten Hängmatte. Eines Nachts lief ihm nicht nur eine Eidechſe über das Geſicht, ſondern er erblickte auch beym Erwachen eine giftige, in jenen Gegenden ſehr gefürchtete Schlange ruhig zu ſeinen Füßen liegen. Da er von keinem dieſer gefährlichen Thiere verletzt ward, ſtaunten ihn die Indianer wie ein göttliches Weſen an, und folgten ihm fortan ohne Murren, wohin er ſie führte.

Als er um das Jahr 1779 in der Gegend von Havannah kreuzte, um Nachrichten von der Stärke des Feindes einzuziehen, begegnete er einem

Boote, in welchem ſich, außer mehreren franzöſiſchen Gelehrten, auch der Herzog von Zweybrücken befand. Da ſich die Mannſchaft in franzöſiſcher Sprache aus einem dem Scheine nach franzöſiſchen Schiffe angeredet ſah, ſo begab ſie ſich ohne Bedenken an Bord der Engländer, um die gewünſchten Erkundigungen einzuziehen. Aber wie erſtaunten alle, als ſie ſich mitten unter Britten erblickten, und alſo engliſche Gefangene waren! Nelſon beruhigte ſie bald, indem er ihnen „als friedlichen Gelehrten, die mit dem Kriege nichts gemein hätten," die verlangten Aufklärungen gab, und ſie ſogleich wieder in Freyheit ſetzte.

1783 machte er eine Reiſe nach Frankreich, um, wie er ſagte, die Sprache und die Sitten dieſes Landes zu ſtudieren. Allein er lernte beyde nur haſſen. Nichts wollte ihm in dieſem Lande gefallen. Er ſchmähte über die „Ratten ähnlichen Poſtpferde, die nur vier engliſche Meilen in einer Stunde machen, über die Wagen ohne Federn, die ſchlechten Wege, die noch ſchlechtern Wirthshäuſer, die er Schweinſtälle" nannte u. ſ.

Mit dem Jahre 1793 beginnt Nelſon's eigentliche militäriſche Laufbahn. Als er auf dem Agamemnon von vier und ſechzig Kanonen, deſſen Commando ihm übergeben war, das erſte Mal die ſchöne ſpaniſche Flotte von Cadix erblickte, gerieth er in eine Art von Verzückung, gleichſam im Vorgefühle der herrlichen Siege, die er dereinſt über dieſe Flotte erringen würde. „Dem Himmel ſey Dank, ſagte er, daß die Spanier nicht eben ſo brave Matroſen, als ſchöne Schiffe beſitzen."

Noch in demſelben Jahre wurde er mit wichtigen Aufträgen an Sir William Hamilton, den engliſchen Miniſter in Neapel, geſchickt. Seine erſte Zuſammenkunft mit S. William und Lady Hamilton ward der Anfang einer zärtlichen Freundſchaft, die bis an ſeinen Tod dauerte. Der Eindruck, welchen unſer Held auf S. Hamilton machte, veranlaßte dieſen, zu ſeiner Gemahlinn zu ſagen: „Ich ſtelle Ihnen hier einen Mann vor, der zwar klein und nicht hübſch iſt, der aber, wie ich glaube, noch einſt die Welt in Erſtaunen ſetzen wird." Nelſon war nicht minder von Sir Hamilton eingenommen; er ſagte am Ende ſeines erſten Beſuches, S. William die Hand drückend „Sie ſind ein Mann nach meinem Herzen. Ich bin jetzt nur Capitän, aber mir wird, wenn ich am Leben bleibe, ſchon ein höherer Rang ertheilt werden."

Ein geringfügiger Umſtand ward Veranlaſſung, daß unſer Held kurz darauf eins ſeiner Augen einbüßte. Als er eben damit beſchäftigt war, bey der Belagerung der Feſtung Calvi auf Corſica eine Kanone zu richten, ſchlug eine feindliche Kugel neben ihm in den Boden, wühlte die Erde auf und warf ihm Sand in die Augen. Eins derſelben ward davon ſo heftig beſchädigt, daß es auf der Stelle auszulaufen begann. Nelſon ließ ſich verbinden und ſetzte ſeinen Dienſt fort, bis ſich die Feſtung ergeben hatte. Trotz dieſer bewieſenen Tapferkeit befand ſich ſein Name in dem officiellen Berichte, an die engliſche Admiralität gerichtet, weder auf der Liſte der zur Belohnung empfohlenen, noch einmal der verwundeten Officiere.

Im Jahre 1795 ward Nelſon von dem berühmten Admirale Graf St. Vinrent zum Commodore befördert. In der berühmten Seeſchlacht beym Cap St. Vinrent, von welcher dieſer den Namen erhielt, weil er mit fünfzehn Linienſchiffen die aus ſieben und zwanzig großen Linienſchiffen und zehn Fregatten

beſtehende ſpaniſche Flotte ſchlug, nahm Nelſon nicht allein zwey ſpaniſche Schiffe weg, welche zuſammen hundert ſechs und neunzig Kanonen führten, ſondern ließ ſich auch mit ſeinem Schiffe, welches nur vier und ſiebenzig Kanonen hatte, mit der Santiſſima Trinidad von hundert ſechs und dreyßig Kanonen, die das größte damals bekannte Schiff der Welt war, in einen Kampf ein. An der Spitze ſeiner braven Matroſen ſprang er in das geenterte ſpaniſche Schiff und rief ſeinen Gefährten: Westminster Abbey or glorious victory. („ein Monument in der Weſtminſterkirche, oder einen glorreichen Sieg") zu, und nahm es weg. Kaum war das Schiff genommen, ſo gerieth es an zwey Stellen in Brand, aber Nelſons Bemühungen gelang es, daſſelbe mitten im Getümmel der Schlacht zu löſchen. Dieſe Seeſchlacht war eine der mörderiſchſten, welche je geliefert worden ſind. Nelſons Schiff, welches allein hundert ſiebzig Tonnen Pulver verſchoſſen hatte, war ſo übel zugerichtet, daß die Mannſchaft ſich noch in der folgenden Nacht auf ein anderes Schiff begeben mußte. Nelſon ward zum Baronet und bald nachher zum Contre-Admiral von der blauen Flagge ernannt, und erhielt den Bath-Orden.

(Der Schluß folgt)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung)

Das Théâtre du Vaudeville, vormals das eigentliche Nationaltheater der Franzoſen, auf welchem ſich ihr Charakter vorzugsweiſe ausſprach, ſcheint bey der veränderten Richtung, welche die politiſche, und mit ihr die geſellſchaftliche Bildung der Franzoſen, zu nehmen beginnt, ſeinem Verfalle nahe zu ſeyn. Der alte Vers: Le François, né malin, créa le vaudeville, leidet jetzt keine Anwendung mehr: aus dem Schalke iſt eine verzweifelt ernſte Beſtie geworden. Die neuen Vaudevilledichter ſcheinen das gefühlt zu haben; ihre jetzigen Producte ſind daher mehr politiſche, als geſellſchaftliche Satyren. Dieſe Richtung müßte ſelbſt dann dem Theater verderblich werden, wenn auch beyde Parteyen durchgehechelt würden. Aber Hr. Déſaugiers, der Director des Theaters, ein braver Ultraroyaliſt, hat es nur mit den Liberalen zu thun, die ihm ihrer Seits nichts ſchuldig bleiben. Das Publicum ſcheint an dieſem Kampfe ſich geſänftert zu haben und bleibt zu Hauſe. Hr. Déſaugiers ſpielt meiſtens vor leeren Bänken, und die Actionnaires des Theaters zeigen ſich unzufrieden. Man ſpricht daher von der Anſetzung eines andern Directors. Den meiſten Schaden fügt dieſem Theater der Abgang ſeiner beyden geiſtreichſten Autoren zu, der HH. Dekeſtre Poirſon, jetzigen Directors des Gymnase dramatique, und Scribe, welcher von ſeinem Freunde zu der neuen Unternehmung hinübergezogen worden iſt. Unter den gegebenen Stücken hat allein La Nina de la rue Vivienne, eine Parodie der bekannten Nina, ou, la folle par amour, einen augenblicklichen Beyfall erhalten. Arlequin liebt eine Putzmacherinn aus der Straße Vivienne *). Da es ihm vorkömmt, als ſey er nicht der einzige Beſitzer ihres Herzens; ſo will er die Treue der ſchönen Modiſtinn auf die Probe ſtellen. Er verkleidet ſich daher in einen reichen Mylord und wird, Dank ſey es den Guineen, mit welchen er ſich den Weg bahnt (wo der zerlumpte Bergamasker die Guineen bernimmt, wird nicht geſagt), ſein eigner begünſtigter Nebenbuhler. In Verzweiflung

*) Die Straße Vivienne, faſt unmittelbar an den hintern Theil des Palais Royal ſtoßend, enthält jetzt die glanzendſten Modeboutiken von Paris. Dieſe Straße dürfte einſtens, nachdem ihre projectirte Verlängerung bis auf den Boulevard Montmartre in's Werk gerichtet ſeyn wird, dem Palais Royal, welches mit jedem Tage immer mehr ſinkt, ſein endliches Garaus ſpielen.

verläßt er die Teculoſe und wandert nach Amerika aus. Aber die Putzmacherinn iſt keine Perſon vom gewöhnlichen Schlage: ſie wird verrückt. Auch Arlequin kann in der neuen Welt die Geliebte nicht vergeſſen, welche er in der alten zurückgelaſſen hat; er macht ſich auf den Rückweg, ſtellt ſich der verrückten Putzmacherinn vor und, o Wunder, dieſe erkennt ſchleunig den Mylord in ihm, weiß ſich aber des Arlequin keineswegs zu erinnern. Arlequin benimmt ſich, wie ein Philoſoph, das heißt, er erträgt die Dinge, welche nicht zu ändern ſtehen. Darüber kommt die Putzmacherinn vor Freuden wieder zu Verſtande und beyde heirathen ſich. Dieſe loſe Intrigue wird durch einen höchſt lebhaften Dialog und durch ſehr witzige Couplets erträglich gemacht. Anfangs hieß es, alle Pariſer Putzmacherinnen hätten gegen die Nins de la rue Vivienne eine Verſchwörung anſtiften wollen; aber eine von ihnen, Mlle. B., ſoll ihre übrigen Schweſtern mit folgenden kräftigen Worten beſchwichtigt haben: L'auteur n'est qu'une bête; il ne connoît pas plus nos usages que le grand Turc. Nous aimons bien les Lords, mais pas les Arlequins, fût-ce même l'auteur.

Das Gymnase dramatique fährt fort, in der Gunſt des Publicums zu ſtehen: Perlet und die kleine Léontine Fay, welche letzteres die beyden Stücke: La petite sœur und Frosine bereits über hundert Mal hinter einander geſpielt hat, ziehen jeden Abend eine Menge Zuſchauer herbey. Wie die Innigkeit zweyer Liebenden nach einer Ausſöhnung um deſto größer zu werden pflegt, ſo ſcheint Perlet ſeit der Mauderie, welche zwiſchen ihm und dem Publicum Statt gefunden hat, noch in der Gunſt des letzten geſtiegen zu ſeyn. Er ſpielt faſt alle Abende den Comédien d'Etampes, ohne daß dieſer um ein Haarbreit beſſer dadurch wird. Aus dem Todtengewölbe der Steaße Feydeau hat man Alexis ou l'erreur d'un bon père wieder aufgegraben und durch Reizmittel (nämlich durch die kleine Léontine) auf dem Gymnase dramatique in's Leben gerufen. Der Text, von dem verſtorbenen Marſollier, ſtellt einen Vater (den ich, ſtatt gut, lieber dummelköpfig nennen möchte) dar, der, das ſchwächliche Werkzeug einer gehäſſigen Stiefmutter, ſeinen Sohn ohne Grund aus dem Hauſe jagt und ihn ohne Grund wieder in demſelben aufnimmt, denn daß der Junge während der Zeit auf dem Claviere klimpern, eine Arie quäken und mit Farben hat kleren lernen, ſind keine moraliſche Motive (und auf dieſe wäre es hier einzig und allein angekommen) zur veränderten Geſinnung des Vaters. Die kleine Léontine, welche in allen bisher von ihr geſpielten Rollen wohl Scenen, aber keine einzige wirkliche Situation dazuſtellen gehabt, alſo mit den, ihr eingelernten, oder (wenn man will) von ihr ſelbſt gefundenen, einzelnen Mechanismen hat ausreichen können, muß in der Rolle des Alexis, der von dem erſten bis zum letzten Worte in einem dramatiſchen Bezuge mit den übrigen Perſonen des Stücks, beſonders mit ſeinem Vater ſteht, hinter der Aufgabe zurückbleiben. So lange ſie unmittelbar mit dieſem oder mit ihrer Schweſter (denen beyden Alexis bis zur Entwickelung unbekannt bleibt) zu thun hat, ſpielt ſie im Charakter; aber in allen paſſiven Scenen, wo ſie ihren Vater mit der höchſten Theilnahme beobachten, ihn gleichſam auszuforſchen, ja zu errathen ſuchen ſollte, ſinkt ſie in eine gänzliche Theilnahmloſigkeit, ja in eine völlige Vergeſſenheit ihrer Rolle und ſitzt da, wie die kleine Léontine, nicht wie Alexis. Die Muſik dieſes höchſt leeren und dabey ſehr weinerlichen Machwerks, von Dalayrac, iſt eben ſo leer und ebenfalls, wenn nicht weinerlich, doch wäſſerlich. Nichts deſtoweniger gefällt die kleine Léontine, und das Publicum ſcheint von den ſo eben gerügten Mängeln ihres Spiels keine Notiz zu nehmen. Noch eine zweyte Entweihung ruhender Gebeine hat ſich das Theater zu Schulden kommen laſſen, und ſo könnte man ihm füglich zurufen: „Ach laß ſie ruhn, die Todten!“ Le Trésor supposé, Muſik von Mehül, der gänzlich vom Theater Feydeau verſchwunden war, iſt von den Erben des Componiſten, ſo wie von dem noch lebenden Dichter (Hofman), jenem Theater entnommen und auf das Gymnase dramatique verpflanzt worden, wo er ein paar Verſtellungen erlebt hat, aber bereits wieder in Vergeſſenheit gerathen iſt. Ich weiß recht wohl, daß es rechtgläubige Herren gibt, denen Mehül zum allerwenigſten ein Mozart zu ſeyn ſcheint, und welche roth vor Ärger werden, wenn ſie auf Leute ſtoßen, welche dieſen Glauben nicht mit ihnen theilen. Wäre den beſagten Herren, wie mir, aus authentiſchen Quellen bekannt, wie Mehül dreymal in

ſeinem Leben das Rechnungsexempel ſeines Künſtlerthums anders gemache, und das erſte Mal, als Facit der Verſtandsklauberey, die Hélène und den Ariodant, das zweyte Mal als Facit der italieniſchen Nachafferey, den Irato, das dritte Mal als Facit der forcirten Simplicität, den monotonen Joſeph, und das vierte Mal, als Facit des Rückfalls in die Klauberey, die Journée aux Aventures herausgebracht hat, ſie würden, wenn auch nicht auf dem unmittelbaren Wege ihres poetiſch-muſikaliſchen Senſoriums, doch durch die Reflexion auf andere Gedanken gebracht werden. Sonderbar iſt, daß dieſen eingefleiſchten Anhängern des ſpeculativen Componiſten die zwey erſten und lobenswürdigſten Werke Mehüls, Euphroſine ou le Tyran corrigé und Stratonico, gar nicht, oder doch ſo gut, wie gar nicht, bekannt ſind*)! Eigen für ſie angefertigt iſt: Le Mariage enfantin von Scribe, ein Product, in welchem die perſönliche Individualität des Kindes in eine recht chokirende Colliſion mit der Individualität der Rolle tritt. Zwey Kinder, deren Ehe die reſpectiven Ältern im Voraus beſchloſſen haben, werden mit einander verheirathet, um ihrer gegenſeitigen Neigung für die Zukunft deſto geſicherter zu ſeyn. Die jungen Eheleute ahnen, daß eine Ehe doch etwas anders zu bedeuten habe, als daß man die Hände in einander lege, und weeden deßhalb ſehr ungehalten, als man jeden von ihnen fur die Nacht in ein beſonders Zimmer einſperrt. Sie ſteigen zum Fenſter wieder heraus, finden ſich im Salon, und ſchlafen zuſammen im Lehnſtuhle. Am folgenden Morgen begreifen die Ältern (möchte es doch der Verf. ſchon früher begriffen haben), daß ſie einen dummen Streich gemacht und ſchicken die Kinder auf Reiſen. Ich hätte große Luſt, den Hrn. Scribe, der zum eigentlichen dramatiſchen Schneider für die kleine Léontine angenommen zu ſeyn ſcheint, auf den Weißeſchen, oder (wenn das ſeiner literariſchen Kenntniß zu viel zugemuthet wäre) auf den Bertinſchen Kinderfreund, oder auch auf das Magazin des Enfans, zu verweiſen, wo er Sujets finden könnte, welche, geiſtvoll bearbeitet, das Talent ſeiner kleinen Kunde hervorzuheben im Stande wären, ohne durch indecente Conteaſte das moraliſche Gefühl der kleinen Schauſpielerinn und des Publicums zugleich zu verletzen.

(Die Fortſetzung folgt)

*) Ich will, zu Nutz und Frommen dieſer Herren, einige Stellen aus der Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Méhul, welche Hrn. Quatremère de Quincy, einen der eifrigſten und wärmſten Verehrer Mehüls, zum Verfaſſer hat, hier buchſtäblich abſchreiben: „Là, commonçe (ſagt Hr. Quatremère bey Erwähnung des Mißgeſchicks, welches vier ſeiner Opern (*Doria, Horatius Cocles, la Caverne* und *Mélidor et Phrosine*) hinter einander erfahren hatten), il commença à se faire remarquer le goût que M. Méhul manifesta depuis pour ces effets d'harmonie inattendus, qui saisissent et excitent la surprise. Ces effets sont dûs à des transitions brusques, à des mouvemens incohérens qui, placés à propos, et appelés par la situation, remuent fortement. Mais, pour surprendre l'auditeur, il ne faut pas la familiariser aux surprises, et ce qui est accident ne doit pas faire habitude." Weiterhin heißt es: „Les côtés faibles de M. Méhul étoient le pittoresque, le brillant et un emploi de moyens originaux qui rappellent la singularité, et quelquefois trahissent la prétention à faire du neuf." Von der Oper Uthal (in welcher bekanntlich Mehul durch das ganze Stück hindurch die Stelle der Geigen durch Bratſchen vertreten läßt, um dadurch den duſteen Charakter des Oſſianiſchen Stoffs auszudrücken) ſagt Hr. von Quatremère: „C'est dans cet ouvrage, et dans tous ceux qu'il composa vers la même époque, que M. Méhul parut le plus ambitionner ce talent de caractériser chaque genre de sujets, ou forçant, si l'on peut le dire, la musique d'exprimer ce qui paroît inexprimable, les moeurs, le costume, la physiognomie de chaque siécle, de chaque pays. On pourroit dire de lui ce que Pline a dit d'Apelles: „Il peignit ce que ne peut se peindre (pinxit et quae pingi non possunt)." In Betreff des Vorwurfs der Uncorrectheit, den man Mehülen in Frankreich gemacht hat, während er, ſonderbar genug, in Deutſchland für einen großen Theoretiker gehalten weeden iſt, drückt ſich der genannte Verf. folgender Maßen aus: Nul mieux que M. Méhul, ne connoît les prestiges de son art; nul ne posséda plus de génie qui les met en oeuvre; et cependant nul ne parut se métier davantage des forces de son art et de son génie. Qui croiroit qu'âgé de plus de quarante ans, après les plus éclatans succès, il avoit eu assez de confiance en ses ennemis pour se laisser persuader par eux, comme l'envie se plaisoit à le répandre, que ses anciennes études de composition n'avoient pas eu assez de profondeur, qu'il n'avoit pas assez de science, ou qu'il en étoit trop économe?

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die reisenden Komödianten, komische Oper in zwey Aufzügen, nach dem Italienischen der Virtuosi ambulanti, Musik von Fioravanti, aufgeführt auf dem k. k. Theater an der Wien.

Die deutsche Oper befindet sich mit dem deutschen Lustspiele in derselben Lage: die Armuth an guten Originalsingspielen nöthigt die Theaterdirectionen, zu ausländischen Erzeugnissen ihre Zuflucht zu nehmen. Dadurch muß der Erfindsamkeit unserer Componisten immer störender entgegengearbeitet werden; ja, es dürften, wenn die Sache des deutschen Lust- und Singspiels nicht bald zur National-Angelegenheit gemacht wird, spät oder frühe auf unsern Theatern nur ausländische Produete dieser Gattungen gegeben werden.

Der mißliche Zustand des deutschen Lustspiels wirkt doppelt nachtheilig auf den dramatischen Zustand unserer vaterländischen Bühnen: durch ihn wird nicht allein die Produetion der Deutschen in dieser Dichtungsart gehemmt, ja zerstört, sondern auch ihre Ausbildung für die dramatische Musik verzögert. So lange die Deutschen nicht lernen werden, das Lustspiel mit Glück auszubilden, wird es ihnen auch an der komischen Oper gebrechen.

Wie die Sachen stehen, muß es unsern Theatern eher verziehen werden, wenn sie zu ausländischen Singspielen, als zu ausländischen Lustspielen ihre Zuflucht nehmen, denn der Mangel an erstern, zu deren Hervorbringung zwey Talente gehören, macht sich fühlbarer, als an letztern, welche nur eins in Anspruch nehmen.

Die französischen und die italienischen Singspiele sind in ihrer poetischen Grundlage ganz verschieden von einander, erfordern also eine verschiedene Darstellung, ja sogar einen besondern Gesangsvortrag. Die französische Operette faßt ihren Stoff im gesellschaftlichen, und zwar ausschließlich im französischen gesellschaftlichen Leben auf: der Mensch erscheint hier als Produet des bürgerlichen Lebens in seiner äußersten Beschränkung, die Stände verschwinden und machen einer conventionellen Allgemeinheit Platz, in welcher sich alle Individualität aufhebt und nach einem ganz allgemeinen Zwecke, denjenigen, die Oberfläche des Lebens mit Witz, ja mit Ironie, aufzufassen, strebt. Im italienischen Singspiele treten dagegen die Menschen in ihrem Naturzustande auf, weder gebildet, noch verbildet, einzig mit ihrer Individualität beschäftigt, höchstens die Carrieatur des Standes, dem sie in der bürgerlichen Gesellschaft angehören, zur Schau tragend. Aus jeglicher Darlegung von Individualität ergibt sich aber die Bildung der Charaktere: so kömmt es, daß in der italienischen Operette Charaktere, in der französischen nur Personen vorkommen. Jene Charaktere sind freylich, zum Behufe der Musik, nur oberflächlich skizzirt, nur Schatten von Charakteren, erfordern aber eine gewisse poetische Individualisirung, eine freye, mit der Phantasie aufgefaßte Schöpfung; die Personen des französischen Singspiels sind bloße Schemata von Individuen, wie wir sie in uns selbst, oder in andern erblicken. Diese Unterscheidung führt von selbst zu der Bemerkung, daß, unter übrigens gleichen Verhältnissen, die Darstellung der italienischen Operette für die Deutschen größere Schwierigkeiten darbieten müsse, als die des französischen Singspiels. Damit soll keineswegs auf ein absolutes Gelingen des letztern auf unsern Bühnen ausgesagt werden.

Ein anderes Hinderniß, welches sich dem glücklichen Erfolge der Darstellung italienischer, besonders älterer Singspiele auf den deutschen Theatern in den Weg stellt, ist der veränderte musikalische Geschmack, welcher seit einigen Jahren sowohl in Italien, als in Deutschland, zu herrschen begonnen hat. Dieser Geschmack (es kostet mich einige Anstrengung, mich so milde auszudrücken) verschmäht die gediegene Klarheit, die charakterisirende Bedeutsamkeit der älteren italienischen Meister, um dem Modegötzen mit Flittergold behangen, zu huldigen.

Unter den älteren italienischen Componisten der neuesten Zeit behauptet Fioravanti einen ausgezeichneten Rang. Wer Gelegenheit gehabt hat, dessen Cantatrici Villane nicht von untauglichen deutschen Subiecten, sondern von genialen italienischen Künstlern, darstellen zu

ſehen, wer ſich an der echt komiſchen Charakteriſtik, an dem weiſe und mit beſonnener Sparſamkeit genützten Ideenreichthume, an der klaren Auffaſſung und Daeſtellung jeder einzelnen Intention und endlich an der Verſchmelzung aller Theile zu einem Ganzen, ergetzt hat, dem wird das Künſtlerthum Fioravanti's eine zu groſſe Verehrung abgezwungen haben, als daß er die Virtuosi ambulanti deſſelben Componiſten, obgleich ein bey weitem ſchwächeres Product, ohne Unwillen zu einem bloſſen Lückenbüſſer herabgewüedigt und als ſolchen darſtellen ſehen könnte. Dieß iſt auf dem Theater an der Wien geſchehen.

Die Aufführung iſt, faſt in allen ihren Theilen, verfehlt, ohne künſtleriſche und theatraliſche Haltung; alles zufällig und jeder ſcenariſchen Anordnung gebrechend. Was ſoll durch das Pferd bezweckt werden, welches man auftreten läßt?

Hr. Spitzeder, den ich in der ſchönen Müllerinn eine recht lobenswerthe Carricatur daeſtellen geſehen habe, iſt als Theater-Dichter ohne alle Farbe, ohne alle Haltung; auf ſeinem Spiele ſcheint ein Dämpfer zu liegen. Daſſelbe gilt vom Papageno, den ich ihn neulich auf dem Theater am Kärnthnerthore habe darſtellen ſehen. Welch ein böſer Genius ruht auf Hrn. Haizinger, daß er Trotz der Annehmlichkeit und Geläufigkeit ſeiner Stimme ſo wenig wohlthuenden Effect hervorbringt? Hrn. Neubruck gelingt die Verwandlung des italieniſchen Bauern in einen öſterreichiſchen recht gut: er tragt nicht wenig dazu bey, die Vorſtellung erträglich zu machen. Die würdigſten Leiſtungen ſind unſtreitig die der Mad. Spitzeder und der Dlle. Hornick. Mad. Spitzeder habe ich ſchon in der Königinn der Nacht kennen und ſchätzen gelernt; ihre Sängerinn Roſalinde iſt nicht allein in Hinſicht des Geſanges, ſondern auch des Spiels, eine recht lobenswerthe und gefällige Erſcheinung. Weniger Bewegung würde ihr anzuempfehlen ſeyn. Dlle. Hornick, eine Sängerinn, wie ſie einſtens wenige deutſche Theater aufzuweiſen haben werden, beſitzt eine Körperhaltung, einen Anſtand, den man an deutſchen Schauſpielerinnen nicht ſelten vermißt.

Für Liebhaber der Botanik.

Hippomane Mancinella. Gemeiner Manzinellenbaum.
Linum trigynum. Dreyſtieliger Flachs. Aus Oſtindien.
Olea fragrans. Wohlriechender Öhlbaum. Von China.
Pittosporum sinense. Chineſiſcher Klebſame. Von China.
Phylica buxifolia. Buchsblättrige Phylica. Vom Cap.
Solanum aggregatum. Gehäufter Nachtſchatten. Vom Cap.

Berichtigung.

Im vorigen Blatte dieſer Zeitſchrift S. 133 Z. 13 v. u. leſe man ſtatt der armeniſche — den armeniſchen. Z. 11 ſtatt denſelben — daſſelbe. S. 135 in der zweyten Zeile der Note ſtatt geliefert — gelieferten.

Auflöſung der Charade im vorigen Blatte: Scheintodt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 12. Februar 1822.

19

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Aus Nelson's Leben.

(Schluß)

Zwey Jahre darauf ward Nelson bey der Belagerung von Teneriffa der rechte Arm abgeschossen. Im Augenblick der Verwundung ergriff er den Degen mit der linken Hand. Nachdem man ihn wegen zu starken Blutverlusts hinter die Linie gebracht hatte, ließ er über eine Stunde bey einem eben sinkenden englischen Cutter halten, um die Mannschaft desselben in sein Boot aufzunehmen; ja er leistete selbst mit seinem linken Arme thätige Beyhülfe. In der Nähe seines Schiffes angekommen, befahl er, ohne den Armstuhl zu erwarten, man solle ihn, um das Boot desto geschwinder zur Rettung der übrigen Mannschaft des Cutters abzuschicken, an einem, um den linken Arm geschlagenen Thaue herauf ziehen. Als er so verstümmelt nach England zurückkam, und der König, der ihn sehr wohlwollend aufnahm, die Befürchtung äußerte, das Vaterland werde seiner fernern Dienste beraubt werden, antwortete Nelson: „So lange ich noch ein Auge und einen Fuß habe, will ich für König und Vaterland kämpfen."

Bekanntlich ließ die französische Regierung im Jahre 1798 die große französisch-spanische Flotte, die größte seit Phillipp II. sogenannten unüberwindlichen Armada, in Toulon gegen die Engländer ausrüsten. Sie bestand aus dreyzehn Schiffen von vier und siebzig bis hundert zwanzig Kanonen, sieben Fregatten, vier und zwanzig Corvetten und zweyhundert Transportschiffen, alle hinlänglich mit Truppen und Artillerie versehen. Ihr Zweck, die Eroberung von Egypten, war ein Geheimniß. Nelson wurde befehliget, sie zu beobachten. Der Feind segelte während eines heftigen Sturms, in welchem er selbst von seiner Flotte getrennt wurde, und seine eigenen Masten verlor, vor den englischen Schiffen vorüber. Gegen den Willen des sardinischen Gouverneurs lief Nelson in den Hafen S. Pietro ein, wo er, ohne die mindeste Hülfe zu erwarten, sein Schiff in vier Tagen ausbesserte. Von hier schrieb er an seine Frau: „Ich glaube, Gott hat mir dieß Unglück zugeschickt, um meine Eigenliebe zu demüthigen. Gestern Abends stand ich stolz auf dem

Verdecke, umgeben von meinen Officieren, die ich zu Ruhm und Sieg zu führen verſprach. Was iſt heute aus dem eitlen, eingebildeten Manne geworden? Sein Schiff iſt entmaſtet, ſeine Flotte zerſtreut und in ſo elendem Zuſtande, daß mir die erbärmlichſte franzöſiſche Fregatte ein unwillkommener Gaſt ſeyn würde. Aber mit Gottes Hülfe wollen wir uns ſchon wieder aufhelfen."

Nachdem er die verſprochene Verſtärkung von zehn Linienſchiffen erhalten hatte, ſtach er in See, um die feindliche Flotte aufzuſuchen. Aus dem Hafen in Neapel ſchrieb er an die Admiralität: „Man ſagt, die franzöſiſche Flotte ſey nach Alexandrien geſteuert; möge ſie ſich zu den Antipoden geflüchtet haben, ich werde ſie auffinden, ſie zum Gefecht zwingen und zerſtören." Nachdem er endlich die beſtimmte Nachricht erhalten hatte, die Touloner Flotte ſey in Malta eingelaufen, verfolgte er ſie dorthin, ſchiffte dann, da ſie jenen Hafen ſchon wieder verlaſſen, nach Alexandrien, wo er den 28. Juny ankam, aber auch hier keine Auskunft von dem Aufenthaltsorte des Feindes bekommen konnte. Der Schmerz, ſich ſo oft in ſeinen Erwartungen, den Feind aufzufinden und zu vernichten, betrogen zu ſehen, ward Urſache, daß er jetzt in der Gegend des Herzens von einem Krampfe befallen ward, an welchem er nachher bis an ſeinen Tod gelitten hat. Da er für Sicilien fürchten mußte, richtete er ſeinen Lauf dorthin, erhielt aber immer noch keine Kunde vom Feinde. Aus dem Hafen von Syrakus ſchrieb er an Sir W. Hamilton: „Wir haben uns in Syrakus mit Lebensmitteln und Waſſer verſehen, Waſſer aus der Quelle der Arethuſa, alſo müſſen wir ſiegen. Seyn Sie verſichert, ich werde mit Lorbern oder mit Zypreſſen bedeckt, zurückkehren."

Von Sicilien ſchiffte er wieder nach Egypten zurück, wo er, zu ſeiner unausſprechlichen Freude, die feindliche Flotte erblickte. Als ſein Flaggen-Capitän Berry zu ihm ſagte: „Wenn wir über dieſe Flotte ſiegen, was wird England, was die Welt von uns ſagen?" antwortete er: „Hier iſt kein Wenn; wir müſſen ſiegen, das iſt gewiß; wer aber überbleiben wird, um von dem Siege Kunde nach England zu bringen, iſt ungewiß."

Noch am Abend des Tages, wo ſich die beyden Flotten einander im Angeſichte befanden, hob das fürchterliche Schauſpiel an. Die franzöſiſche Flotte lag in Abukir-Bay nahe am Lande in gedrängter Schlachtordnung, durch mächtige Landbatterien gedeckt. Das Gefecht begann mit Sonnenuntergang. Unzählige Zuſchauer bedeckten die egyptiſche Küſte. Die Reſultate dieſer merkwürdigen Seeſchlacht ſind bekannt.

Gegen Ausgang des Treffens war Nelſon ſchwer verwundet worden; die ganze Stirnhaut hing ihm über das Geſicht herab. Als er in den Raum gebracht wurde, wo viele ſeiner Leute verſtümmelt lagen, wollte der Schiffschirurgus ihn zuerſt verbinden. Er aber litt es nicht, ſondern ſagte: „Ich bin nicht beſſer, als irgend einer meiner Cameraden, und werde warten, bis die Reihe an mich kömmt." Die Wunde ſchien tödlich; er nahm von ſeinen Freunden Abſchied, und trug dem Prediger Empfehlungen an ſeine Gattinn auf. Als endlich der Chiruge erklärt hatte, daß keine Gefahr da ſey, erhob ſich im ganzen Schiffe ein allgemeines Freudengeſchrey. Eine halbe Stunde darauf ioderte das franzöſiſche Admiralſchiff, l'Orient, in hellen Flammen auf. Nelſon, der heftigen Schmerzen ungeachtet, ſtieg auf das Verdeck, und half durch Boote die franzöſiſche Mannſchaft retten.

Als er einige Tage nach der Schlacht ein Sieges- und Freudenmal gab, flatterte ein Vogel in die Kajüte, und setzte sich auf Nelsons Schulter. Dieser erkannte ihn für dasselbe Thier, welches nicht allein den Tag vor der Schlacht bey Abukir, sondern auch bey mehreren Gefechten an sein Bord geflogen sey. Derselbe Vogel soll sich, wie man versichert, nach der Schlacht bey Kopenhagen wieder bey ihm eingefunden haben.

Als die Nachricht von dem Siege bey Abukir nach England kam, ward London und alle Städte Großbritanniens drey Tage hindurch illuminirt; Nelsons Name erschallte aus aller Munde. Er wurde Pair von England, mit dem Titel eines Barons von Nil und von Burnham-Thorpe (seinem Geburtsorte) mit einer jährlichen Pension von zweytausend Pf. Sterl. für sich und seine zwey nächsten Nachfolger in dieser Würde. Als das Parliament auch auf den Grafentitel für ihn antrug, sagte Pitt: „Nelsons Ruhm und sein Sieg werden stets unvergeßlich bleiben, aber Niemand wird sich die Mühe nehmen, darnach zu fragen, ob der Sieger bey Abukir Baron oder Graf gewesen." Nelson forderte für den Capitän Trowbridge, dessen Schiff gleich Anfangs ohne seine Schuld auf den Grund gerathen war, dieselbe Belohnung, die man den übrigen Capitäns zuerkannt, ihm aber verweigert hatte; ja er trug die ihm zuerkannte Ehren-Medaille nicht eher, als bis dem tapfern Trowbridge eine ähnliche ertheilt worden war.

Als er bald darauf eine Expedition gegen Livorno unternehmen sollte, bat ihn die Königinn von Neapel, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, einem andern Seeofficier das Commando zu übertragen. Nelson antwortete: „Wenn ich will, daß meine Unternehmung, klein oder groß, gelingen soll, so sage ich nicht: „Marschirt, sondern, „laßt uns marschiren." („Go," but „Let us go.")

Im Sommer 1799 erhielt er von dem türkischen Großherrn einen großen diamantenen Stern, in dessen Mitte sich der halbe Mond befand, mit der Bedeutung, denselben auf der Brust zu tragen. Nelson that dieß bis an seinen Tod, und nannte sich zum Scherze: „Ritter vom halben Monde."

Um die Belagerung von Malta mit Nachdruck betreiben zu können, versetzte er das schöne Bronte, ein Landgut am Fuße des Ätna gelegen, welches ihm der König von Neapel zum Geschenke gemacht hatte. Zur Belohnung für diesen Edelmuth erhielt er von der englischen Admiralität einen Verweis, daß er nachlässig rapportire. Darüber schrieb er an den Grafen Spencer, ersten Lord der Admiralität: „Lassen Sie, mein lieber Lord, die Admiralität nicht in so harten Ausdrücken an mich schreiben; mein Gefühl erträgt das nicht, denn ich bin mir bewußt, solche Vorwürfe nicht verdient zu haben."

Nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten schien sein zerstörter Körper endlich der Ruhe zu bedürfen. Er zog sich daher in den Kreis seiner Familie zurück. Aber auch hier stürmten Bekümmernisse mancherley Art auf ihn ein. Während ganz England den gefeyerten Helden liebte, ja anbetete, während das Volk, wo und wann er sich nur immer blicken ließ, in Strömen herbeyeilte, um sich an seinem Anblicke zu weiden, und seinen Wagen zog, während alle Städte Englands ihm das Bürgerrecht ertheilten, die Truppen vor seiner Wohnung paradirten, nahm seine Gemahlinn allein an dem

Ruhme Nelſons keinen Theil. Sie quälte ſich und ihn mit Eiferſucht, behandelte ihn mit empörender Kälte, achtete ſeiner zerrütteten Geſundheit nicht, begegnete ihm mit Stolz, und kränkte ihn auf alle mögliche Art. Oft verließ Nelſon, um ſich der übien Laune ſeiner Gemahlinn zu entziehen, noch um Mitternacht voll Verzweiflung das Haus, und durchwanderte die ganze Nacht die Straßen Londons, bis er des Morgens ganz ermüdet und bitter klagend, bey einem ſeiner Freunde anlangte, um Troſt für ſeinen Kummer bey ihm zu ſuchen. Endlich ſchien es ihm gerathen, ſein Haus und mit ihm die Urſache ſeiner Leiden zu fliehen, und ſich wiederum in das Geräuſch des öffentlichen Lebens, in das Getümmel der Schlachten zu ſtürzen. Er bat um eine Anſtellung, und freudig kam die Admiralität ſeinem Geſuche entgegen.

Die Seeſchlacht bey Kopenhagen, welche er am 2. April 1801 lieferte, erklärte er von allen den hundert und fünfzig Seegefechten, welchen er in ſeinem Leben beygewohnt, für die mörderiſchſte. Zur Belohnung für dieſen Sieg, ward er zum Viscount erhoben. Als er in der Nacht nach dem Siege auf einem offenen Boote ſeinen Mantel vergeſſen hatte, bot ihm einer der Bootsleute den ſeinigen an. „Ich danke euch, ſagte Nelſon, es mag wohl kalt ſeyn, aber in Wahrheit, meine Unruhe macht mir warm genug."

Im Sommer des nämlichen Jahres kaufte auf ſeine Bitte Sir W. Hamilton für ihn ein nahe bey London gelegenes kleines Landgut, Merton genannt. Als er zum erſten Male in ſein neues Eigenthum trat, zeigte er eine kindliche Freude, und rief bey jedem neuen Gegenſtande, der ihm zu Geſichte kam, aus: „Wie, gehört das auch mir?" Dankbar umarmte er Sir W. Hamilton, und ſagte: „Wer von uns am längſten lebt, ſoll alles, was hier iſt, bekommen." In der That vermachte er der Lady Hamilton, welche ihn und ihren Gemahl überlebte, dieſes ſchöne Landgut. Hier beſuchte ihn ſein alter Vater. Der würdige Greis entſchloß ſich, die letzten Jahre ſeines Lebens bey ſeinem Sohne zuzubringen, um Zeuge von des Helden Glück in der Einſamkeit zu ſeyn. Seine Freude dauerte nicht lange: er ſtarb ſchon nach einigen Monaten (am 6. April 1803). Kurz darauf verſchied auch Sir W. Hamilton in den Armen Nelſons, der die letzten ſechs Tage und Nächte der Wartung ſeines ſterbenden Freundes gewidmet hatte.

Im Jahre 1805 bey wieder ausgebrochenem Kriege verließ er ſein geliebtes Merton, um abermals dem Staate ſeine Dienſte anzubieten. Den glänzenden Erfolg dieſes Entſchluſſes verdankt England eigentlich Nelſons Freundinn, Emma Hamilton, die, in der Seele des Helden leſend, ſeine Melancholie zu deuten wußte und ihn veranlaßte, dem thatenloſen Leben auf Merton zu entſagen, und ſich abermals in das Gewühl des Krieges zu ſtürzen. Er fiel ihr weinend um den Hals, „Brave Emma, gute Emma, wenn es mehr Emmas gäbe, würde es mehr Nelſons geben. Sie haben meine innerſten Gedanken errathen." Schon am nächſten Morgen reiſte er mit ihr nach London, forderte und erhielt von der Admiralität den Oberbefehl über alle Schiffe im mittelländiſchen Meere. Vor ſeiner Einſchiffung ließ er ſich ſeinen Sarg zeigen, der aus dem Holze des bey Abukir aufgeflogenen franz. Admiral-Schiffs l'Orient gemacht war, und den er, wie er ſagte, wahrſcheinlich bey ſeiner Rückkehr brauchen würde. Den 13. Sept. 1805 Abends riß er ſich von ſeinen Freunden los, ſprach über ſeine angenommene Tochter, Miß Hora-

tia Nelson, die damals, fünf Jahr alt, ruhig im Bette schlief, ein kurzes Gebet her, und eilte dann zu dem größten der Siege, den je ein Held errungen hatte. In seinem Journale finden sich darüber folgende Worte, welche unsern Helden treuer schildern, als es lange Biographien thun würden: „Freytag Nachts verließ ich das liebe Merton, mit ihm alles, was mir auf dieser Welt theuer ist, um noch einmal meinem Könige und meinem Vaterlande zu dienen. Möge der große Gott, den ich anbete, mich in den Stand setzen, den Erwartungen zu entsprechen, die beyde von mir hegen. Ist es sein Wille, daß ich zurückkommen soll, so werde ich nie aufhören, Dank zu seinem Thron der Gnade empor zu senden. Steht in seinem Rathschlusse das Gegentheil beschlossen; so beuge ich mich mit Demuth, und vertraue darauf, daß er die beschützen wird, die mir so theuer sind, und die ich heute zurücklassen muß. Sein Wille geschehe. Amen."

Gleich bey seiner Flotte vor Cadix versammelte er alle Officiere, theilte ihnen seine Dispositionen mit und sagte: „Sollten die Signale nicht zu sehen seyn; so wird kein Capitän dafür verantwortlich gemacht werden, wenn er sein Schiff an die Seite eines feindlichen legt." An Cap. Blackwood schrieb er: „Hier wird es ernst werden. Ich gedenke die Franzosen zu empfangen, wie es ihnen noch niemals begegnet ist. Sobald ihre Flotte ausgelaufen seyn wird, beginnt die Schlacht. Der Ausgang derselben sey, wie er wolle; sie soll nie ihres Gleichen gehabt haben. Überlebe ich den Tag, so wird mein zerstörter Körper Ruhe fordern, und diese allein begehre ich." Endlich lief am 20. October die feindliche Flotte aus. Nelson schloß sein Journal mit folgenden Worten, die man als sein Testament ansehen kann: „Möge der große Gott meinem Vaterlande einen großen und glorreichen Sieg verleihen. Möge er von keinem Vergehen irgend eines unter uns befleckt werden, möge nach dem Siege Menschlichkeit auf der brittischen Flotte herrschen. Ich empfehle mein Leben und meinen Tod dem, der mich geschaffen hat." Nach einigen Stunden sagte er zum Cap. Hardy: „Jetzt können sie nicht mehr entweichen, ich denke, einige zwanzig Schiffe sollen uns zum wenigsten in die Hände fallen. Wahrscheinlich werde ich das zweyte Bein verlieren, aber der Sieg wird immer noch wohlfeil erkauft seyn. Als Cap. Blackwood vor dem Gefechte mit den Worten von ihm Abschied nahm, er hoffe ihn nach wenigen Stunden wieder zu sehen, antwortete der Held, indem er ihm die Hand drückte: „Mein lieber Blackwood, ich werde Euch nie wieder sehen."

Der Erfolg der Schlacht bey Trafalgar ist bekannt. Die feindliche Flotte, welche von den franz. Admirälen Villeneuve und Gravina commandirt ward, bestand aus drey und dreyßig Linienschiffen, mit zehntausend Mann bewaffnet. Die brittische Flotte zählte nur sieben und zwanzig Schiffe. Das letzte Signal, welches Nelson vor der Schlacht durch den Telegraphen gab, war: „England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue." Zuerst brach Cap. Collingwood mit seinem Schiffe durch die doppelte, enggeschlossene Linie der Feinde. Nelson, der davon Nachricht erhielt, und dessen große Seele nichts vom Neide wußte, rief voll Freude auf dem Verdecke aus: „Seht den braven Kerl! Schaut nur, in welchem großen Style er sein Schiff ins Gefecht führt." (Look the noble fellow! Observe the great style, in which he carries his ship into action.) Während des Treffens äußerte er mehrere Male sein

lautes Entzücken über die Tapferkeit beyder Parteyen. Die Kanonenkugeln fielen häufig neben ihm auf das hintere Verdeck, wo er seine Befehle ertheilte; der Stumpf seines rechten Arms bewegte den Ärmel des Rocks schnell auf und ab, wie es zu geschehen pflegte, wenn sich Nelson recht glücklich fühlte. Da die verschiedenen Ordenszeichen, mit welchen er geschmückt war, ihn zu kennbar machten, bat ihn Cap. Hardy einen Überrock anzuziehen. Nelson antwortete: „Ich habe noch keine Zeit dazu." Eben bemerkte der Capitän, daß ein Scharfschütze im Mastkorbe des franz. Admiralschiffs Bucentaure auf Nelson zielte, und rief diesem zu, seinen Platz zu ändern, als in demselben Augenblick Nelson oben neben der linken Schulter einen Schuß erhielt, der durch die Lunge ging, und im Rückgrathe stecken blieb. Verwundet sank er in Hardy's Arme und sagte: „Sie haben mir endlich den letzten Rest gegeben (they have done for me at lass)." Die Feinde erhoben ein wildes Freudengeschrey, das den ermordeten Helden mehr ehrte, als sie. Nachdem Nelson in den Raum herabgebracht worden war, wollte er, wie immer, erst dann von den Chirurgen Beystand annehmen, wann die Reihe an ihn kommen würde. Während der Untersuchung der Wunde beobachtete er das Gesicht des Wundarztes, und fragte ruhig, als er ihn erblassen sah: „Ich sehe, die Wunde ist tödlich." Zu seinem Secretär, der ihm das Kissen unter dem Kopf hielt, sagte er: „Empfehlet mich dem Andenken meiner Emma und meiner verlassenen Tochter. Sagt ihnen, daß ich sie Beyde in meinem Testamente meinem Vaterlande vermacht habe." Bald nahmen die Schmerzen dergestalt zu, daß er laut den Tod wünschte. Schon war der untere Theil seines Körpers erkaltet, schon drohte die Menge Blutes, die aus der Lunge strömte, ihn zu ersticken, als er bey dem Freudengeschrey Victory, welches in diesem Augenblicke die englische Flotte erschallen ließ, noch einmal aus dem Todesschlummer erwachte, und ein neuer Glanz sein schon gebrochenes Auge belebte. Er fragte den Cap. Hardy, wie viel feindliche Schiffe bereits genommen seyen. „Zwölf," antworte dieser. „Wie, rief Nelson lebhaft aus, nur zwölf, nur zwölf? Nach meiner Meinung hätten es mehr seyn sollen." Dann sagte er zu den Schiffsgeistlichen: „Ich halte mich für keinen großen Sünder, und Gott sey Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Nicht wahr, ich bin kein großer Sünder gewesen?" Dann schrie er vor Schmerz laut auf, sank zurück, und hauchte seine große Seele aus.

Die Trauer der Flotte, als die Nachricht von Nelson's Tod erscholl, war herzzerreißend. England war nicht minder bestürzt über den Verlust seines Helden. Niemand rühmte sich des großen Sieges; der König las die Relation mit Thränen, und rief dabey aus: „Ach, wir haben mehr verloren, als gewonnen!" Sein Bruder und Erbe ward zum Grafen mit dem Titel: „Earl Nelson of Trafalgar and Merton" ernannt und diese Würde auf seine und seiner zwey Schwestern männliche Nachkommen übertragen. Die Nation schenkte dem Bruder außerdem noch 120,000 Pf. St. in Gütern. Nelson's Leichnam wurde in Greenwich bey London einige Tage hindurch feyerlich ausgestellt und dann am 9. Jänner 1806 unter dem Dom der St. Paulskirche mit großer Pracht zur Erde bestattet.

Nelson's einzige hinterlassene, jetzt zwanzigjährige Tochter, Miß Horatia Nelson, verließ mit ihrer Mutter, Lady Emma Hamilton, England und

bezog in der Nähe von Calais ein kleines Landhaus, wo letztere im Jänner 1815 gestorben ist. Das fernere Schicksal von Horatia Nelson ist unbekannt.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Dem Théâtre des Variétés muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sich nicht allein auf die vernünftigsten Grundsätze stützt, sondern daß die Administration desselben, vorzugsweise vor allen übrigen Pariser Theatern, diese Grundsätze am beharrlichsten zu befolgen strebt. Rechnet man dazu den seltenen Zufall, daß alle Mitglieder dieses Theaters, besonders der männliche Theil, ein ausgezeichnetes und (was nicht immer der Fall ist) vom Publicum goutirtes Talent, wenn gleich keinen classischen Ruf, besitzen, und daß die ganze Truppe unermüdbar im Einstudieren neuer Stücke ist; so begreift sich das glänzende Glück, welches dieß Theater seit seiner Gründung gemacht hat: Brünet genießt, so wie ein jeder der übrigen Actionnaires, außer seinem Gehalte von zwölftausend Franken, ein jährliches Einkommen von dreyßigtausend Franken. Dieß Theater bedurfte einer so ungemein soliden Grundlage, um nicht durch den Abgang Potier's den Ruin zu erleidrn, welcher ihm von jedermann vorausgesagt wurdr. Wenn die Administration diesen Schauspieler von neuem zu engagiren sucht, so beweist sie damit den ganzen Umfang ihrer klugen Verwaltung. Sie, oder vielmehr Potier, hat freylich den Prozeß gegen das Theater am Set. Martinsthore verloren und Potier muß bey diesem seinen Contract aushalten; aber die noch übrigen drey Jahre werden leicht hinlaufen und dann muß die Rückkehr dieses Schauspielers das Glück drs Theaters des Variétés um so dauerhafter begründen. Die Gesammtdarstellungen sind auf dieser Bühnr ergetzlicher, so wie die Gattung der daselbst aufgeführten Stücke allgemeiner und weniger beschränkt, als auf allen andern Pariser Theatern: während man auf letztern, im Lustspiele, nichts als den ewigen Zirkel französischer, witzig-frivoler Collisionen und, im Trauerspiele, nichts als den Wiederhall halb-griechischer und halb-gallischer poetischen Plastik sieht, zeigen dir Stücke des Théâtre des Variétés, wenn gleich in ungezügeltem, oft sogar rohem Muthwillen, das Menschliche im Menschlichen und ergetzen eben durch die nackte Natürlichkeit, in welcher sie entworfen und ausgeführt werden. So ist rs begreiflich, wie ein bekannter deutscher Kritiker, durch die colossale Statur Shakespear's in frinrr Aussicht auf Euripides und Racine beschränkt, bey seiner hiesigen Anwesenheit den Ausspruch thun konnte, „er besuche nie das Théâtre François, sondern nur die Varietäten," eine Erklärung, deren zu ausschließliche Natur ihrem Ueheber rinen Haufen von Hohn und Spott zugezogen hat. In der That gibt es auf diesem Theater Stücke, welche Meisterwerke in der niederländischen Gattung sind. Ich rechnr dazu le Coin de rue, le Marchande de gonjous, les Bonnes d'enfans, Cadet Roussel beau-père (eine Parodie der Jeux Gendres von Etienne, in welcher man, besonders bey der Scene, wo Cadet Roussel, der sich zu Gunsten seiner beyden Schwiegersöhne allee seiner Habr begeben hat, mit seinem Bedienten auf die Gasse geworfen wird und die Vorübergehenden um ein Frühstück anspricht, zugleich lachen und weinen muß) u. s. w.; andere Stücke dieses Theaters schließen sich dem feinsten und correctesten Lustspiele an, wir le ci-devant jeune Homme, les chevilles de maître Adam u. s. w. Im verflossenen Monate hat dieß Theater neu gegeben: Les Moissonneurs de la Bauce ou le Soldat laboureur, ein Vaudeville, an dessen Inhalte und Darstellung ein gebildeter Mann sich ergetzen könnte, machtr sich nicht der patriotisme d'antichambre auf eine höchst widerliche Art breit darin. Wer erräth nicht, daß ein Krieger thier Franceoeur genannt), nachdem er sich durch seine Tapferkeit Lorberen gepflückt hat, in seinr Heimat zurückkehrt und daselbst Kohltöpfe pflanzt? Daß dieß nicht ohnr nahmhaftr Lobredncrey auf dir Heldenthaten der großen Nation abgeht, versteht sich von selbst. Letztere sind, wie gewöhnlich, in

Couplets eingekleidet, welche von Lepeintre, der den Soldaten ſpielt, in der bekannten überforeirten Manier abgeſungen werden und jedes Mal den wüthendſten Beyfall erhalten. Ein Oberſt, dem der Soldat in der Schlacht bey Auſterlitz das Leben gerettet hat, und der der Beſchützer und Wohlthäter deſſelben geworden iſt, muß, um den Zuſchauern voll für's Geld vom alten Sauerteige zu geben, von der Mousquete auf gedient haben und ſingt folgendes Couplet:

Moi, j'avois dix-huit ans à peine
Que je fus sous-lieutenant,
A trente ans je fus capitaine,
Je suis Colonel maintenant.

Oui, chez nous, la seule vaillance
Des soldats fait des généraux;
Et plus d'un maréchal de France
Est parti le sac sur le dos.

Übrigens wimmelt das Stück von höchſt angenehmen und witzigen Einzelnheiten.

Auf dem Théâtre de la Porte St. Martin ſpielt der Solitaire ſchon ſeit mehrern Wochen im Charakter, das heißt, vor leeren Bänken. Rechnet man dazu die Hitze, und die Abweſenheit Potier's, der ſeinen Urlaub angetreten hat und Gaſtrollen auf den Provinzialtheatern gibt; ſo ergibt ſich die Nothwendigkeit, in welcher ſich dieſes Theater befinden mußte, ſeinem Publicum ſchleunig ein mundgerechtes Melodrama aufzutiſchen. Dieß iſt mit *Jacques ou la fatale Révélation* geſchehen. Die Entdeckung iſt wirklich unheilbringend, aber für die Adminiſtration, denn das Publicum hat ſie bey der erſten Vorſtellung ausgepfiffen. Der Inhalt (auch ein hirnverbranntes Melodrama kann in ſo fern einen Inhalt haben, als es keinen leeren Raum gibt) iſt etwa folgender. Adele, die Tochter des franzöſiſchen Conſuls zu Palermo, wird von Edmund, dem Secretaire deſſelben, geliebt und liebt ihn wieder. Edmund iſt, herkömmlicher Weiſe, ein Ausbund von Tugend und Geſchicklichkeit; aber es geht ihm, wie vielen andern ehrlichen Leuten: er kennt ſeinen eigentlichen Vater nicht. Bekanntlich meint der geiſtvolle Brid'oiſon in Figaro's Hochzeit, „man müſſe doch irgend jemandes Sohn ſeyn;" aber das gnügt unſerm Secretaire nicht: er zieht auf Erkundigung aus, und da entdeckt ſich's, daß ſein Vater ein gemeiner Marineſoldat, ein zum Tode verurtheilter, entlaufener Verbrecher, der leibliche Bruder des Conſuls und ein tugendhafter Mann, alles zuſammengenommen in einer Perſon, iſt, auch obenein dem Nebenbuhler des Secretairs das Leben gerettet hat. Dem tugendhaften Marineſoldaten fehlen aber die Beweiſe ſeines Standes und ſeiner Unſchuld, er ſtürzt ſich alſo aus beleidigtem Ehrgefühle in's Meer. Dieſer Einfall hat das Mitleidsgefühl der gefühlvollen Bewohner der Stadtviertel du Marais und du Temple verletzt; wohl verlangen ſie, daß die verfolgte Unſchuld einige Zeit lang am tragiſchen Schickſalsknoten zappele; aber er muß zur gehörigen Zeit abgeſchnitten werden. Der Sturz in's Meer hat das Stück geſtürzt. Die Adminiſtration hat nun ihre Sache auf Nichts geſetzt, nämlich auf den Byroniſchen Marino Falieri, Dogen von Venedig, den ſie ſich zu einem Melodrama umſchaffen läßt. Wenn ich das bekannte Stück Nichts nenne, ſo geſchieht es, dem Werthe deſſelben unbeſchadet, im Sinne des Verfaſſers, der das ganze Weltall ein Nichts nennt. Wie man ſagt, hat das erſte franzöſiſche Theater ebenfalls eine Bearbeitung deſſelben Originals zur Aufführung angenommen; ja, man ſetzt hinzu, beyde Bearbeitungen ſeyen von einem und demſelben Verfaſſer, nämlich von dem Hrn. Théaulon gemacht. Bekanntlich hat ſich dieſer Theaterdichter ſchon mehr als einmal durch Parodien über ſeine eigenen Stücke ſelbſt ausgelacht, wozu übrigens eine gewiſſe eiſerne Stirn gehört, die nicht jedermann beſitzt. Daß er ſich jetzt aber gar in einem Melodrama beweinen will, iſt von trauriger Vorbedeutung.

(Die Fortſetzung folgt)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 14. Februar 1822.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

Am Strande von Norwegen ging vor nun schon einigen hundert Jahren ein edler Ritter mit einem ehrwürdigen Mönch im tiefen Gespräch auf und nieder, während die Reisigen und Knappen des Kriegsmannes eifrig bemüht waren, ein schön geordnetes Schiff, das in der Felsenbucht vor Anker lag, vollends zur Abfahrt auszurüsten. Der Mönch warf im Sprechen bisweilen bedenkliche Blicke auf den herbstlich grauen Himmel und das dunkelwogende, weißbeschäumte Meer. Da sagte endlich der Ritter lächelnd: „Oheim, kommt euch denn wirklich, seit ihr in den heiligen Mauern wohnt, eine Seefahrt an die Küsten von Frankreich als etwas so Ungeheures vor? In euren Jünglingsjahren habt ihr sie doch, wie man sagt, gar kühn unternommen, ohne euch von Herbstnebeln und Winterstürmen abschrecken zu lassen. Soll denn nun ich, in den rüstigsten und besonnensten Jahren meiner Manneskraft eine jegliche Wolke um Rath zu einer solchen Reise fragen?" Der Mönch seufzte, und blieb eine Zeitlang still. Darauf sagte er: „Eben weil ich die Fahrt in jenes schöne Land, wo schon in der Heidenzeit und auch späterhin unser Stamm wohnte, recht sehr genau kenne, eben weil du noch im rüstigen Mannesalter stehst, eben deßhalb, lieber Neffe Falko, möchte ich dich abhalten von der Reise." „Soll ich etwa harren damit, bis ich zum Greise werde?" rief der rasche Ritter Falko aus. „Wer weiß, thätest du nicht gut daran!" entgegnete nachdenklich der Mönch. „Für mich wär' es wohl besser gewesen, segelte ich etwa jetzt zum ersten Male dort hinaus!" „Reuet es euch, in den geistlichen Stand getreten zu seyn?" fragte staunend der Ritter. Eine leichte Röthe flog über des Geistlichen Antlitz, indem er mit inniger Heftigkeit erwiederte: „Nein! Nein! Da sey Gott vor! Mag es den Schiffbrüchigen reuen, daß er das Ufer einer stillen grünen Friedensinsel erklommen? einer Insel, von wo ihm fromme, freundliche Brüder die Hände mit rettendem Erbarmen entgegenbreiteten?" Und die Stimme zum leisen Gestüster sinken lassend, setzte er hinzu: „Ich

meine nur ſo viel: auch ohne Schiffbruch hätte man am Friedenseiland Fuß faſſen können, und zwar ſchöner und mit minder gebrochener Bruſt. Segle nicht in dieſem Jahre nach Frankreich, guter Neffe!" Falko, von der Bitte des ehrwürdigen, ihm längſt väterlich theuren Mannes wunderſam erweicht und geſtillt, ſagte mit ſanfter Freundlichkeit: „Haben wir denn nicht den ganzen vorigen Winter hindurch die Fahrt beſprochen, guter Oheim Gabriel? Und da fandet ihr es doch ganz recht und billig, daß ein Nordmann die Küſte der ſchönen Normandie, nach ſeinem edlen Volkesſtamm geheißen, einmal mit eigenen Augen beſchaue, und die Burg ſeiner Ahnherrn grüße, ob ſie vielleicht auch ſchon halb in Trümmer zerfallen ſey!"

„Als ich das letzte Mal dort war, ſtand ſie noch!" unterbrach ihn ſeufzend Mönch Gabriel. „Aber die Zinnen der Thürme hatten ſich ſchon mit alterndem Mooſe gekränzt, und wenn man in ihren Schatten ausruhete, rieſelte bisweilen Staub und bröckelndes Geſtein wie ein leiſer Herbſtregen neben Einem herunter in das hohe Gras."

„Seltſam," ſprach Falko, „recht ſeltſam, daß kein ehrbarer Rittersmann ſie eingenommen und für ihre Erhaltung geſorgt hat."

„Ja, das hat ſeine Urſachen," ſagte nachdenklich der Mönch. „Es geht mir auch oft genug im Sinn herum."

„Nun, ſo laßt mich hin, daß ich euch nähere Kunde bringen mag!" rief der Ritter.

„Ach Kunde bringen!" wiederholte wehmüthig der Mönch. „Daraus wird ja nun doch nichts. Ja, wenn du im Frühlinge hingeſegelt wäreſt!"

„Oheim, ſollte das einen Unterſchied machen?"

„Einen großen Unterſchied, lieber Neffe. Sieh, der Frühling lockt zu Thaten und Fahrten immer weiter hinaus. Da gilt's kein langes Raſten. Du hätteſt die verfallende Burg unſerer Heldenahnen geſehen, und ihr Bild in der Seele feſtbehalten fortan, wie das gewiß einem jeden echten Ritter ein erquickendes und anſpornendes Gefühl gibt, um das ich dich nicht bringen möchte. Dann aber, dafür ließ ich dein Heldenblut ſorgen und den Lenz, dann aber wär' es raſch fürdergegangen mit dir in die Welt, und ſo dereinſt wieder zurück. Jetzt iſt es ein andres. Der Herbſt wird dich locken, ach er iſt ſehr lieblich in unſrer Stammesheimath, daß du der Mannſchaft und dem Fahrzeug Ruhe gönneſt, und enger und enger wird die ſchöne Normandie ihre Bande um deine ihr verwandte Seele flechten; aus der Herbſtruhe wird Winterruhe; da erkundeſt du ſo manches Seltſame, dir jetzt noch Unbekannte, und, Falko, dann kehrſt du uns nun und nimmer wieder!"

„Oheim, waret auch ihr ja dort! War ja mein ſeliger Vater auch dort! Und Beyde ſeyd ihr wiedergekommen; warum denn nicht ich?"

„Dein ſeliger Vater kam als ein zum Tode Verwundeter zurück; ich als ein Mönch."

„Oheim, da muß es noch andre Geheimniſſe geben, als die Anziehungskraft des heimiſchen Stammbodens allein. Denn die fränkiſche Normandie mag wohl ein blühenderes Land ſeyn, als unſre Klippengebirge, aber italiſches Blüthenland iſt ſie denn doch immer noch nicht. Und ſelbſt aus dem ja kehren immer unſre Kampfgenoſſen unverzaubert, und meiſt gar fröhlich heim. Freylich iſt die liebe Normandie meine Stammesheimath; aber iſt doch dieß

ehrſame Norweg meine Geburtsheimath, und die Heimath einer ganzen Reihe wackerer Vorfahren. Dergleichen läßt einen frommen und getreuen Geiſt ſo leicht nicht los. Kündet mir denn, welch ein Geheimniß eure Beſorgniſſe weckt. Ich ahne nun ſchon zu viel, um nicht alles erfahren zu müſſen."

„So iſt es, lieber Sohn;" ſagte Mönch Gabriel nach einigem Beſinnen. „Komm! Folge mir dort in die Felſenkluft. Du ſollſt alles vernehmen." Sie traten in ein dunkel überhängendes Steingewölb an der Bergeswand, und ließen ſich auf zwey große, uraltbemooſte Grabſteine, von einer bereits verdämmernden Vorzeit hierhergelegt, nieder, um ſich her nur das Dunkel der Felſenkammer, vor ſich nur das Gemälde des grauenden Herbſtabends, und das ſchäumige Meer.

Da hub Oheim Gabriel folgendergeſtalt zu erzählen an:

„Unſer größeſter Ahnherr, der, wie du auch, Falko geheißen war, diente dem Herzoge der Normandie, Wilhelm dem Erobrer, und hatte ihm geholfen, dieſen Beynamen zu gewinnen, indem er manch einen getreulichen und ſieghaften Schwertesſchlag für ſeinen Lehnsherrn bey der Einnahme des ſchönen Inſelreiches England führte. Nun wollte der Lehnsherr ihn dort behalten; Falko hingegen wollte nach der geliebten Normandie zurück und nach der ihm unausſprechlich theuren Burg, die ſeine Väter ſich mit dem Schwert erſiegt hatten. Vergeblich alle hochehrenden Anerbieten des Herzogs! Nach der Normandie ſtand des Ritters Sinn, und er ſchiffte auch wirklich dorthin zurück, obgleich nicht ganz in der alten Freundlichkeit von ſeinem Herzoge entlaſſen, der ſich nun König nennen ließ. Das Herrſchen in einem eroberten Lande, wo man zu ſeinen neuen Vaſallen kein rechtes Herz mitbringt, und alſo auch keines von ihnen erwarten kann, mag wohl die Seele eines Menſchen ſehr ſchlimm verſteinern können, wenigſtens war das mit dem zum König gewordenen Herzog Wilhelm der Fall, und die Ritter und andere Männer der Normandie erfuhren das wohl noch herber, weil er ſeit ſeiner neuen Eroberung ſie nicht mehr von Auge in Auge ſah, welches ja unter den Menſchen oft ſo vieles ausgleicht, und ſie empfanden es ſchmerzlicher, weil ſie es in frühern beglückten Tagen ſo gar viel anders von ihm gewohnt geweſen waren."

„Es geſchah in dieſer trüben Zeit, daß unſer Ahnherr in Streit mit einem benachbarten Ritter über einige Äcker und Wieſen gerieth. Die Sache mochte von Anfang wenig oder nichts bedeuten, wie es beynahe mit allen weltlichen Streithändeln der Fall zu ſeyn pflegt, als ſollten wir daraus begreifen lernen: das, warum man ſich bey dergleichen Fehden zanke, ſey überhaupt nur nichtswerther Staub und verfliegende Aſche. Doch hat das Feuer der Zwietracht erſt einmal gezündet, ſo dringt es furchtbarlich in Ader und Bruſt und Herz der beyden Parteyen. Jedweder fühlt mit gerechter Bangigkeit das eigne theuerſte Leben gefährdet, ach aber ſtatt in ſich zu löſchen, wirft er gemeiniglich nach Kräften den Brand in des Gegners Grenzen hinaus, und ſo iſt dann plötzlich ein Kampf auf Tod und Leben geboren, und die ſchwache menſchliche Kraft ſieht kaum ein Friedensmittel mehr vor Augen."

„Der Gegner unſres Stammes, von dem ſieghaften Arm unſres Ahnherrn gedrängt, rief den Lehnsherrn um Entſcheidung an. Der ſandte ein kurzes, ſtrenges Wort über Meer, ſein Falko habe verloren, und als nun

der auf seinem vermeintlich guten Recht bestand, und sich nicht sogleich in den eigenmächtigen Ausspruch finden wollte, da erklärte der zornige König ihn all seiner Lehen verlustig, ja auch verlustig der Stammburg, die unser Ahn doch als freyes Eigenthum besaß. Die Lehen ließ Falko fahren ohne Widerstand, die Stammburg und ihre Ländereyen hielt er fest, noch immer dadurch einer der mächtigsten Barone der Normandie. Da bot der König die andern Ritter des Landes insgesammt gegen ihn auf, und sie zogen mit überlegener Heeresmacht heran, ihn aus dem Stammschlosse zu vertreiben. Falko, an Mannschaft nicht stark genug, ihnen im freyen Felde zu begegnen, beschloß, die Burg zu halten, und eh unter ihren Trümmern zu erliegen, als einen Feindesfuß eindringen zu lassen. Man kennt auch noch heutigen Tages in der Normandie ein altes Lied, welches die Scheu, mit welcher die Barone dem Neste des kriegerischen Falken naheten, halb spottend halb schaudernd besingt. Es hebt sich an:

„Wahrt euch vorm Falkenneste!
Wahrt euch, ihr bleichen Gäste!
Der kühne Falko wacht!"

Die Klänge des alten Liedes, wie der greise Mönch es wehmüthig ernst über die Lippen tönen ließ, brachen sich schauerlich an der Felsenwölbung, und der abendlich wachsende Sturm summte von draußen über das Meer als Begleitung mit herein.

Die beyden Männer sahen sich wie fragend nach allen Seiten um. Es war, als müsse vor den jahrhundertalten Klängen irgend eine Erscheinung jener Vergangenheit wieder auftauchen. Aber es blieb alles still.

„Die Todten schlafen sehr fest in ihren Gräbern!" seufzte Falko.

„Du meinst ihre Leiber, mein Sohn!" sprach der Geistliche heiter. „Die Seelen der Frommen wachen ja droben bey Gott. Und das dürfen wir von unserm Ahnherrn Falko in recht heitrer Zuversicht glauben; denn daß er nicht nur ein tapfrer, sondern auch ein recht frommer Mann war, bewies sich aus seinem Benehmen in diesem herandrohenden Kriege. Es hatte den Baronen vergeblich vor der Falkoburg gegraut. Als nämlich der Schloßherr das Banner seines Königs im Vortrab des anrückenden Aufgebotes flattern sah, fiel ihm eine schwere Reue auf's Herz, daß er jemals wider dieß theure Zeichen habe kämpfen wollen. „Burgen," sprach er, „gibt es auch noch in andern Landesmarken nach ehrbarem Recht zu gewinnen. Aber ein Schwert, das sich einmal wider seinen König und Lehnsherrn erhoben hätte, gewönne wohl durch alle Zeit hin seinen ursprünglichen Glanz nicht wieder, und ich will das Schwert unsres Stammes rein erhalten. Bleibt ihr nun hier zurück, meine treuen Mannen, und unterwerft euch friedlich. Ich ziehe allein und einsam nach den Nordlanden zurück, woher meine Väter mit Herzog Wilhelms Vätern gekommen sind. Und möge," setzte er in seltsamer Begeisterung hinzu, „möge fortan jedes Schwert in unserm Stamme, das gegen die Waffe seines Königs oder eines Blutsverwandten anklingt, zerspringen, wie sprödes Glas!"

„Ist wohl ein Schwert unsres Stammes seitdem schon also zersprungen, Oheim?" fragte der Ritter schaudernd.

„Gottlob nein, lieber Sohn!" entgegnete Mönch Gabriel. „Die Unsern

haben bisher noch immer gewußt, ſich von Rebellenkämpfen rein zu bewahren und auch von Bruderkämpfen rein. Deßwegen blieben unſre Schwerterklingen ſcharf und ganz."

„Gott erhalte ſie ſo!" ſagte feyerlich der Ritter.

„Amen!" ſagte, ſeine Hände faltend, der Mönch.

(Die Fortſetzung folgt)

Auf einem Maskenballe.

Der Liebende.

Wer biſt du, ſchöne Maske? Heb' den Schleyer!
— — Da ſtrahlt mir der Geliebten Angeſicht!

Die Geliebte.

Barg nicht auch dich die Maske, mein Getreuer?
Doch fragt' ich nach dem holden Namen nicht!
Ein Unbekannter tratſt du mir entgegen;
Doch ſtiller Zauber hieß mich froh dir nahn.
Mir kündete mein Herz in tauten Schlägen
Die Gegenwart des theuren Herrſchers an.

Louiſe Brachmann

Correſpondenz-Nachrichten.

Neapel, den 15. Jänner 1822.

Am 27. Dec. vorigen Jahrs fand die Beneſizvorſtellung Statt, welche dem hier nun ſeit ſechs Jahren ſich aufhaltenden Roſſini vom Könige bewilligt worden war. Der Componiſt hatte eine, dem Vorgeben nach neu von ihm componirte, Paſtoralcantate: La Riconoscenza, gewählt. Es fand ſich aber, daß dieß die nämliche Muſik war, welche Roſſini ſchon vor länger als einem Jahre zum Behufe einer Privatfeyerlichkeit geſetzt hatte. Je höher die Erſcheinung eines neuen Produets eines Genies dieſer Art die Erwartung ſpannt, deſto unangenehmer fühlt ſich das Publicum in ſeinem Vergnügen verletzt, wenn es ſich, wie hier, getäuſcht findet. Mit Ausnahme eines einzigen Duetts der beyden Schäferinnen Argene (Sgra. Dardanelli) und Melania (Sgra. Comelli) in F-dur zu Anfange der Cantate, iſt alles Übrige ein bedeutungsloſes Rauſchen und Säuſeln. Die Cantate ſchließt mit einem lärmenden Janitſcharen-Satze, einer bisher noch wenig gekannten Art idylliſcher Muſik. Roſſini, gewohnt alle ſeine Schöpfungen von dem hieſigen Publicum, welches er in Rom als das einzige, ſeine Werke gehörig würdigende erklärte, vergöttert zu ſehen, wird die beym Herabſinken des Vorhanges eingetretene Stille ſich ſehr wohl zu deuten wiſſen.

Ricciardo e Zoraide, in einen Act zuſammengezogen, konnte für die Cantate nicht entſchädigen, und war nur noch an einigen wenigen gelungenen Muſikſtücken zu erkennen. Dieſe Zuſammenziehung, obwohl von dem Compoſiteur ſelbſt veranlaßt, iſt ohne Rückſicht auf die Wahrſcheinlichkeit der Handlung vorgenommen worden. Der erſte Act iſt bis zur zehnten Scene faſt ganz geblieben, ſpringt aber von da gleich auf das Duett im zweyten Act zwiſchen Ricciardo und Zoraide: „Cielo, che veggo!" über. Aus dem Reſte iſt, mit gänzlicher Hinweglaſſung des Ireano und der Confidenten, das Finale gebildet. Die Rollen waren, mit Ausnahme der Zomira, welche einer Anfängerinn anvertraut worden, und der Sgra. Colbran (Zoraide), welche ſich zu ſingen weigerte, von unſern beſten Sängern beſetzt. Selbſt an David (Ricciardo) wurde der gewöhnliche Eifer vermißt, und Sgr. Nozzari (Agoranti) war nicht bey Stimme. Das Orcheſter hat die etwas ſchwierige Muſik vortrefflich ausgeführt, beſonders gelang die

Ouvertüre, die ich hier zum erſten Mal in dieſer Vollkommenheit hörte. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Discretion der Poſaunen, die ſich auf andern Bühnen ein ſchreyendes Vorrecht anzumaßen pflegen. Decorationen und Coſtum, vorzüglich erſtere, waren mittelmäßig. Den übrigen Theil des Abends füllten zwey ſchon etwas ältere Ballete von der Erfindung des Mr. Henry aus, in deren erſterem: „Il Giudizio di Paride" das Ballabile ſehr anziehend, im letztern: „L'orfano" die Pantomime vorherrſchend iſt.

Der Zulauf des Publicums an dieſem Abend war ungeheuer. Nie erinnere ich mich ein ſo volles Theater geſehen zu haben. Die Einnahme betrug, wie ich aus zuverläſſiger Quelle weiß, gegen 3000 Ducati (5000 fl. Conv. Münze), während den erſten Tanzern und Sängern die jährlichen Einnahmen nur mit 800 Ducati (1333 fl. Conv. M.) verſichert ſind.

Roſſini iſt im Begriff, die Gefilde Parthenopens zu verlaſſen und den Beyfall des Publicums der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt perſönlich zu ernten. Während der ſechs Jahre, ſeitdem er ſich als Compoſiteur und Directeur der königl. Theater in Neapel befindet, hat er die Opern Eliſabeth, Othello, Armida, Zoraide, la Donna del Lago, Ermione und das Oratorium „Moſes," ferner die Oper „Zalmira," welche Anfangs des künftigen Monats zum erſten Mal hier aufgeführt werden wird, geſchrieben. Von Wien wird er im Juny nach London gehen, und dann über Paris nach Neapel zurückkehren, wo er mit dem Pächter der hieſigen königl. Theater neuerdings einen Contract abgeſchloſſen hat. „Siamo ſicuri," ſagt das Giornale del regno delle due Sicilie, welches Roſſini's Abreiſe verkündigt, und ſich in Lobſprüchen über ihn ergießt, „ſiamo ſicuri, che il cangiar clima, lungi dal nuocere al magico genio di queſto inſigne maeſtro, sarà in vece una occaſione felice, per farli creare nuovi capi d'opera, ed eſtendere i confini delle teatrali bellezze." Auch wir wollen hoffen, daß die Genien eines Haydn, Mozart, Neumann, Stadler, Cramer, dieſer Pflanze des ſüdlichen üppigen Himmels ſich freundlich nahen, und ſie mit jenem himmliſchen Thaue geſtärkt werden möge, welcher ihren Werken die Gabe der Unſterblichkeit verliehen hat.

(Der Schluß folgt)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Kiaking, pantomimiſches Ballet in fünf Aufzügen, von Hrn. Titus, Decorationen von Hrn. Neefe, Maſchinerie von Hrn. Roller, aufgeführet auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Es kann kein angenehmes Geſchäft für denjenigen ſeyn, der während eines Zeitraums von mehr als ſieben Jahren Gelegenheit gehabt hat, die Ballete der großen Opre zu Paris kennen zu lernen, mit der Beurtheilung ähnlicher Erzeugniſſe im Auslande beauftragt zu ſeyn. Die Franzoſen, abgeſchloſſen in dem Streben nach Verſchönerung der äußeren Form und frey von den Störungen, welche durch jede nach dem Innern ſtrebende Gemüthlichkeit erzeugt zu werden pflegen, ſind vorzugsweiſe im Stande geweſen, den Tanz bis zu ſeiner höchſten Vollendung auszubilden. Kein Volk der Erde wird, ſo lange ſich in der europäiſchen Kunſtbildung keine abſolute Umwälzung ereignet, die Franzoſen in ihren choregraphiſchen Leiſtungen erreichen, noch weit weniger übertreffen. Vergebens, daß man franzöſiſche Tänzer in's Ausland engagirt: ſo lange nicht auch das franzöſiſche Publicum mit verſchrieben werden kann, muß ſelbſt der beſte Künſtler von dort her vor Zuſchauern, die ihn nicht zu beurtheilen, nicht vor'm Zurückſcheuen in ſeiner Kunſt zu bewahren verſtehen, an Talent verlieren. Die Bildung, welche beſonders das Pariſer Publicum ſeinen Künſtlern und Tänzern ertheilt, iſt ſo über allen Zweifel erhaben, daß ein Engagement in der Provinz, dauere es ſelbſt nur ein Jahr, Angewöhnungen erzeugt, welche zu Paris auf der Stelle bemerkt und geahndet werden.

So erfordert Rückſicht und Billigkeit, daß ich bey Anzeige der hieſigen Ballete mich

jeder Vergleichung mit der Pariſer groſſen Oper enthalte und dieſe Leiſtungen nur mit ſich ſelbſt und mit den Mitteln, welche den Künſtlern zu Gebote ſtehen, zuſammenſtelle.

Das Ballet Kiaking iſt in fünf Aufzüge getheilt. Wie ehemals, als man noch in dem Wahne ſtand, nicht jede weinerliche Lappalie ſey ein tragiſcher Stoff, und dafür hielt, ein wahrhaft tragiſcher Stoff müſſe gehörig entwickelt und nicht bloß wie eine Anekdote ſkizzirt werden, eine Tragödie in einem Aufzuge für ein dramatiſches Embryon gehalten worden ſeyn würde; ſo ſchien gleichfalls ein Ballet höchſtens drey Aufzüge enthalten zu dürfen, ſollte nicht durch die Entbehrung der mündlichen Rede und der aus ihr nothwendig hervorgehenden mangelhaften Entwickelung der Handlung, Langeweile und Überdruß bey dem Publicum erzeugt werden. Aber da man in der neuern Zeit gelernt hat, Trauerſpiele in einem Acte zu verfertigen, ſo ſehe ich nicht ab, warum wir, zur Entſchädigung, nicht auch Ballete in fünf Acten bekommen ſollten. Hr. Titus hat mit dieſer Neuerung den erſten und gar nicht mißlungenen Anfang gemacht; ſomit müſſen wir dieſem Künſtler verpflichtet ſeyn, daß er die Bahn gebrochen hat, die Kürze der Trauerſpiele durch die Länge der Ballete zu compenſiren.

Um die fünf Acte des gegenwärtigen Ballets iſt es ein ſo verdienſtlicheres Ding, als die Handlung, welche zu denſelben ausgeſponnen worden iſt, kaum einmal für einen einzigen zugereicht haben würde. Wenn deſſen unerachtet die Production gefallen hat und wahrſcheinlich noch recht lange auf dem Repertoire bleiben wird, ſo muß es dieſes Schickſal den darin enthaltenen feenariſchen und choregraphiſchen Nebendingen zu verdanken haben. Wirklich gleicht das Ballet Kiaking einem Frauenzimmer, welches, entblößt von allem Geiſte, bloß durch ein niedliches Geſicht und die Künſte der Toilette zu gefallen verſteht.

Der Inhalt iſt folgender. Hantſou hat den Beherrſcher von China vom Throne geſtoßen, ihn ermorden laſſen und die Regierung an ſich geriſſen. Die Witwe des unglücklichen Kaiſers, Min mit Namen, lebt als Bäuerinn mit ihrem Sohne Kiaking in einer entfernten Provinz, nur von dem Gouverneur derſelben gekannt. Kiaking's Seele hat ſich, wie das Programm beſagt, eine düſtere Schwermuth bemächtigt: es ahnt ihn, daß er ſtatt des Rechens einen Zepter führen ſollte. So mag's kommen, daß ihn die Reize der ſchönen Lihu, der Tochter des Gouverneurs, feſſeln, ob er gleich, als Bauer, ſeine Augen nicht ſo hoch erheben ſollte. Eben ſteht dieſe Liebe auf dem Puncte, einige dramatiſche Verwickelungen herbeyzuführen, als die Mutter ein Einſehen in die Sache thut, ihrem Sohne ſeinen Stand entdeckt und ihm eine Rolle zeigt, auf welcher man die Worte lieſt: „Mein Mörder iſt Hantſou. Kiaking, mein Sohn, räche mich!" Aber Kiaking hat etwas Anderes im Sinne: er heirathet Lihu. Als es eben recht herrlich und in Freuden zugeht, erſcheint ein Abgeſandter Hantſou's, die Ankunft des Tyrannen verkündigend. Man ſollte jetzt glauben, Kiaking werde bey dieſer Nachricht den Abſcheu, welchen ihm der Mörder ſeines Vaters einflößen muß, zu erkennen geben. Nicht ſo: Kiaking liebt und von der Liebe kann es heißen, was Ovid von den Künſten ſagt: „Sie mildert das Gemüth und leidet nicht, daß die Sitten wild ſeyen." Der erſte Act ſchließt mit den Zubereitungen zu Hantſou's Ankunft. Im zweyten Acte ſitzt dieſer auf dem Throne, das Volk tanzt; dann werden Kiaking und ſeine junge Gemahlinn dem Tyrannen vorgeſtellt. Dieß geſchieht, damit ſich Hantſou in Lihu verlieben und eine Art von dramatiſchem Knoten ſchlingen möge. Der dritte Act beginnt mit den Beſorgniſſen, die Min über die Gefahr äußert, der ſie durch die Ankunft Hantſou's ausgeſetzt iſt. Sie hat nicht Unrecht; nur hätte ſie dieſe Betrachtungen früher anſtellen ſollen. Hantſou erſcheint, erblickt Min und dunkle Erinnerungen ſteigen in ſeiner Seele auf. Min kömmt noch mit dem Schrecken davon; aber Lihu'n geht es deſto ſchlimmer: Hantſou will ſie, da ſie ſich nicht gutwillig ſeinen Wünſchen fügt, erſtechen. Kiaking ſtürzt herbey, rettet ſeine Gemahlinn und droht, den Tyrannen, werde er nicht in ſeinen und Lihu's Abzug willigen, ſeiner Seits zu erſtechen. Da Hantſou ſich in ſolcher Gefahr ſieht, laßt er Kiaking ziehen. Kaum iſt dieſee über die Schwelle, als der Tyrann nach ſeinen Wachen ſchreyt und ihnen Befehl zur Verfolgung Kiaking's ertheilt. Im vierten Acte werden beyde eingeholt, in Feſſeln geſchlagen und ſtehen auf dem Puncte, vor Hantſou geführt zu werden. Da entdeckt Min ihren Stand, das Volk hul-

digt ihr und ſchwört dem Tyrannen den Untergang. Alles geht nach Wunſch, und das Ballet endet, wie es die Leſer gleich bey'm Anfange deſſelben vorausgeſehen haben.

Es ſpricht, wie ſchon oben geſagt, für den Werth der ſcenariſchen Details und der Erfindung der Tänze, daß die Dürftigkeit der Handlung, welche in dieſem Ballete verſpürt wird, dem Gefallen deſſelben keinen Abbruch thut. Wirklich verrathen die Enſemble-Stücke, obgleich dann und wann ohne Correctheit und ohne jene Strenge in der Compoſition, welche der gute Geſchmack erfordert, Erfindung, Keckheit und eine gewiſſe Originalität. Die Heirath der beyden kleinen Chineſen iſt gut erfunden, ſteht am rechten Orte und beluſtigt in der Ausführung. Unter den Figurantinnen möchten ſich leicht mehr wohlgebildete Fraurnzimmer befinden, als unter allen Ballet-Corps in ganz Frankreich, die große Oper zu Paris nicht ausgenommen.

Mlle. Bretet beſitzt Virtuoſität und Begeiſterung, aber eine Ungebundenheit, welche nicht ſelten der Grazie und Correctheit ermangelt. Sie erreicht einiges, verfehlt vieles und wagt alles. Dlle. Millière iſt regelrecht und geſchmackvoll. Mme. Rozier zeigt viel pantomimiſche Kunſt; ſie ſucht, ihrem Muſter, der Bigottini, auf eine erfreuliche Weiſe nachzuſtreben. Eine Stelle in dem, von ihr mit Mlle. Mittière und Hrn. Taglioni getanzten, Pas de trois iſt von recht lieblicher Wirkung geweſen und hat allgemein angeſprochen.

Es iſt mir nicht wenig aufgefallen, daß die Kleider der hieſigen Solotänzerinnen um einige Finger kürzer, als auf dem großen Operntheater zu Paris getragen werden. Dieſe Kürze muß bey Seide und andern Stoffen um ſo bemerkbarer und unäſthetiſcher erſcheinen.

Unter den Decorationen zeichnet ſich die des zweyten Acts, eine Ausſicht auf die im Hintergrunde liegende Stadt darſtellend, ſehr zu ihrem Vortheile aus.

Vor dem Ballete ward die Puppe von Hrn. Caſtelli gegeben. Dieß iſt die ſo berühmte und beliebte petite Soeur, von Scribe, in welcher die kleine Leontine Fay hinter einander nahe an hundert Male zu Paris aufgetreten iſt. Ich ſelbſt habe mehr als zwanzig Vorſtellungen dieſes allerliebſten Stücks, einer der vollendetſten Leiſtungen des Gymnase dramatique, beygewohnt. Von der Wirkung, welche die Puppenſcene hervorbringt, läßt ſich nur aus eigner Erfahrung urtheilen. Man erlaſſe mir, eine Vergleichung zwiſchen der Aufführung zu Paris und der hieſigen anzuſtellen: ſie iſt nicht wohl thunlich. Nichts deſto weniger verbindet mich die Unparteylichkeit zu dem Geſtändniſſe, daß Dlle. Caroline Kupfer ihrem Vorbilde bey weitem näher gekommen iſt, als ich je geglaubt hätte, daß es auf irgend einem deutſchen Theater geſchehen würde. Dieſes talentvolle Kind verdiente, daß jemand, dem ſchauſpielkünſtleriſche Kenntniß (Routine dürfte es allein nicht thun) zu Gebote ſtände, die Puppenſcene mit ihr durchginge und ſie auf die Wirkung aufmerkſam machte, welche beynahe jede Phraſe in derſelben hervorzubringen im Stande iſt. Hier nur eine einzige Bemerkung: Dlle. Kupfer muß ſich in dieſer Scene nicht auf das Tabouret, ſondern auf einen Stuhl ſetzen, und die Puppe ſtets ruhig und in derſelben Stellung halten. Das übrige wird ſich dann theilweiſe ſchon von ſelbſt finden.

Modenbild VII.

1. Crepp-Hut mit Straußenfedern und einem Häubchen mit Barben.
2. Blondhäubchen mit Blumen.
3. — — von Crepp.
4. — — von Gaze.
5. Turban von Gaze mit einem Perlen-Diadem.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

VII. Wiener Moden.

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 16. Februar 1822.

21

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold's in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Hierauf fuhr der Greis folgendergestalt in seiner Erzählung fort:

„Als die Pforten unserer Stammburg aufgingen, schaarten sich die Belagerer, einen Ausfall erwartend, rasch zusammen, aber es kam der große Freyherr Falko auf seinem hohen, kohlschwarzen Pferde ganz allein und ganz langsam herausgeritten, in vollem Kriegesharnisch zwar, aber die Lanze nach dem Königsbanner hin ehrerbietig neigend, und so, weder rechtshin noch linkshin umschauend, ritt er feyerlich seines Weges fürder. Die Schaaren theilten sich ehrerbietig vor ihm, und grüßten; er dankte nicht; er meinte nur dem Königsbanner einen Gruß schuldig gewesen zu seyn!"

„Schon war er durch die Geschwader hindurch, und wäre vermuthlich schweigend von dannen gezogen. Aber da hatten sich auf einem nahen Hügel, über den sein Weg ihn führte, viele Hirten mit ihren Weibern und Kindern gesammelt, die wollten noch gern Abschied von ihm nehmen, denn er war dem friedlichen Volk immer ein gar hülfreicher und großmüthiger Herr gewesen. Wie er denn nun in dem wehmüthig freundlichen Kreise sein Roß anhält, und Dank und Abschiedsgrüsse empfängt und wieder spendet, denn hier ging ihm das freundliche Herz noch zu guter Letzt im Vaterlande recht innig auf, da wirft er auch noch einen Scheideblick auf seine Stammburg, und siehe, so eben will der Nachbar, welcher ihn mit seinem Könige entzweyt hatte, dahineinreiten, als gedenke er Besitz zu nehmen von dem verlassenen Bau. Das übermannte des tapfern, vielgekränkten Herzens Geduld. „Halt!" donnerte Falko mit gewaltiger Stimme dahinüber, und donnerte gleich darauf noch einen mächtigen Hornesruf nach, daß der dreiste Besitznehmer in wunderlichem Schrecken sein Pferd wild herumriß, und bey der übereilten Bewegung sich mit dem scheuenden Thier überschlug. Während man ihm emporhalf, wandte der ganze Haufe sich staunend nach dem Hügel, von wo der

Doppeldonner den Ritter zu Boden geſchleudert hatte. Da hielt nun Falko hoch unter den ihn umringenden Landleuten, und rief den ehedem bundsverwandten und freundlichen Helden zu: „Halt! Niemand von euch ſoll einreiten in die Veſte als Herr! Einſam und öde ſoll ſie bleiben zu allen Tagen. Das iſt mein letztes Vermächtniß, und Wehe dem, der es bricht! Wehe! Wehe! Wehe!" rief er wie ein zürnender Geiſt über die blühende Gegend hin, und die Schaaren wichen von dem verfehmten Baue zurück, welchen zugleich die bisherige Beſatzung, ſcheu aus allen Pforten und Pförtlein ſtrömend, verließ. Falko ſah dem Allen mit grimmigem Behagen zu. „Recht ſo!" donnerte er noch einmal. „Und ſo ſoll es bleiben!"

Da fingen die Hirten und Weiber zu weinen und zu wehklagen an, daß die Burg, ihnen und ihren Vorältern ſeit ſo lange her ein ſiegreicher Schutzort, nun verödet bleiben ſolle für alle Zeit, wohl gar ein wild verfallener Trümmerhaufen. Aber Herr Falko winkte mit der Hand, und ihre Klage hielt inne. Darauf ſprach er etwas erweichteren Herzens: „Soll dennoch je wieder ein lebendiger Mann dieſe Burg bewohnen, ſo mag es ein Hirtenkind dieſes Landes ſeyn, und ein tapferer Heldenritter zugleich, oder mein Weh bleibt über Burg und Burgherrn feſt!" Und raſch wandte er ſein Roß, und eilte von hinnen. Das Schloß aber ſteht ſeitdem verfallend und leer. „Wie ſollte auch ein Hirtenkind zum ritterlichen Helden werden!" ſagte Falko. Der Mönch aber entgegnete: „Es ſah doch einſtmalen darnach aus. Aber ein finſtrer Geiſt wohl herrſcht über die Burg, und gibt nicht zu, daß ein lebendes Weſen dort wieder einzieht in heitrer Freudigkeit."

Es war, als ob er mühſam einige hervorquellende Thränen hemme. Dann ſprach er weiter: „Voll reicher Tapferkeit und Milde ſtieg der edle Falko hier in unſern Nordlanden auf, als ein herrliches, weitangeſtauntes Heldenbild, und gründete die Macht ſeines Stammes bald aufs neue. Es blieb die Sitte unſres Hauſes, jedweden Erſtgebornen in Haupt- und Nebenzweigen Falko zu nennen, wie auch ich dieſen Namen trug, ehe mich ein dunkles Gewölb überwebte und umwandelte zum Kloſterbruder Gabriel. Doch Alle, die wir des großen Ahnherrn Namen führten, waren in unſerm Herzen wunderſam hingetrieben nach der ſchönen Normandie, ſo wie es auch dich jetzt treibt, geliebter Falko. Ach es trieb und treibt uns nicht zum Glücke. Den Einen begrub ein Meeresſturm, noch eh er die erſehnte Küſte ſchaute; den Andern, als er die öde Väterburg erſtieg, erfaßte auf des luftigen Hauptthurms Gipfel eine wilde Luſt nach dem blühenden Lande ringsher, überkühn breitete er die Arme hinab, und ein plötzlicher Schwindel ſtürzte ihn zerſchmettert auf den ſteinigen Burghof. Ein Dritter erlag, als er im ehmaligen Bannforſt unſers Gebietes jagen wollte, um dem eingedrungenen Beſitzer zu trotzen, lautlos zu Boden geſtreckt, ohne daß dieſer eine Hand deßhalb rühren durfte. Der unvorſichtige Armdruſtſchuß ſeines eignen Knappen hatte ihn gefällt. Zwey andre Falkos, jugendlich blühende Vettern, ſegelten auf zwey Schiffen zugleich hinüber. Der Sturm trennte ſie, und trieb ſie zur Nachtzeit auf zwey verſchiedenen Stellen ans Land ihrer Väter. Dennoch war es, als habe das Unheil ſie mit einem Schlage getroffen. Denn in der erſten Morgenſtunde fand man den Einen, der aus dem berſtenden Schiff ans Ufer ſchwimmen wollte, mit durchranntem Herzen an einer ehrnen Stange ſchwanken, zum Anbinden der Na-

chen vom Ufer ins Meer hinausgeſtreckt, und ſah den Andern aus ſeinem ungeſtüm landenden Boote ſtürzen, und unter ſeiner herrlichen Rüſtung Wucht verſinken. Als nun auch ich hinaus wollte ins Land der Ahnen, wehrten es aufſchiebend meine Ältern; mein Vater, als jünger geborner Sohn, führte den bedrohlichen Namen nicht, ſondern hieß, wie auch dein Vater, Angilbert. Aber ob er auch wehrte und zögerte nach beſten Kräften, die wilde Sehnſucht entſchlief in meinem Buſen nicht. Schon in voller Reife des Mannesalters ſprach ich endlich, nun ſey es eine Schmach für unſern ganzen Stamm, wenn ich noch fürder daheimſitze, während unſre älteſte und herrlichſte Burg von Fledermäuſen bewohnt werde, und eingedrungene Beſitzer von ihren Feldern ernteten, in ihren Forſten jagten, ihre Hirten und Bauern bedrückten."

„Ha Oheim, wie redet Ihr ſo begeiſternd wahr," rief der kühne Ritter aus, und ſprang empor. „Iſt es mir doch, als tönten tauſend Stimmen über die See, und riefen: Falko! Falko! nach! nach! Leb wohl, du edler greiſer Falko! Dein Stamm- und Namensgenoſſe zieht hinaus auf die glorreiche Fahrt!"

Aber der Alte ſtreckte wehmüthig bittend ſeine Hände aus, und der jüngere Held hemmte den ſchon gehobenen Tritt. „Ich bin ja kein Falko mehr! Ich bin ja nur ein Gabriel!" ſeufzte aus ſchwerem Herzen der Greis. „Ach und dennoch mußte ich wider Willen ſo wildkühne Worte ſprechen, die Fahrt dir flügelnd, die ich dir aufzuhalten gedachte. Ich ſehe wohl, dieß Streben iſt vergeblich. Aber mindeſtens vernimm nun erſt alles, was ich dir noch zu künden habe."

Der Ritter nahm wieder auf dem Grabſteine Platz, und der Mönch ſprach folgender Maßen weiter:

„Wie ich nun die Ehre des Stammes vorſchob, als Grund für meine Fahrt, da ward mein alter Vater ſtill mit ſeinen Einwürfen; aber er ſah ſo recht herzlich betrübt aus. Die Mutter ſagte auch nichts mehr; aber ſie weinte. Und mir ward die Seele davor ſo ſchwer, daß ich nun von Herzen gern daheim geblieben wäre. Doch konnte ich natürlicher Weiſe nach Worten, wie ich ſie geſprochen hatte, nicht wieder umwenden. Da miſchte ſich dein Vater in die Sache, und obgleich eben dazumal ſeine herzliebe Gattinn dich ihm geboren hatte, meinte er doch, es ſey am Beſten, wenn er die Fahrt beginne nach der Normandie. Wer bis jetzt dorten aus unſerm Hauſe verunglückt ſey, habe immer den Namen Falko geführt; nun wolle es einmal Angilbert verſuchen, ob er das Abenteuer nicht glücklich zu Ende führen möge. Die Ältern ſahen es nach dem erſten Staunen gern, denn ſie hofften wirklich auf dieſe Weiſe die Löſung des alten Fluches zu erleben, und wie wenig auch ich Anfangs von einer ſolchen Vertauſchung hören wollte, beſiegten mich doch endlich die Bitten deiner lieben Mutter, welche mit einer ſeltſamen Zuverſicht den fröhlichſten Erfolg von der Fahrt ihres Gatten prophezeyte. Angilbert ſegelte aus."

„Ach aber wie hatten die holde Weiſſagerinn ihre ſchönen Hoffnungen betrogen! Zwar kam uns Angilbert zurück nach wenigen Monden; aber wie! Todtenmatt auf ſeinen Speer gelehnt trat ans Nordlandsufer aus dem Schiffe der noch jüngſt erſt ſo freudig und raſch hineinſpringende Held! Er hatte die Burg unſrer Väter ohne Hemmung noch Unfall betreten; er hatte

ſein Recht darauf geltend gemacht, und meinte nun faſt, die ganze Sache ſey gethan. Da ſprachen aber die Barone, welche unſre Forſten, Äcker und Weiden innehatten, und von unſern Bauern die Frohndienſte und Kornpächte empfingen, ehe ſie ihn dort leiden wollten, müſſe er ſich erſt feyerlich all dieſer Dinge begeben. Angilbert entgegnete freundlich, eben um all dieſe Dinge den rechten Erben wieder anzueignen ſey er ja gekommen: wie wolle denn nur eine Ritterburg beſtehen ohne Ländereyen! Und was ſey ein Ritter werth, wenn er keine Schutzgenoſſen zu verfechten habe! Da kam es zum Kriege, und Angilbert behielt das Feld. Zugleich aber empfing er eine lähmende Wunde in die Hüfte, und weil er fühlte, daß die ſein Leben auszuzehren beginne, wollte er doch wenigſtens unter den trauten Seinigen ſterben, und brachte mir nun Anſpruch und Ehrenſchuld zurück. Da trieb mich mein Vater ſelber zur Fahrt, und mit ungeſtüm klopfender Bruſt, mit Zorn und Liebe zugleich im Herzen ging ich bald an der fränkiſchen Normandie anmuthigem Geſtade vor Anker."

„Mein Rechts- und Ehrenkampf begann ſiegreich; aber die Burg wollte ich nicht eher betreten, als bis Alles rückerrungen ſey, was jemals unſerm Stamme in dieſen Landen zugehörte. Nur an den weithinſchattenden Mauern des Heldenſchloſſes lagerte ich oft, und mir war dann in nächtigen Träumen, als erſcheine mir unſer großer Ahnherr Falko, mit wohlgefälligem Lächeln auf mich blickend; doch immer wieder, kurz eh ich erwachte, umzog ſein Antlitz ein wehmüthig warnender Ernſt. Das hemmte mir noch immer ſtrenger jeden Gedanken von allzuraſchem Eintritt in die Stammburg. Doch kämpfte und ſiegte ich rüſtig und glücklich fort. Jahre waren auf dieſe Weiſe vergangen, da ſtreifte ich einſt in der Verfolgung des Feindes durch ein abgelegenes Wieſenthal, das ich bis jetzt noch nie wahrgenommen hatte. Es war, als habe, all unſern blutigen Kriegen zum Trotz, der Friede ſich ungeſtört hierhergelagert in dieſes ſtille, einſamliche Blüthenreich. Der Lenz kam eben über die Lande hereingezogen, und mit wie holdſeligem Prangen er die ſanfte Hirtenſtelle ſchmückte, weiß ich mir wohl noch lebendig in die alternde Seele heraufzurufen, aber auszuſprechen und mitzutheilen weiß ich es nicht. Nur das vernimm: zwiſchen all den ſchönen Blumen und Blüthen blühte eine holde Schäfertochter als die lieblichſte Blume des Thals. Mein ganzes Leben war von ihrem Anblicke zugleich entzündet und beruhigt, zugleich entflammt und verklärt. Nach dem erſten Schreck über den Anblick des als ſo kriegeriſch wild verrufenen Falko, ſah ſie nicht unfreundlich zu mir auf, und wie ein gezähmtes Täubiein ſchmiegte ſie ſich bald wohlgefällig in meiner mächtigen Waffen Schutz. Hatten bisher unſichtbare Engel dieß Thal behütet, ſo ſtanden jetzt meine Kriegsmannen mit kühner Achtſamkeit als ſichtbare Wächter umher, und wo auch fernehin eine Kunde von Gefahr des lieben Thales zu meinen Ohren drang, flog ich unaufhaltſam zur Rettung herbey, überreich belohnt durch einen dankenden Blick aus dem Himmelsauge meiner holden Schäferinn."

„Da trat es mir einſt vor die Seele, wie unſre frühſten Ahnherrn wohl auch ſchon Ehebündniſſe mit ſchönen Hirtinnen geſchloſſen hatten, ohne daß ihr Ruhm und Wappenſchiid davon geniedert ward, und als ich bald darauf wieder einmal im Schatten der Stammburg lagerte, ſah ich im Traume die

Erſcheinung des Helden Falko ſanfter und milder als je. Erwachend eilte ich nach dem lieben Thale hin, und bot der Hirtinn meine ritterliche Hand. Sie nahm ſie an, mit dem ſanften Erröthen beglückter Liebe, und mit jener edelſtolzen Demuth, die ſich vor Gott noch weit tiefer neigt, als vor den machtvollſten und herrlichſten Menſchen. Ach, wie war ich nun ein beglückter Mann! Vor einem Raſenaltar im lieben Thale gab ein ehrwürdiger Geiſtlicher mich und meine Schäferinn zuſammen, und Hirten und Krieger hielten in anmuthiger Verſchlingung Blumen- und Waffentänze um uns her."

„Mein Glück ſollte nur wenige Wochen dauern! Mein dießſeitiges Glück, mein' ich. Drüben! Ja, drüben!"

(Die Fortſetzung folgt)

Unverhofft kommt oft.

Mir ward ein großes Glück zu Theil,
Ein ſeltner Himmelsſegen,
Und alle Herzen rufen: Heil!
Die ſeinen Werth erwägen.
Es iſt ein vielgeprüfter Freund,
Der an mein Ich gebunden;
Zu Rath und Thaten ſich vereint,
In gut' und böſen Stunden.
Er nennet ſich — Herr Unverhofft!
Und ungerufen kommt er oft.

Längſt flog die gold'ne Zeit vorbey,
Wo wir Studenten waren.
Ich lernte viel und Mancherley,
Doch leider Eins nicht: — Sparen!
So lang ſchien' jegliches Quartal,
Daß mich's noch heute wundert;
Da lieh mein Freund, recht liberal,
Mir Hundert für Zweyhundert.
Zur Zahlung kam Herr Unverhofft
Mit meinem Solawechſel oft.

D'rauf trieb ich feurig Poeſie
Mit zweifelhaftem Glücke,
Bereichert' unſ're Tragödie
Durch ſchwarze Schickſalsſtücke:
Schrieb auf, bey Tabak und Kaffeh,
Was ſich im Innern rührte;
Herr Unverhofft, in ſtolzer Höh',
Sah zu und recenſirte.
Auch damals kam mir Unverhofft
Mit ſeiner Weisheit allzuoft.

Die Poeſie beſoldet knapp
Den allertreu'ſten Diener:
Drum fiel ich ihr in Zeiten ab
Und ward ein Mediciner.
Ich wehrt' und währte manche Noth
Durch Pulver, Trank und Geiſter.
Freund Unverhofft gewann ſein Brot
Mit mir als Tiſchlermeiſter.

Zur Arbeit kam Herr Unverhofft
Bey meinen Sanftentschlaf'nen oft.

Da nahm ich mir ein eeiches Weib,
Jung, luſtig, ſchön daneben,
Gab Ruh' dem Geiſte, Ruh' dem Leib,
Und lebt' ein Himmelsleben.
Drey Monat', ja beynahe vier',
Ging Alles wohlgefällig;
Bald ſchlichen Schmeichler ein bey mir,
Mein Weib ward recht geſellig:
Vor Allen kam Heer Unverhofft
Um dieſe Zeit tagtäglich oft,

Ich ließ die Liebe Liebe ſeyn
Und ſchuf mir and're Wonnen.
Ein Weiſer kroch in's Faß hinein,
Auch ich kroch zwiſchen Tonnen.
Das edle, reine Rebennaß
Wählt' ich zur Luſt und Freude;
Doch ſelbſt im Keller, hinter'm Faß
Erſpähten mich die Leute.
Am meiſten kam Herr Unverhofft
Zu mir, zu meinem Rheinwein, oft.

Jetzt eben iſt es Jahr und Tag,
Daß mir die Frau geſtorben.
Drey Wochen d'rauf hat Wetterſchlag
Mein Haus im Brand verdorben.
Der Quell des Wiſſens fließt nicht mehr,
Nicht fließen mehr die Fäſſee;
Und dennoch, aller Sorgen leer,
Fühl' ich mich nüchtern beſſer.
Seitdem nur kommt Herr Unverhofft
Nicht, wie in frühern Zeiten, oft.

Friedrich Treitſchke.

Correſpondenz-Nachrichten.

Neapel.

(Schluß)

Eine neue Oper von Generali „la Sposa indiana" eröffnete am 12. d. M., dem Geburtstage Sr. Majeſtät des Königs, die Carnevalszeit. Sie ſollte das Andenken an ihre matte Schweſter „Elena ed Ollredo" verwiſchen. Der Erfolg bewies das Gegentheil.

Der Text iſt werthlos und verbindet mit einem verbrauchten Stoffe eine gemeine Sprache. Zorai (Sigr. David), ein indiſcher König, iſt im Begriff, ſich mit ſeiner Geliebten, Eriſſena (Sgra. Camelli) zu vermählen, als ſeinem Nebenbuhler Palmoro (Sgr. Nozzari), welcher ihn ſchon lange belagert hält, durch Verrätherey die Thore geöffnet werden. Zorai geräth in die Gewalt des Siegers. Eriſſena, durch ihren Vater Abiſſarre (Sgr. Benedetti) veranlaßt, beſchließt die Rettung ihres Geliebten durch Aufopferung ihrer Selbſt, und verſpricht Palmoro unter der Bedingung, daß er die Stadt räume, und Zorai wieder in ſeine Rechte einſetze, ihre Hand. Palmoro hat dieſe Bedingungen erfüllt, und dringt auf die Erfüllung ihees Verſprechens. Da zieht Eriſſena einen verborgenen Dolch und will ſich durchbohren; die Umſtehenden hindern ſie an ihrem Vorhaben. Gerührt durch ſo viel Treue, opfert Palmoro ſeiner Großmuth die Liebe zu Eriſſena, und verſöhnt ſich mit Zorai.

Generali hat es ſich zum Grundſatz gemacht, ganz dem gegenwärtigen Muſikgeſchmacke zu huldigen. Er benimmt ſich dabey ſo gewiſſenhaft, daß er nicht nur die Ver-

wechslung des Geſanges mit den Inſtrumenten, ſondern ſogar die Motive zu Arien und Chören, die Terzengänge, die ganze Inſtrumentirung nebſt dem Crescendo und Decrescendo, ja ſogar die unermüdlichen „Bis" von dem Schöpfer dieſer Periode entlehnt, ſo, daß man in dieſen beyden Opern nichts anders als eine veränderte Auflage der Roſſiniſchen Werke findet. Es iſt nicht zu läugnen, daß in der Sposa indiana einige gute Nummern ſind, z. B. die Cavatine der Eriſſena im erſten Act „di voce querula sento" in F-dur, eine Arie mit Chor des Palmoro im erſten Act, „quello sdegno, che m' accende" in B-dur, dann das Quartett ohne Begleitung im erſten Act „Infelici affetti miei, quanto mai penar mi fate!" und das Finale deſſelben Acts. Aber der zweyte Act iſt gänzlich arm an guten, oder auch nur an erträglichen Muſikſtücken. Der Originalität verzeiht man das Zurückfallen in ſeine eigenen Manieren. Nicht ſo dem Copiſten, dem es, als ſolchem, an origineller Kraft gebricht, und der mit matten Farben auf alten Contouren herumpinſelt. Die vielen Beyſpiele hätten dieſen Compoſiteur belehren ſollen, daß die Copie, ſelbſt mit allen Vorzügen, doch nur Copie bleibe. Generali hätte weit beſſer gethan, auf dem gut gewählten eigenen Wege fortzuſchreiten, als bey ſchon geläuterten Ideen ſich mit Roſſini's Federn ſchmücken zu wollen.

So viel Gutes man auch von dieſer Oper vorausgeſagt hatte, wurde ſie im Ganzen dennoch mit ſtummen Beyleidsbezeigungen aufgenommen. Viel trug dazu der Umſtand bey, daß das Coſtum ſehr fehlerhaft war. Nur das Orcheſter zeichnete ſich auch hier zu ſeinem Vortheil aus. Ich kann nicht genug die Ruhe und Gelaſſenheit loben, mit der Sgr. Feſta dieſen Coloß dirigirt. Manchmal regt ſich in mir der Wunſch, daß es einigen unſerer Herrn Directoren vergönnt ſeyn möchte, ſich an ihm ein Beyſpiel zu nehmen, und weder ihre Hand zu heftig auf das Pult fallen zu laſſen, noch auch durch ein durchdringendes Ziſchen das Decrescendo und Piano bewerkſtelligen zu wollen.

Das neue Ballet für die Carnevalszeit: „La Niobe" von Gioja, welches dieſer Oper folgte, hatte die Neugierde der Neapolitaner ſehr hoch geſpannt. Obwohl dieſes Product ſchon fünf Jahre hindurch der Reihe nach faſt alle Theater des nördlichen Italiens durchlaufen hat, gewährte es dennoch den ſüdlichen Bewohnern dieſer Halbinſel den neuen Anblick, das Ballabile möglichſt innig mit der Pantomime zu einem Ganzen verbunden zu ſehen. Der Stoff iſt zu bekannt, als daß ich hier viele Worte darüber verlieren ſollte. Die Wahl deſſelben war eine glückliche Idee, die Hauptmomente ſind gut aufgefaßt, auf eine ungezwungene Weiſe verbunden, und mit ſchönen Tänzen und Tableaux ausgeſchmückt. Bey der anerkannten Vortrefflichkeit des Perſonals konnte die Ausführung nicht anders, als den Erwartungen entſprechen. Vorzüglich gelang der Tanz der Horen bey der Rückkehr des Phöbus, und jener der Cyclopen, im Augenblicke, wo ſie die Pfeile für die Diana ſchmieden. Die Muſik iſt ein Potpourri aus verſchiedenen ältern Opern. Decorationen und Coſtum waren vortrefflich, und die Aufnahme Amphion's in den Olymp bey der ungeheuren Tiefe des Theaters ſehr impoſant.

Das widrige Schickſal, welches der „indiſchen Braut" widerfuhr, wird Roſſini's neue Oper „Zalmira" früher, als es beſtimmt war, auf die Bühne bringen.

Im Marz werden die HH. David, Nozzari, Ambrogio und Mad. Colbran uns verlaſſen. Letztere wird, von Roſſini begleitet, ihre Debuts in Wien beginnen. Als Erſatz erhalten wir indeſſen den Tenor Donzelli und Mad. Feron.

Für das königl. Theater al Fondo wird eine neue Oper von Zambieri „la Foreſta di Oſtropol" einſtudiert und nächſtens gegeben. Ob ſie in der gegenwärtigen ſtürmiſchen Zeit nicht Schiffbruch leiden wird, muß die Zeit lehren.

München, im Jänner 1822.

Kaum war eine neue Polizey-Verfügung rückſichtlich der Masken im Stande, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, eine Gleichgültigkeit, welche in dem ſonſt ſo maskenluſtigen München recht auffallend iſt. Die Masken dürfen nur noch an den Tagen öffentlich erſcheinen, an denen maskirte Bälle oder Academien gegeben werden. Wenn mehr als ſechs zuſammen gehen wollen, muß zuvor eine beſondere Erlaubniß eingeholt werden. Auch das Aneufen und Recken der Masken iſt verboten. Dieß ſind Maßregeln, welche den hieſigen Gewohnheiten geradezu widerſprechen, übrigens aber recht heilſam

und in die Zeit eingreifend ſind. Die jetzige Epoche, nach einigen Erſcheinungen zu urtheilen, iſt keineswegs beſonders geeignet, Zutrauen zu erwecken. So wurden z. B. in der erſten Hälfte dieſes Monats von der Polizey nicht wenigee als ſechshundeet acht und fünfzig Perſonen wegen Polizeyfrevel, zwanzig andere wegen Diebſtahles und Veruntreuung, vierzehn wegen Veefälſchungen und zwey wegen Deſertion veruetheilt. Auch das Theater behauptet, der dem Scherze geweihten Carnevals-Periode ungrachtet, eine ernſthafte Haltung. Nathan, Taſſo, Yngurd, die Mündel und Maria Stuart folgten ſchnell auf einander. Die Bühnen-Neuigkeiten des Jänners waeen im Hoftheatee: Torquato Taſſo, von Goethe; im Iſarthortheatre: Giſela, die moderne Fee, Zaubrrpoſſe mit Muſik, Julie, oder die verſtoßene Tochtee, Schauſpiel nach dem Franzöſiſchen, und der Tauſendſaſa; im italirniſchen Theatee: Mosè in Egitto, von Roſſini.

Am 21. dieß wurde der dießjährige erſte Maskenball im neuen Theatee gegeben, und duech die Anwrſenheit Ihrer Majeſtäten und der königlichen Familie verherrlicht. Der Zuſpruch wae zahlreich. Die an dieſem Abende zum erſten Mal angeoednete Spiegelbeleuchtung des Saales gewähete einen übeeraſchenden Anblick. Das zu gleichee Höhe mit dem Thratee heraufgeſcheobene Amphitheatee zeigte einen glängenden Saal, mit dee Ausſicht in ein Bosket mit einem Speingbrunnen. Das Publicum geſiel ſich in dieſee geſchmackvollen und reizenden Umgebung, und übeeließ ſich mit Anſtand den Ausbrüchen der Freude.

Zum Schluſſe einige Nachrichten von inländiſchen nützlichen Erfindungen, welche Hr. Mechanikus Bauer aus Nürnberg jüngſt angekündigt hat, und welche vielleicht auch anderswo ein Intrrreſſe erregen möchten. Dee Künſtlee liefert unter anderen ein Eehöhungspeeſpeetiv, mit dem man bey Verſammlungen übee die Köpfe der Zuſchauer hinweg odee um eine Straßenecke ſehen kann, füe den geringrn Preis von 2 fl. 48 kr. Welch einen Vortheil kann dieß Perſpectiv gewähren! Die Frauenzimmee können jetzt ihee wagenradähnlichen Hüte auf den Köpfen behalten. Auch ſein Jalouſiepreſpectiv, mit welchem man rückwärts und ſeitwärts ſehen kann, während der Betrachteto glaubt, man ſehe vorwärts, verdient auf Bällen und Conceeten die Berückſichtigung eifeeſüchtigee Männer, Feauen und Liebhabee. Nicht mindee empfehlungsweeth ſcheinet das Multiplizirpeeſpeetiv deſſelben Künſtlers zu ſeyn, worin man jeden Gegenſtand hundert- und mehrfältig erblickt. Wenn das Theatee z. B. leee iſt, ſo können die damit verſehenen Schauſpieler ſich einbilden, ſie ſtehen vor der zahlreichſtrn Veeſammlung. Seine verdienſtlichſtr Erfindung iſt ein ſogenannee engliſcher Kothſteigee, vermittelſt deſſen man, wie die Ankündigung ſagt, bey dem ſchlechteſten Wettee und auf dee kothigſten Gaſſe mit den feinſten Ballſchuhen gehen kann, ohne ſich zu beſchmutzen. Dieſen engliſchen Kothſteiger ſollten wir aus Pateiotismus umtauſen, da wie es, was kothige Steaßen und Fußwege beteifft, ſehe wohl mit den Engländeen aufnehmen können.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäuſern drs k. k. Hofgaetens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächſe:

Acacia longifolia. Langblättrigr Acacir. Aus Neuholland.
Correa alba. Weiſſe Correa. Aus Neuholland.
Daphne odora. Wohlriechender Seidelbaſt. Von China.
Dryandria floribunda. Aus Neuholland.
Erica baccans. Beerenförmige Heide. Vom Cap.
Pitcairnia bromeliaefolia. Ananasblättrige Pitcairnie. Von Jamaica.
Pſychotria undata. Wogenblättrige Pſychotrie. Von den Bahamainſeln.
Salvia Boosiana Booſiſche Salbey. Aus Peeu.

Herausgebee und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Steauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 19. Februar 1822.

22

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich sechs Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Verstummend sah der greise Mönch mit einem so freudigen Blick in die dunkle Nebelferne hinaus, daß es war, als ziehe davor ein lichter Strahl durch Wolken und schäumende See. Dann sprach er wehmüthig lächelnd weiter:

„Wär' ich ein kunstreicher Maler, schon längst hätte ich sie abgebildet, meine schäferliche Gattinn, wie sie eines Abends, als ich von einem siegreichen Zuge wiederkam, mir an der Thür der Hütte, die wir noch immer bewohnten, hoch und herrlich entgegentrat wie eine Königinn, und gebietend zu mir sprach: „Ich will, daß du mir gewährest, warum ich jetzt dich bitten werde. Es ist meine erste Bitte an dich." Da sprach ich natürlich in freudiger Überraschung Ja."

„Ach aber, was gebot sie! „Deine Feinde" sprach sie, „haben dich heut nur mit einem kleinen Theil ihrer Macht angefallen, während du wähntest, mit ihren gesammten Schaaren zu kämpfen, und deßhalb auch alle deine Geschwader hinausführtest ins Feld. Das wollten sie eben nur, und dein scheinbarer Sieg wird der Grund deines Verderbens. Sie überschauten deine ganze, ihnen bis heut noch immer räthselhaft dunkle Macht. Ihnen aber sind drey mächtige Barone aus der Bretagne zu Hülfe gerückt. Du kannst einer solchen Überzahl nicht widerstehen, und das Schlimmste ist: deine Feinde wissen es jetzt, wie es denn ihr überlauter Jubel einem nah bey ihrem Lager weidenden Schäfer verrieth. Meine Bitte an dich, oder nein, nach deinem heiligen Ritterwort darf ich ja nun wohl sprechen; mein Gebot an dich heißt: warte die verderblich aufdämmernde Nacht am Lande nicht ab. Eil' in dein Schiff mit deinen Waffengenossen, und segle nach der Insel Jersey hinüber." Ich mochte wohl im zornigen Schreck über eine solche Anmuthung zusammenzucken. Da sprach meine hochgesinnte Schäferinn zu mir: „Denke nur nicht, ich wolle meinen Helden zu einer unedlen Flucht erniedrigen. Auf Jersey

wohnen Hirten kriegerischer Art, und meine verklärte Mutter stammte von ihnen ab. Da, nimm dieß Zeichen von mir," sie knüpfte ein Metallkreutzlein von ihrer Brust und legte mir es in die Hand, „so werden sie dir freudig zur Hülfe bereit seyn, und du schiffest dann rüstig wieder zurück, und bietest mit ihrer Verstärkung, so Gott will, sieghaft aufs neue deinen Gegnern die Stirn!" „Was gibst du denn das Zeichen in meine Hand?" fragte ich. „Du wirst mir ja doch folgen!" „Nicht dießmal, o mein Falko!" entgegnete sie mit schmeichelnder Wehmuth. „Nicht dießmal! so schwer es mir fällt, mich auch nur um wenige Tage so weit von dir zu trennen. Aber," und wieder erhob sie sich in aller Hoheit ihres edlen Stolzes, „aber nähmest du dein Weib mit von hinnen, da hielten es ja deine Feinde für eine wirkliche," sie stockte, und brachte nur mühsam und mit heißem Erröthen die Worte hervor, „für eine zaghafte Flucht! Und das verhüte Gott, daß Jemand, und wärs der bitterste Feind, und wärs auch nur auf einen Augenblick! dergleichen von meinem tapfern Falko wähnen möge. Nein, zeuch allein! Und bleibt dann deine Gattinn hier zurück, ich sprech es mit großer Freude: die ganze Gegend weiß, wie sehr du mich liebst, da sieht ein jegliches Auge, du zogest nur zum sieghaften Wiederkommen fort, wie ja auch der tapferste Held im Zweykampf wohl einen Schritt zurückthut oder zwey, um mit desto kühnerm Anlauf wieder vorzustürmen. Und darfst du für mich das Mindeste fürchten in der Nähe von französischen Rittern, seit ihrer ersten Waffenumgürtung dem Schutze, dem Dienste der Frauen geweiht? Geh Falko! Beleidige mit keinem argen Gedanken in meinen Landesgenossen mich, in deinen Stammesgenossen dich selbst. Im Namen der Ehre, mein Falko, geh!" Was konnte ich noch erwiedern? Ich küßte ihre Hand, und ging."

„Aber noch hatte ich mit den Meinen das Schiff nicht bestiegen, da rasselte von allen Seiten ein übermächtiger Angriff gegen den Strand herab. Die Gegner waren unseres Zuges inne geworden, und daß ich nun nicht daran dachte, etwa in schmählicher Eile noch den Bord zu erreichen, kannst du wohl denken. Wir thaten, wie es im Todesgesange des alten Heiden Ragnar Lodbrog heißt:

Wir stritten mit Schwertern!

Und wohl darf ich mit den Worten desselben Liedes hinzufügen:

Gut hat da mein Schwert gekämpfet!

Zwey der gekrönten Helme auf tapfrer Barone Häuptern sanken vor meinen Hieben ins Blut. Aber da traf die Streitaxt des Dritten spaltend auf meinen Brustharnisch, und ich taumelte vom schroffen Ufer hinab in das Meer, das wilde Siegsgeschrey meiner Gegner mir als gräßliche Begleitung nachdonnernd, bis meine Sinne mir vergingen in den von meinem eignen Blut beschäumten Wogen."

„Als ich nach vielen Tagen wieder zur vollen Besinnung erwachte, fand ich mich auf Jersey, die wenigen meiner geretteten Krieger, die mich aus den Fluthen ins Schiff gehoben hatten, um mich her. Sie schlugen freudig ihre Schilde zusammen, wie ich meine Augen aufschlug, und das schien mir der rechte Gruß des Lebens, denn Wiedervergeltung meinen übermächtigen Feinden und sieghafte Rückkehr zu meiner schäferlichen Heidinn, das schien mir für jetzt des Lebens Bedeutung. Ach, ich hatte mich sehr betrogen; denn wie ich nun meinte, in wachsender Besserung die Rüstung tragen zu können, und

ſie zum erſten Mal prüfend angelegt hatte, da trat ein aus glücklichen Tagen bekanntes Antlitz vor mich hin, der ehrwürdige Oheim meiner geliebten Gattinn, der warf einen Trauerflor als Feldbinde über meinen Harniſch und ſprach: „Das magſt du fortan nun zum Feldzeichen führen, du Trauernder. Denn deines Lebens Freude, deine Hirtinn und Gattinn iſt todt. Fahre nicht ſo wild mit der Hand zum Schwerte! Kein Menſchenkind hat ſie dir geraubt. Als die verſtörende Kunde, du ſeyeſt blutend vom Meere verſchlungen, zu ihr kam, da rief der Schrecken ſie plötzlich von hinnen in ein Leben, wo es keinen Schrecken mehr gibt! Ich ſchiffte, nach ihrem letzten ſtammelnden Gebot hinaus in die Bucht, deinen Leichnam zu ſuchen; da ergriff bey der heiligen Pflicht ein Sturm mein Boot und warf mich hier herüber. Nun fand ich, o Armer, dich lebend, und muß nun dir die Todeskunde bringen, ich ſelbſt ein Sterbender, dem der tiefe Gram nur kaum noch Athem ließ, die trübe Kunde auszuhauchen.“ Wir haben ihn bald darauf begraben. Ich meinte, mir ſolle man bald die gleiche Wohlthat erzeigen. Aber meine nordiſche Heldenkraft widerſtand dem innern Feinde. Da dachte ich: „ſo oder ſo geſtorben für dieſe Welt!“ und ward ein Mönch.“

„Heimkehrend fand ich die Ältern geſtorben, und deine holde Mutter als trauernde, ſchon halb ihrem Angilbert nachziehende Wittib. Sie gebot mir, ich ſolle dein pflegen, und ich hielt ihr nach Kräften Wort, auch darin, als ich ihr in der Scheideſtunde verſprach, dir fernerhin, wie ſie es gethan hatte, die Geſchichten aus der Normandie zu verſchweigen. „Es ſey denn,“ ſetzte ſie hinzu, „daß ganz von ſelbſt der wunderbare Geiſt ſeines Stammes über ihn komme, und ihn hinaustreibe auf die verderbliche Fahrt. Dann mögt ihr ihm zu ſeiner Warnung berichten, was in den vergangenen Tagen auf ſolchen Fahrten geſchah. Ach aber es wird ihn wohl dennoch nicht hemmen und retten!“

Und als ein trauerndes Echo ſetzte der Alte ſeufzend hinzu:

„Nun iſt er über dich gekommen, der furchtbare Geiſt! Nun hab ich die Warnung dir berichtet! Ach aber es wird dich wohl dennoch nicht hemmen, nicht retten!“

„Hemmen nicht, lieber Oheim,“ ſagte der Ritter, indem er ſich in ſeinen raſſelnden Waffen emporhob, „hemmen nicht, und auch das kann mich nicht retten. Aber verloren bin ich deßhalb dennoch nicht. Muß der Kriegsmann den Mönch erſt an den beſten Retter und Helfer erinnern? Oheim, ich gehe jetzt auf ſeinen Wegen, ob früher nur ein wilddunkles Ahnen mich hintrieb nach unſrer wunderſamen Normandie. Ihr habt ſehr wohl gethan, mir alles zu verkünden. Denn nun will ich mit Gott den Waffenruhm unſres Stammes, das Glück unſrer Vaſallen, und abſonderlich das Glück des lieben Thales wieder herſtellen. Auch hoffe ich euch Kunde zu bringen oder zu ſenden, von der ſtillen Grabſtatt eurer holdſeligen Gabriele.“

Der Mönch fuhr mit der Hand an ſein Herz. „Gabriele!“ ſeufzte er. „Woher weißt du denn, daß ſie ſo hieß? Ich habe ſie dir ja nicht genannt.“

„Ich weiß ja, Oheim,“ entgegnete der Ritter, „daß ihr euch den Kloſternamen Gabriel erwähltet.“

„Recht, mein lieber Sohn!“ entgegnete der Mönch. „Die Männer unſres Stammes verſtehn einander doch immer noch ausnehmend gut. Und ich

denke, ich habe nichts Sündhaftes oder auch nur Weltliches gethan, als ich dieß Andenken mit in meine Abgeschiedenheit herüberzog. Gabriel ist ja ein Engelsname, und Gabriele also wird sie wohl auch dorten noch heißen."

Da preßten Mönch und Ritter einander innig an die Brust. Dann ging der Ritter schweigend an den Strand hinab; der Mönch blieb betend im Eingange der Hütte stehn. Bald verkündete ihm das stürmisch durch die Wasserwüste hinwehende Segel, nun habe sein Liebling die Fahrt nach der Normandie begonnen.

Frommes Gefühl der Stammverwandtschaft und Heimathliebe, wie glühtest du auf in Ritter Falko's Busen, als nun die Küsten des Landes seiner Väter aufdämmerten vor ihm am Horizont, und näher und näher segelnd, sich die Gegenstände in immer deutlicheren Umrissen entfalteten! Ein sanftröthlicher Herbstabend lag über Land und Meer, und vergoldete die Zinnen einer Burg, welche er nach den Schilderungen seines Oheims für die seiner Ahnherrn erkannte. Aber auf dem Hauptthurme des Schlosses wehte statt des Banners eine hohe, schlanke Birke, als die Fahne der Verödung und des Verfalles, anmuthig nach dem landenden Stammerben herniederwinkend, und dennoch ihm eine so wehmuthvolle Bedeutung entgegenwehend.

Er ließ die Kriegsleute bey dem Schiffe, und ging einsam nach dem edlen, verfallenden Gebäude hinan, die Blicke bisweilen links und rechts umhersendend, wie forschend nach den Gräbern seiner Vorfahren, die ehedem hier auf gleichen Wegen den Tod gefunden hatten.

Eine fröhliche Musik von Schalmeyen, Zithern und Flöten drang plötzlich seltsam, beynahe störend in seine trüb ahnenden Gedanken, und als er nun den Blick wieder nach der Burg emporrichtete, sah er, wie ein Reihenzug schöngeschmückter Hirtinnen und Hirten von der andern Seite des alternden Baues herangewandelt kam, und sich nun in den letzten Goldschimmern der Abendstunde auf einen zierlich eingehegten Rasenplatz unweit der feyerlichen Mauern zum Tanz ordnete.

Fast durchzuckte etwas wie Unwillen seine stolze Seele über diese Lustigkeit auf den Grabstätten seines Stammes, doch rief er sich alsbald mit gewohnter Freundlichkeit zurück, wie ja den Hirten schon sein großer Ahnherr Falko so lieb und hold gewesen sey, und wie Falko Gabriel in Mitten seines stolzesten Heldenglanzes froh unter diesen wandelnden Blumen der Wiese geleuchtet habe. „Gewiß," sprach er zu sich selbst, „diese freundlichen Gestalten kamen nicht, um höhnend den Fall unsres Hauses zu bejubeln! Sie kamen nur, sich in der altgewohnten Nähe der ehemals schützenden Burg ernster und schöner zu erfreuen!"

(Die Fortsetzung folgt)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung)

Das Theater de la Gaité führt, seit Hr. von Pixérécourt seinen Mont Sauvage auf diese Bühne versetzt hat, den Namen mit der That: während das Publicum über das Schicksal der rose printanière, der alouette matinale, der colombe du monastère,

des faible roseau du rivage du désert, des fantôme sanglant, des homme de l'adversité und des esprit du mystère, Ströme von Thränen vergießt, lacht der Caſſier vor der gefüllten Chatulle in's Fäuſtchen. So vertheilt der Himmel ſeine Gaben recht wunderlich: während der Solitaire dem Theater de la Porte St. Martin nicht das Pulver einbringt, welches darin verſchoſſen wird (weßwegen man mit Grund ſagen könnte, dieß Stück ſey keinen Schuß Pulver werth), macht der Mont Sauvage das Glück der Gaité und wird daſelbſt ſeit drey Monaten, mit ſehr wenigen Ausnahmen, und einzig und allein um den Homme de l'adversité etwas verſchnaufen zu laſſen, in den Abgrund geſchludert.

Das Theater de l'Ambigu-Comique, ein unmittelbarer Nachbar der Gaité, hat den Schmerz, die Broſamen aufleſen zu müſſen, welche vom Tiſche des Reichen fallen, und nebenher auch zum Hoſpitale derjenigen zu dienen, welche im Mont Sauvage erdrückt oder erſtickt werden. Dieß Theater hat übrigens von jeher das Unglück gehabt, kein rigentliches claſſiſches Melodrama zur Aufführung zu bekommen: ſeine Tyrannen ſind nicht blutdürſtig genug, ſeinen verfolgten Tugenden bleibt immer noch ein Ausweg offen, ſeine Dümmlinge ſind zu vernünftig und ſeine Ketten klappern zu wenig. So ſchritten Les Mines de Pologne, la Suédoise, les Francs-Juges (die Fehmrichter), Le Songe, La Fille de la nature und mehrere andere Melodrame ejusdem farinae, in völligem Incognito über dieſe Bühne.

Das Panorama Dramatique hatte bisher nicht durch ſeine Stücke (denn die ſind noch immer nichts geweſen, obgleich in einem andern Sinne, als der Byronſche Doge von Venedig), ſondern durch ſeinen Spiegelvorhang, dann und wann einige bonnes d'enfans und ihre beſchnurrbarteten Liebhaber, auch wohl einige Kohlenbrenner, Savoyarden und Fruchthändlerinnen an ſich gezogen, welche, der eignen Spiegel entbehrend, in dieß Theater kamen, um ſich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Aber jetzt iſt die melodramatiſche Sonne auch über das Panorama Dramatique aufgegangen: Ogier le Danois ou le Tempie de la mort, ſo heißt das Meiſterſtück, zu welchem die Bewohner des Faubourg St. Antoine und der umliegenden Gegenden ſchaarenweiſe ziehen, wie die Häringe, aus dem Nordmeere in das Atlantiſche. Folgendes iſt der Inhalt: Der irrende Ritter Ogier (eigentlich Olaus), genannt der Däne, hat vor langerer Zeit am Hofe des Dänenkönigs Gothrich gelebt und daſelbſt die königliche Tochter Etwa in ſich verliebt gemacht. Dann iſt er an den Hof Carl des Großen gezogen, wo er mit Roland, der hernach wüthend wird, einen Freundſchaftsbund ſchließt. Als ſpäterhin der Frankenkönig einen Zug gegen die Sachſen und übrigen nordiſch-deutſchen Völker macht, auf welchem ihn Olaus begleitet, erwacht in dieſem von neuem die Liebe zur ſchönen Etwa: er landet, von einem einzigen Knappen begleitet, an Dänemarks Ufern. Hier wird ihm der Tod ſeiner Geliebten hinterbracht; ſie ſoll, ſagt das Gerücht, vom Barden Harold, einem ehemaligen Buſenfreunde Ogier's, ermordet worden ſeyn. Ogier geräth in Verzweiflung; er ſtürzt zum Grabe der Prinzeſſinn und läßt in demſelben die Schärpe zurück, welche dieſe ihm einſt geſchenkt. Da erſcheint Harold: der Ritter will ihn umbringen. Aber der Barde iſt kältern Bluts; er meldet ſeinem Freunde, der Tod Etwa's ſey ein bloßer Vorwand, deſſen man ſich bedient, um die Prinzeſſinn dem Günſtlinge ihres Vaters, dem ehrgeizigen Miniſter Cigar, der ſie ehelichen wollen, zu entreißen; Etwa befindet ſich wohlbehalten unter dem Schutze der Prieſterinn Orbal im Todestempel. Große Freude auf Seiten des Paladins. Der König und Cigar erſcheinen, der Ritter verbirgt ſich. Cigar, ein Verräther, wie es wenige gibt, ſelbſt in franzöſiſchen Melodramen, zeigt ſich wüthend über den Tod Etwa's, welcher ihm die Krone raubt, nach welcher er ſtrebt. Auch er ſtürzt zu ihrem Grabe; da erblickt er, o Überraſchung! die Schärpe Ogier's. Cigar überredet den König, Ogier habe den Tod verwirkt; der König iſt ſeiner Meinung und der Ritter wird geſucht. Das Theater verwandelt ſich in den Garten des Todestempels, der recht artig mit Vipern und Schlangen verziert iſt. Die Prieſterinn meldet Etwa, daß „ſich die Strahlen der Hoffnung im Bilde des Todes wieder ſpiegeln (que les rayons de l'espérance se reflètent sur l'image de la mort)." Was kann die Prinzeſſinn mehr verlangen? Sie faßt Muth. Da tritt Ogier auf, von ſeinem Freunde Harold geleitet; großes Entzücken zwiſchen den

Liebenden. Aber der Verräther ſchlaft nicht: Cigar iſt beyden auf dem Fuße gefolgt und Ogier wird gefangen genommen. Hier ſchließt der erſte Act. Im zweyten erſcheint der König Gotheeich in ſeinem Pallaſte. Er gibt ein Feſt, bey dem es recht luſtig zugeht. Daß die Prinzeſſinn erſt vor kurzem geſtorben iſt, ja, daß noch im erſten Acte „die Völker herbeygeeilt ſind, um Blumen auf ihe Grab zu ſteeuen," daean ſcheint niemand mehr zu denken. Nach dem Feſte geht der König zu Bett. Er ſcheint ſehe eng logirt zu ſeyn, denn es wied ihm im nämlichen Saale ein Lager zubereitet. Die Höflinge wohnen, der Etiquette gemäß, dem petit coucher bey. Schlaftrunken begibt ſich alles zur Ruhe, ſelbſt die Wachen, die den König bewachen ſollen. ttnter dieſen befindet ſich Etwa, in einen gemeinen Soldaten verkleidet; auch ſie ſchläft ein. Da tritt der Verräther Cigar auf und (denn er will König weeden, es koſte, was es wolle) erſticht den König. Etwa hätte ihn wohl retten können, aber auch ſie hat geſchlafen. Vom Gewinſel des ſterbenden Vaters erweckt, ſtürzt ſie zu dem Lager deſſelben, reißt den Dolch aus der väterlichen Bruſt und macht Lärmen. Die Wochen erwachen, und die Peinzeſſinn, welche noch immer den blutigen Dolch in den Händen hätt, wied von Cigar des Königsmordes beſchuldigt und in das nämliche Gefangniß geworfen, in welchem Ogier ſchmachtet. Die Liebenden erkennen und freuen ſich des Wiederſehens. Die Prieſterinn will beyde retten und verwechſelt ihee Kleidee. In dieſem Augenblicke treten die Wachen Cigars auf, um Ogier zu holen und ihn auf den Altären Odin's zu opfern. Statt ſeiner ſchleppen ſie Etwa fort. Das Theater verwandelt ſich in den Todestempel mit der Ausſicht auf das Meer. Cigar, der ſich in aller Eile hat krönen laſſen, will Gotherich's Tochter, die jetzt erkannt worden iſt, als die vorgegebene Möederinn ihres Vaters, dem großen Odin opfern. Abee Ogier hat unterdeſſen die Hände nicht in den Schooß gelegt: er ſtürzt mit einem Corps fränkiſcher Truppen herbey, bekampft den Veeräther Cigar und ſiegt, denn länger als bis eilf Uhr darf kein Verbrechen auf den Boulevards triumphieen. Cigar'n wideefährt, wie recht und billig; er kommt in die Hölle. Dieß die zuſammengedrängte Analyſe eines der vereückteſten Melodramen, welche mie je vor die Augen gekommen ſind. Die Kritik deſſelben laßt ſich in drey Worten ausſprechen: es iſt ein Stück, in welchem alles ſo kommen muß. So gewiß es iſt, daß kein gebildeter Mann, wenn er nicht gezwungen iſt, daſſelbe bis zu Ende ſehen kann, ſo gewiß iſt es, daß dee Pöbel, weß Standes und Chaakters er ſeyn möge, von einzelnen eegreifenden Scenen, beſonders aber von der Decoration des Todestempels, welche wirklich in Eſtaunen ſetzt, unwiderſtehlich wied angezogen werden. Ein Kindergefecht hat geoßes Vergnügen gemacht. Man ſchlagt die Unkoſten der Aufführung auf funfzigtauſend Franken an. Dieſe Verſchwendung ſticht ſehr gegen die Knauſerey ab, welche ſich der Direetor dieſes Theaters gegen ſeine Schauſpielee zu Schulden kommen läßt. Folgende Aneedote, welche ſich bey einee Vorſtellung des Todestempels eeeignet hat, möge davon einen Beweis geben. Eben iſt der tapfere Olaus (ſo heißt Ogier im genannten Stücke) im Begriffe, ſich zu drm Zuge nach dem Dänenlande anzuſchicken, als er gewahet, daß ſein ritterliches Zelt nur von einem Talglichte erleuchtet wird. Groſſer Tumult von ſeiner Seite; die dienenden Knappen, ſo eben im Begeiffe, die tapfern Lenden mit dem Schweete zu umgüeten, ſchützen demüthig den Befehl des Herrn vor. Olaus jagt ſie hinaus, verſchließt ſich in ſein Zelt und ſchmollt um das Talglicht, wie einſt Achill um die ſchöne Briſeis. Geſandte werden an ihn abgeſandt, aber der Ritter weigert ſich haemäckig mit zu ziehen ins Dänenland. Was ſoll der Zug beginnen ohne Olaus? Da erſcheint ein Deus ex machina, nämlich der Viertels-Polizeycommiſſair tritt vor Olaus und ſpeicht: „Tapferer Ritter, ihr weigert euch, gen Noeden zu ziehen, weil man euch das zweyte Talglicht abgezwackt. Eure Beſchwerde iſt gerecht, denn im Norden iſts finſter und ein Talglicht zu wenig. Wolltet mir vergönnen, dieſen Streit in Güte zu ſchlichten und mich ins Mittel zu ſchlagen." Dieß geſagt, eegreift der Viertelscommiſſae das Licht, ſchneidet es mit dem Dolche des Ritters in der Mitte durch, zündet beyde Halften an, und ſpricht zu Olaus: „Zieht nun in Frieden, tapfeeer Held, ihr ſeyd erleuchtet genug." Alles lacht; ſelbſt die krauſe Stirn des erzürnten Ritters entfaltet ſich, und der

Zug begibt ſich auf den Weg, nachdem jedoch die Zuſchauer über eine Stunde lang haben warten müſſen.

(Die Fortſetzung folgt)

Correſpondenz-Nachrichten.

Peſth, am 6. Februar 1822.

Daß ich ſeit vier Monaten nicht geſchrieben habe, liegt nicht an mir, ſondern am unmaßgeblichen Charakter der Begebniſſe im Reiche der hieſigen Muſen, namentlich unſerer Thalia, welche noch im Ablegen der großen Theaterprobe begriffen iſt. Direction und Schauſpieler (ſo meint das Publicum) thun ihre Schuldigkeit, und dieſe Meinung ſpricht ſich durch leibliche Fülle des Hauſes, wenigſtens des Parterres, fortwährend und öfters auch dadurch aus, daß man neue Stücke, neue Decorationen ꝛc. mit Attention aufnimmt und halbwegs brave Leiſtungen und Anſtrengungen der Künſtler durch Applaus und Ruf zu lohnen mehr als zu freygebig iſt. War ſonach auch in den drey letzten Monden des vorigen Jahres die Tafel unſerer ſceniſchen Genüſſe ziemlich feygal beſetzt, gab es auch viel liebes tägliches Brot, gewäſſerten Wein, aufgewärmte Speiſen und überhaupt mehr Hausmannskoſt, als Delicateſſen, ſo waren doch Wirth und Gäſte mit einander und der wechſelſeits mäßig gefundenen Rechnung zufrieden und begrüßten ſich in freundlicher Stimmung und Hoffnung zum neuen Jahre und beginnenden Faſching. Solches war auch nicht ohne Grund, denn in unſere Theaterfreuden, welche (zumal die muſikaliſchen, wegen des unſerm braven Tenoriſten Hrn. Babnigg zugeſtoßenen Beinbruchs) ziemlich lau und flau zu werden anfingen, iſt auf einmal und zwar von Ihnen herab, Geiſt und Leben durch einen Gaſt gekommen. Dieſer iſt Ihr trefflicher Baſſiſt, Hr. Siebert, welcher von der Direction anfangs auf ſechs und nachher auf ſeneer Gaſtrollen engagiert, durch ſeine meiſterhaften Leiſtungen die Seele unſerer ſceniſchen Faſchingsluſt geworden. Zuerſt am 14. Jänner trat er auf als Saraſtro und hiermit in die vollen und genuinen Rechte ſeiner Meiſterſchaft. Hernach bewunderten wir im Tancred den Umfang ſeines Talents, ſich dieſe Altpartie anzueignen, fanden im Podeſta (in der diebiſchen Elſter) und im Osmin (in der Entführung aus dem Serail) die Kraft der wahren Kunſt, aus Nebenrollen Hauptrollen zu machen, bethätigt, und beſchieden uns wohlwollend, daß im Othello (womit er am 30. Jänner den erſten Cyclus ſchloß) zufällige Heiſerkeit die Kunſt des Sängers begeenzte und daher das Urtheil bis zur nächſt zu hoffenden Wiederholung ſuſpendirte. Deſto reicher und kräftiger entfaltete Hr. Siebert ſich als Seneſchall in Johann von Paris, ja übertraf ſich ſo zu ſagen ſelbſt in der großen Arie des erſten Acts. Das Publicum, von Bewunderung hingeriſſen, nöthigte ihm ein da Capo ab und lohnte deſſen Gefälligkeit durch rauſchenden Beyfall und Ruf ſowohl nach dem erſten Acte, als am Schluſſe, obgleich der ganze zweyte Act ihm zu keiner andern Auszeichnung, als der des großen Talents vor dem Mittelmäßigen darbot. Auch die Tochter des Künſtlers, Dlle. Clara Siebert, überraſchte das Publicum im zweyten Acte durch eine ſo ſchön als ſtark, richtig und rein vorgetragene italieniſche Arie und wurde applaudiert und zur Wiederholung aufgefordert, welchem Verlangen die anmuthige Novize mit ungeſchwächter Kraft und holder Unbefangenheit entſprach. Nächſt dieſen öffentlichen Auszeichnungen wurden dem braven Künſtler am 3. d. M., an welchem Tage er die Ehre hatte, ſich vor einem erleſenen Privatzirkel des Ofener und Peſther Adels in der Behauſung des kunſtliebenden Hrn. Grafen Györy zu Ofen hören zu laſſen, die aufmunterndſten Beweiſe verdienten Beyfalls zu Theil, indem die desfallſige großmüthige Subſcription der edlen Muſikfreunde gegen 1200 fl. W. W. betrug. Rechnen wie hinzu, daß nach der mit der Direction getroffenen Übereinkunft der Antheil an den bisherigen Einnahmen gegen 2000 fl. W. W. ergeben haben und wohl noch eben ſo viel verſprechen mag, ſo darf Hr. Siebert wohl mit dem edlen Kunſtſinn des hieſigen Publicums zufrieden ſeyn, und mag es leicht verſchmerzen, daß ihn die Pannonia in ihren

Theaterkritiken vornehm-gleichgültig behandelt, ja durch Gleichsetzung und Überschätzung unsers sehr mittelmäßigen Bassisten, Hrn. Gned's, insultirt hat.

„Wie!" fragen sie, „die Pannonia? Diese dem Vernehmen nach zu Michaelis vorigen Jahres nach und nach abgestorbene Muse, auf deren Abönnenten-Nachlaß bereits die W. Theaterzeitung öffentlichen Anspruch gemacht hat, ist wieder lebendig geworden?" Ja! So ists und nicht anders! Das in 4to entschlafene ästhetische Murmelthierchen ist mit dem ersten Jänner 1822 in 8vo wieder aufgewacht und macht seine kritisch-belletristisch-patriotischen Capriolen wieder nach alter Manier. Die Ankündigung ihrer neuen Productionen war von einer curiosen garentirenden Note abseiten der Druckerey begleitet. Doch lassen wir diese Spielereyen ihren Gang gehen! und nehmen wieder unser Theater und zwar dessen ernste Seite, das Finanzwesen der Actien-Unternehmung vor! Trotz der löblichen Bemühung der Direction, mannigfache Ersparnisse beym Theaterhaushalt anzubringen, trotz der immer wachsenden Frequenz der Vorstellungen, hat es doch bis jetzt immer noch nicht recht vorwärts gehen wollen. Man hat den größten Theil des Actien-Capitals zum Ankaufe der Garderobe, Direction und Theaterbibliothek von einer der frühern Unternehmungen und mehr noch zu deren Ergänzung und zur Herstellung neuer Stücke verwenden müssen, und soll sich überdem noch in einem Deficit von 17,000 fl. W. W. befinden. Jedoch hat dieses Ergebniß den gemeinnützigen Eifer der Actionnairs keineswegs niedergeschlagen, sondern in einer vor kurzem gehaltenen Generalversammlung dahin gewirkt, daß sie flugs und fröhlich sich entschlossen haben, fünf und zwanzig bis dreyßig Procent zu arrosiren, um auf jeden Fall das zu Ostern d. J. erforderliche baare Cassenquantum zu decken. Daran thut man meines Bedünkens sehr wohl und recht, denn auf halbem Wege soll man nie stehen bleiben, am wenigsten bey einem solchen Institute, welches aus gänzlichem Verfalle zu heben war und welches wirklich im kurzen Zeitraume von neun Monden unter durchaus ungünstigen Umständen doch ziemlich gehoben worden ist. Es steht auch mehr als je zu hoffen, daß es mit jedem Jahre besser gehen werde, und namentlich verspricht die zu Ostern d. J. eintretende anderweite Restauration der Schauspielergesellschaft, daß solche sich immer mehr und mehr zu einem gediegenen Vereine guter Künstler gestalten werde. Wir bescheiden uns gern, daß es die finanziellen Kräfte der Direction übersteige, das vollkommene Personale einer Metropolitan-Bühne zu engagiren, aber einige Meister und Meisterinnen sollten wir doch, und könnten sie haben, oder doch häufiger gute Gäste bitten und halten. Vielleicht macht die gute Aufnahme, deren Hr. Siebert sich bey uns erfreuet, auch andern Koryphäen der Residenz Lust, uns zu besuchen und auch zu erfahren, daß unser Publicum für das hohe Talent, besonders das musikalische, reellen Kunstsinn hegt.

Übrigens geht unser Faschings-Vergnügen im gewöhnlichen Gleise fort, und läßt außer den, durch den Druck der Zeit sichtlichen Beschränkungen des Luxus noch das bemerken, daß die unter den Honoratioren immer mehr vorwaltende Vorliebe zu Privat-Unterhaltungen auch in die mittlern und niedern Stände übezugehen scheint: also, daß man auch Dienstboten von den Freuden eines Hausballs mit Selbstgefühl sprechen hört. Man kann dieß wohl und übel deuten, doch mein' ich, soll man es zum Besten und dahin kehren, daß auch in dieser Classe ein Sinn für die Vorzüge geselliger Freuden in geschlossenen Zirkeln sich rege, und soll ihr diese Nachahmung um so weniger verübeln, als diese Vergnügungen dadurch wohlfeiler für sie werden und sie danächst vom anmaßlichen Zudrängen zu den öffentlichen Lustbarkeiten gebildeter Stände abhalten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 21. Februar 1822.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

„Wenn es anders wirkliche Hirten sind!" fügte er, auf einmal stehen bleibend, nachdenklich hinzu.

Denn wie er ihnen näher gekommen war, erkannte sein scharfes Auge so reichen Schmuck an der fröhlichen Gesellschaft und eine so gewählte Kleidung, daß er sich überzeugte, hier seye von glänzenden Frauen und Rittern die Schäfertracht nur für wenige Stunden zu Scherz und Spiel angelegt worden. „Und wenn sie dann zu dem Stamme der feindlichen Barone gehörten," murmelte er, „und es gälte wohl dennoch neben andrer Lust auch einen kecken Hohn der Falko's, die sie sich einbilden, besiegt zu haben, vielleicht gar einen Hohn, auf Gabriel Falko und seine holde Schäferinn gezielt," er schritt rascher vorwärts; doch zügelte er wieder seinen Schritt durch den Gedanken: „Es scheinen ja doch Männer und Frauen von edlen Sitten. Die werden sich dergleichen nicht gestatten. Und auf den schlimmsten Fall sind die Ritter noch unbewaffnet, und haben also einstweilen Friede vor mir." So wandelte er denn langsam feyerlichen Ganges hügelan, durch die Fremdartigkeit seines ganzen Wesens, durch die Schwere und ungewohnte Form seiner Waffen die Blicke der Versammlung auf sich ziehend. Mehrere aus derselben ließen vom Tanzen ab, und traten neugierig an das zierliche Gehege ihres anmuthigen Rasenplatzes vor.

Da gewahrte Falko unter ihnen ein wunderliebliches Frauenbild, so stillklaren Angesichtes wie der aus unbewegtem Seespiegel heraufleuchtende Mond, und fast auch eben so regungslos, wozu wohl jetzt ihr Staunen über den Fremdling mitwirken mochte, aber man sah es ihr dennoch auf den ersten Blick wohl an, eine heiter stille Ruhe und Klarheit, seltsam gegen die unruhige Beweglichkeit der übrigen lachenden und plaudernden Gesellschaft abstechend, machte das Eigentlichste und Vorherrschendste ihres ganzen Daseyns

aus. „Wo solch eine Gestalt erscheint," sagte Falko zu sich selbst, „kann nichts Unwürdiges ersonnen werden; am mindesten ein Verhöhnen rühmlich erlegener Heiden!"

Er grüßte nach der Gesellschaft mit ehrerbietiger Freundlichkeit hinauf, und einen ähnlichen Gegengruß empfangend, schritt er heiter und behaglich dem Gehege näher, wobey er sich nicht enthalten konnte, leise in sich hinein zu flistern: „Es ist doch ein ausnehmend liebliches Land, dieß Land unsrer Ahnen!"

Edlen und zierlichen Grußes kamen ihm einige blühende Jünglinge entgegen, ihn gastlich zur Theilnahme an ihrem Feste einladend, und ihm die Vermuthung, daß hier eine Rittergesellschaft in heitrer Verkleidung beysammen sey, nun auch mit Worten bestätigend. Oft genug hatte Falko zu Oheim Gabriel in der zierlichen Sprache seines Stammlandes geredet, um nun ohne Verlegenheit, wenn auch nicht ohne Anklang des Ausländischen, ihre Anrede erwiedern zu können, und so ging man denn in ritterlich höflichem Gespräch mitsammen vollends den Hügel hinauf. Unterweges sagte einer der schäferlichen Ritter:

„Diese Hirtenfeyer, die euch vielleicht auf den ersten Blick von etwas weichlicher Art erscheinen mag, wird nichtsdestoweniger zum Andenken eines der rühmlichsten Heiden gehalten, welche das Nordland, von wo ihr, edler Gast, zu kommen scheint, und dem auch fast der gesammte Adel dieses Landes entstammt, noch jemals erblickt hat. Seht, aus der nun schon etwas verfallenden Burg dort oben ward vor uralten Tagen ein Ahnherr jenes Kriegsmannes vertrieben, und schiffte nach Norweg hinauf. Er selbst aber kam einstmalen in unser Land zurück, und hielt Wohnung unter den Hirten, den tapfern Arm aus einem Thale, welches er das liebe Thal zu nennen pflegte, weit ausstreckend zum Kampfe durch all unsre Gauen hin. Fast immer focht er sieghaft, und war, ob aller nächsten Burgesritter Widersacher, doch von allen Rittern des Landes hochgehalten als ein rühmlicher Held. Deßhalb da sie nun endlich ihn besiegten, — mein Großvater focht mit im Vorreihen wider ihn, und blieb von einem seiner letzten Schwerteshiebe todt, — und nun der Nordlandskämpfer auf Nimmerwiederkommen in die schäumige See versank, beschloß des ganzen Landes Adel, alljährlich ihm zu Ehren hier ein Schäferfest zu halten, in der Nähe seiner verfallenden Stammburg."

„Und warum läßt der gesammte Adel des Landes diese Heldenburg verfallen?" fragte Falko mit flammendem Blick.

„Es liegt eine schwere Verwünschung darauf," entgegnete der junge Ritter, „an eine so seltsame Bedingung geknüpft, und durch so mannigfach trübe Vorfälle bestätigt, daß wohl Niemand es hinfürder wagen wird, die edlen, verwitternden Mauern als sein Eigenthum zu betrachten. Wir zwar, die Miterben der umliegenden Besitzungen, könnten nach allen Rechten auch die Burg einnehmen, welche dazu gehört; vorzüglich seit mit jenem tapfern Hirtenfreunde Falko wohl der letzte Zweig seines Stammes vertilgt seyn mag und bezwungen!"

Da blieb Falko stehen, und mußte die rechte Hand fest zusammen drücken, daß sie ihm nicht etwa unwillkürlich an den Schwertgriff führe, so gewaltig loderte das rasche Nordlandsblut in ihm empor. Doch verneigte er sich mit

feiner Ritterſitte, und ſagte, ernſt aber freundlich lächelnd: „Verzeiht, Herr Ritter, da ſcheint ihr mir in einem doppelten Irrthume befangen. Ob ihr jenen Stamm für bezwungen halten könnt, weil der Held, von dem ihr redet, vor der Übermacht erlag, darüber will ich jetzt und hier nicht ſtreiten. Wenn ihr aber die Zweige des edlen Wurzelbaumes für vertilgt haltet, ſo kann ich euch zuverſichtlich eines Beſſern belehren. Ich ſelbſt bin der Neffe des tapfern Falko, den ihr mit ſo ehrenden Worten prieſet, und auch mir ward der bedeutungsvolle Name Falko zu Theil."

Ein kühnes Erröthen flog über die Wange ſeines jungen Gefährten; er zuckte zuſammen, wie im freudigen Schreck, und ſtieß raſch die Worte heraus: „Ha, vermuthlich werd ich noch die Ehre haben, eure Bekanntſchaft auf eine ſehr ernſte Weiſe zu machen, mein edler Gaſt. Aber eben, weil ihr das für jetzt noch ſeyd, bitte ich um Erlaubniß das Geſpräch zu ändern, und euch den vornehmſten Damen unſres Feſtes vorzuſtellen." Er führte ihn ſomit durch die raumgebende Geſellſchaft in den zierlichen Tanzesrund ein, und zu einer edlen, recht königlich ausſehenden Matrone hin, die auf einer Art von Raſenthron am obern Ende in Mitte der übrigen Zuſchauer ſaß, während zu ihren Füßen die anmuthig ſtille Mädchengeſtalt, vorhin dem Normann am blühenden Gitter entgegenleuchtend, Platz genommen hatte.

Falko's freundlicher Geleiter fliſterte ihm ins Ohr: „Die edle Clementia, des hohen Baron von Hauteville Witwe, und ihr einziges Kind, die ſchöne Fiordiliſa." Dann ſtellte er den Damen ſeinen Genoſſen vor, die ſtaunend nach dem fremdartigen Ritter hinblickten, und beynah etwas ſcheu vor dem Namen Falko von Norweg erbebten. Doch gaben ſie ſich alsbald voll freundlich edler Sitte mit ihm ins Geſpräch, und als er ihnen ihre holden Worte in fränkiſcher Mundart heiter und ehrerbietig zu erwiedern wußte, verſchwand alsbald jede Spur der Überraſchung, oder der Ahnung von künftig bevorſtehenden ernſten, wohl auch trüben Ereigniſſen. „Wäret ihr nicht ſo ſchwer geharniſcht, Meſſire," ſagte endlich Dame Clementia, „ich würde euch meine Tochter Fiordiliſa zum Tanze zuführen." „Dame," entgegnete Falko mit freudeglühenden Blicken, „wir Norweger ſind an dieſe Erzestracht gewohnt, wie edle Frauen an ihr Seidengewand. Aber wird dieſe holde Blume ſich nicht vor dem dunkel eiſernen Fremdling ſcheuen, aus deſſen Viſier kein Jünglingsbild hervorſieht, ſondern ein bärtiges Mannesangeſicht?"

Mit ernſt hoher Freundlichkeit ſagte die Jungfrau: „Meſſire, die Tochter und Enkelinn braver Ritter ſcheut nicht die Nähe der Waffen, wohl eben ſo gern an der Seite eines ritterlichen Mannes als eines edlen Jünglings."

Da führte ſie der Normann freudig in den Tanz, und wie er leicht und würdig in ſeinen raſſelnden Waffen durch die Windungen des Reigens mit ihr dahinzog, wandten ſich die Augen der verkleideten Schäfer und Schäferinnen voll ſtaunenden Wohlgefallens auf das edle Paar.

Die Ordnung des Tanzes führte den Ritter und ſeine ſchöne Gefährtinn zur augenblicklichen Ruhe dicht an das bunte Gehege des Platzes, und während Falko ihr einige zierlich bewundernde Worte zuſprach, das kühne Herz von leiſe erwachender Liebe geſchwellt, nahte ſich ihnen von außenher ein junger Schäfer, blühend in allen Lichtern der Schönheit und Jugend, aber einen ſo tiefen Ausdruck des Schmerzes auf den edlen Zügen, daß Falko

ſelbſt in Fiordiliſa's lieblicher Nähe davon ergriffen ward, und in ſeiner Rede ſtockte. Der Schäfer aber neigte ſich ehrerbietig vor der Dame, und ließ durch das Gegitter eine hohe Blume von wunderſamer Schönheit zu ihren Füßen niederwehen. Sie dankte ihm nur leicht, aber hocherröthend, ohne ſich jedoch nach der Blume zu bücken. „Verſchmäht!" fliſterte kaum hörbar der Schäfer, und wollte ſich abwenden, indem er in ſich hineinſagte: „Und es war doch meines armen, kleinen Gartens liebſte Zier." Da war es, als wolle Fiordiliſa ſich nach der Blume neigen, aber es traf ſie ein ernſter Blick ihrer Mutter. Sie trat ſcheu zurück, und in eben dem Augenblick ſchwebte ein raſches Tänzerpaar dicht vorüber, die Blume zertretend. „Das war ich!" ſagte der Schäfer, und ging fort. Falko aber dachte bey ſich: „Ach nein! Vielmehr wohl bin ich es geweſen!" Und in den ſtechenden Schmerz, welcher ihn bey dem Gedanken durchzuckte, Fiordiliſa's Liebe gehöre jenem Glücklich-Unglücklichen, empfand er ſtaunend, wie tief ſchon ihm ſelbſt das Bild der zarten Schonen in die Seele gedrungen war.

Dame Clementia gab bald darauf mit wehendem Tuch ein Zeichen, und der Reigen hielt inne. Als Falko der ſchönen Mutter die ſchöne Tochter wieder zuführte, gebot jene dem Ritter, neben ihrem Raſenthrone Platz zu nehmen, und während edle Weine und köſtliche Speiſen im Kreiſe der Geſellſchaft umhergingen, unterhielt ſie ihn auf das anmuthigſte und freundlichſte.

Es fiel ſo ins Geſpräch hinein, Falko wußte ſelbſt nicht wie, das Geſchlecht der Hauteville beſitze einen anſehnlichen Theil der Rechte auf die alte Burg der Falko's mit. „Doch," ſetzte die Dame lächelnd hinzu, „das gilt ja nicht von der Burg ſelbſt, ſondern nur von ihren Ländereyen. Wie ihr auch, Herr Falko von Norweg, künftighin euer Recht wider uns Mitbeſitzer alle vertheidigen mögt, die Burg mag keiner von uns für ſein Eigen halten. Ihr wißt ja wohl: die wunderbare Verwünſchung eures zürnenden Ahnherrn erlaubt nur einem Schäfer, als Burgherr einzuziehen." „Nun," entgegnete der Ritter lächelnd, „an Schäfern kann es ja heut nicht fehlen, die der ſchönen Fiordiliſa gern die Hand bieten würden, um ſie als ſchäferliche Burgherrinn in die Veſte einzuführen." Dame Clementia blickte etwas ernſt, beynahe unwillig nach der Seite hin, wo vorher jener ſchöne Hirt mit ſeiner armen Blume erſchienen und verſchwunden war, doch gleich wieder wie zu geſelligem Scherze geſtimmt, ſagte ſie: „Schlimm nur, daß vermuthlich eures Ahnherrn geſtrenges Wort keinen verkleideten Schäfer meinte, ſondern einen ganz echten, nach Abſtammung und Gewerbe. Zwar," ſetzte ſie lachend hinzu, „einen Solchen gab es eben noch hier in der Nähe. Bemerktet ihr jenen armen Jüngling, der ſich vor kurzem mit einer Blume in der Hand zu meiner Tochter drängte?" „Ich bemerkte ihn ſehr wohl," entgegnete der Normann. „Und nach Geſtalt und Weſen hielt ich ihn, gleich den andern Herren, für einen verkleideten Ritter, der die ſchäferliche Luſt dieſes Tages theile, ſo weit ihm das nämlich ein ſüßer, aber tiefer Schmerz ſeines Buſens vergönnen mag." „Es iſt wahr," ſagte Dame Clementia etwas verwirrt, „man könnte verſucht werden, ihn für weit vornehmer zu halten, als er iſt. Auch ſcheint ſich der Unglückliche bisweilen wohl ſelbſt ſo etwas einzureden, denn wie möchte er es ſonſt gewagt haben, ſeine phantaſtiſche Verliebtheit bis zu meiner Tochter erheben zu wollen? Wirklich iſt er ſeit geraumer Zeit in dieſe wehmüthige Tollheit

verfallen, wozu es wohl beytragen durfte, daß er als Knabe einſt Fiordiliſen ein zahmes Lämmchen ſchenkte, und zu deſſen Wartung und Pflege, auch weil er ein ſo liebes, freundliches Kind war, öfters auf mein Schloß berufen ward. Ich bereue jetzt ſehr, ihn ſo aus ſeinem Stande gezogen zu haben, denn weder abſtoßender Ernſt noch gütige Milde ſcheinen den Unglücklichen von ſeinen thörichten Einbildungen heilen zu können." „O des armen, verbluteten Herzens!" ſeufzte Falko. Und dennoch ſtieg zugleich wider ſeinen Willen ein Strahl der Freude in ihm auf. Konnte ja doch nun Fiordiliſens Erröthen vor des ſchönen Jünglings Nähe unmöglich auf etwas andres gedeutet haben, als auf zartes Mitleid mit dem Verirrten! Und daß eben ihm Dame Clementia dieſe Kunde mit ſinniger Gewandtheit beybrachte, kam es nicht vielleicht aus einer Ahnung des mütterlichen Herzens, die Anſprüche Falko's und ihres eignen Hauſes könnten auf einem anmuthigern Wege ausgeglichen werden, als auf dem des Kampfes? Als man ſich nun erhob, um zu den im Thale für den Helmweg harrenden Roſſen hinabzuſchreiten, ging der Normann in zweyfacher Heiterkeit zwiſchen Mutter und Tochter, die Einladung der edlen Matrone nach ihrem Schloſſe voll freudigen Dankes auf Morgen annehmend. Heut noch hinderte ihn die pflichtmäßige Sorge für die Ausſchiffung ſeines Geſchwaders, dem anmuthigen Winke zu folgen. Er hatte Dame Clementia auf ihren weißen Zelter gehoben, und leiſtete nun auch ihrer ſchönen Tochter denſelben ritterlichen Dienſt, als deren edles Thier mit einmal ſcheuend ſeitwärts drängte, und Falko nur mit Mühe die holde Erſchreckte vor dem Falle ſchützen konnte. Unwillig blickte er nach der Veranlaſſung dieſer Störung hin, es war abermal der Schäfer, der, hinter einer Ulme lauernd, durch eine unvorſichtig raſche Bewegung das Pferd erſchreckt hatte, und nun wie zur Hülfe herbeyeilen wollte. Doch als er die Gefahr gehoben ſah, trat er ſcheu wieder zurück; dem Ritter war es faſt, als habe Fiordiliſa ihn mit einer leichten Bewegung ihrer ſchönen Hand fortgewinkt. In unwilliger Heftigkeit ſchritt er, als nun die Dameu verſchwunden waren, auf den Hirten zu, ſprechend: „Ich rathe euch künftig mehr Beſcheidenheit an, junger Menſch, in der Gegenwart edler Frauen. Zweymal hab ich nachſichtig euer wunderliches Betragen geduldet. Zum dritten Male möcht' es euch minder gut bekommen!" „O, gar eine Drohung?" erwiederte der Schäfer hoch und ſtolz. „Meſſire, habt die Güte mir dahin zu folgen, wo ich euch nach geziemender Sitte Antwort geben kann." Staunend ging der Ritter dem Jünglinge nach, unfähig auch nur ein herabwürdigendes Wort noch gegen ihn herauszubringen, und im Herzen entſchloſſen, ihm keine Genugthuung, die ein Ehrenmann von dem andern begehren mag, zu verweigern. „Doch will ich nach Kräften ſeiner ſchonen;" dachte er dabey für ſich. „Gott verhüte, daß mein erſtes Erſcheinen in der holden Normandie durch den Fall eines ſo ſchönen, jungen Reiſes bezeichnet werde! Das wäre ja ſchier noch der ſchlimmſte Erfolg von allen unheilbringenden Fahrten meines Stammes hierher."

(Die Fortſetzung folgt)

Allemanniſches Lied.

Die Vergänglichkeit.

Im Spätjahr, 1821.

(S. Ign. Felner's neue Allemanniſche Gedichte. S. 88.)

Man mag jetzt horchen, wo man will,
In Feld und Wald iſt Alles ſtill;
Kein Diſtelfink ſingt mehr im Ried,
Das greiſe Jahr ruht matt und müd.

Der Himmel, ſonſt ſo hell und blau,
Umwölkt ſich weißlich, ſchwarz und grau;
Die Blüthen ſtreift das Blümlein ab,
Und neigt ſich leiſe hin in's Grab.

Kein Mücklein ſummt in froſt'ger Luft,
Es ſcheut des Reifen rauhen Duft;
Von Bäumen macht das Laub ſich los,
Faſt Alle ſtehn ſchon nackt und bloß.

Es wandelt ſich der Menſch ſogar:
Wer friſch wie Milch und Blut einſt war,
Der iſt jetzt gelb und braun und grau;
So welkt die ſchönſte Magd und Frau.

Der Mann, ſtark; ſonſt ein Eichenbaum,
Hält jetzt ſich auf den Füſſen kaum;
Hat Müh' und Noth; er ſchwitzt und keucht,
Bis er aus ſeiner Stube ſchleicht.

Sieh, ringsum Alles, weit und breit,
Wahrt hier nur eine kurze Zeit;
Kaum ſteht's in ſeinem Wohlſeyn da,
So iſt auch ſchon ſein Abſchied nah.

Nur Eines iſt, was nie vergeht,
Was ewig hier und dort beſteht:
Ein Herz, das ſtets mit gleichem Muth
Dem Freund' und Feinde Gutes thut.

Gottlieb v. Leon.

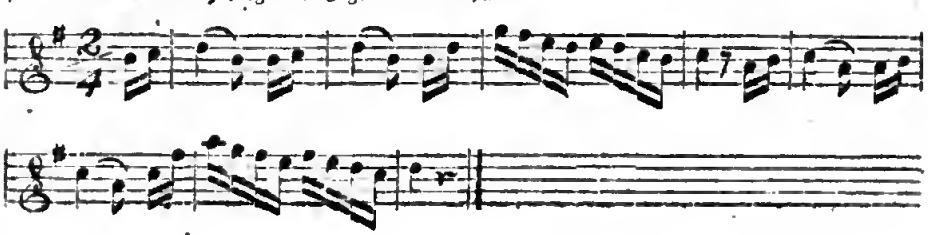
Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortſetzung)

Nachſchrift. Am 18. Sept. iſt endlich, zum Benefiz der Mad. Fodor, die Gazza ladra von den italieniſchen Sängern auf dem groſſen Operntheater und zwar bey doppelt erhöhten Preiſen (das Parterre, zum Beyſpiele, zu ſieben Franken) gegeben worden. Die Einnahme ſoll nahe an zwanzigtauſend Franken betragen haben. Die Gazza ladra iſt, meiner Meinung, eben ſo gut ein Notenwerk, wie alle übrigen Roſſiniſchen Compoſitionen. An dieſem Urtheile ſey es genug, denn ich bin es müde, leeres Stroh zu dreſchen. Aber die Meinung aller hieſigen Journale (den unverſchämten Spiegel ausgenommen, der ſo ſchmutzig iſt, daß er dieſe kraft- und ſaftloſe Macherey als das größte Meiſterſtück der neueren Zeit darſtellt) kann ich nicht verſchweigen. Sie geht dahin, daß die Muſik, obgleich an einzelnen Stellen Genialität

verrathend, doch in allen ihren einzelnen Nummern zu weitſchweifig, zu flach und ohne alle wahrhaft künſtleriſche Intention ſey, daß ſie keinen Schatten von Charakteriſtik enthalte und daß ſie endlich bis zum Ekel ſich ſelbſt, den Barbier von Sivilien und den Türk in Italien wiederhole. Der Effect, den die Vorſtellung auf das Publicum gemacht hat, iſt ſehr zweydeutig geweſen: mehrere Stücke haben wirklichen Überdruß erregt, unter andern die Ouverture (dieſes unſinnige, ohrenbetäubende Gelärme, wo die Saiteninſtrumente von den Blaſeinſtrumenten, dieſe von der Janitſcharenmuſik und dieſe endlich von der großen Trommel erdrückt werden), faſt der ganze erſte Act, ſeiner leeren Unendlichkeit wegen, beſonders das Final deſſelben und die Unterſuchungsſcene ihrer ungebührlichen Länge wegen; im zweyten Acte haben das Terzett, das Duett zwiſchen den beyden Weibern (in welchem ſich beſonders die Altſängerinn Roſſi ausgezeichnet hat) und beſonders die Scene im Final gefallen, wo das Urtheil geſprochen wird, obgleich auch hier die allerermüdendſten Längen vorkommen. Der Chor der Richter zeichnet ſich ſo auffallend von dem übrigen Machwerke aus, daß ich dreiſt behaupte, er iſt nicht von Roſſini. Könnte ich einer Reminiscenz, welche ich von meiner Jugend her in mir trage, vertrauen, ich würde darin einen Chor von Gluck, vielleicht aus ſeinem Orpheus, erkennen. Ein eigentliches Urtheil läßt ſich von dem Effecte, welchen dieſe Oper auf das große Publicum machen wird, nur dann erſt fällen, wann eine zweyte Vorſtellung im italieniſchen Theater Statt gefunden hat, wo eines Theils weder die zu lange Dauer, noch der Unwillen über den hohen Legepreis, noch die erdrückende Hitze das Publicum verſtimmen, andern Theils die Sänger, frey von der Bedrückung, in welche ſie das ungewöhnte Theater, beſonders die ungemeine Größe deſſelben, verſetzen mußten, ihrer Kräfte mehr Herr werden und der Darſtellung eine größere künſtleriſche Vollendung geben werden. So iſt es immer möglich, daß es der Gazza ladra ergehen wird, wie vor zwey Jahren dem Barbier von Sivilien, der bey der erſten Vorſtellung ausgepfiffen ward und ſich ſpäterhin zur Lieblingsoper des italieniſchen Publicums emporgeſchwungen hat. Ich darf dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne des primo buffo cantante Galli zu gedenken, welcher in der Gazza ladra zum erſten Male aufgetreten iſt. Er hat eine reine, klingende und höchſt metallreiche Stimme von großem und ſich gleichbleibenden Umfange, und ein vernünftiges Spiel; das iſt alles Gute, was ich bis jetzt von ihm ſagen kann. Um entſcheidend über ihn abzuſprechen, will ich die Vorſtellung auf dem italieniſchen Theater abwarten. Vorläufig nur ſo viel von ſeinen Mängeln: er hat beſonders im erſten Acte häufig falſch intonirt, beſitzt nicht genug künſtleriſche Abgeſchloſſenheit im Vortrage, hat aber doch im zweyten Finale viele Beweiſe eines vortrefflichen Sängers gegeben; als Schauſpieler war er ſchlecht und gerecht, im Finale einige Male recht brav. Die zweyte Vorſtellung iſt bisher durch eine Unpäßlichkeit Bordogni's, der den Giannetto ſpielt, verzögert worden. Die Arie, welche dieſer bey ſeinem erſten Auftritte zu ſingen hat, wird von einem hieſigen Journale für „passablement ridicule dans la bouche d'un soldat" erklärt. Die Adminiſtration der großen Oper hatte alle Mittel und Wege eingeſchlagen, der Vorſtellung Intereſſe zu geben; das italieniſche Orcheſter war durch eine Menge Muſiker von der großen Oper verſtärkt und die Chöre beyder Theater vereinigt worden. Es hat Männer gegeben, welche die καὶ in der griechiſchen Bibel und viele andere dergleichen erbauliche Dinge gezählt haben. Fände ſich nirgends ein ähnliches Subject, welches ausrechnen wollte, wie oft Hr. Roſſini, nicht in allen ſeinen Opern (denn ein ſolches Unternehmen möchte die Kräfte eines einzelnen Menſchen überſteigen), ſondern bloß in ſeiner Gazza ladra, folgende Figur variirt hat?



Die Koſten der nächſtens auf dem groſſen Operntheater aufzuführenden wunderbaren Lampe von Nicolo und Etienne ſchlägt man auf zweyhunderttauſend Franken an. Dieſe Summe überſteigt bey weitem alle Ausgaben, welche die Adminiſtration je für irgend eine Oper, ehemals für Trajan, gemacht hat.

Die Schauſpielerinnen im Nachtröckchen und am Gängelbande ſchießen wie Pilze aus der Erde: ſo eben erhält die kleine Sidonie, welche ſich ſchon früher als Fee Carraboſſa im Riquet mit dem Haarbüſchel bemerkbar gemacht hat, auf dem Theater de la Porte St.-Martin in einem eigends für ſie geſchriebenen Stücke, les deux Portraits betitelt, einen succès fou, wie es der hieſige Salon-Jargon zu nennen pflegt. Auch die ſogenannte Waiſe von Wilna iſt nach Paris zurückgekehrt und wird Vorſtellungen auf dem Privattheater der Rue Chantereine geben; auch die Kindergeſellſchaft der Mad. Füſil hat die ihrigen bereits begonnen. Iſt das nicht ein Kindergräul! Gott bewahre, daß ich ein Gelüſte, wie der König Herodes, in mir verſpüren ſollte; aber ein dramatiſcher Kindermord, wie jener kürzliche zu Bethlehem im jüdiſchen Lande, möchte zur gelegenen Zeit kommen. Und was wird am Ende Hr. Fay ſagen, der es mit ſeiner kleinen Léontine, welche vom Gymnase dramatique monatlich ſechstauſend Franken erhält, auf nichts geringers, als auf eine jährliche Rente von dreyſigtauſend Franken, angelegt hat! Das gemahnt mich an die Scene zwiſchen einer hieſigen Kinderleiherinn und einem Stummelarme, der ich neulich auf dem italieniſchen Boulevard beygewohnt habe. Beyde hatten ihren Bettel-Standpunct neben einander genommen. Die Kinderleiherinn ſagte zu dem Stummelarme: Ah, Monsieur François, les affaires vont mal; der Stummelarm antwortete: Plaignez-vous, Madame, je vous le conseille! Vous avez votre douzaine (nämlich Kinder) bien complet et moi, hélas, *je n'ai qu'un bras*! Seufzend rief die Kinderleiherinn aus: Heureuse, si j'avois votre bras! car *on ne fait plus rien avec les enfans*. So dürfte vielleicht nächſtens Hr. Fay zur Mad. Fay ſprechen: Ah, ma chère femme, on ne fait plus rien avec les enfans!

(Der Schluß folgt)

Concert-Ankündigung.

Hr. Franz Xav. Gebauer wird künftigen Sonntag, am 24. Febr. 1822, um die Mittagsſtunde im Saale der nied. öſterr. Landſtände in der Herrengaſſe, unterſtützt von den Mitgliedern des Concert Spirituel, das Weltgericht, Oratorium in drey Abtheilungen von Apel, in Muſik geſetzt von Friedrich Schneider, aufführen. Dieſe in allen größeren Städten von Norddeutſchland mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommene Compoſition wird auch in Wien die Aufmerkſamkeit aller Muſikfreunde, deren Geſchmack ſich von dem Einfluſſe des frivolen Modegeklingels rein zu halten gewußt, in Anſpruch nehmen. Wir wünſchen, die Ausführung möge dem anerkannten Werthe des geſchätzten Werks auf eine würdige Art entſprechen.

Modenbild VIII.

Kleid von Atlas; die Garnirung von Crepp mit Goldſchnürchen eingefaßt. Der Gürtel von einem Goldbande, die Haare mit Perlen geſchmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del.

Fr. Stöber sc.

VIII.

Wiener Moden.

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 23. Februar 1822.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. am 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Der Jüngling wandte indeß seinen Gang rasch bergan, so daß ihm der geharnischte Falko nur mit Anstrengung zu folgen vermochte, und bald standen die beyden schweigenden Genossen hoch oben im rauschenden Nachtwinde vor der nun mondbeleuchteten Falkoburg; auf einer andern Seite jedoch, als wo man vorhin das fröhliche Tanzesspiel gehalten hatte. Hier war der Schlosseshügel ganz rauh und wild gestaltet, von den Trümmern eines zusammengebrochenen Außenwerkes wie überstäet, und auch die Burg selbst war weit verfallner und schauerlicher anzusehn, als von der vorhinbetretnen Stelle. Durch einen dachlosen Nebenthurm sandte der Vollmond seine Strahlen in die Gemächer des öden Baues, so daß es dem Normann beynah schien, als seyen einige halb scheibenlose Fenster von innenher durch Lampenlicht erleuchtet. Wie er aber ein Paar rasche Schritte vorwärts that, erkannte er alsbald, nur Mondlicht und Nacht hause in den verödeten Hallen seiner tapfern, gastlichen Väter. Eine unbeschreibliche Wehmuth drang durch alle seine Sinne, und verhüllte ihm dergestalt die Gegenwart, daß erst das Geräusch einiger zusammenprasselnden Steine dicht neben ihm seine Träume verscheuchte, und ihn an seinen jungen Widersacher erinnerte. Dieser war eifrig bemüht, einen Trümmerhaufen aus einander zu räumen, und zog bald darauf ein langes, schönes, im Mondlichte hellfunkelndes Ritterschwert hervor. „Jüngling," fragte der staunende Falko, „wie kommst du zu dieser Heldenwaffe, die fast dem guten Schwert, welches ich hier an meiner Hüfte trage, ähnlich sieht?" Einen flüchtigen Blick darnach hinwerfend, entgegnete der Hirt: „Ja wirklich, diese Schwerter haben einige Ähnlichkeit mit einander, und das ist mir lieb; so wird in dem ehrbaren Zweykampfe, der euch und mir bevorsteht, Niemand einen unbilligen Vortheil über den Andern haben. Wie aber dieß Schwert in meine Hände kommt, mag euch gleich gelten. Genug, ich besitze es

mit gutem Rechte. Zieht, edler Herr, und legt euch aus? Ich hoffe, dieſen ernſten Platz entweder gar nicht wieder, oder mit vollkommen reingewetzter Ehre zu verlaſſen. Ihr zögert? Und doch kommt ihr mir viel zu edel vor, als daß ihr einem durch euch Beleidigten deßhalb eine edle Genuathuung verſagen könntet, weil der nur ein Hirt iſt, ihr aber ein Ritter!" „Behüte mich Gott vor einer ſolchen Unbilligkeit!" ſagte der Normann. „Ich weiß, du biſt ein unbeſcholtner Ehrenmann, und wenn dein hochſtrebendes Gemüth meine Worte von vorhin nicht tragen kann und mag, wohlan, ich will dir gern behülflich ſeyn, ſie mit Blut wieder auszulöſchen. Aber der Geharniſchte gegen den Ungeharniſchten? Hilf mir, mich raſch entwaffnen, und dann ſollen ſogleich unſre guten Klingen gegen einander blitzen." Der Schäfer ſchien etwas einwenden zu wollen, aber vor einem ernſten Wink des Ritters ſchloß er ſeine etwas trotzig zuckenden Lippen, und ging nun ſeinem edlen Gegner bey dem Entharniſchen zur Hand, mit ſo vieler Geſchicklichkeit und ſcheinbarer Geübtheit, daß ihn Falko mit wohlgefälligem Lächeln fragte:

„Haſt du denn etwa je ſchon ſelbſt einen Harniſch getragen, mein flinker Knab?"

„Nein, edler Herr! Ach nein! Wie ſollt' ich armer Hirtenbube dazu kommen? Aber als mich Dame Clementia noch bisweilen in ihr Schloß rufen ließ, da hab' ich mich oft in die Waffenhalle geſchlichen, und die Ritterhelme und Ritterharniſche recht genau betrachtet, auch öfters ſie aus einander genommen und wieder zuſammen geſchnallt, und welcher Menſch, der einmal ſo etwas Schönes erlernt hätte, könnte es wohl jemal wieder vergeſſen!"

„Aber du zeigſt dich doch ganz ſo ausnehmend geübt! Haſt du vielleicht einmal Knappendienſte gethan bey einem der umwohnenden Barone und Ritter?"

„Nein, Herr!"

„Was antworteſt du mir ſo barſch und kurz darauf?"

„Weil mich die Leute ſchon allzuoft gefragt haben, warum ich nicht Reiterdienſte nähme, wenn mich denn doch eine ſo große Luſt zu den Waffen triebe; und wenn ich dann nach der Wahrheit antworte: „Ich bin zu hochmüthig dazu!" da ſehn ſie mich ſo verwundert an, als ſey ich toll geworden."

„Aber wär' dieß denn eine Erniedrigung, eines Ritters Knappe zu ſeyn? Ich bin das in meinen Jünglingsjahren auch geweſen."

„Nun ja, das glaub' ich! ein Edelknabe! aber dazu nehmen die Herrn in unſrem Lande nur Rittersſöhne auf."

„Auch ein wackrer Reiſiger iſt ein Ehrenmann!"

„Herr, neben den wackern Reiſigen zu reiten, halt' ich mich nicht zu hoch. Aber ſeht, mir kommt es immer vor, als wär' ich zu hoch, um hinter den Rittern dreinzureiten, vorzüglich, wo es feindan geht. Da möchte ich immer gern der Erſte ſeyn. Und zum Ritter wird ja doch wohl meines gleichen nun und nimmer geſchlagen. Ach, niemals der Erſte beym Angriff ſeyn zu dürfen! fröhlich rufend und jubelnd, den Schaaren voran! dieſe ſchönſte Luſt für ein rüſtiges Mannesherz! nein, kann mir die nicht zu Theil werden, da bleib ich lieber ein Schäfer ganz und gar."

„Du biſt ein wunderlicher Geſell, mein Knab."

„Mag seyn, Herr Ritter. Aber ihr habt mich doch nun einmal gewürdigt, an diesem Abende euer Gesell zu seyn, und die Entwaffnung ist volleudet. Wenn's euch also nun gefällig wäre?" setzte er mit einer höflichen, beynahe blöde bittenden Verneigung hinzu. Und lächelnd zog Falko sein vielerprüftes Schwert, und legte sich in edler Fechterstellung aus.

Wie nun so der Ritter mit schlankgestrecktem Arm und kampfbereiter Klinge dem Hirten gegenüber stand, ward diesem plötzlich die ganze Obermacht seines geübten Widersachers deutlich. Er fühlte, um das Gefecht nicht sieglos zu beenden, müsse er alle Kraft und alle stürmische Kühnheit seiner Jugend aufbieten, und so faßte er sein Schwert mit beyden Händen, und in Blitzesschnelligkeit gegen den Ritter vorspringend, führte er einen gewaltigen Hieb nach dessen Haupt. Eben so schnell sauste Falko's Klinge ihm von untenauf entgegen, und warf die seinige zurück. Beyde Waffen klirrten mit betäubendem Gellen. Jeder der Kämpfer fühlte einen seltsamen Schlag in seinen Arm, und als sie die Schwerter zu erneuten Hieben schwingen wollten, sahen sie beyde Klingen in der Mitte zersprungen, fern im Grase leuchteten links und rechts die abgeflognen Spitzen. Staunend, ganz regungslos, standen die gehemmten Fechter einander gegenüber. Doch bald erhob sich des Hirten wehmüthige Klage: „O Jammer!" rief er aus; „zum ersten Mal im Ernstkampfe schwing' ich meines Heldenvaters Schwert, und zertrümmernd weiset es mich zurück auf meine dunkelwaffenlose, schäferliche Bahn! O Dame Clementia, wie hattet ihr doch so vollkommen Recht, diesen unbeglückten, ach wohl ganz unwürdigen Jüngling fern, fern von eurer holden Tochter zu verbannen! Wehe! Wehe! Das Schwert meines Vaters hat gegen mich entschieden! Weh mir Verstoßenem, o Wehe!" „Stille deine Klagen!" sprach Herr Falko. „Stille deine Klagen, du wundersamer junger Freund! Siehst du denn nicht, daß meine Klinge mich eben so spröde verlassen hat, als dich die deinige? Und ich sage dir, die hat bis hierher manch ehrbarheißen Kampf in meiner Hand bestanden." Und ernst in sich hineinsehend, erwog er seines Oheims Worte an jenem Scheideabende von Norwegs Küsten, wie der den Spruch des Ahnherrn wiederholte: „Möge fortan jedes Schwert in unsrem Stamme, das gegen die Waffe eines Blutsverwandten anklingt, zerspringen, wie sprödes Glas!" Da setzte er im unbewußten Heben seiner flisternden Stimme plötzlich laut hinzu: „Und beyde Schwerter zersprangen! Beyde auf den ersten Hieb! Traf uns denn etwa hier auch jener ernste Spruch, o Falko Gabriel?"

Der Jüngling fuhr im seltsamen Erschrecken zusammen, ausrufend: „O du räthselhafter Nordlandsritter, woher denn weißt du meinen Namen? meinen ganzen Namen? Daß ich Gabriel geheißen bin, weiß hier jeder, der mich kennt, aber daß ich auch Falko heiße, nach meinem nordischen Heldenvater Falko, das gebot ja meine sterbende Mutter mir zu verschweigen vor aller Welt, und ich hab' ihr wahrhaftig auch Wort gehalten. Woher denn wißt ihr?"

„Ich habe nicht dich gemeint," sagte der Ritter; „doch wie ein überraschender Wiederhall rufst du neue, schauerlich süße Ahnungen in meiner Seele empor. Jüngling, hieß deine Mutter Gabriele? Aber nein, das ist ja nicht möglich!"

„Wunderlicher Mann!" sprach der Hirt. „Warum denn nicht möglich?

Ja wohl hieß ſie Gabriele! O, daß ich euch ſo thöricht plaudernd den Falkonamen verrieth; doch halt! wie Schuppen fällt es mir von den Augen! Seyd ihr ja doch ein Nordmann! Sprach meine holdſelige Mutter ja doch, wenn einſt etwa ein Ritter von den kalten Norwegküſten erſcheine, ein Mann, in Waffen, groß und edlem Muth, dem dürfe ich Alles vertrauen! der werde mich ſchützen, wo ich des Schutzes bedürfe, oder wohl ſchöner noch, ſein Schwert dem meinigen vereinen für mein Recht! Doch wehe, nun ſind ja unſre beyden Schwerter zerſprungen!"

„Das mag dir vielleicht eine ſchöne Ahnenprobe geweſen ſeyn, du kühner Jüngling. Nur ſprich, als der tapfere Falko aus dieſem Lande von hinnen fuhr, gleich nach den erſten Wochen ſeiner Vermählung, da ſtarb ja ſeine holde Gabriele am Schreck über ſeinen vermeinten Tod!"

„Ach edler Herr, ihr müßt wohl von ganz andern Leuten reden. Mein Heldenvater ſegelte nicht von hinnen. In einem Küſtengefecht ſtürzte ihn die Übermacht der Feinde blutend ins Meer, und das begrub ihn für immer. Zwar meine Mutter ſoll in Erſtarrung gelegen haben, als ſie das erfuhr, ſo daß man ſie wohl manche Stunde lang für todt gehalten hat, aber ſie ward wieder zum Leben erweckt, und gebar ſpäterhin als trauernde Wittib mich unbeglücktes Kind. O ich könnte euch all die Geſchichten erzählen aus dem Thale her, welches mein edler Vater immer das liebe Thal genannt hat! Es ſind gar ſanfte, rührende Dinge, und doch auch zugleich wieder ſo heldenkühn!"

„Erzähle, Falko!" rief der Ritter aus. „Es iſt ein Falko, dem du dich anvertraueſt!"

Der Hirte blieb im Staunen ganz verſtummt, aber voll heitrer Ergebung ließ er ſich von dem Ritter zu dem Trümmerhaufen leiten, wo er vorhin das Schwert hervorgeſucht hatte. Dort nahmen die zwey Fechter mit den zerſprungenen Klingen Platz; und abermal ſprach der Ritter: „Erzähle! Und ſprächeſt du die ganze Nacht hindurch, mein Schiffsvolk mag dießmal ſelbſt für die Ausſchiffung ſorgen; hier ſtehe ich vor einer Pforte, die aus blutig trüber Vergangenheit in hell fröhliche Zukunft führen mag. Erzähle!"

Und der Schäfer begann eine Kunde, die keinen Schlaf in des Ritters Augen kommen ließ. Erſt als der Morgen den öſtlichen Himmel zu röthen begann, ſchritten die Beyden Arm in Arm mitſammen zum Strande hinab, wo das Fahrzeug des Norweghelden vor Anker lag.

In den Mittagsſtunden dieſes Tages ſchmückte Dame Clementia ihre ſchöne Tochter mit friſchen Blumen, die ſie ihr ſorgſam durch die finſterholden Locken flocht, und auch mit goldnen Kettlein und leuchtend edlem Geſtein, wie ſie es alle Tage ſo zu thun pflegte, ſich an dem ſchuldloſen Reiz ihres edlen Kindes erquickend. Aber wie heut die holde Fiordiliſa auf dem himmelblauen Sammtkiſſen vor dem Stuhl der liebenden Mutter kniete, hob ſie nicht, wie wohl ſonſt, die freundlichen Augen lächelnd zu ihr empor; tief ſenkte ſie die ſchattenden Wimpern herab, und hielt das Köpfchen vornüber geneigt, wie eine trauernde Blume.

Da erhob ſich folgendes Geſpräch zwiſchen beyden:

„Tändle ich dir heute zu lange, mein holdes Mägdlein, mit deinem ſchönen Gelock?"

„Nein, Mutter, es macht dir ja Freude; wie könnte mir nur da etwas zu lange währen!"

Einen sanften Kuß über die reine Stirn der Tochter hinhauchend, fuhr Dame Clementia fort:

„Wer weiß: bald schmücke ich dich wohl noch sorgfältiger und noch schöner aus, und flechte dir eine Myrthenkrone dazu ins Haar!"

Fiordiliſa ſchüttelte ſanft verneinend das liebliche Haupt.

„Was heißt das, meine Tochter? Vernahmeſt du nicht, wie geſtern das edeltapfre Herz des Norderhelden Falko dir ſüßbezwungen entgegenflog?"

Fiordiliſa ſtarrte erſchrocken zurück.

„Und würdeſt du dich weigern, ihm deine Hand zu reichen, als Friedens- und Segensunterpfand für unſer Haus, und für alle Marken der ſchönen Normandie?"

Da ſenkte Fiordiliſa wieder, wie vorhin, die Stirn, und fliſterte: „Schmückt nur, o Mutter! o ſchmückt! Und wie dieſe armen Locken, ſo ordnet auch nur eures Kindes Leben ganz nach eurem Gefallen. Euch ja gehört dieß Leben und dem lieben Vaterlande an. Warum es nicht hingeben zu beyder Frieden und Freude?"

„Hingeben mein Kind? Hältſt du es denn für ein Opfer deines Lebens, wenn du es in die Hand des edlen, ritterlichen, zartgeſitteten Mannes legſt?"

„O Mutter, ſo eine Heldenbraut zu ſeyn, es wäre für jedes andre Fräulein der Normandie wohl Ehre und Freude! Wohl auch für mich, wenn—"

Ihre Stimme verhallte.

„Himmel!" ſagte leiſe, ganz leiſe Dame Clementia, als fürchte ſie, von den Wänden des Gemaches vernommen zu werden. „Himmel, wär' es denn möglich, daß Fiordiliſa von Hauteville, daß die Seele einer Heldentochter, einer Heldenenkelinn durch ganze Reihen von Jahrhunderten her, daß dieſe ſo edel, ſo reichbegabte Seele —"

Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen. Fiordiliſa legte das geſchmückte Lockenhaupt ſanft in ihrer Mutter Schooß, und weinte bitterlich. Lautlos, ſtille Thränen des Grams in den großen herrlichen Augen, ſah die Matrone himmelan.

Aber bald richtete ſich Fiordiliſa wieder empor, trocknete ernſt und ſtill ihre Augen, und dann mit ſüßem Troſtesläcbeln in das bange Antlitz der Mutter ſchauend, ſagte ſie freundlich:

„Nun iſt es vorbey. Nun ſey nur getroſt, du liebende, ſorgende Mutter. Herr Falko von Norweg iſt ein edler Ritterheld. Und in mir ſollſt du mit Gottes Hülfe eine nicht unedle Tochter des Stammes der Hauteville finden."

„Ein Opfer! Ein Opfer mein einziges Kind?"

„Wähne das nicht, du gute, zärtliche Mutter. Ich werde leben, ich werde nicht unglücklich leben an der Hand des Helden, den es mir zu beglücken geziemt; ich werde würdig leben! Mutter, was darf der Menſch auf Erden noch mehr, noch Größeres erwarten? Die reine Liebe und Freude in all ihrer Pracht wohnt jenſeits, auch für den Allerbeglückteſten jenſeits noch!"

(Die Fortſetzung folgt)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß)

Chacun prêche pour son saint, das heißt, deſſen Brot ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge. Dieß Sprichwort hat ein Hr. T., ein reicher Weinbergbeſitzer in Màcon, im buchſtäblichen Sinne genommen und in einer Oenologie, poëme didactique en quatre chants, suivi de notes historiques, dem Weine ein Lied geſungen. Der Dichter lebt auf einem claſſiſchen Boden; was Wunder, daß er ſich, wenn auch nicht geiſtvoll, doch begeiſtert, zeigt? Der Glückliche brauchte dazu weder auf den Parnaß, noch auf den Helikon, ſondern nur in ſeinen eignen Keller zu ſteigen. Die Weinleſe oder Weinlehre hat, wie uns der Verf. verſichert, ſchon ſeit Jahren fix und fertig in ſeinem Pulte gelegen. Wir wollen hoffen, daß ſie, gleich dem Gegenſtande, den ſie beſingt, dadurch beſſer geworden iſt. Aber, warum iſt die Begeiſterung des Verf. ſo ſpät erſt an's Licht getreten? Fragt noch, lieben Leſer! Lebt nicht das franzöſiſche Publicum in den vier Mauern ſeiner Kammer wie eingeſperrt und iſt nicht außerhalb derſelben die Welt wie mit Bretern für daſſelbe vernagelt? Der Verf. hat vollkommen Recht, über den Nachtheil zu klagen, den die Politik den ſchönen Künſten zufügt: denn wäre nicht die Önologie des Hrn. T. um ein Haar breit ungedruckt geblieben? Mögen die Leſer einen Blick in die Weinlehre thun, doch nur davon nippen, ſonſt laufen ſie vielleicht Gefahr, wo nicht trunken, doch wenigſtens ſchläfrig zu werden. Im erſten Geſange handelt der Verf. vom Weine der Alten. Hr. T. iſt ein braver Patriot, alſo zieht er, wir natürlich, ſeinen Côte rôtie*) ſelbſt jenem berüchtigten Neohantes vor, in welchem ſich die Homeriſchen Helden gütlich thun. Dem Dichter ſcheint es ausgemacht, daß der Wein der Alten Kretzer geweſen iſt; doch rechnet er es den Einwohnern Griechenlands ſehr hoch an, daß ſie ihn ungemiſcht getrunken haben. Wenn Hr. T. den bekannten Melawpus, den erſten Weinverfälſcher, in die Hölle wünſcht, ſo geſchieht dieſem freylich nach Recht und Billigkeit; aber er hätte die Mühe ſparen können, denn ein alter Dichter, auf deſſen Namen ich mich nicht beſinne, hat den genannten Verbrecher ſchon längſt zum Gefährten des Tantalus, Ixion und der andern berüchtigten tartareiſchen Delinquenten gemacht. Den bacchiſchen Heldenthaten, als Producten des Weins, wird vom Verf. ein gerechtes Lob ertheilt: gegen ſie, meint derſelbe, ſey die Eroberung von Troja ein Kinderſpiel. Waren die griechiſchen Helden vom Weine begeiſtert geweſen, ſicher hätten ſie nicht zehn Jahre vor einem Neſte (bicoque) gelegen, welches heut zu Tage in zehn Minuten erobert werden würde. Der zweyte Geſang lehrt eine Auswahl des Weins treffen und gibt Unterweiſung zur Erhaltung deſſelben. Hier mögen ſich die Weinhändler die wichtige Lehre merken:

Dans la même retraite évitez de loger
Les vins qui de leur fleur n'ont pu se dégager,
Et ceux qui tous les ans, quand la vigne fermente,
Agitent leurs voisins du feu qui les tourmente.

Der Verf. hätte freylich ganz kurz ſagen können: Legt keinen jungen Wein zum alten, und der Ausdruck wäre vielleicht eben ſo poetiſch, und bey weitem kürzer, geweſen. Aber, was thut's? Iſt etwa Hr. T. verpflichtet, bündig zu ſchreiben, weil er in gebundener Rede ſchreibt? Warum aber ſoll der alte Wein vom jungen getrennt werden? Weil, antwortet uns der Dichter, das Alter des Weins, gleich dem Alter des Menſchen,

De repos et de paix, doux plaisir de cet âge,
Hélas, qu' ignore encor la jeunesse volage,

*) Die Côte rôtie, in der Oberbourgegne, ein Weinberg (clos) von mäßigem Umfange, hat von der ungemein ſtarken Sonnenhitze, welcher er durch ſeine Lage ausgeſetzt iſt, den Namen bekommen. Der Wein, der dort wächſt, wird von Liebhabern dem Màcon, dem Château Margot, ja ſelbſt dem Clos de Vougeot, vorgezogen.

bedürftig iſt. Die Nothwendigkeit dieſer Vorſchrift will ich unbeſehends, oder vielmehr unbeeochen, annehmen, denn ich mag wohl Wein trinken, aber nicht aufbewaheen. Doch eins kann dem Dichtee nicht ungerochen (ungeeächt) hingehen: er ſcheint nämlich ſelbſt nicht zu wiſſen, was ee ſagt, ein Umſtand, dee vielleicht ſeine guten Geünde haben mag, wie wie gleich weiter ſehen werden. In den zueeſt angeführeten viee Veeſen behauptet ee nämlich, daß dee alte Wein „zur Zeit der Weinleſe ſeine Nachbaren durch die Wut, die ihn ſelbſt quäle, in Wallung ſetze." Hiee iſt es alſo der alte Wein, dee auf den neuen einwiekt. In dee zuletzt angezogenen Stelle, wo es heißt, „dee alte Wein ſey dee Ruhe und des Friedens bedüeftig," ſcheint dagegen behauptet zu werden, der junge Wein habe Einfluß auf den alten. Oder will dee Veef. etwa von einer Wechſelwiekung eeden, welche beyden gleich ſehe veedeeblich weeden könne? Bis er uns darübee eine deutliche, wenn auch gleich keine poetiſche, Erklärung gegeben haben wied, muß und will ich glauben, daß He. T., dee es jedem Weinbeſitzee zue uneeläßlichſten Pflicht macht, ſeines Kellees in eignee Perſon zu waeten, und der behauptet, „ſelbſt ein Pair von Frankreich veegebe ſeinem Stande nichts, wenn er ſelbſt in den Keller gehe," eben aus dem ſeinigen gekommen iſt, als ee obige Veeſe gemacht hat. Denn wie wichtig die Kellergeſchäfte unſeem Dichtee ſind, davon gibt ee einen Beweis, indem ee anführet:

Que Guillaume premier, su bruit de ses tambours,
Descendoit dans sa esve su moins tous les huit jours,
Pour visiter ses vins, en faire l'inventaire,
Qu'il ne confioit pas, même à son secrétaire.

He. T. hätte bey dieſee Gelegenheit von eben dem Könige Wilhelm eine Anekdote anführen können, welche hier am eechten Oete geſtanden wäee. Dieſee König, dee ein groſſer Veeeheee des Weins war, ließ einſt alle ſeine Akademiker zuſammenbeeufen und that folgende wichtige Feage an ſie: Waeum iſt dee Champagnee ſchäumend? Nachdem die gelehrten Herren eine lange Zeit veegebens nachgeſonnen hatten, baten ſie den König, ihnen einige funfzig Bouteillen von dieſem Weine zukommen zu laſſen, daß ſie die nöthigen Verſuche damit anſtellen könnten. Abee dee König ſagte: „Mögen ſich die Keele zum Henkee packen; ich kann meinen Wein allein teinken." Schon oben habe ich angemerkt, daß Hr. T. ein gutee Patriot, das heißt, daß ee ein guter Franzoſe iſt und daß ee daher die franzöſiſchen Weine allen andeen voezieht. Abee, ehe He. T. ein Franzoſe war, wae ee ein Mâconee, und wenn es wahe iſt, was dee bekannte Vees ſagt,

Que la patrie est chère à tous les coeurs bien nés;

ſo muß dieß von einem Vateelande, welches ein Weinland iſt, noch in einem weit höheeen Geade gelten. Hr. T. zieht alſo den Mâcon wiedeeum allen andern franzöſiſchen Weinen voe. Feen ſey es von mie, in einee ſo hitzigen Steeitſache Paetey zu nehmen; abee hüte ſich He. T. vor den Champagnern, die keinen Spaß veeſtehen, wenn es darauf ankömmt, die Sache ihees Weins zu veefechten. Im deitten Geſange wied dee Nutzen des Weins dargethan. Hiee möchte es dee Dichtee mit den Aezten zu thun bekommen, wie im zweyten mit den Einwohnern der Champagne. Denn behauptet He. T. nicht, wee ein Weinlager beſitze, könne des Doctors entbeheen, und die Medicin aus dem Weinfaſſe ſey wiekſamer als alle Apothekee-Quakſalbeeeyen? Hat dee Köepee dem Weine ſchon eine große Verpflichtung, ſo geht, nach des Verf. Verſicheeung, dee Geiſt bey demſelben eben ſo wenig leee aus: ee führt meheeee beerühmte Dichtee an, welche ſämmtlich ausgemachte Teunkenbolde geweſen ſind. Einmal in ſo gutem Zuge, bleibt der Verf. nicht auf halbem Wege ſtehen, ſondeen beſingt im vierten Geſange ſogae die Teunkenheit ſelbſt. Der Veenunft, welche hiee vielleicht ein Wörtchen mitzureden haben dürfte, ſchlägt dee Dichter im voraus Schnippchen unter die Naſe, indem ee ſagt:

Cette fière raison, dont on fait tant de bruit,
Un peu de vin la chasse. Eh bien, quand elle fuit,
Amis, que perdons nous? Je crois, fort peu de chose;
Un ennuyeux tyran qui jamais ne compose.

Allerdings muß es mit der Vernunft ſchlecht auszukommen ſeyn, weil ſo viele eheliche

Leute ſie vor die Thür werfen. Doch glaube man nicht, daß Hr. T. jeder Art von Trunkenheit das Wort redet: nur der aus gutem und echten Weine ſchenkt er ſeinen Beyfall. Auf letztern wendet er an, was Boileau vom dramatiſchen und poetiſchen Stoffe ſagt:

Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable,

ändert jedoch das letzte Wort in buvable um. Wäre es übrigens von einem Dichter, der die Trunkenheit beſingt und dabey der Vernunft Hohn ſpricht, zu verlangen, daß er ſich um Lappalien, wie, zum Beyſpiele, um die Grammatik ſeiner eignen Mutterſprache, bekümmere; ſo möchte man Hrn. T. wohl zu verſtehen geben, daß er in folgenden Verſen:

Puisse une ardente soif le consumer sans cesse,
Et ne la tempérer qu'avec des vins de Bresse,

eine gänzliche Unkunde, nicht des Ländchens la Bresse, deſſen Wein er vollkommen Inne zu haben ſcheint, ſondern der franzöſiſchen Syntaxis verräth. Der zweyte Vers hätte heißen müſſen: Et puisse-t-il ne la tempérer etc. Die fehlenden drey Sylben, als nicht in ſein Maß (ich hätte bald geſagt, in ſeinen Kram) paſſend, hat der Dichter, mir nichts, die nichts, bey Seite geworfen.

Schauſpiel.

Im k. k. Hoftheater an der Burg wurde am 11. Febr. zum erſten Male aufgeführt: Die Sühnung, Drama in zwey Aufzügen von F. E. v. Houwald. Einem zahlungsunfähigen Erbpächter, der nirgends Hülfe findet, werden von einem Seiltänzer dreyhundert Thaler zur Bezahlung ſeiner Pachtſchuld unter der Bedingung angeboten, er ſolle ihm ſeinen zwölfjährigen Sohn Moritz für das Seiltänzergewerbe überlaſſen. Da aber der Vater in ſeinem Entſchluſſe ſchwankend iſt, ſo überliefert ſich Moritz aus freyem Antrieb dem Seiltänzer, damit dieſer die Pachtſchuld bezahle und dem Vater die Buße in dem Schuldenthurme erſpart werde. In dem Augenblicke, wo die Mutter voll Verzweiflung die Flucht ihres Sohnes beweint, tritt der Seiltänzer ein, und gibt ſich, nachdem er überzeugt wird, daß der Vater an der Auslieferung des Sohnes keinen Theil hat, daß er ſogar die Verzweiflung der Mutter theilt, als der Mutter Bruder zu erkennen, der nun den Reſt ſeines Lebens in ihrem Kreiſe beſchließen will. Der Pächter darf nicht in den Schuldenthurm wandern, und Moritz nicht Seil tanzen. Welche Freude für die beſorgliche Gattinn und Mutter! Welcher Jubel für die ganze Familie!

Man ſieht, daß hier nur von einem Drama die Rede iſt. Mad. Schröder gibt die Rolle der Mutter und Hr. Heurteur die des Erbpächters. Letzterer wußte ſich von dem Pathos der Tragödie zum Tone des ſentimentalen Familienſtückes weniger herabzuſtimmen, als erſtere, welche hier eine neue Seite ihres umfangreichen und vollendeten Talents entwickelt, indem ſie zeigte, daß ſie des Cothurns nicht bedürfe, um eine große Künſtlerinn zu ſeyn. Der Übergang von einer Gattung der Darſtellung zu einer anderen ganz verſchiedenen, kann nur der Genialität des wahrhaft künſtleriſchen Gemüths in ſolchem Maß gelingen. Ihr zur Seite ſpielten ihre zwey jüngſten Töchter Betty und Auguſte. Erſtere trug beſonders die Abſchiedsſcene mit vieler Wirkung vor.

Sowohl der ſentimentale Inhalt, als die gemüthvolle Darſtellung des Stückes, bewirkte bey den Zuſchauern die lebhafteſte Rührung. D.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Steauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 26. Februar 1822.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Der Ruf des Thurmwächters meldete Herrn Falko von Norweg, den edlen Gast.

„Der liebe Gott hat deinem Vater ein herrliches Kind gegeben!" sagte Dame Clementia, ihre Tochter emporhebend und umarmend, und beyde Frauen schritten voll ernster Heiterkeit dem erwarteten Helden entgegen.

Als sie in die große Halle traten, ritt er so eben in den Burghof ein. Auf einem hohen lichtbraunen Streithengste sitzend, mit riesig befiedertem Helm ragte die Heldengestalt in blaugoldig leuchtenden Waffen stolz über die zwey edlen Gefährten empor, welche zu seinen beyden Seiten einherzogen. Der zur Rechten war der junge edle Ritter, welcher ihn gestern in den blühenden Tanzesrund eingeführt hatte, Herr Raoul geheißen; er tummelte ein zierliches Rößlein von lichtgelber Farbe, und trug hellgrüne, silbergestickte Jägerkleidung mit rosenfarber Schärpe; an goldner Kette ein zierliches Jagdhorn, am goldfarbnen Leibgurt ein leichtes, schönes Schwertlein hängend. Der Gefährte zu des Normanns Linken dagegen war in eine schöne Silberrüstung wie ganz eingebaut, und glänzte wie ein kunstreiches Erzgebilde. Sein dichtgeschlossenes Visier trat in seltsam räthselhafter Form sehr weit hervor, so daß bey aller Schönheit der hochschlanken Gestalt sich von daher etwas mährchenhaft Schauerliches der ganzen edlen Erscheinung mittheilte. Er ritt ein schönes Roß von schneeweißer Farbe, aber von seltsam scheuem und unruhigem Wesen, daß es fast war, als ahne das edle Thier etwas Fremdes und Ungewöhnliches an seinem Reiter. Doch bändigte es dieser, während die Ritter zum Gruß der Damen einen zierlichen Kreisritt in dem geräumigen Schloßhofe begannen, mit so vieler Kühnheit und Kraft, daß es, wenn gleich noch scheuer vielleicht, als zu Anfang, doch bald in demüthigem Gehorsam jedem Winke seines Reiters zu Willen war.

Die Ritter saßen ab, ihrem im Thor haltenden Knappen die Rosse überlassend, und nahten sich nun ehrerbietig den Damen, während Herr Raoul als oft und gerngesehener Bekannter des Hauses sagte: „Wie man in der alten guten Mährchenzeit wohl von verschleyerten Zauberinnen liest, die erst nach irgend einem beseitigten Abenteuer ihr holdseliges Antlitz schauen ließen, stell' ich euch auf Herrn Falko's von Norweg Verlangen heut einen verhüllten Ritter vor. Ist auch der Schleyer von etwas massiver Natur, so thut er seinen Dienst um so undurchsichtiger. Ich selbst weiß nicht, was für ein Gesicht dahinter wohnt, ich weiß des Helden Namen nicht, ich weiß nur, daß ein Gelübd ihn bindet, sein Visier geschlossen zu halten."

„Verzeiht, Messire," unterbrach Falko die leicht hintändelnde Rede, „verzeiht, da habt ihr mich mißverstanden. Von Gelübd ist kein Wort über meine Zunge gegangen. Gelübde sind hochernste Dinge."

„Nun," entgegnete Raoul leichthin, „ich dachte, er hätte etwa eins gethan; etwa nur so eines von den leichtern, und von der bloß galanten Art, und das hätte auf allen Fall hübscher und dichterischer geklungen, als wenn ich nun bloß zu verkünden habe: der Fremde hat wichtige Ursachen, verhüllt zu bleiben, aber es ist Herrn Falko's nächster Kampfgesell, und der bittet um gütige Aufnahme für ihn."

„Genug, um ihn gern in meinem Schloß willkommen zu heißen!" sagte Dame Clementia, und reichte dem Fremden ihre schöne Hand. Der, ein Knie zur Erde setzend, neigte sein Haupt, und berührte leise mit dem Stahl des Visiers die zarten Finger, daß die Dame vor dem kältenden Gruß unwillkürlich etwas zusammenfuhr. Da sprang er in demüthiger Scheu wieder empor, und trat hinter seinen Gefährten zurück.

Man setzte sich im großen Saal zu der runden, mit Blumen zierlich ausgeschmückten Mittagstafel: Falko zwischen beyden Damen, der unbekannte Ritter neben der Tochter, Herr Raoul neben der Mutter. Seinen geschlossenen Silberhelm nicht lüften wollend, blieb der verhüllte Gast ohne Speise und Trank, aber in das immer lebhafter werdende Gespräch der Andern warf er bisweilen anmuthige Lichter der Rede, ja sogar der in jenen Tagen allwärts beliebten Poesie hinein, und wenn ihn zu Anfang die Frauen mit heimlicher Furcht betrachtet hatten, fanden sie sich jetzt an die verhüllte Silbergestalt gewöhnt; vorzüglich Dame Clementia, welche mehr und mehr zu glauben anfing, es laure ein frohwitziger Scherz unter diesem seltsamen Geheimniß, und die deßhalb die Standhaftigkeit des Unbekannten durch das Anbieten der erlesensten Weine auf die Probe stellte. Ja, als er bey seinen höflichen, aber immer wiederholten Weigerungen blieb, gebot sie endlich ihrer Tochter ihm einen Goldbecher zu credenzen; erröthend nippte die Jungfrau: da nahm der Ritter mit zierlichem Neigen den Becher aus ihrer Hand, zugleich aber auch sprang er leicht in der rasselnden Rüstung empor, auf klirrte sein Visier, daß keiner der Sitzenden in des hochschlanken Fremden Antlitz sehen konnte, vor welches er schnell den goldnen Becher hielt, und als dieser im raschen Zuge geleert war, klirrte das Visier wieder zusammen; der Ritter saß neben Fiordilisa nieder, und pries in einem zierlichen Reim sein Glück, den edlen Wein genossen zu haben, von solchen Lippen geweiht.

Dame Clementia, ganz von der Anmuth ihres unbekannten Gastes er-

griffen, richtete nun immer öfter und immer freundlicher das Gespräch an ihn, und als man die Tafel aufhob, war eben er es, dem sie den Arm bot, sie auf den Altan des Schlosses zu führen, von wo man einen großen Theil der schönen Normandie und des anfluthenden Meeres überschaute. Falko ward Fiordilisa's Geleiter, während, einem fröhlichen Sangesvogel gleich, Raoul trillernd und scherzend und lachend die schöngeformten Treppen zum Altane voranflog.

In Falko's edlem Angesichte wollte etwas aufgehn, wie das Leuchten von Lieb' und Freude, aber mit so seltsamer Anstrengung preßte er es zurück, daß sein Auge feucht davor zu funkeln begann. Staunend blickte seine schöne Gefährtinn nach ihm hin; und kaum daß er es bemerkte, so war auch mit ernster Heiterkeit ein Gespräch von ihm begonnen, in dessen freundlichen Lauten kein Ton des Kummers wiederklang.

Droben in den Goldlichtern des aufsteigenden Herbstabends blickte man froh durch die anmuthige Gegend hinaus, und Falko pries mit begeisternden Worten die Schönheit seines Stammlandes. „Und in diese friedlichen Weideplätze," sagte Dame Clementia mit einem Seufzer, „in diese blühenden Pferche und Gärten, vielleicht auf manches noch glücklichen Dorfes Dächer, auf die Zinnen mancher noch edel prangenden Ritterburg möchtet ihr, mildritterlicher Falko, das Blut und die Flamme des Krieges schleudern?"

„Ich hoffe, noch ein andres Mittel gefunden zu haben, mein Stammrecht mit Ehren zu behaupten," sagte der Nordmann; „ein Mittel, das diese holdseligen Fluren befriedet läßt, und keine Seele darin erschreckt. Aber freylich bedarf es zuvörderst eurer Bewilligung, und dann werden hoffentlich die andern geringer belehnten Theilhaber an des großen Falko Verlassenschaft zum Beytritt zu bewegen seyn."

„Ich spreche ein unbedingtes Ja," erwiederte Dame Clementia freudig, „zu Allem, was ein edler Held, wie ihr, uns vorschlagen kann." Fiordilisa aber senkte die schönen Blicke abwärts. Wie vorhin in des Ritters Augen, perlten jetzt in den ihrigen helle Thränen, aber Thränen von wohl noch weit bängrer und schmerzlicherer Art. Jedoch auch die edle Jungfrau wußte ihren Gram zu besiegen, und bald sah sie hell und ernst und ergeben nach dem schon mit einzelnen Sternen sich schmückenden Himmel.

Aber seltsam ward Fiordilisens Angst und ihrer Mutter freudige Erwartung getäuscht. Denn Falko, statt nach einer schöneren Hand zu fassen, ergriff die Erzhand des Unbekannten, und sagte: „So stelle ich denn uns zwey, o edle Dame, als verbündete Kämpfer im Schrankengitter euch vor, um einfür allemal den Anspruch der Falko's auf die Besitzthume der Normandie entweder sieghaft zu behaupten, oder erliegend aufzugeben. Meine nordischen Kriegsmannen sollen Zeugen seyn, und segeln sie dann ohne mich nach der Heimath zurück, so melden sie meinen Anverwandten, wie hier nun entscheidend die Fehde geschlichtet ward und unser Anspruch rechtlich verloren ging. Und dann mein Ehrenwort darauf: es soll kein Norweger je um dieser Sache willen euer schönes Küstenland feindlich heimsuchen."

Er schwieg. Aber auch Dame Clementia, von seltsamer Überraschung noch ganz befangen, schwieg. Da nahm er nach einigen Augenblicken das Wort wieder auf, sprechend:

„Hier hat nun Raoul, der fröhliche Ritter und Mitbesitzer meines Erbes, schon eingewilligt, sich mir selbst als Kämpfer gegenüber zu stellen in dem Entscheidungsgefecht. Ihr hättet also nur noch für meinen ungenannten Freund und Anverwandten dort einen Gegner zu wählen. Überlebe ich aber sieghaft den Entscheidungsgang, so behalte ich mir noch eine Bitte sanfterer Art an euch vor."

Ob Frau Clementia die letztern Worte richtig deutete, steht dahin. Aber das ist gewiß: sie fühlte sich durch dieselben sehr erheitert, und sah nun mit gänzlich klarem Geiste, wie allen Partheyen und vorzüglich der gesammten Normandie nichts Erwünschteres begegnen könne, als ein solcher entscheidender Ausgang des so langher verderblich zürnenden Streites. Sie gab voll heitrer Würde ihr Ja, und bald darauf verließen die Ritter mit edlem Abschiedsgruße das Schloß, um alle Anordnungen und Bedingungen für den eingegangenen Kampf nach Kräften zu fördern.

Alle Mitgenossen am Erbe der Falko's hatten eingewilligt, durch den vorgeschlagnen Doppelzweykampf die lange Fehde für immer zu entscheiden. Auf selbigem Platze, wo Falko an jenem heitern Abende landend, die Tanzgesellschaft begrüßt hatte, waren nun die Schranken errichtet, und drängte sich das Volk zusammen, den herrlichen und vielentscheidenden Ernstkampf mit anzuschauen. Die Kampfesrichter, zwey weitberühmte greise Barone der Bretagne, Niemanden der Partheyen weder befeindet noch verwandt, saßen auf einem hohen, mit Purpurdecken behangenen Gerüst; in ihrer Mitte zwey Plätze lediglassend für Dame Clementia und ihre Tochter.

Diese holdseligen Frauen kamen jetzt eben auf reichgeschmückten Zeltern, hinter sich ein kleines, aber edles Gefolge, das Thal herauf, und folgendes leise Gespräch erhob sich unter ihnen, als nun die alte Burg der Falko's an einer Windung des Weges mit der auf der Thurmeszinne trauernden Birke sichtbar ward:

„Ich denke, meine Tochter, nun soll dieß trübe Zeichen der Verödung wohl bald einer freudigeren Fahne die Stelle räumen."

„Wie so, theure Mutter? Ob auch Herr Falko von Norweg in diesem Kampfe Sieger bleibe, die Ländereyen seiner Ahnherrn mag er sich gewinnen; aber ihr wißt so gut als ich, daß nur ein Schäfer es wagen darf, als Burgbesitzer auf dem Herde dieses Baues das gastliche Feuer wieder zu erwecken."

„Versteh ich dich, meine Tochter? Dächtest du wirklich auch in so feyerlicher Stunde noch an jenen unglücklichen Hirten Gabriel?"

„Ja, liebe Mutter, ich denke an ihn. Und warum sollte ich davor erröthen oder wohl gar meine Gedanken verläugnen? Ich denke seiner, wie man vielleicht einer edlen, treuringenden Gestalt gedenken möchte, die vor unsern Augen aus zertrümmertem Boot in die Fluthen des Meeres hinabgesunken wäre. Und könnten euch nicht vor einem solchen Bilde die Augen feucht werden, Mutter? Und könntet ihr es jemal vergessen?"

Den Augen des Mädchens noch mehr, als den Worten ihrer Lippen, antwortete eine halbzurückgedrängte Thräne der Mutter, während sie jedoch zugleich mit etwas erzwungenem Lächeln sprach:

„Wie man nun auch gleich Alles so schwer und ernsthaft nehmen kann!

Wer sagt dirs denn, daß der arme, freundlichträumerische Hirt versunken sey?"

„Niemand sagt mirs, liebe Mutter; auch daß er versinken werde, klagt er selbst mir nicht mehr vor, weder durch Liebeshauche, noch durch den wehmuthvollen Blick seines Auges. Denn seit jenem Tanzesreigen an derselben Stätte, wo jetzt der Kampfesreigen beginnen soll, hab' ich von dem armen Gabriel nie wieder das Mindeste gesehn oder gehört. Und haltet ihr es denn also für möglich, daß er noch lebt?"

Dem seltsam schwer wiegenden Grunde wußte Dame Clementia nichts zu erwiedern, und es war ihr also im Herzen willkommen, daß die fröhliche Fanfare, welche jetzt den nahenden Frauen entgegenjubelte, das Antworten unmöglich machte.

(Die Fortsetzung folgt)

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die Reise nach Dieppe, Lustspiel in zwey Aufzügen, nach dem Französischen von Hrn. von Kurländer, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

So lange die Kunst, oder vielmehr die Wissenschaft, der Ästhetik von den Deutschen erfunden worden ist, hat man sich über das Princip und die Definition des Komischen gestritten. Das Resultat davon ist gewesen, daß wir eben so viele Erklärungen desselben, als Ästhetiker, besitzen. Jeder hat eine andere auf seine Weise versucht, und zwar sehr häufig, auf die gewaltsamste, um sich für die gehabte Mühwaltung schadlos zu halten.

Statt zu fragen: Worches ist das Princip des Komischen, möchte es zweckmäßiger seyn, die Frage so zu stellen: Worchs ist die Ursache des Lachens? Denn, wenn auch die Ursache des Komischen nicht, so ist uns doch die Wirkung desselben bekannt: das ist das Lachen.

Ich glaube, der Grund des Lachens liegt in dem Widerspruche zwischen dem, was ein Individuum thun will, mit dem, was es wirklich thut, also (um einen bestimmteen Ausdeuck zu gebrauchen) in der Zweckwideigkeit der Handlung, welche wie vor unsern Augen vorgehen sehen. Was kann, zum Beyspielr, zweckwidriger seyn, als wenn jemand, dem es um Eile zu thun ist, zu Boden fällt, oder, statt sich die Behaglichkeit des Sitzens zu verschaffen, sich neben drn Stuhl auf dir Erde setzt?

Was das Lachen erregt, möchte also ausgemittett seyn. Aber wie, das heißt, durch welchen moralischen Prozeß wird es eeregt? Das Lachen ist ein Mrrkmat der Freude; wir empfinden Frrude, wenn wir unsere Nebenmenschen eiue Zweckwidrigkeit thun srhen; die Feeudr am Komischen ist also Schadenfreude. Wir freuen uns, daß nicht wir, sondern ein anderer, dergleichen Zwrckwidrigkeiten begangen haben.

So scheint rs erklärt zu seyn, warum alle Arten von Foppereyen (mystifications), so viel wir deren bereits auf dem Theater gesehen haben, immer noch einen unerschöpflichen Stoff zu dramatischen Darstellungen an die Hand geben, und immer noch auf das Wohlgefallen dee Zuschauer Anspruch machen dürfen. Denn was verlangen wir von dergleichen Darstellungen auf der Bühne? Daß sie in der Natur begründee srey! Was ist aber mrhr der Natur des Menschen angemessen, als eben die Mystificationen? Ist der Mensch nicht von der ersten Stunde seiner Geburt, bis zu der letzten seines Todes, den Foppereyen des Schicksals ausgesetzt? Muß nicht drr Mächtige sowohl, wie der Bettler, vor diesem allgemeinen Mystificateur des ganzen Menschengeschlechts sein Haupt brugen? Der Welteroberer Bajazet, im Käfige Timurlan's, und der Bettler, dem das erbettelte Stück Brot aus der Tasche grstohlen wird, sind sie nicht, einer, wie der andeee, Beyspiele von der Wahrheit, daß das Loos des Menschen ist, gefoppt zu werden?

Der Reiſe nach Dieppe liegt, wie tauſend andern Theaterſtücken, eine Myſtification zum Grunde, aber eine von ganz beſonderer Art. Ein ehrlicher Pariſer Bürgersmann, den edlen Trieb verſpürend, ſich vor ſeinen übrigen Standesgenoſſen, welche hinter den Barrieren von Paris die Welt mit Bretern verſperet zu ſeyn glauben, auszuzeichnen, hat ſchon ſeit vielen Jahren den Wunſch gehegt, einen Meereshafen zu ſehen, und wohlbedächtig iſt Dieppe, als der nachſte, nur zwanzig Stunden von Paris liegend, dazu von ihm auserſehen worden. Oft ſchon hat die Reiſe von Statten gehen ſollen, aber immer iſt ſie durch eingetretene Umſtände verhindert woeden: der ehrliche Mann meint, ein feindlich Geſchick habe ſich verſchworen, daß er nie das Meer ſehen ſolle. Endlich bietet ſich ihm eine neue Gelegenheit dar, die Reiſe anzutreten: alle Vorkehrungen ſind getroffen, ja der Wagen ſteht, ſo zu ſagen, ſchon vor der Thüec. Da fallt es einem lockeeen Zeiſige ein, den ſeinigen unterzuſchieben und den ehelichen Mann, während der Nacht, ſtatt nach Dieppe, um ganz Paris heeum, und in eine entlegenr Vorſtadt zu fahren. Der Reiſeluſtige glaubt ſich in Dieppe: die Auſtern, welche er iſt, ſcheinen ihm wohlſchmeckender, und die Luft, welche erl einathmet, geſunder zu ſeyn; feeylich begreift er nicht, wie das Pariſer Zeitungsblatt, welches ihm in die Hände fällt, ſchon am nämlichen Morgen von Paris nach Dieppe gekommen iſt. Endlich kann er dem Drange, den Hafen zu ſehen, nicht länger widerſtehen. Er ſtürzt aus dem Hauſe, lieſt aber ſchon an der nächſten Straßenecke, daß er noch zu Paris iſt. Die Myſtification erhält den letzten, aber zugleich den kräftigſten Vorſchub, indem das eigne Dienſtmädchen des betrogenen Reiſeluſtigen, welches mit in's Complott gezogen worden iſt, ihm in's Geſicht behauptet, ſie befänden ſich in Dieppe. Das Ende erräth ſich von ſelbſt.

Wenn die Reiſe nach Dieppe in ihrer Neuheit zu Paris nahe an hundert Vorſtellungen erlebt hat, wenn ſie noch in dieſem Augenblicke alle Monate zwey bis drey Mal daſelbſt gegeben wird, ſo hat ſie dieß günſtige Schickſal um ſo mehr ihrem Stoffe, das heißt, der ſo ſehr beluſtigenden Myſtification dee Hauptperſon, zu verdanken, als die Darſtellung ſelbſt, wie ich ſchon ehemals in meinen, in der Wiener Zeitſchrift abgedruckten Skizzen aus Paris geſagt habe, nichts weniger, als zu den vollendetſten dieſes Theaters gehört. Armand ſpielt die Rolle des geſoppten Bürgers mit jenem glücklichen Naturmechanismus, der dem großen Haufen zuſagt, weil ihm jede Zweckwidrigkeit abgeht, der aber den Kenner unbefriedigt läßt, weil er aller Kunſt gebeicht: Aemand ſchüttelt, ſo zu ſagen, die Rolle aus dem Ärmel.

Die Fopperey des guten Pariſer Bürgers intereſſirt die Pariſer Bürger um ſo mehr, weil ſie, gutmüthig genug, in Herbeln ihr eignes Schema erkennen und alſo an Leiden, in die ſie ſelbſt jeden Augenblick verfallen zu können befürchten müſſen, einen um ſo lebhafteren Antheil nehmen. Rechnet man dazu die übrigen Localitäten des Stücks, das heißt, die Junggeſellenſchaft dee Pariſer verheiratheten Männer, welche alle Wochen einmal unter vier Augen ſpeiſen, um den zwey Argusaugen ihrer Ehehälften auszuweichen, den Glauben an die ungeſunde Luft von Paris, die abee im Geunde geſunder iſt, als die Luft aller übrigen groſten Hauptſtädte Europa's, die Liebe des Pariſer kleinen Bürgers zu den Auſtern, ſeine ungemeine Wißbegieede (die ſich recht gut verteägt mit der Unwiſſenheit, welche einen Hauptchaeakterzug des Pariſer Mittelſtandes ausmacht) u. ſ. w., ſo begreift man, wie dieß Stück, Trotz der eigentlichen Nichtigkeit ſeiner dramatiſchin Entwickelung (welche ganz verſchieden von dem Stoffe deſſelben iſt), einen ſo fortgeſetzten Beyfall haf erhalten können.

Alle dieſe Bezüge (ſelbſt die Myſtification, weil der Deutſche in ſeinem loyalen Ernſte der Fopperey abholder iſt, als der leichtſinnig-fröhliche Feanzoſe) muſiten bey der Bearbeitung dieſes Stücks für deutſche Bühnen verloren gehen. So iſt es leicht zu begreifen, wie die Reiſe nach Dieppe auf andern deutſchen Theatern hat nicht gefallen, ja ſogar miſifallen können.

Ganz daſſelbe Schickſal würde die Überſetzung dieſes Stücks auf der hieſigen Bühne gehabt haben, wenn ſein Gelingen von denſelbey Bedingniſſen, als das Franzöſiſche, abgehangen hätte. Aber glücklicher Weiſe ſind der Bearbeitung in Ermangelung jener Localitäten, welche in Paris das Stück des Originals gemacht haben, zwey Erſatz-

mittel zu Theile geworden, die dem deutschen Stücke einen fortwährenden Beyfall zusichern dürften: das vortreffliche Spiel aller darin auftretenden Künstler, und die Änderungen, welche der Bearbeiter mit demselben vorgenommen hat.

Mit Vergnügen gestehe ich es: die Reise nach Dieppe wird (was nicht mit allen französischen Lustspielen auf deutschen Bühnen der Fall ist) auf dem k. k. Hoftheater an der Burg nicht allein in der Hauptrolle, sondern auch in den meisten Nebenrollen, so wie in der Gesammtdarstellung, künstlerischer und sorgfältiger gegeben, als in Paris. Besonders zeichnet sich Hr. Koberwein, dieser vortreffliche Künstler, dessen hohe Meisterschaft ich schon in mehrern andern Rollen, besonders im Mercutio in Romeo und Julie, zu erkennen und zu bewundern Gelegenheit gehabt habe, in der Rolle des Herbelin (Erbel) aus: von ihm hing das Schicksal der deutschen Bearbeitung ab, und er hat das Glück derselben gemacht. Ich würde mich der Pflicht, diesen Schauspieler zu beurtheilen, unwürdig zeigen, wenn ich von ihm sagen wollte, er habe nichts zu wünschen übrig gelassen; diese abgedroschene Phrase kann nur im Munde derjenigen Theaterkritiker Sinn haben, denen, bey allem, was sie immer sehen, nichts zu wünschen übrig bleibt. Hr. Koberwein hat die Rolle während des ersten Acts zu langsam gesprochen, mit zu geringer Rundung gespielt und überhaupt mit zu viel Prätension nüancirt: mich dünkt, die Haltung derselben muß mehr passive, als active Lebendigkeit seyn. Ich müßte mich sehr irren, oder Hr. Koberwein ist deßhalb in diese zu grosse Detaillirung verfallen, um der Exposition des Charakters in den ersten Scenen eine gröbere Verständlichkeit zu geben, allerdings ein lobenswerthes Bestreben, eines denkenden Künstlers würdig, von welchem jedoch der Routinier keine Ahnung hat. Mich dünkt aber, Hr. Koberwein hat die enge Grenzlinie zwischen dem Hinlänglichen und Überflüssigen, wenn auch nur um ein Haarbreit, überschritten. Doch noch während des ersten Acts, namentlich von der Scene der Abreise an, ist es dem Künstler gelungen, an die Stelle der vorigen fast pedantischen Ausmahlerey die dem Charakter zukommende ruheige Passivität zu setzen; besonders hat er den ganzen zweyten Act mit jenem bewußtvollen Sichgehenlassen (abandon) gespielt, das allein dem wahren Künstler zu Gebote steht, weil dieser allein es vermag, der entschiedensten Absichtlichkeit das Ansehen des augenblicklichen Zufalls zu geben. Darf ich mir einen Wunsch erlauben, so ist es der, Hr. Koberwein möge sein letztes Auftreten (nachdem er an der Straßenecke gelesen hat, daß er nicht in Dieppe, sondern in Paris ist) und die gleich darauf folgende Scene mit seiner Dienstmagd noch vollkommener, aber immer mit Passivität, ausmahlen. He. Wothe (Lamont) hat seine kleine Rolle so gut gespielt, daß man wünschen möchte, er erschiene auch im zweyten Acte. Sein Anzug war zu nachlässig: ein Pariser courtier oder homme d'affaires macht täglich drey Toiletten, die glänzendste zum Mittagsessen. In Paris karikirt sich das Costum dieser Rolle in die elegante englische Mode hinein, eine Äußerlichkeit, welche sich recht wohl mit dem Barocken des Charakters verträgt. Hrn. Ketterl's Anzug ist, wie ich höre, der eines englischen Fashionable im allerneuesten Geschmacke. Allerdings soll der Schauspieler, welcher Liebhaber und junge Männer darzustellen hat, sich nach der Mode kleiden, aber diese Mode muß erst Zeit gehabt haben, bekannt, oder vielmehr herrschend zu werden, damit das Auge des Publicums durch den ungewohnten Anblick nicht verletzt werde.

Die Reise nach Dieppe vertrug, oder forderte vielmehr, eine Umarbeitung, weil das Original, als Carnevalstück, durchaus auf keine Regelmäßigkeit Anspruch machen kann. Hr. von Kurländer hat diese Umarbeitung mit Geist, Geschmack und Theaterkenntniß unternommen: die Episode der Verkleidung Lamont's in einen Corsaencapitän, in dessen schöne circassische Gemahlinn Erbel verliebt gemacht werden soll (ein hors d'oeuvre im eigentlichsten Verstande) ist ausgemerzt, mehrere Scenen gekürzt und dadurch das Stück selbst in zwey Acte zusammengezogen, endlich nicht allein der Rolle Erbel's, sondern auch denen Dümonteel's, des Mahlers und des Mäklers mehr Ausführung und Bedeutsamkeit gegeben. Der Bearbeiter hat, wie hieraus folgt, nicht wenig aus eigenen Mitteln hinzugefügt. Zweyerley davon ist mir, obgleich mit vielem Geschmacke erfunden, als dem raschen Gange des Stücks hinderlich erschienen, die

Tirade des Mahlers, in welcher er die Gründe zu erkennen gibt, warum er die Portraitmahlerey gegen die Landschaftsmahlerey vertauscht hat (eine Stelle, welche übrigens von Hrn. Korn mit viel geistvoller Laune gesagt wird) und die zwey Mal vorkommende Erzählung von dem Untergange des mit Affen und Papageyen beladenen Schiffes.

Nach der Reise nach Dieppe ward der bucklige Liebhaber gegeben. Dieses kleine Stück erhält sich auf der Bühne, weil Hr. Kettel die Hauptrolle zur Zufriedenheit des Publicums spielt. In Folge der Darstellung ward bemerkt, daß eine Schauspielerinn von den Winken, welche eine wohlwollende Kritik ihr zu geben sich unterfangen hat, Gebrauch machte. Diese Bereitwilligkeit, sich nicht für unfehlbar zu halten, deutet die Künstlerinn an: das Künstlerthum unterscheidet sich dadurch von der Handwerkerey, daß ersteres, als über sich selbst und seine Production stehend, den Blick nach allen Seiten frey und mit Bewußtseyn beherrscht und das Fremde mit dem Eigenen zu vergleichen im Stande ist, während der Handwerkerey, eingekerkert in ihre eigene kümmerliche und befangene Subjectivität, jede Aussicht aus sich selbst hinaus benommen wird. Nicht minder ergab es sich, daß eben diese Künstlerinn einen gewissen Namen, den niederzuschreiben, die Achtung vor den, die französische Sprache verstehenden, Lesern der Wiener Zeitschrift verbietet, durch eine leise Veränderung die Anstößigkeit seines Klanges zu benehmen wußte. Auch der „infame Schneider" war verschwunden, aber „der Himmel, der mit seinen Donnerkeilen darein schlagen soll," ließ sich noch immer vernehmen.

Concert-Ankündigungen.

Morgen, Mittwochs am 27. Februar, wird Mlle. Caroline Schleicher (dieselbe, welche sich neulich im k. k. pr. Theater an der Wien mit dem ausgezeichnetsten Beyfalle auf der Clarinette hat hören lassen) die Ehre haben, im Saale des großen Musikvereins im Gundelhof (dritte Treppe, zweytes Stock) ein Concert zu geben und in demselben ein Concertino von Hrn. Carl Maria von Weber auf dem nämlichen Instrumente und ein Potpourri von Danzi auf der Geige vorzutragen. Billete, zu 4 fl. W. W., sind in der Musikhandlung des Hrn. Steiner und Comp. am Graben im Paternostergäßchen zu haben.

Zum Behuf eines mildthätigen Endzwecks.

Mit besonderer Genehmigung der obrigkeitlichen Behörden wird am 28. Februar 1822, als an einem Normatage, Abends um sieben Uhr in dem k. k. kleinen Redouten-Saale zum Besten der Kranken-Verpflegung bey den barmherzigen Brüdern eine musikalische Unterhaltung gegeben werden, deren Hauptbestandtheil ein ganz neues dramatisches Gedicht für Musik von Kuffner betitelt: Rosa von Viterbo, in Musik gesetzt von Drechsler, ausmachen wird.

Vorauf gehen die Ouverture aus Cyrus von Hrn. Hofrath von Mosel und das erste Stück des Cis-moll Concertes von Ries, von der eilfjährigen Leopoldine Blahetka vorgetragen.

Man hofft mit Zuversicht, daß der Edelmuth der wohlthätigen Bewohner dieser Hauptstadt die dargebotene Gelegenheit mit menschenfreundlichem Eifer ergreifen werde, um den frommen Endzweck des Ordens durch zahlreichen Zuspruch zu unterstützen.

Billete sind in der Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. Steiner und Comp. im Paternostergäßchen und Abends an der Cassa zu 3 fl. W. W. zu bekommen. Durch diese Bestimmung des Preises gedenkt man keineswegs der Wohlthätigkeit des großmüthigen Publicums Schranken zu setzen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 28. Februar 1822.

26

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7½ fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

Die zwey schönen Zuschauerinnen hatten ihre Ehrenplätze eingenommen, und nach dem Verhallen der kriegerischen Hörner und Trompeten lag die lautlose Stille der Erwartung über der Kampfesbahn. Beyde Richter erhoben sich. Der Eine winkte mit dem Silberstabe nach Norden, der Andere eben so nach Süden, und durch die geöffneten Schrankenthore ritten aus den Gezelten, wo sie sich zum Kampfe bewaffnet und geistig vorbereitet hatten, von dorther Falko mit seinem unbekannten Gefährten, ihnen gegenüber der edle Raoul, jetzt auf einem hohen Rothrosse prangend, das dem Lichtbraunen Falko's nichts nachzugeben schien; er selbst nach der Sitte seines Stammes stahlblank geharnischt, mit grünsammtnem Waffenrock überkleidet, hochwallende grüne Federn auf dem blanken Helm. Neben ihm zog als sein Gefährte eine wunderliche Gestalt. Weiß und schwarz getigert der beynah kleine Gaul, wenigstens klein erschien er neben den drey andern mächtigen Rossen, aber gewaltig an breiter Brust und stampfendem Gange, sehr wild dampfend seine weitoffenen Nüstern, sehr dicht beschäumt sein Gebiß, und auch des Reiters dunkle, mit Silber eingelegte Rüstung dicht beschäumt von des fleckigen Gaules unbändigem Gebrause. Der Ritter selbst war von kleinem, breitschultrigen, aber entstellten Wuchse, wie das selbst die Formen seines Harnisches verriethen. Er trug gar keine Federn auf seinem Helm, sondern nur ein kunstreich aus Erz und Silber getriebenes Elsterbild, dessen Fittige bey jedem Sprunge des Rosses sich spreiteten und gellend wieder zusammenrasselten, den zornigen Gaul immer zu noch größerer Wildheit erhitzend.

Als Fiordilisa die Augen nach dem Ritter hinwandte, konnte sie ein leises Beben kaum unterdrücken, und flisterte in ihrer Mutter Ohr: „Ist es nicht, als ritte neben Herrn Raoul der finstre, höhnisch lustige Mord? O warum hat man diesen gräulichen, so vieler schlimmen Dinge bezüchtigten Ywain mit zugelassen als Verfechter unsrer Sache!"

„Verbirg dein Grauen!" flüsterte die Mutter sorglich zurück. „Du würdest die Ritter altgallischer Abkunft beleidigen, die Mitbelehene der Falkosgüter sind, und diesen ihren furchtbaren Stammgenossen zum Vorfechter erkoren haben. Vielleicht," setzte sie noch leiser hinzu, „vielleicht hatte Mancher von ihnen selbst gern eine andre und schönere Wahl getroffen, aber du kennst ja die wilde, für zauberhaft verschriene Tapferkeit dieses Ywain, und die Überzahl seiner Vasallen. Er bot sich zu Raouls Genossen an; da hatte Niemand Lust, zu widersprechen. Ich bitte dich, zähme deine Scheu vor ihm, damit nicht aus diesem friedeverheißenden Kampfe der Samen neuer Zwietracht und Fehde für unsre liebe Normandie entsprosse."

Der Gedanke an ihres schönen Vaterlandes Heil hatte wohl schon weit mehr über Fiordillsa vermocht, als jetzt von ihr gefordert ward. Ohnehin schämte sie, ein edles Ritterkind, sich ihres fast kindischen Bangens, und wie nun die Kämpfer langsam einen dreymaligen Umritt durch den Kreis hielten, jedes Mal vor Dame Clementia und ihrer Tochter die mächtigen Speere neigend, gewann es diese über sich, den gräulichen Ywain, wenn zwar nicht ganz so freundlich, doch eben so steten Blickes zu grüßen, als die übrigen Helden.

Als nun alle Vier einander wieder gegenüber hielten, erhob Ywain seine mißlautende Stimme, und sprach:

„Mir hält ein unbekannter Widersacher Stand. Wer bürgt mir dafür, daß er edlem Stamm entsprossen ist, und ich meinen Heerschild nicht niedre durch einen Schrankenkampf mit solchem Genossen?"

„Falko von Norweg bürgt und alle seine Gefährten!" rief unser Held, und die außen an den Schranken stehenden Normannen seiner Schaar wiederholten mit ihren wohllautenden Schlachtenstimmen: „Falko von Norweg und alle seine Gefährten!"

Abermal fragte Ywain:

„Trägt mein Gegner das Schildesamt?"

Falko erwiederte:

„Ich schlug ihn gestern auf meinem Schiffe zum Ritter im Kreise all meiner Gefährten."

„Im Kreise all seiner Gefährten!" wiederholten bestätigend die Normannen.

Ritter Ywain senkte befriedigt und einwilligend Haupt und Lanze. Da erhoben sich abermal beyde Kampfesrichter von ihren Sitzen, und der Älteste sprach laut und feyerlich folgendergestalt:

„So gilt es denn als beschlossen und angenommen: der Kampf dieser vier Ritter soll über die Ansprüche der normannischen Falkos an die hiesigen Marken auf ewige Zeiten entscheiden!"

„Die vier Helden fechten, wie in offner Schlacht, so also, daß jeder seinem bedrängten Gesellen zu Hülfe kommen darf!"

„Der Kampf gilt nur dann für entschieden und beendet, wenn beyde Fechter einer Parthey durch Tod oder Ohnmacht bewußtlos am Boden liegen, oder lebend sich für überwunden bekennen!"

„Ist das so all euer Wille, ihr Kämpfer, und ihr Theilhaber der Ansprüche, und ihr Kampfeszeugen ringsumher? Und wollt ihr die Bedingungen sämmtlich halten bey euerm Eid?"

Ein lautes: „Ja!" von vielen Heldenzungen tönte himmelan; Dame Clementia erhob ſich und neigte ernſt einwilligend das ſchöne Haupt. Da winkten die Kampfesrichter, und rieſen in das losbrechende Schmettern der Trompeten hinein: „Sieg dem, der Recht hat!" Und: „Sieg dem, der Recht hat!" rieſen Ritter und Volk ihnen nach, und die vier Kämpfer ließen ihren feurigen Roſſen Zügel.

Beym erſten Rennen blieb jeder Ritter im Sattel, doch Raoul und ſein Gefährte hatten ſehr gewankt, und hielten nur mühſam die Bügel feſt. Sieg hoffend glühten die Augen der zuſchauenden Nordlandshelden, und nur Schrankenrecht und edle Sitte hemmten ihren ſchon in den Herzen anſchwellenden Jubelruf. Wohl ihnen, daß ſie ſo ernſten Mahnern Gehör gaben! der voreilige Siegesſchrey hätte ihnen Beſchämung bringen mögen. Denn als im zweyten Rennen Herr Ywain voll raſender Wuth ſeinem Genoſſen voranjagte, ſcheute vor der widrigen Geſtalt Herrn Falko's edler Lichtbrauner, und eh den Bäumenden noch ſeines Ritters Sporn wieder vorwärts trieb, erfaßte ihn der Speer des flinken Raoul, daß Roß und Reiter über einen Haufen ſtürzten; Ywain indeß hatte den unbekannten Ritter mit ſo gewaltigem Zorneſtoß getroffen, daß dieſer weit aus dem Sattel dahinflog, ohnmächtig gegen die Schranken geſchmettert, die gleich darauf ſein verwilderter Schimmel im mächtigen Satz überflog, und ſeldein rannte, durch die aus einander ſtäubenden Zuſchauer hin. Ritter Raoul ſprang vom Roß, und ſich dem geſtürzten Falko nahend, der unter der Wucht ſeines betäubten Pferdes noch nicht wieder hervor konnte, ſprach er mit freundlichem Neigen: „Gebt euch, Meſſire! Ihr ſeht, das Recht unſres Anſpruches war ſtark genug, mir den Sieg über einen ſo edlen Kämpfer, als ihr euch erprobt habt, zu verſchaffen. Gebt euch, und nehmt meine Hand, als die eines Freundes, zum Beyſtand an!" Aber Falko erwiederte freundlich, indem ſeine freygebliebne Rechte den zweyſchneidigen Dolch an ſeinem Gürtel zückte: „Nehmt euch in Acht, mein edler Gegner! Ihr ſeht, dieſer Waffe bin ich noch Herr, und nach der Beſtimmung der Kampfrichter entſcheidet hier kein augenblicklicher Unfall den Sieg. Es gilt, wie im Kriege; man wehrt ſich, ſo lange man kann. Wer mich anrührt, iſt des Todes, und leid ſollte es mir ſeyn, wenn ich euch ſo ohne alle Schonung treffen müßte, aber meine Bedrängniß erlaubt es mir nicht anders. Nehmt euch in Acht!" Der edle Raoul, jedweden ſonſtigen Vortheil verſchmähend, welchen der Stand des Kampfes ihm darbot, warf ſein Schwert in die Scheide, und bemühte ſich, ſeinem Widerſacher den Dolch zu entringen. Aber das war nicht leichte Arbeit. Der rüſtige Arm des Nordlandshelden blitzte raſch hin und her, den Nahenden immer mit verderblichem Todesſtoße bedrohend, und ob es auch zwey- oder dreymal dem Gegner gelang, dieſen ſtarken Arm zu faſſen, ſchnellte ſich doch der immer mit ſo gewaltigem Schlage wieder frey, daß Raoul davor auf einen Augenblick zurückwanken mußte.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit hatte ſich dergeſtalt auf den Ausgang dieſes ungewöhnlichen Kampfes gerichtet, daß erſt das wildeſte Bäumen und Brauſen von Ywains kleinem, zornigen Gaule einige Blicke dorthin wenden konnte. Aber da rieſen alsbald Stimmen des Entſetzens und Unwillens auch die andern Blicke ſich nach, und man ſahe nun, wie der häßliche Ywain ſich bemühte, ſein Roß über den noch immer ohnmächtigen Gegner hinzutrei-

ben, daß es ihm mit den erzbeschlagnen Hufen Panzerschienen und Glieder zerstampfe. Das wilde Geschöpf zeigte sich besser, als sein Reiter, indem es vor dem unedlen Beginnen zurückscheute. Doch immer ergrimmter trieb dieser es vorwärts, und es schien, der Augenblick, wo seine rücksichtslose Wuth es bezwingen werde, sey nicht mehr feru. Laut schrien die Damen den unritterlichen Ritter an, die Kampfesrichter riefen Halt! Auch wirklich hielt Ywain augenblicklich sein Roß an, aber nur um mit höhnender Stimme die Worte zu sprechen: „Seht mir doch, was das hier für ein zärtliches Kampfgericht werden will! Ein recht überaus zärtliches Spiel! Aber der dort unter seinem gestürzten Rosse liegt, berief sich ja nun eben selbst erst darauf, es dürfe hier zugehn, wie in der Schlacht! Nun denn! In der Schlacht hat doch wohl schon manch ein tadelsfreyer Fechter seinen hingestürzten Gegner überritten. Also nur vorwärts zum Siege! Nur vorwärts mein Roß!"

Wild bäumte sich abermal das scheckige Pferd, aber nun schien es, nun eben werde es zerstampfend losfahren auf den ohnmächtigen Ritter, da schleuderte Falko plötzlich den Dolch gegen seines Bekämpfers Visir, daß der davor in Betäubung gegen die Schranken taumelte, und mit Anstrengung all seiner Kraft riß er sich nun im gewaltigen Schwunge unter dem Pferde hervor, hoch blitzte zugleich das riesige blitzleuchtende Schwert in seiner tapfern Rechten, und ein Stoß in die Hufte des Schecken warf diesen in den Sand, und den wilden Reiter weit aus dem Sattel. Zwar raffte sich Ywain rasch wieder empor, und es begann nun ein grimmiger Schwertkampf unter den erzürnten Fechtern. Doch nicht lange, so wankte der gallische Krieger unter den mächtigen Nordlandshieben, und rief seinen Genossen um Hülfe an. Raoul, von der augenblicklichen Betäubung rasch wieder erholt, hatte dem Zweykampfe mit ruhiger Ehrliebe zugeschaut, aber nun durch die Gesetze dieses Tages berechtigt, durch den Hülferuf seines Gefährten gespornt, brach er mit geschwungner Klinge gegen Falko los. Eine Zeitlang hielt dieser den beyden starken Widersachern festen Stand; doch ein dröhnender Hieb Raouls auf seinen Helmkamm drückte ihn in die Knie nieder. Zwar dräute sein Schwert noch zorneskühn ringsher, und traf noch mit gar manch gewaltigem Hieb und Stoß seiner Bedränger Waffen, aber doch schien die Niederlage für ihn und für den ganzen Stamm der Falkos unwiderruflich entschieden.

Da plötzlich, als dringe seine Noth in die ohnmächtigen Sinne seines tapfern Genossen, begann sich dieser am Boden zu regen, hob das Haupt, drehte es, wie ein aus schweren Träumen Erwachender, hin und her, und plötzlich stand er auf den Füßen, und flog, das Schwert wild über sein Haupt geschwungen, auf Ywain los. Der wandte sich ihm kühn entgegen, und ein rasches Gefecht begann, worin Ywain, seiner Mißgestalt zum Trotz, die gewandteste Behendigkeit eines Waffenkundigen, der unbekannte Ritter aber die rücksichtsloseste Tapferkeit und Stärke eines jungen Helden kund gab, der zum ersten Male den Ernstkampf besteht. Falko derweil, nur noch von einem Gegner bedrängt, hatte sich wieder stark und frisch emporgerafft. Jetzt, wie er so ruhig und still den feurigen Angriffen des jungen Raoul begegnete, nur seltne Hiebe führend, aber mit jeglichem Hieb den Widersacher schwer und gewichtig treffend, staunte die ganze Versammlung sein Übergewicht in den Waffen an. Er selbst, das freudig empfindend, hielt noch eine Zeitlang den

Kampf hin, wie ein heitres Spiel. Aber auf einmal, als flamme eine plötzliche Ungeduld in ihm empor, schmetterte er einen gewaltigen Schlag auf Raouls rechte Schulter; der schwankte, rasselte gleich darauf in seinen Waffen zusammen, und lag regungslos am Boden. Linde Thränen flossen um ihn aus Dame Clementia's und ihrer schönen Tochter Augen, wenn sie gleich auch selbigen Augenblicks ein beynah freudiges Gefühl durchzuckte: die Hoffnung nämlich, nun werde Falko entscheidend dem fremden Ritter zu Hülfe kommen, welcher Beyden auf unbegreifliche Weise lieb und theuer geworden war, und dem eben jetzt der scheusliche Dwain immer gewaltiger und beynahe sieghaft entgegenrang. Aber so wie der Nordlandsheld sich nur den Beyden nahete, rief ihm der unbekannte Ritter zu: „Um Gott, mein edler Waffengenoß, verstört mir nicht diesen Kampf! Es ist ja mein erstes Ernstgefecht! Und wollt ihr denn die Kränze des Tages allein von hinnen tragen?" „Ficht du nur freudig weiter!" rief Herr Falko zurück, und senkte seine gute Klinge. „Ich hindre dich nicht; fällst du aber, so räch ich deinen Tod!" Und wie von zweyfacher Begeistrung entzündet, stürmte nun der junge Held auf seinen gräulichen Gegner ein. Nicht lange, so spaltete sich vor seinem gewaltigen Klingenschlage die ehrne Elster auf Dwains Helm; ein zweyter Schwung derselben Art, und der Helm selbst klaffte aus einander, ein Blutstrom sprühte daraus empor, und todt stürzte der fürchterliche Kämpfer vor die Füße seines Bewältigers hin. Ein unwillkürlicher Jubelruf aller Partheyen pries die rüstige Waffenthat des jungen Siegers, der etwas entathmet und ausruhend sich mit beyden Händen auf sein Schwert stützte, doch das hochgehelmte Haupt recht stolz und freudig emporhielt.

(Der Schluß folgt)

Correspondenz-Nachrichten aus und über Italien.

Venedig, Ende Decembers, 1821.

Das in Turin neu erbaute Theater wurde am 29. Sept. mit einem großen Concerte eröffnet. Das Gebäude entspricht dem Zwecke vollkommen, und läßt auch hinsichtlich der Schönheit der Verzierungen nichts zu wünschen übrig. Die Vorhalle, die Stiegen sind breit und groß; viele Thüren sichern das Publicum vor Gefahr bey eintretender Feuersbrunst. Es hat vier Reihen von Logen, und noch eine fünfte Gallerie nach Art der Theater in Deutschland, Paradies genannt; der Vorhang von Luigi Vacca ist ein Meisterstück der Perspective und Mahlerey. Nach dem königlichen Theater ist dieses neuerbaute das vorzüglichste in Turin. Im teatro Carignano ward ein neues Ballet von Garzia, Eloisa e Camillo, mit vorzüglichem Beyfalle aufgeführt, der jedoch großen Theiles den herrlichen Decorationen und dem schönen, zeitgemäßen Costum zuzuschreiben war. In demselben Theater fiel Guecco's komische Oper: Die Probe einer ernsthaften Oper betitelt, gänzlich durch.

In Florenz im großen Theater alla Pergola wird ein neues heroisches Ballet von Galzerani aufgeführt: Die Weißen und Schwarzen (zwey Factionen, die einst in Florenz hausten). Dieser patriotische Stoff erfreut sich eines großen Beyfalls, die Tänzer zeigen sich desselben würdig; besonders die Damen Torelli und Brugnoli, und die HH. Scotti und Vestris. Rossini's Oper: Eduard und Christine, kann in Florenz nicht gefallen, da ein gutes Drittheil früheren, daselbst schon bekannten Opern eigenthümlich zugehört; auch sind die Sopran- und Tenorstimme in derselben für Bonini und Tacchinardi sehr unvortheilhaft.

Im größten Theater Italiens, S. Carlo in Neapel, erhielt mäßigen Beyfall

eine neue Oper von Marchese Sampieri aus Bologna, Batmira und Zaide, eine spanische Geschichte aus den Zeiten der Maurenherrschaft; der berühmte Sänger Davide und die vortreffliche Colbran zeichneten sich vorzüglich in zwey vortrefflichen Duetten aus. Die Wiederholung der Rossinischen Oper: la Donna del Lago machte jedoch, obschon nicht mehr neu, die neue Oper bald vergessen. Von diesem allgefeyerten Meister verbreitet sich das Gerücht, er schreibe unter sehr vortheilhaften Bedingungen eine neue Oper für London; auch wird er, wie es heißt, daselbst die meisten seiner Compositionen unter eigener Leitung zur Aufführung bringen. Die Italiener sind entzückt über den immer mehr sich ausbreitenden Einfluß ihres Rossini, der erst neuerlichst auch in Amsterdam mit dem Barbiere di Seviglia, und in Paris mit der „Italienerinn in Algier" *) Triumphe gefeyert hat. Dagegen schmerzt sie tief eine in Paris erschienene Carricatur-Darstellung auf einen berühmten italienischen Tonmeister (der zwar nicht mit Namen darin erscheint), derselbe ist dargestellt im Mohrenanzuge des Othello, mit großen Stäben bewaffnet, mit welchen er nach Doppelstreichen auf eine Trommel schlägt; mit dem Munde setzt er eine Posaune in Bewegung, und zertritt mit dem Fuße eine Hoboe, das Sinnbild der Harmonie; eine Elster begleitet sein musikalisches Treiben; Apollo flieht, die Leyer verbergend und sich die Ohren verstopfend; eine andere Figur, mit Mida's Attributen geziert, hält ihm einen Spiegel **) vor, und geräth in immer steigende Extase; die Werke Mozart's und Cimarosa's liegen zerstreut zu den Füßen der Hauptperson. Ob diese derbe Carricatur den Tonsetzer des Othello wirklich treffen könne, dürfte wohl schon in allen Musik verehrenden Ländern Europa's entschieden seyn!

Im Theater der Scala in Mayland gefiel die neue halbernste Oper des neapolitanischen Meisters Merradante, Elisa und Claudio; es war des Herausrufens des Tonsetzers kein Ende; Mad. Belloc und der Basso Buffo de Grecio gefielen sehr, etwas weniger der obgleich brave Basso Lablache und der Tenor Donzelli; Merradante soll erst vier und zwanzig Jahre, und seinem Aussehen nach kann er nicht viel älter seyn. Die Mayländer recensirenden Blätter loben vorzüglich das in der Oper herrschen sollende richtige Verhältniß zwischen Gesang und Begleitung, finden jedoch darin Reminiscenzen aus Cimarosa's und Rossini's Werken, besonders die Crescendo's des Letzteren. Ob wir ihn Merradante bey seiner neuesten Production in Venedig in diesen Fehler gefallen sey oder nicht, wird die später folgende Beurtheilung seiner bey der Eröffnung der Fenice in Venedig im December 1821 zur Aufführung gekommenen neuen Oper zeigen.

(Der Schluß folgt)

*) L'Italiana in Algieri, die erste in Paris gegebene Rossinische Oper, ward daselbst schon vor vier Jahren aufgeführt. D. Red.

**) Dieser Spiegel ist das Journal le Miroir, welches sich für Rossini und gegen Mozart erklärt hat. D. Red.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Das Fräulein vom See, Oper in zwey Aufzügen, nach dem Italienischen, Musik von Rossini. Aufgeführt auf dem k. k. Theater am Karnthnerthorr.

Der Text zu dieser Oper ist bekanntlich dem Gedichte gleiches Namens von Walter Scott nachgebildet. Die Lady of the Lake wird von einigen englischen Kritikern dem Lay of the last Minstrel (Lied des letzten Minnesängers) desselben Dichters am Werthe nachgesetzt, dürfte aber doch das populäreste Balladengedicht dieses Schriftstellers seyn. Trotz der Einfachheit der Lady of the Lake (welche ihr übrigens nur im Vergleiche mit den übrigen Scottischen Werken zugestehen ist) muß es in Verwunderung setzen, wie ein sogenannter italienischer Opern-Poeta in derselben Stoff zu einer ernsten Oper hat finden können: ist das nicht, als wollte man eine lebendige Pflanze mit Fleiß aus ihrem Boden reißen und sie getrocknet in einem Kräuterwerke aufbewahren, um sich an ihrem Geruche und ihrer Farbe zu ergetzen?

Der Inhalt des zu einer italienischen Oper umgearbeiteten Fräuleins vom See

ist folgender. An der Spitze des Aufruhrs, welcher in Schottland gegen Jacob V. ausgebrochen ist, stehen Douglas, Lord von Bothwel, und Roderich von Dhu, Haupt eines mächtigen Clans der Bergbewohner. Um Roderichen desto inniger an das Interesse der Unzufriedenen zu fesseln und durch seine Theilnahme an der Empörung dieser ein desto größeres Gewicht zu geben, hat ihm Douglas seine Tochter Helene zur Gemahlinn versprochen. Letztere nährt eine heimliche Zuneigung für Malcolm Gramm, einen der Unteranführer der Empörer, und wird von ihm wieder geliebt. Dieß die Vorbegebenheiten des Stücks. Nach aufgezogenem Vorhange stellt sich uns eine schottische Felsenwüste, mit einem See im Hintergrunde dar; Schnitter und Schnitterinnen ziehen auf's Feld. Wir sehen daraus, daß eben der Tag angebrochen ist, denn wo wäre ein ländlicher Morgen auf einem Opern-Theater zu finden, der nicht mit Sicheln und Rechen begrüßt würde? Helene macht eine Morgenpromenade auf dem See und sucht die Einsamkeit zwischen Felsen und Klippen, um an ihren Geliebten zu denken. Ein Jäger erscheint: es ist der König, der sich auf der Jagd verirrt hat und weder wo aus, noch wo ein weiß. Helene nimmt ihn in ihren Kahn, schifft ihn mit sich auf die von ihrem Vater bewohnte Insel und erquickt ihn — mit einem Trunke Gerstensaft. Ein Glück, daß Lord Bothwel abwesend ist, sonst hätte das Glas Bier leicht der Henkerstrank des Königs werden können. Klüglich nimmt dieser seinen Rückzug, als ihm Helene meldet, in wessen Hause er sich befindet. Malcolm Grame tritt auf, um mit Helenen eine Zusammenkunft zu halten und geht dann wieder ab. Douglas und Roderich erscheinen, Truppen marschiren auf, man rüstet sich zu einem neuen Angriffe gegen den König und der Act schließt. Im zweyten erfahren wir, daß die Rebellen geschlagen sind: Roderich hat sein Leben eingebüßt und Douglas ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Helene, in Verzweiflung über das Schicksal ihres Vaters, stößt auf den König, den sie immer noch nicht kennt; dieser, eingedenk — des Glases Gerstensaft, händigt der trostlosen Tochter einen Ring ein, der ihr, wie er versichert, den Zugang zu dem Könige und zu dessen Gnade verschaffen werde. Helene, mit dem Kleinod am Finger, geht an den Hof; der König gibt sich zu erkennen und läßt an Douglas und Malcolm Gnade für Recht ergehen; ja, letzterer erhält sogar aus seinen eigenen Händen Douglas Tochter zur Gemahlinn. Diese Großmuth ist um so verdienstlicher, als Jacob selbst sterblich in Helenen verliebt ist.

Theaterkundigen Zuschauern wird die Bemerkung nicht entgehen, daß sich in dem Texte, obgleich ein fleischloses anatomisch-ästhetisches Präparat ohne Spiritus, ein Gehen und Stehen verspüren läßt, welches, wenn auch keine Handlung, doch der Schatten davon ist. Auch Schattenspiele können unterhalten, wenn die Bilder dazu so reizende Gestalten sind, als die Damen Grünbaum und Schütz, und mit so imposantem Gefolge erscheinen, als die HH. Forti, Jäger und Rosner. Wirklich ist die Darstellung des Fräuleins vom See, in Hinsicht des Gesanges, eine der gelungensten, die man hören kann. Mad. Grünbaum soll bey der ersten Vorstellung, der ich nicht beygewohnt, unrein intonirt haben. Ich bin keineswegs geneigt, die Reinheit des Gehörs oder der Absicht irgend jemandes in Zweifel zu ziehen; nur kann ich versichern, daß mir bey der zweyten und dritten Vorstellung die Stimme dieser Sängerinn lieblicher, elegischer, an's Herz greifender, überhaupt reiner geschienen hat, als je zuvor: die Rolle der Helene dürfte schwerlich mit reizenderer Persönlichkeit, gefühlvollerem Ausdrucke und glänzenderer Virtuosität gesungen werden, als eben von Mad. Grünbaum. Was Mad. Schütz ist, habe ich schon in der schönen Müllerinn erfahren, ein glänzendes und sehr getroffenes Conterfey der Mad. Catalani, fast bis zur Verwechselung ähnlich: dasselbe Organ, dieselbe Geläufigkeit, dieselben Verzierungen, wie sie etwa diese berühmte Sängerinn vor zehn oder zwölf Jahren im höheren oder verminderten Grade mag besessen haben. Mad. Schütz hat bewiesen, daß sie auch Schauspielerinn ist: ihre sinnige Darstellung des Malcolm erscheint um so verdienstlicher, als oft die talentvollsten Künstlerinnen in Männerrollen sich verlegen zeigen. Es ständ zu wünschen, der Umfang ihrer Singpartie wäre weniger beschränkt, damit sie einen glänzendern Gebrauch von ihrem vortrefflichen Talente machen könnte. Hr. Forti hat seine Arie in der gewohnten Meisterschaft gesungen. Hrn. Rosner's

Partie ist zu klein, als daß dieser junge interessante Sänger sich darin nach Verdienst bewundern lassen könnte. Desto häufigere Gelegenheit findet Hr. Jäger in der Rolle des Königs, von der Freyheit, der Herrschaft und dem Bewußtseyn, mit welchen er über seine Stimme und die Fähigkeiten derselben gebietet, die genügendsten Beweise zu geben. In seiner Darstellung herrscht eine erfreuliche Ruhe, so wie in seinem Mienenspiele viel liebenswürdige Grazie. Die letzte Scene, wo er Malcolm die Ritterkette umhängt und diese zum Symbol seiner ehlichen Verbindung mit Helenen macht, stellt er recht interessant dar.

Die Aufführung im Ganzen gehört, wie schon oben gesagt, zu den gelungensten, welche mir je vorgekommen sind. Mehrere Nummern werden mit einer Kunstvollendung vorgetragen, welche das höchste Vergnügen gewährt. Dazu gehören, unter andern, der dreystimmige Satz in G zwischen Mad. Grünbaum und den HH. Foeti und Rosner, das Duett zwischen den Damen Grünbaum und Schütz, ein anders zwischen ersteeer und Hrn. Jäger u. s. w.

Was soll ich von der Musik sagen? Müde, ohne Erfolg gegen die Hydra der Volksgunst anzukämpfen, welche sich der Componist des Fräuleins vom See zu erwerben gewußt hat, lege ich um so bereitwilliger die Waffen nieder, als es noch des Beweises bedarf, ob der eine von den hundert Köpfen der Schlange ein unsterblicher ist. Sollte der Krebs, welcher der alten Hydra zur Unterstützung gesandt ward, bey der neuen keine allegorische Rolle spielen? Wie dem auch sey, der Zauber fängt an, auch über mich seine Gewalt auszuüben: meheere Nummern des Fräuleins vom See haben mir vieles Vergnügen gemacht, z. B. der Chor von Helenens Gespielinnen in B, ein anderer der Krieger (mit der Trompetenbegleitung) in F, der obenerwähnte dreystimmige Satz in G u. s. w.

Das Costum ist reich und, so viel ich es zu beurtheilen verstehe, treu: die Hofdamen, welche am Ende erscheinen, sind elegant und mit vielem Geschmacke gekleidet. Die letzte Scene bringt überhaupt den lieblichsten Effect hervor.

Unter den Decorationen macht der See mit der darin liegenden Insel dem Mahler die meiste Ehre.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Columnea hirsuta. Aus Südamerika.
Correa virens. Aus Neuholland.
Daphne collina. Stumpfblattriger Seidelbast. Auf Hügeln in Süd-Italien.
Eugenia uniflora. Einblüthiger Jambusenbaum. Aus Brasilien.
Ornithogalum aureum. Goldne Vogelmilch. Vom Cap.
Solandra grandiflora. Großblumige Solandre. Auf den höchsten Bäumen in Jamaica.

Modenbild IX.

Kleid von Organdin mit einer Garnirung von demselben Stoffe. Der Bund am Kopfe von chinesischem Crepp mit einem Perlen-Diadem.

Berichtigung.

Im Aufsatze, Puzzoli überschrieben, muß S. 132 Z. 10 v. u. hinter den Worten Forum Vulcani der Zusatz eingeschoben werden (so hieß das alte Puteoli ehee bey den Römern).

In Nr. 23 dieser Zeitschrift auf der letzten Seite, in der fünften Reihe vom Ende der Pariser Skizzen, lese man complète statt complet.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

IX. Wiener Moden. 26. 18[illegible]

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 2. März 1822.

27

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Fahrt nach der Normandie.

Eine Erzählung von L. M. Fouqué.

(Schluß)

Falko hatte kaum den entscheidenden Sieg seines Freundes gesehen, so war er auch zu dem erlegnen Raoul hingeeilt, und neben ihn an den Boden kniend, öffnete er ihm das Helmvisier, und zog aus seinem Gürtel ein Balsamfläschlein, bemüht durch dessen Duft seinen besiegten Gegner zu ermuntern. „Er lebt!" rief er nach wenigen Augenblicken freudig zu den zwey weinenden Damen empor, und weckte dadurch ein mildes Lächeln auf den holdseligen Angesichtern; zugleich löste er eifrig aber sanft Raouls Helm nnd Halsberge, und nach der Stelle sehend, die nur kaum erst sein tapfres Schwert getroffen hatte, rief er noch fröhlicher aus: „Die Verletzung lähmt ihn nicht für immer, wenn auch für die nächsten paar Wochen. Dann soll mit Gottes und meines Wundbalsams Hülfe diese edle Blüthe der Ritterschaft wieder eben so frisch und makelfrey glänzen, als sie heute der aufgehenden Sonne entgegenlachte." Indem, von dem Schmerz der untersuchten Wunde vollends erweckt, schlug Raoul etwas zuckend die Augen auf; doch in seines edlen Siegers und Helfers Antlitz schauend, lächelte er alsbald mit recht himmlischer Freundlichkeit, und sagte: „Daß ich besiegt bin, zwingt euer Schwertschlag mich zu bekennen; daß es eine Ehre ist, ob sieglos, doch nicht unrühmlich, wider euch gestritten zu haben, wird mir diese ganze edle Ritterversammlung gern zugestehn; daß mein Herz dir auf immer brüderlich angehört, brauche ich dir nicht erst zu sagen, du starker, hülfreicher Held!"

Da richtete ihn Falko sanft in seinen Armen empor, und übergab ihn mit zarter Sorgfalt den herbeyeilenden Knappen; dann unter dem Jubel der Hörner, Pauken und Trompeten und dem preisenden Zuruf aller Ritter faßte er seines Kampfgenossen Hand, mit ihm zu dem Sitze Dame Clementia's und ihrer holdseligen Tochter emporsteigend.

Beyde sieghafte Ritter senkten vor den edlen Frauen das Knie, während

die Kampfesrichter ihnen den Gewinn des Tages laut und feyerlich zusprachen. Aber die Ritter blieben noch auf den Knien, und während Trompetenschall und Freudenruf abermal die Luft durchschmetterte, sagte Falko leise, und mit tiefbewegter Stimme:

„Noch ist uns kein Beyfallswort aus euerm Munde geworden, ihr edlen Frauen! Und wenn ihr uns das noch fürder verweigert, wo bleibt dann die Freude des Sieges für uns?"

„Ich sehe," sprach Dame Clementia mit heiterm Lächeln, „ich sehe, mein edler Held, die Rückverpflanzung nach Norweg hat euerm Stamme nichts von dem leisen Blüthenduste genommen, auf welchen mit Recht die blühende Ritterschaft Frankreichs so stolz ist. Ob zwar euer Sieg mich um einen Theil meines Eigenthumes bringt, glaube ich doch wahrlich nicht, das Anschauen eines so edlen Heldenkampfes, als ihr und euer Genosse ihn hieltet, theuer erkauft zu haben." „So wag ich denn" flisterte der Held, „so wag ich denn die Bitte auszusprechen, die ich euch schon vor einigen Tagen ankündigte. Doch Fräulein Fiordilisa muß sich näher herzuneigen, denn ihr gehört die ganz entscheidende Stimme dabey." Mit freudeleuchtenden Augen entgegnete Dame Clementia: „Gern wiederhole ich meinen frühern Spruch: was ein so edler Ritter, als Herr Falko von Norweg, von mir bitten kann, sey ihm in Voraus gewährt!" Ein innres Beben ergriff wunderbar den tapfern Mann, daß seine Harnischringe gegen einander klirrten. „Fräulein Fiordilisa hat noch nicht gesprochen!" seufzte er. „Ich verbürge es: meine Tochter denkt, wie ich;" sagte Dame Clementia; und Fiordilisa neigte bejahend das schöne Haupt. Aber ihr selbst unbewußt rollten dabey zwey helle Perlenthränen über die glühenden Wangen. Da ermannte sich Herr Falko in all seiner edlen Heldenkraft, und feyerlich sich emporrichtend, sprach er: „So begehre ich denn für meinen edlen jungen Waffenbruder hier die Hand eurer engelholden Tochter, o gütige Dame!" „Wie denn? für euern Waffenbruder?" fragte Dame Clementia staunend, während Fiordilisa vor schaurig süßen Ahnungen erbleichte. „Visier auf, junger Held!" rief Falko dem noch immer knienden Unbekannten zu, und als nun dessen blühendes Antlitz aus dem Silberhelm hervorleuchtete, verrieth ein halb erdrückter Ausruf aus Fiordilisens schönem Munde, wessen Bild noch immer sieghaft in ihrem schönen Herzen wohne. Dame Clementia sprach unwillig lächelnd: „Und so war denn Hirt Gabriel des großen Falko von Norweg Kampfgefährte?" „Wohl Hirt Gabriel," entgegnete Falko bejahend, „aber auch Ritter Gabriel Falko, meines Vaters kühner Brudersohn, mein ritterlicher, heldenstarker Vetter, den mit diesem Namen zu nennen ich stolz und freudig bin, fast stolzer und freudiger noch, als um den errungenen Sieg!" Und froh und rasch und klar strömte von seinen Lippen die Kunde dahin, wie Gabriel Falko Hirt sey und Ritterheld zugleich, und zweifelsohne erkoren, die düstre Verwünschung von der Stammburg zu heben, und dort an Fiordilisa's schöner Hand zu thronen, die Bewohner des lieben Thales und alle Vasallen der Falko's neubeglückend, und den Frieden herniederrufend in die fortan von keinen innern Fehden mehr verstörte schöne Normandie. Freudig legte Dame Clementia die Hand ihrer holdseligen Tochter in die des überglücklichen Gabriel Falko, und der Ort des blutig ernsten Kampfes wandelte sich in den Schauplatz eines edelfröhli-

chen Verlobungsfeſtes. Als nun die Becher umhergingen, und Falko, um einem ritterlichen Baron der Normandie Beſcheid zu thun, das Viſier emporſchlug, ſahe der edle Franzoſe ſtaunend und ſorglich in des Norderhelden ſchier todtbleiches Angeſicht, leiſe fragend: „Traf euch, o muthiger Sieger, vielleicht eine Wunde, die ihr bis jetzt verbargt?" Falko aber, eben ſo leiſe, doch freundlich lächelnd, erwiederte: „Eine Wunde, edler Freund; aber nicht von Manneshand, ſondern aus Frauenblicken!" „Ah, iſt es nur das?" lachte der fröhliche Franzos. „Dergleichen Wunden empfängt man hier zu Land eine unzählige Menge!" Doch plötzlich ernſter werdend ſetzte er ſtaunend hinzu: „Nur daß ihr ordentlich davor erbleichen könnt, nimmt mich Wunder. Wir ſingen dergleichen wohl in Liedern, aber im Ernſt iſt es mir noch eben nicht vorgekommen." „Im Nordland," entgegnete Falko, „empfangen wir zwar nicht unzählige Wunden ſolcher Art; aber eine einzige gnügt!" „Und man ſtirbt daran?" fragte der Franzos theilnehmend. „Das eben nicht!" ſagte Falko. „Aber man nimmt ſie mit ins Grab."

Mit ernſtem Eifer gab ſich Falko daran, die Stammburg wieder herzuſtellen für den Einzug des jungen Paares, und da die äußern Mauern in ihrer Heldenkraft bis jetzt noch immer den Elementen feſt widerſtanden hatten, hemmte der Winter die im Innern nöthigen Arbeiten nicht. Raſtlos zeigte ſich Falko an der Spitze der Werkleute, ihr Schaffen beſonnen und rüſtig leitend, wie ſonſt die Schaaren im Kampf. Dabey war es, als ſtehe eine unſichtbare Gewalt ihm helfend zur Seite, ſo daß die ſcheinbar hemmendſten Schwierigkeiten ſich oft unerwartet in Förderung der Arbeit umwandelten, indem bald eine hindernde, aber ſtark ausſehende Mauer von ſelbſt zuſammenbrach, bald wieder ein wankend ſcheinender Pfeiler bey näherer Unterſuchung ſich wunderſam feſt und zuſammengedrängt erwies. Die Bauleute meinten, das komme vom Wohlgefallen der Stammesgeiſter, die ſich an dem nahen Einzuge des ſchäferlichen Ritters freuten. Dieſem war indeſſen von allen ehemaligen Unterthanen der Falkosburg auf Begehr des ſieghaften Norderhelden der Vaſalleneid geleiſtet worden, und er verlebte ſelige Tage in Dame Clementia's Burg, von dorther die Hirten und Bauern mit reichen Segnungen überſchüttend. Oft lud man den edlen Normann in die gaſtlichen Hallen, aber der Schloßbau gab ihm Grund genug an, nur ſelten zu erſcheinen. Dame Clementia und Fiordiliſa mochten die tiefer liegende Urſache wohl ahnen, und hielten deßhalb den freudigen Gabriel ab, mit allem Ungeſtüm eines Glücklichen in den armen Falko um häufigere Beſuche zu dringen.

Der Frühling war gekommen, der Bau vollendet. Von allen Zeichen ehemaliger Verödung war in der Stammburg nur noch jene hohe Birke übrig geblieben, die ihre Wurzeln durch die Zinnen des Hauptthurmes getrieben hatte. Mehrmal dachte Falko daran, ſie fällen zu laſſen; doch immer überkam ihn ein ſeltſames Mitleid für den ſchönen, einſamen Trauerbaum, und als er vollends einmal in Fiordiliſens Gegenwart davon ſprach, und die holdſelige Braut eine Fürbitte einlegte für den grünenden Gaſt, meinend, es werde ſich ſchön ausnehmen, wenn künftig das Banner der Falko's durchhinrauſche durch die wehenden Zweige, wie hätte da der bedeutſame Baum einen eifrigern Beſchützer finden mögen, als den treuen Falko von Norweg?

Am Vorabende der Hochzeitfeyer erſchien der Nordlandsritter in Frau Clementia's Burg; ſo hell und klar, ſo heiter und friſch von Angeſicht und Seele, als ſeye nun jeglicher Erdengram von ihm abgefallen, und ſchwebe er ſonnengleich über Nebel und Gewölk dahin. Doch eben auch ſonnengleich lächelte er ſo mild und traulich in die Freudenblüthen herab, die an dieſem glücklichen Abende emporknoſpeten, daß er den Andern gar nicht etwa fremd oder feyerlich erſchien, ſondern ihnen näher und inniger vorkam, als ſie ihn noch je zu ſehn vermeint hatten. Da ſprang im fröhlichen Geſpräch die Frage über Fiordiliſens ſchöne Lippen: „Werdet ihr denn aber morgen wieder in ſo kriegeriſcher Harniſchpracht erſcheinen, edler Falko, wie ihr es ſonſt immer bey Feſten an der Art habt? Ich ſähe euch wohl lieber einmal, gleich den Rittern unſres Landes bey ſolchen Gelegenheiten, im farbigen, lachenden Feſtſchmuck.“ „Im farbigen, lachenden Feſtſchmuck!“ wiederhohlte der Nordmann ganz leiſe, und wie eine Wolke der Wehmuth zog es über ſeine königliche Stirn. Ihn ſchnell verſtehend, bereute Fiordiliſa ſchon faſt ihre allzu ſorgloſe Frage; aber der Sonnenſchein in Falko's Angeſicht war alsbald wieder da, und zugleich die heitre Antwort: „Die Nordlandsſitte will es freylich, daß man bey allen hohen Feſten in voller Waffenpracht erſcheine; aber ſie will noch Schöneres; ſie will, daß man den Winken edler Frauen gern und ohne Grübeln gehorche. So ſoll denn morgen mein theurer Gabriel einen recht zierlich geputzten Hochzeitführer an mir haben, und auch übermorgen, wenn ich euch in die Burg unſrer Ahnen geleite, ſollt ihr mich ohne Harniſch ſehen, im farbigen, lachenden Feſtſchmuck.“ „Ach ihr ſeyd ſo gut und fromm!“ ſagte die tiefbewegte Braut. „Doch bey dem feyerlichen Burgfeſt, da iſt es euch wohl recht ſtörend, anders als in euerm kriegeriſchen Heldenſchmuck zu erſcheinen? O bitte, gebt meinen kindiſchen Einfällen nicht allzuviel nach!“ „Reiner Frauen Wünſche ſind nicht kindiſche Einfälle, ſondern kindliche Engeisgebote,“ ſagte Falko, „und ſo geſchieht es öfters, daß höhere Bedeutung darin liegt, als ſelbſt die holden Wünſchenden es wiſſen. Jetzt eben ſtieg mir der Gedanke auf: wenn Gabriel und ich in Waffenpracht unſre Stammburg beträten, ſäh es da nicht aus, als nähmen wir durch Waffengewalt Beſitz? Und müßte euch holdem Paar das nicht die Herzen enrer ritterlichen Nachbarn entfremden? Nein, nein, durch ehrbares Recht und friedlichen Vertrag gehört hinfort dem Falkoſtamme die Burg, und das letzte Blut deßhalb iſt in geweiheten Schranken gefloſſen. Laß uns denn einziehn als heitre Friedensgäſte, du lieber Gabriel.“ Dieſer beugte ſich voll tiefer Verehrung dem Ausſpruche ſeines mild erhabnen Stamm- und Waffenfreundes, und die Frauen thaten deßgleichen. Es war ihnen, als ordne ein freundlicher Bote von Jenſeit des morgenden und übermorgenden Tages Feyer.

Hell und wunderklar ſah der liebe Frühlingshimmel drein, als der Brautzug in Dame Clementia's Burgcapelle ging, über den mit Kränzen und Laubgewinden zierlich geſchmückten Burghof hin. Das holde Brautpaar leuchtete wie die Jahreszeit; aber dennoch hafteten viele Blicke faſt ausſchließlich auf dem edlen Nordlandsritter Falko, wie er im blaugoldnen Sammetſchmuck, einen reich wallenden Federhut auf ſeinem Haupte, hoch und freudig neben dem Bräutigam herſchritt, als feyre er den herrlichſten Sieg ſeines thatenrei-

chen Lebens, ja, als seye nun dieser Tag für ihn fast noch mehr ein Festtag, als für den beglückten Gabriel geworden. Freylich, als nun der Priester vor dem Altare die Hände der Liebenden zusammengab, da perlten zwey helle Thränen im Adlerauge des Heiden, und Dame Clementia warf einen wehmüthig theilnehmenden Blick auf ihn, aber er flisterte lächelnden Mundes ihr ins Ohr: „So mir Gott helfe, es sind Freudenthränen!" Und eine gleiche, fast fröhliche Heiterkeit durchleuchtete ihn während des ganzen Festes, das er durch schöne Harfenlieder und sinnvolle Reimsprüche auf das anmuthigste belebte. Und wie um seine Freudigkeit noch zu erhöhen, sagte er bisweilen, halb zu sich selbst: „Und morgen nun vollends! Das herrliche Morgen! Wenn ich einziehen werde durch die Thore meiner Väter, ihre Hallen diesem edlen Paare zum Wohnsitze weihend!"

Es ging ihm auf, dieses ersehnte Morgen!

Wieder, wie gestern in himmelblau goldnem Sammetschmucke, schritt er mit demüthig frohem Stolze zwischen dem jungen Ehepaar einher, während Dame Clementia, von dem durch Falko's ritterliche Heilkunde wiedergenesenen Raoul geführt, ihnen nachging, und in dessen Ohr flisterte: „Er hat doch immer noch vieles von dem leichten französischen Blut geerbt. Seht, wie fröhlich tändelnd er mit der jungen Frau zu kosen weiß, als hätte nie das heiße Weh der Liebessehnsucht ihm das edle Herz durchglüht!" Aber der sonst so leichtgesinnte Raoul erwiederte dießmal voll ahnender Ernsthaftigkeit: „Ich weiß nicht, mir scheint, es belebe ihn jetzt eine viel andre Fröhlichkeit, als die aus unsrem leichten Blute kommt. Ich denke immer, wir werden es bald erfahren." „Ich verstehe euch nicht!" sagte staunend Dame Clementia. „Sollte man doch fast meinen, ihr hättet mit dem ernsten Nordmann die Rollen gewechselt. Was sollen wir denn erfahren?" „Wahrhaftig, Dame, das weiß ich nicht im mindesten!" entgegnete Raoul. „Die Worte kamen mir so ganz unversehens auf die Lippen; aber daß sie aus dem Innersten meiner Seele kamen, darauf könnt ihr euch verlassen."

Jetzt tönte der laute Jubel der Kriegsmannen und des Landvolkes in das Gespräch, denn indem sich der Zug den Pforten der Falkosburg nahete, und die Hörner und Trompeten schon durch die gewölbte Thoreshalle schmetterten, pflanzte ein Reisiger an den Zinnen des Thurmes neben der uralten Birke das blaugoldige Banner der Falko's auf.

„O Gott, du gütiger Gott, so durfte ich doch das noch erleben!" rief Falko von Norweg in heiliger Entzückung. „O seht nun, holde Burgfrau, wie nach euerm Willen unsre Wapenfarben die Zweige des bisher so einsamen Trauerbaumes durchrauschen! O seht."

Aber in eben diesem Augenblicke drängte der Kriegsmann droben auf den Zinnen den Bannerstab zu gewaltsam zwischen die widerstrebenden Quadern ein. Es begann eine derselben zu weichen, und zugleich auch wankte die ganze morsche Brüstung des Thurmes. Mehrere mächtige Steine schmetterten herab, und dadurch entwurzelt, sauste die fallende Birke ihnen nach. Schreckenbleich sank Fiordilisa in das Knie, Gabriel beugte sich über sie, sie vor dem fallenden Baume zu schützen, aber blitzschnell sprang Falko diesem entgegen, und als nun die laubige Krone in den Grund fuhr und zugleich die mächtigen Wurzeln verderbendrohend nach den Liebenden hinüber schwankten, faßte der

Nordmann mit gewaltiger Kraft den Baum und drängte ihn seitwärts ab, selbst jedoch von der riesigen Wucht zu Boden gerissen.

Unter dem hingekrachten Baume lag der Ritter, umlaubt von dessen dichtem Gezweige all, wie von unzähligen Kränzen, aber blutend sein geschmücktes Haupt von dem Stoße des Stammes, und einzelne Blutstropfen aus der verletzten Brust über die bleichgewordnen Lippen quillend. Den ängstlich Herzueilenden winkte er freundlich abwehrend mit der Hand, und flisterte: „Laßt mich sterben unter meinem hellgrünenden Baldachin. Die Fahrt nach der Normandie mußte ihr Recht behaupten, und nur dem Schäferritter vom Stamme der Falko's gebührt der Eintritt in die Burg unsrer Väter." Da rief der ganz in Wehmuth aufgelöste Gabriel: „Und willst du denn nicht das erste Feuer zünden auf dem durch dich wieder neu belebten Herde?" „Das geziemet dem Hausherrn;" sagte der lächelnde Falko. „Ach," seufzte die neben ihm kniende Fiordilisa, „so bin es denn ich, die euch in den Tod sandte, ihr sanfter, ihr freundlicher Held! Deckte euch jetzt euer hoher, festleuchtender Helm, euer gewölbter Küraß, ihr dürftet nicht unsre Rettung mit euerm Leben erkaufen. O über meine kindischen Einfälle! O warum gabt ihr ihnen nach!" „Ihr wißt das Warum, edle Frau!" sagte Falko. „Ihr wißt, was ich für einen Unterschied mache, zwischen kindisch und kindlich. Und fürwahr, euer kindliches Wollen hat mich herrlich geleitet! Ich sterbe in Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches, o das schwebte mir gestern und heute schon immer so heiter ahnend vor! O du lieber, freundlicher Trauerbaum, wie machst du einem umdüsterten Leben ein so erquickliches Ende! Eilt euch, ihr Lieben, ihr beyden schönen, reinbeglückten Gestalten, und zündet das Feuer auf dem langverlaßnen Herde der Falko's wieder an. Eilt euch, wenn ihr mich liebt! Ich werde das aus meinem laubigen Bett hervor sehr gut gewahren können, und das soll der letzte Lichtstrahl für mich auf Erden seyn, und gewiß: der wird mich in unaussprechlichen Freuden gen Himmel geleiten!"

Sie thaten nach seiner Bitte, und es kam, wie er gesagt hatte. Als der erste Lichtstrahl vom Falkosherde in seine Augen drang, schloß er sie mit einem seligen Lächeln auf immer für diese Erde zu.

Der gute Mönch Gabriel empfing noch in eben diesem Sommer die Kunde vom Tode seines Lieblings, aber er empfing sie durch seinen Sohn Falko Gabriel, der auf dem Schiffe des todten Helden auch die holde Gattinn mit sich geführt hatte, um das Auge des alten Vaters mit dieser Engelserscheinung zu erquicken. Da wußte der Greis nicht recht, ob er jubeln oder weinen solle. Er sagte aber: „Es ist eigentlich mit allen Erdenfreuden nicht viel anders!"

Auch war er nicht zu bewegen, sein nordisches Kloster mit einem Aufenthalt in Frankreich zu vertauschen. Mit den Fahrten nach der Normandie, meinte er, gehe es nun an ein fröhliches Ziel; die Rückfahrt Gabriels und Fiordilisa's müsse die letzte seyn, und nicht durch seine dunkle Erscheinung getrübt werden. Er sandte die Beyden auch noch vor Herbstesanfang dahin zurück, und ihr Geschlecht blühete in reichem Segen und mannigfacher Herrlichkeit empor. Mönch Gabriel in Norweg aber ward um die Zeit des ersten Schnees begraben, und damit hatte der Stamm der Falko's im Nordland

ein Ende. Es ſoll recht wehmüthig ausgeſehn haben, wie man neben dem Scapulier auf ſeinem Sarge, ihm, als dem Letzten ſeines Hauſes, auch Helm und Schild auflegte, und das Alles mitſammen in die Erde verſenkte.

Correſpondenz-Nachrichten aus und über Italien.

(Schluß) Venedig.

In Padova ſtarb am 27. October in ſeinem Landhauſe im Alter von ſechs und ſiebzig Jahren der berühmte Sopranſänger Pacchierotti. Schon ſeit 1793 vom Theater abgetreten, galt er für den principe del canto italiano. Bey einer ſehr großen, nicht angenehmen Figur, bey einer von Natur gar nicht lieblichen Stimme, und einer an ſich ungelenken Kehle, war es ihm dennoch gelungen, zu ſolchem Ruhme zu gelangen, und unerreicht iſt nach dem Urtheile aller, die ſich ſeiner glänzenden Periode erinnern, ſeine Kraft, ſein Ausdruck und die Rührung, die ſein Geſang erzeigte. Bologna brachte die neue Oper des königl. bairiſchen Capellmeiſters Philipp Celli *), Emma di Resburgo, zur Aufführung, welche nebſt dem Ballete: Friedrich II. von Domenico Serpos ſich ſehr großen und gerechten Beyfalls erfreute. Sonſt erſchien daſelbſt Roſſini's Cenerentola, mit der lieblichen Lippacini **), und ein neues Ballet von Salvator Searpa, Emma in Cartagine, beyde mit Beyfall.

In Venedig ward in dem alten, großen Theater von S. Crisostomo Paer's Griſelda zur Aufführung gebracht; Mad. Paer, obwohl eine wahre Bravour-Sängerinn, konnte mit ihrer nicht mehr in die Zeit paſſenden Methode nur ſehr vorübergehenden Beyfall erringen; freylich mußte es ihr ſchwer fallen, die großen Blößen des ganzen ſonſtigen Sing-Perſonales allein zu decken. Im Theater von S. Luca erhält ſich in fortwährendem Beyfalle das Schauſpiel: Die Waiſe aus Genf, hier noch mit dem Titel: „Der Schatten eines Lebenden," verſehen. Eine der vorzüglichſten Schauſpielerinnen Italiens, Mantionni, gibt darin die Hauptrolle.

Der Abbate Gregorio Trentin, ſchon rühmlich wegen mehrerer Vervollkommnungen muſikaliſcher Inſtrumente bekannt, hat ein neues Inſtrument erfunden, das er Violin-Clavier nennt. Es hat die Form eines Fortepiano mit einer Claviatur von ſechs Octaven, iſt mit Darmſaiten bezogen und bringt mittelſt eines, durch cylindriſche Bewegung über die Saiten gleitenden Bogens von, auf Wolle genähten, Seidenfäden einen dem Spiele auf Saiteninſtrumenten, Violin- und Violoncell-ähnlichen Ton hervor, welcher gleich jenem der Orgel ſo lange dauert, als der Finger die Taſte drückt. Wenn auch das Inſtrument ſeines näſelnden, und in den hohen Octaven nicht angenehmen Klanges wegen noch nicht für eine vollkommen gelungene Erfindung gelten kann, ſo machen doch eigends für daſſelbe componirte Tonſtücke einen neuen, angenehmen Effect, und das Inſtrument dürfte bey noch einſtiger Vervollkommnung eine ſchätzbare Bereicherung der muſikaliſchen Schöpfungs-Werkzeuge werden.

Eines der in London erfundenen muſikaliſchen Kaleidoſkope (eine der Etymologie nach freylich ſehr unpaſſende Benennung) iſt nach Italien gelangt. Es enthält eine Anzahl Blätter mit wenigen Taeten aus gleicher Tonart, welche durch ihre Miſchung verſchiedene Melodien hervorbringen. Es ſcheint oft, als ob die neueſten Tondichter wirklich ſich eines ſolchen Compoſitions- (Zuſammenſetzungs-) Inſtrumentes bedienten.

Am 26. Dec. wurde, wie alljährlich, zu Venedig das große Theater della Fenice eröffnet. Wie ſchon oben geſagt, war die erſte Oper für daſſelbe von Mercadante componirt worden. Velluti, Feſta und der Tenor Crivelli haben ſich in derſelben hören laſſen, eine Verbindung, von welcher ſich in voraus viel Schönes verſprechen ließ. Die Oper heißt: Andronico, fällt in die Geſchichte der griechiſchen Kaiſer, und hat in der Hauptidee mit Alfieri's Filippo und Schiller's Don Carlos eine große Ähnlichkeit. Die Bearbeitung

*) So viel wir wiſſen, heißt der Componiſt dieſer Oper Stunz. D. Red.

**) Dieſe liebliche Lipparini iſt vor vier Jahren in Paris durchgefallen und verdiente es. Vielleicht hat ſie ſich ſeitdem gebeſſert. D. Red.

des Stoffes iſt zwar ſchulgerecht und conſequent; es ſind jedoch darin zu wenige muſikaliſch-dramatiſche Situationen, und die Schlußſcene, da ſie zu raſch herbeygeführt wird und ohne Pomp und Lärm die Oper endigt, dem hieſigen Geſchmacke nicht zuſagend. Von der Compoſition läßt ſich geradezu nicht ſagen, daß ſie ſchlecht ſey; allein es iſt darin nicht das Genie zu finden, das Mercadante in früheren Arbeiten gezeigt haben ſoll, und die Compoſition ermangelt ganz der Originalität, indem ſie ſonſt den Hauptanforderungen einer gewöhnlichen italieniſchen Oper wohl Genüge leiſtet. Ohne gerade ſagen zu können, eine Stelle gehöre dieſer oder jener Oper an, hört man dennoch in derſelben keinen neuen Tact; einen gewiſſen Grad von Effect wird ſie jedoch, gut dargeſtellt, nicht leicht verfehlen, und dieß war hier der Fall. Velluti ſingt ſeine Rolle in ſeiner bekannten Manier und erhält ſtürmiſchen Beyfall in der großen Scene des zweyten Actes. Seine Stimme hat an Stärke und beſonders an Höhe verloren, aber an Rundung, Biegſamkeit und Deutlichkeit des Vortrages, vorzüglich im Recitative, gewonnen; Crivelli'n ſteht zwar nur eine Octave zu Gebote, er imponirt aber mit dieſer, da er dem hier beliebten Fehler des zu ausdruckvollen Declamirens ergeben iſt; Mad. Feſta gibt eine Stelle, wie alle übrigen, mit ſchöner klingender Stimme, iſt aber nicht in Affect zu bringen, ſelbſt wenn Velluti im Duette ſie mit fortreißen will. Die Vereinigung dieſer drey Künſtler gibt Mercadante's Oper das Leben, welches ſie wohl bis zur Erſcheinung der zweyten von Morlacchi geſchriebenen erhalten wird. Mit der Oper betraten zugleich die Bühne zwey neue Ballets, ein heroiſches: Romulus und Herſilia und ein komiſches, das eine Scene aus dem bekannten Romane: Gil-Blas von Santillana zum Stoffe hatte; ein choreographiſcher Veteran, Favier, war Erfinder dieſer Tanzproducte, die wohl die abgeſchmackteſten und geiſtloſeſten ſeit Eröffnung des prachtvollen Theaters Fenice ſind. Ein fortwährendes Lachen, Ziſchen und Äußerungen der größten Langweile und Ungeduld des ſonſt nachſichtigen Venediger Publicums konnten die Impreſa bald über den Ausgang des Spectakels belehren, und es kam ſo weit, daß das komiſche, nach dem zweyten Acte der Oper begonnene Ballet ſein Ende nicht erreichte, indem das, mehr als ſechs Stunden hindurch, nämlich von acht Uhr bis halb drey Uhr, im Theater beſchäftigte Publicum in ſeiner großen Ermüdung ſelbſt das Ende des Ballets herbeyführen zu müſſen glaubte. Die Impreſa verſpricht zwar, ſo ſchnell als möglich, ein neues Ballet zur Darſtellung zu bringen, aber was läßt ſich von einem Ballelmeiſter erwarten, dem jene zwey Monſtra der Tanzkunſt ihren Urſprung verdanken? Daß nur dieſem der unglückliche Erfolg beyzumeſſen ſeyn kann, iſt klar, wenn man erwägt, daß Vaque-Molin, Demartini und Angiolini ſich im choreographiſchen Perſonale befanden, die auch in den ſehr ſparſam bemeſſenen einzelnen Tanzſtücken nicht ohne Beyfall blieben. Sogar der ſonſt gewöhnliche prachtvolle Aufwand an Decorationen und Kleidern zeigte ſich dießmal im Theater der Fenice keineswegs, und den Impreſario des Spectakels, Crivelli, muß es zweckmäßiger dünken, die zur Erhaltung des Glanzes jenes Theaters von der Freygebigkeit der Regierung beygetragene ſo beträchtliche Summe lieber für ſich, als für das Publicum zu verwenden.

Origineller, als die Production in der Fenice, war die der Frühеſtunden deſſelben Feyertages, nämlich eine Überſchwemmung Venedigs, durch die vom heftigen Scirocco aufgethürmte Meeresfluth, welche ſeit 1794 nicht in ſo hohem Grade ſich ereignete. Der Marcusplatz, gleich einem großen Baſſin mit herrlichen portici rings umgeben, bot einen intereſſanten Anblick dar, indem mehr als hundert Barken einen Raum befuhren, der wenige Stunden vorher und einige Stunden nachher, nämlich bey Eintritt der Ebbe, wieder der Feyertags-Spazierplatz des venetianiſchen Publicums war.

Viel unbefriedigender jedoch, als in Venedig, war der Erfolg der zur Eröffnung der Winter-Periode in der Scala zu Mayland gegebenen neuen Oper von Puclitta: Andromaco, von der nichts, als das totale Miſſlingen berichtet werden kann, welches auch auf die Sänger Winter (Tenor) und Toſi (Sopran) ſich bezieht. Das neue Ballet des Hrn. Aumer: Cleopatra in Tarſo, hatte zwar günſtigeren Erfolg; doch ſoll dieſer nur den Talenten des Tänzerpaares Pellerini und Molinari und den herrlichen Decorationen des Mahlers San Quirico zu danken ſeyn. Das niedliche zweyte Ballet jedoch: „Die Pagen des Herzogs von Vendome," erhielt den ausgezeichneteſten Beyfall.

In Rom wird jetzt das von Ritter Canova entworfene Modell zu einer Gruppe, den vom Kreuze abgenommenen Heiland vorstellend, zu dessen Füßen Maria und Magdalena sich befinden, allgemein bewundeet, und es wird sich von der Ausführung desselben der Genuß eines der größten Meisterwerke dieses Künstlers versprochen.

Dresden, Anfang Februar 1822.

Recht ernst und traurig sieht es bey uns in dieser sonst so frohen Carnevalszeit aus. Der unerwartete Verlust, der unser allgeliebtes Königshaus traf, der frühe Tod, der unsern trefflichen Prinzen Clemens aus der schönsten Blüthenzeit des Lebens hinüberrief in die bessere Heimat, beugte alle Herzen und verbreitete eine so allgemeine, tiefempfundene Trauer, daß selbst jetzt, wo die äußere Sitte es erlaubte, doch keine wahre Fröhlichkeit wieder einkehrt in unsere Kreise, welche bey dem Beginn des Jahres recht heiter werden zu wollen schien.

Der Sylvesterabend wurde hier auf mannigfaltige Weise gefeyert, am schönsten und sinnigsten unstreitig von dem hiesigen Liederkreis. Ein herrlichangeordnetes Fest vereinte die Mitglieder desselben; gegenseitige Sylvestergaben nebst passenden Gedichten dazu, sind gebräuchlich in diesem Kreis. Dießmal wuede der Reiz des Festes erhöht durch den glücklichen Gedanken, daß alle Damen theils ernste, theils scherzhafte Fragen aufgegeben hatten, welche an die Herren vertheilt und von ihnen durch Gedichte in mannigfachen Formen beantwortet wurden. Dieß gab Veranlassung zu geistreichen Liedern und Spielen der Phantasie, welche die Nähe der Mitternachtsstunde rasch herbeyführten. An der Tafel wurden an die ganze, aus mehr als vierzig Personen bestehende Gesellschaft, Blumensträuße ausgetheilt, welche die holde geistvolle Tochter des vereheten Hauses mit lieblichen Strophen umwunden hatte, die für jeden einen zarten sinnigen Wunsch enthielten. Der Glockenschlag ertönte, mit tiefer Rührung begrüßten alle einander, und im Nebenzimmer wurde ein heiliger Gesang angestimmt zu den Worten des Vater Unser von Raupach. Diese frommen Töne wirkten recht wohlthuend auf die vielbewegte Stimmung Aller in diesem feyerlichen Momente, der uns die Grenzen der Zeit so scharf bezeichnet. Bald ging nun die Rührung wieder in Freudigkeit über, heitre Gesänge und kräftige Trinksprüche strömten von den Lippen unserer Dichter und dankbar preisend verließen alle erst am frühen Morgen die allem Schönen und Guten geweihten, gastlichen Arthurshallen, wo dieß wahrhaft ausgezeichnete Fest war gefeyert worden.

Das italienische Theater wurde mit der Oper: Clotilde von Coccia eröffnet, welche eine kalte Aufnahme fand. Die Musik, ziemlich flach und unbedeutend, erinnert oft an Paer's Opern, obwohl letztere genialer sind. Doch fehlt es auch dieser Musik nicht an lieblichen und ausdrucksvollen Stellen, und da unsere braven Sänger Cantù und Benincasa sich vortheilhaft darin duech Spiel und Gesang auszeichneten, und das Sujet der Oper interessant ist, so war wohl einzig die Ausführung der Hauptrolle selbst an der Kälte Schuld, womit sie aufgenommen wurde. Unser Publicum zeigte sich dießmal eben so unbestechlich als gerecht. Mlle Willmann gab sich viele Mühe, doch war die Clotilde, welche ein tiefgefühltes Spiel erfodert, für sie nicht passend. Was würde unsere Sandrini aus dieser Rolle gemacht haben! Diese ist im romantischen sowohl, wie im ergischen und komischen Fach eine echte, seltene Künstlerinn. Bey Mlle. Willmann geht alles in Manier unter; weder Gefühl, noch Wahrheit, noch Grazie kann bestehn, wo Affectation uud Gefallsucht herrschen. Diese Sängerinn zerstört dadurch alle Wirkung der Lieblichkeit, welche ihrer äußeren Erscheinung eigenthümlich ist. Als Concertsängerinn verdient sie Lob, da sie eine seltne Sicherheit und Fertigkeit hat, und da ihee Höhe sehr rein und bewundernswerth ist, obschon ihre Mitteltöne klanglos sind. Dennoch ertönte ihrem Gesang in dieser angreifenden Rolle lauter Beyfall. Einmal wurde die Vestalinn aufgeführt, worin Mad. Sandrini wieder durch ihr hinreißend tiefes Gefühl und edles Spiel entzückte; wenig Tage zuvor hatte diese vielseitige Künstlerinn die Emmeline in der Schweizerfamilie in deutscher Sprache so brav gesungen, daß sie mit einstimmigem Beyfall herausgerufen wurde.

und in der nächſten Woche gab ſie wieder die Roſa in den Contatrice villane mit ſo reizender Laune, daß es ſchwer hält zu entſcheiden, in welchem Fach ſie ſich am meiſten auszeichnet. Denſelben Abend ließ ſich im Theater zwiſchen den Acten ein fremder Künſtler, Hr. di Mantey, mit einem Concert von ſeiner eignen Compoſition auf dem Pianoforte hören. Er ſpielte mit eben ſo edlem Anſtand als zartem Gefühl, ſein Vortrag war voll Grazie und Präciſion, nur etwas mehr Kraft hätte man ihm gewünſcht.

Ungemeines Aufſehen machten die erſten Aufführungen des von uns längſt erwarteten Freyſchützen. Am 26. Jänner wurde dieſe geniale Oper hier zum erſten Mal aufgeführt unter der Direction von C. M. v. Weber ſelbſt. Es waren weder Koſten noch Anſtrengungen und Proben geſpart worden, um ein gelungenes und würdiges Ganzes zu geben. Die Decoerationen waren neu, die Maſchinerie, die bey der großen Beſchwörungsſcene in der Wolfsſchlucht während des Kugelgießens ſo überaus viel zu thun hat, ging vortrefflich, und ſelbſt Fremde, die es auf größern Theatern ſahen, fanden die hieſige Darſtellung vorzüglich gelungen. Das Haus iſt ſtets überfüllt und enthuſiaſtiſcher Beyfall ertönt einem Werk, welches durch Originalität, Neuheit und echte Volksthümlichkeit in ganz Deutſchland gefallen muß. Es verdiente wohl einer lautern Anerkennung, welch' ein großes Verdienſt um dieſe Oper der Dichter, unſer würdiger Kind, hat. Er fand nicht allein dieſen überaus glücklichen Stoff, in welchem alle erdenkliche Würze der romantiſchen Oper ſich vereinet, er bearbeitete ihn auch wahrhaft künſtleriſch, ſo, daß der Contraſt zwiſchen dem Wilden und Grauenvollen, und dem Anmuthigen, Lieblichen und Frommen, höchſt gelungen zu nennen iſt. Sogar in der Wahl der Worte und Reime vergaß der ſinnige Dichter nie die Rückſicht auf den muſikaliſchen Klang, lauter erfreuliche Mittel für den Tonſetzer, dergeſtalt in dieſen Stoff einzudringen, daß man mit Recht ſagen kann, Muſik und Dichtung ſeyen bey dieſem Werk ganz Eines. Dieß und das ſchauerlich Anziehende der Volksſage bewirken den mächtigen Zauber dieſer Oper.

Um über die Compoſition im Einzelnen noch etwas zu ſagen, ſo finden die meiſten unſerer unbefangenen Kenner, daß die Symphonie beſonders ausgezeichnet ſchön iſt. Höchſt genial iſt das höhnende Spottchor der Landleute, dieß: He, he, he, drückt den neckenden und gemeinen Übermuth meiſterhaft aus. Das darauf folgende Terzett und Chor iſt ebenfalls brav. Poetiſch und glücklich iſt der Gedanke, während Maxens Arie den böſen Geiſt im Hintergrund ſichtbar werden zu laſſen, und durch ihn das aufgeregte innere Böſe darzuſtellen, welches entſchwindet, ſobald die Seele ſich zu Gott wendet. Caſpar's Lied und Arie ſind ſehr genial und tief durchdacht. Recht lieblich iſt in der Muſik der muntere Charakter Annchens ausgeführt, minder vortheilhaft erſcheint Agathe, ihre ſehr lange Scene wird ermüdend. Auch ihre Abſchiedsſcene mit Max wäre zu lang, wenn nicht Annchens reizende Schalkhaftigkeit ſie würzte. Die melodramatiſche große Scene iſt mit wunderſamer Phantaſie erfunden, ſie ſteht einzig da im Reich der Tonkunſt. Möge nie ein ſchwächerer Meiſter, der minder vertraut wäre mit den labyrinthiſchen Geweben herzerſchneidender Diſſonanzen, es wagen, Ähnliches erſchaffen zu wollen! Im dritten Act ſind die beyden Volksgeſange, das Lied der Brautjungfern und das Jägerchor ſo romantiſch und nationell, daß man ſie mit Recht zu den glücklichſten Erfindungen zählen kann; das letztere mußte hier wiederholt werden, etwas bis jetzt auf unſerer Bühne Unerhörtes. So erfreulich und moraliſch richtig der glückliche Schluß iſt, ſo fühlt man, daß er den Tondichter beengte; die künſtleriſche Wirkung hätte durch einen tragiſchen Schluß unſtreitig gewonnen. In einer großen Oper erwartet man freylich manches, was wir hier vermiſſen, z. B. ausgeführte größere Tonſtücke, Quintetts, Finale's ꝛc. (dieſe wären bey dieſem Sujet freylich unpaſſend geweſen); lieblichere Melodien in den Arien und Cavatinen würden auch mehr zum Herzen ſprechen, aber dieß gilt hier, wo Phantaſie und Verſtand unbedingt herrſchen, nur wenig. Der Compoſiteur wurde während der erſten Vorſtellung mit einem Lorberbäumchen beſchenkt, an dem ein Roſenkranz mit Atlasbändern, auf denen ein gedrucktes Gedicht ſtand, befeſtigt war. Er wurde nach der Vorſtellung herausgerufen. Mlle. Funk ließ als Agathe kalt, Mad. Haaſe war als Annchen allerliebſt; Hr. Bergmann iſt paſſend für den Max, ſeine Stimme iſt angenehm, ſein Spiel freylich ſchwach; recht brav gibt

Hr. Mayer den Caspar; er ist hier ganz an seinem Platz. Die Chöre, Decorationen und Maschinerien ließen nichts zu wünschen übrig.

Mit wahrer Freude sehen wir der Aufführung vom Sargino entgegen, in welchem unser Cantù zum ersten Mal die Hauptrolle singen wird.

Die großen Maskeraden werden im großen königl. Opernsaal gehalten. Das Local ist herrlich, die Beleuchtung und Ausschmückung glänzend und geschmackvoll; das Publicum interessirt sich sehr dafür, denn schon bey der ersten Maskerade wurden eintausend vierhundert Billets ausgegeben und bey der zweyten über dreytausend. Nur den echten Maskengeist vermißt man. Das vierte Abonnementsconcert der Capelle fand am 1. Febr. Statt. Eine herrliche Symphonie von Haydn, unnachahmlich schön ausgeführt, und ein sehr schönes Flötenconcert von B. Romberg, welches unser Fürstenau meisterhaft vortrug, entzückten allgemein. Es war uns interessant, Spontini's Ouverture zur Olympia zu hören. Die HH. Liboldi und Sassaroli sangen gut; ein Divertimento auf dem Violoncelle, von Hrn. Dotzauer gespielt, gefiel weniger. Wie kann ein so braver Künstler ein und dieselbe Passage jedes Mal unrein greifen, da er doch schwerere meisterhaft ausführt? Unsere vornehme Welt beschäftigt sich sehr mit der Aufführung einer französischen Komödie und darauffolgenden Pantomime, welche bey dem französischen Gesandten, Grafen Rumigny, Statt finden wird.

Aus München, zu Anfang Februars.

Das Carneval, welches bereits seinen Culminationspunkt mit dem am 31. Jänner zur Feyer des Namenstages der Königinn im neuen Theater Statt gehabten Maskenball erreicht hat, dreht sich in dem gewohnten Kreise von Bällen, Redouten, Maskeraden und andern Festen herum, die am Hofe und anderwärts gegeben werden. Dazu sind mit diesem Jahre noch die glänzenden Feste des Herzogs von Leuchtenberg gekommen, welcher nach dem Urtheil Aller, die denselben beywohnten, in seinem neuen, seit kurzem bezogenen Palais, Pracht und Geschmack in einem Grade vereinigt hat, daß dadurch alles, was außerdem München von ähnlicher Art darbietet, weit übertroffen wird. Die Redouten, von deren Besuch sich die feine Welt schon längst losgesagt hat, scheinen sich wieder zu heben; wenigstens werden sie zahlreich besucht. Masken schwärmen in Menge durch die Gassen und Kaffehhäuser. Dennoch ist der diesjährige Carneval nichts in Vergleich mit vormals. Entweder hat die Fröhlichkeit im Volke abgenommen, oder sie verschmäht es, sich auf solche Weise zu äußern. Auf keinen Fall dürfte durch dieß Ernst- oder Vornehmthun etwas gewonnen werden.

Die wichtigste neue Erscheinung auf dem großen Hoftheater war Goethe's Tasso, dessen Darstellung wohl zu den gelungensten gehört, die man überhaupt auf einer deutschen Bühne sehen kann. Urban als Tasso, Esslair als Herzog und Vespermann als Antonio befriedigten jede gerechte Foderung; vorzüglich aber löste Letzterer seine schwere Aufgabe mit tiefer Einsicht und wahrer Meisterschaft, so daß es ihm nicht nur gelang, mit seiner Handelsweise völlig auszusöhnen, sondern auch, nach dem Sinne des Dichters, seinem fleckenlosen, gediegnen Charakter Hochachtung und Liebe zu gewinnen. Nicht in ganz gleichem Maße genügten Mad. Carl als Herzoginn und Mad. Frieß als Gräfinn; es würde wahrscheinlich nichts dabey gewonnen worden seyn, wenn, wie einige Stimmen wollten, beyde Künstlerinnen ihre Rollen getauscht hatten. Das Publicum hatte sich zur ersten Vorstellung zahlreich eingefunden; aber gerade von den ausgezeichnetsten Personen warteten viele das Ende nicht ab. Manche mochten wohl etwas ganz anderes erwartet haben, als sie fanden. Bey der zweyten Vorstellung war das Haus minder gefüllt, aber die Theilnahme und das Wohlgefallen äußerten sich deutlicher und man bemerkte keine Abnahme am Schluß: gewiß ein ermunterndes Zeichen für die Intendanz, in ihren höhern Bestrebungen fortzufahren. Auffallend war es, auch von vielen Gebildeten die Äußerung aussprechen zu hören, man wolle das Stück lieber lesen als sehen; liegt nicht offenbar in ihr das Bekenntniß, daß man nicht im Stande ist (wenigstens nicht ohne mühevolle Anstrengung), nur einige Stunden seine Aufmerksamkeit in der nöthigen Spannung zu erhalten? So sehr haben uns die gehaltlosen Dichter, die seit lange unsere Bühne beherrschen, verwöhnt.

Die italieniſche, wie deutſche Oper, ſind leider faſt ganz von Roſſini eingenommen. Dee erſteren fehlt es durchaus noch an eminenten Talenten: dieſe aus Italien um jeden Preis zu erlangen, für die untergeordneten Rollen abee Deutſche heranzubilden, dahin ſollte das Bemühen dee Intendanz gehen. Eine Singſchule beſteht freylich, abee ihr Nutzen ſteht erſt von der Zukunft zu erwarten. Möge ſie bald die vielen mittelmäßigen Talente, die bisher mit undankbarem Aufwand aus Italien heebeygerufen und oft ſchnell genug wiedee dahin zurückgeſchickt worden, überflüſſig machen; möge ihr auch kein ungunſtiges Voruetheil entgegenreifen, wenn ſie nicht gleich Anfangs alles leiſtet, was ſie ſoll. Schwerer auf alle Falle wird es ſeyn, jenee eeſten Foderung Genüge zu leiſten, und Italien ein und das andere ausgezeichnete Talent abzugewinnen, da dergleichen überall ſelten ſind und im Peeiſe geſteigeet werden Die deutſche Oper ſucht ſich vornehmlich auch durch äußere Pracht geltend zu machen, und wetteifert darin mit jeder andeen Bühne Deutſchlands; nur vermißt man oft die rechte Art, wie z. B. in Titus; wo alles glänzt und funkelt, aber faſt kein einziges Coſtum eichtig iſt.

Das Hoftheater am Iſaethor hat in der letzten Zeit Heineich IV. voe Paris, Samſon (in welchem dir Hauptwiekung ein Coloß von Eſelskinnbacken heevorbrachte, der ohne Zweifel dem Hrn. Dieectoe eben ſo wohl als die Anordnung der Schlußdecoeation, die übrigens ſchlecht war, angehörte, obwohl dee ſtets beſcheidene Mann ſich nue letzteee zueignete), feener die Beüdee Liederlich und Klingemann's Moſes aufgetiſcht. Zwiſchendurch hat auch dee noediſche Herkules das Publicum mit ſeinen Kunſtſtucken unterhalten. Von Seiten dee Kunſt veedienen dieſe Daeſtellungen keine Ewähnung. Die Dieection ſpricht in allrm, was ſie thut, nur zu deutlich ihren oberſten Geundſatz aus, welcher lautet: quaerenda pecunia primum est. Das wied denn am deſten und bequemſten erreicht, wenn man zu den gemeinſten Anſichten ſo tief als möglich hinabſteigt und die frivolſten Foderungen erfüllt. Hr. Dieector Cael ſelbſt ſcheint ſich leider mie jedem Tage mehe von dem Wege dee Natur oder Kunſt (was hier einerley iſt) zu entfernen. Seine Komik beſteht faſt einzig im Äußerlichen und iſt nur auf die gröbſten Effecte bey den Geobſinnigſten beeechnet. In ernſten Rollen abee, wie im Philiſteekönig und im Moſes, beingt dee übeeteiebene Pathos gerade die entgegengeſetzte Wiekung heevor. Indeß iſt ſein Publieum mit ihm zufrieden und das iſt ihm genug.

Dem hieſigen Kunſthändler Zeller, rühmlich bekannt durch ſeine trefflichen lithogeaphiſchen Unternehmungen, die zu den vorzüglichſten in ihree Art gehören, hat ein groſirs Unglück geteoffen. Sein Geſchäft wae in Zerrüttung geeathen, die ihm keine Hoffnung mehr übrig ließ. In dee Verzweiflung darübee nahm er Gift; daſſelbe that ſein Sohn, der den Vatee nicht überleben wollte. Teotz dee ſchleunig angewandten Heilmittel, ſtarb der Vater nach vier qualvoll duechlebten Tagen. Dee Sohn iſt außer Gefahr; ſeine Geſundheit abee wied ee ſchweelich je wiedee erlangen.

(Der Schluß folgt)

Theater-Nachricht.

Dinſtags am 5. Mäez, 1822, wird im k. k. peiv. Theater an dee Wien zum Beſten des Hen. Seipelt aufgeführt werden: Das Donauweibchen (erſtee Theil), romantiſch-komiſches Volksmährchen mit Geſang in drey Aufzügen, von Hrn. Carl Fe. Henslee, Muſik von Hen. Ferd. Kauer. Die neu dazu veefertigten Decoeationen und Maſchineeien ſind von den HH. Neefe und Rollee.

Heeausgedee und Redakteue: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 5. März 1822.

28

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien im zwölften Jahrhunderte.

Die älteste Geschichte Wiens beruht, wie der Ursprung vieler anderer alten Städte, auf Sagen. Die wahrscheinlichste ist, daß zur Zeit des ersten Einmarsches der römischen Heere in Pannonien auf dem Platze, wo gegenwärtig der nördliche Theil der Stadt Wien steht, ein Dorf gelegen war, welches von den Wenden oder Winden bewohnt wurde, einer Nation, die sich fast ausschließlich von der Jagd und dem Fischfange nährte.

Die Römer wählten diese Gegend, wegen ihrer vortheilhaften Lage auf der Anhöhe am Ufer der Donau, zu einem Kriegslager. Aus diesem entstand in der Folge ein Cantonirungs-Quartier und endlich eine Stadt, die sie Vindobona, von Windewon (Wohnung der Winden) nannten, und welche um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt schon einige Bedeutenheit erreicht zu haben scheint.

Unter Gallien's Regierung (260) fielen die Markomannen in Oberpannonien ein, und bemächtigten sich der Stadt Vindobona und des dazu gehörigen Gebiethes. Gallien zog im Jahr 262 selbst wider sie zu Felde, und hatte das Glück sie mehrere Male zu schlagen. Sie würden ohne Zweifel über die Donau zurückgetrieben worden seyn, wenn der Kaiser, der dem Kriege abhold war, nicht einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen geschlossen hätte.

Attalus, ihr König, welcher jenseits der Donau, im Marchfelde, in Mähren und Böhmen herrschte, hatte eine Tochter von seltener Schönheit, Pipara mit Namen. Gallien, der von ihren Reizen gefesselt ward, begehrte und erhielt sie zur Gemahlinn, doch nur unter der Bedingung, daß er seinem Schwiegervater Ober-Pannonien, und folglich auch die Stadt Vindobona, abtreten mußte.

Kaiser Probus entriß im Jahre 278 dem Attalus diese Ländereyen wieder, und erwarb sich ein großes Verdienst um sie, indem er die ersten Weinstöcke aus Griechenland dahin verpflanzte, und somit den Einwohnern eine reiche Nahrungsquelle für die Zukunft eröffnete. Während der Revolutionen, welche in den folgenden Jahren den römischen Staat zerrütteten, und

in welchen ſich mehrere Kaiſer und Gegenkaiſer wechſelſeitig aufrieben, fiel Pannonien, mithin auch Vindobona, bald dieſem, bald jenem zu. Jedoch ſteht zu vermuthen, daß der Flor der Stadt dadurch nicht vermindert, vielmehr vergrößert worden ſey, da, nach Ammian's Zeugniß, im Jahre 375 die Seemacht, welche die Römer auf der Donau unterhielten, vor Vindobona lag. Bekanntlich durften die römiſchen Flotten nur vor anſehnlichen und ſtark bevölkerten Städten ihren Standort nehmen.

Im fünften Jahrhundert durchſtreiften die Alanen, Heruler, Gothen, Vandalen, Hunnen und andere Barbaren Pannonien wechſelweiſe und richteten große Verheerungen an. Die römiſchen Kaiſer, außer Stande, dieſe Provinzen ferner zu ſchützen, ſchloſſen mit den Rügen, einem gothiſchen Völkerſtamme, der von der Oſtſee gekommen war, und ſich am nördlichen Ufer der Donau niedergelaſſen hatte, einen Vertrag, vermöge deſſen dieſer Nation Vindobona nebſt deſſen Gebiete überlaſſen ward. Unter ihrer Herrſchaft erhielt Vindobona den Namen Fabiana oder Faviana, welchen einige von dem römiſchen Prätor Fabianus, der mit ſeiner Cohorte einige Zeit hier in Beſatzung lag, andere von dem rügiſchen Könige Fava, herleiten. Dieſer Name wurde nach und nach in Viana, Viena und endlich in Wien abgekürzt.

Die Rügen wurden endlich von andern Gothen und dieſe wiederum von den Hunnen, Avaren und Longobarden aus der Gegend um Wien vertrieben. Letztere brachen im Jahr 568 unter ihrem Könige Aiboin nach Italien auf, und errichteten dort ein neues Königreich, welches noch heut unter dem Namen der Lombardey bekannt iſt. Bey ihrem Abzuge überließen ſie das nördliche und ſüdliche Öſterreich ihren Freunden, den Hunnen, in deren Gewalt Vindobona bis zur Ankunft Carls des Großen verblieb.

Wahrſcheinlich ward die chriſtliche Religion ſchon gegen das Ende des vierten oder doch zu Anfang des fünften Jahrhunderts in Öſterreich eingeführt, denn im Jahre 454 kam Severin, ein afrikaniſcher Mönch, in der Abſicht hieher, dem durch die Verfolgungen der Barbaren tief geſunkenen Chriſtenthume wieder aufzuhelfen. Dieſer Severin, ein Mann von ſtrengen Sitten und großer Beredſamkeit, nahm ſeine erſte Wohnung zu Aſturis, einem oberhalb Greifenſtein am Ufer der Donau gelegenen Orte. Hier befand ſich damahls eine chriſtliche Kirche nebſt mehreren Geiſtlichen. Durch ſeine Bemühungen ſchwang ſich das Chriſtenthum in dieſen Gegenden zu hohem Glanze empor. Er baute in Wien und den umliegenden Gegenden mehrere Kirchen und Klöſter. Unter dieſen zeichnete ſich das Kloſter zu Ehren des heiligen Gervaſius und Protaſius aus, welches ſpäterhin nach dem, hier von Severin und ſeinen Mönchen geführten exemplariſchen Lebenswandel, Heiligenſtadt genannt wurde.

Nicht weit davon ward von Severin ein zweytes Kloſter gebaut und Severing (Sievering) genannt. Beyde Klöſter wurden Pflanzſchulen künftiger Kleriker, Prieſter und Biſchöfe. Sein raſtloſer Eifer und die Menſchenliebe, mit denen er unabläſſig für das Wohl ſeiner Mitmenſchen beſorgt war, erwarben ihm nicht nur in der Gegend von Wien, ſondern auch in Oberöſterreich, Paſſau, Salzburg und andern Orten allgemeine Liebe und Verehrung. Überall warnte er vor Feinden, ſicherte vor Räubern, erlöſte Gefangene, ſpeiſte Hungrige, tröſtete die Armen, und erleichterte ihr Schickſal,

bis er im Jahr 432 in seinem Kloster zu Heiligenstadt das Ende seines menschenfreundlichen und gottgeweihten Lebens erreichte. Nach seinem Tode gerieth die christliche Religion, durch die von neuem begonnenen Verfolgungen ihrer Bekenner, immer mehr in Verfall. Zwar gab es in diesen Gegenden außer dem Bisthume zu Lorch, einem Orte unweit der heutigen Stadt Enns, dessen Bischof im Jahre 502 zum Erzbischofe erhoben wurde, noch sieben andere Bisthümer, von denen eines das favianensische oder wienerische war; allein nach dem im Jahre 527 erfolgten Ableben des Erzbischofs Theodor von Lorch gingen alle diese frommen Stiftungen nach und nach wieder ein, das Erzbisthum Lorch ausgenommen, welches aber dennoch seine Kirchen verlor, so daß sich in der Folge nur wandernde Bischöfe bald zu Lorch bald zu Passau aufhielten. Letzterer Ort ward endlich von ihnen zum alleinigen Sitze gewählt, weil sonst nirgends in Österreich eine sichere Freystätte für sie zu finden war.

In diesem traurigen Zustande verblieb die christliche Religion zwey Jahrhunderte hindurch, bis endlich Carl der Große nach dem am 24. September 768 erfolgten Tode seines Vaters Pipin gemeinschaftlich mit seinem Bruder Carlmann zur Regierung des fränkischen Reichs gelangte. Carlmann starb jedoch schon am 4. December 771, worauf Carl Herr der ganzen großen Monarchie ward. Seine vornehmste Sorge war, Frankreich vor seinen alten Feinden, den Sachsen, zu sichern. In der That grenzten die fränkischen Besitzungen so nahe an die sächsischen, und waren von natürlichen Festungswerken so sehr entblößt, daß Carl gezwungen war, während drey und dreyßig Jahren in einem beständigen Kriege mit den Sachsen zu leben. Sein nächstes Augenmerk war auf die longobardischen Könige und friaulschen Herzöge, welche sich Kärnthen und Krain zu sehr näherten, und auf die Hunnen und Avaren, die ganz Süd- und Nordösterreich besaßen, gerichtet. Diesen Barbaren, welche sich besonders unduldsam und feindselig gegen die christliche Religion bezeigten, hatte Carl den Untergang geschworen.

Die Longobarden, welche Carls Absichten durchschaut hatten, erklärten selbst den Krieg, entflohen aber beym Anblicke des fränkischen Heeres mit ihrem Könige Desiderius nach Pavia. Carl setzte ihnen nach, schloß Pavia ein und suchte Desiders Sohn, Adelgis, zu Verona auf. Nachdem er diesen in einem hartnäckigen Gefechte in die Flucht geschlagen hatte, eilte er nach Pavia, nahm Desider nebst seiner Gemahlinn Ansa gefangen, und schickte beyde nach Frankreich. Adelgis war nach Constantinopel entflohen. So endete im Jahr 774 die Macht der Longobarden in Italien, nachdem sie zweyhundert und sechs Jahre vorher Österreich verlassen hatten.

Nachdem Carl auch die Sachsen von neuem zu Paaren getrieben, und somit sein Reich nach allen Seiten zu vor Feindes Anfällen gesichert hatte, griff er die Hunnen an, welche sich abermals unruhig zeigten, schlug sie in die Flucht und verfolgte sie bis an den Zusammenfluß der Raab und der Donau. Zu gleicher Zeit drang 791 Carls Sohn, Pipin, aus Istrien und Liburnien über den Saufluß in Pannonien ein, und versetzte den Avaren eine vollkommene Niederlage. Die Beute war unermeßlich; die Hunnen und die Avaren, welche sich niemals auf Handlung, Gewerbe oder Ackerbau gelegt, sondern bloß vom Raub gelebt hatten, besaßen ungeheuern Reichthum an Gold, Silber und andern Kleinodien. Alle diese Schätze fielen den Siegern in die Hände.

Carl war darauf bedacht, dem eroberten Lande eine kirchliche und bürgerliche Verfassung zu geben, durch welche das Wohl derselben dauerhaft begründet würde. Er erbaute im Jahr 792 zu Ehren des heiligen Peter in Wien eine Kirche, ließ andere ältere Kirchengebäude, die von den Hunnen verwüstet worden waren, wiederherstellen, stiftete Bisthümer und ließ sich überhaupt die Verbreitung und Befestigung der christlichen Religion mit grossem Eifer angelegen seyn. Eben so traf Carl in der Gerechtigkeitspflege die vortrefflichsten Einrichtungen. Die Länder wurden in Districte eingetheilt und die Verwaltung jedes derselben, wie schon längst bey den Franken gebräuchlich, angesehenen und reichen Männern, die man Comites (Grafen) nannte, übertragen. An den Grenzen des Reichs waren Markgrafen eingesetzt, und ihnen mehrere kleinere Districte nebst ihren Grafen untergeordnet, um durch deren Mitwirkung die stets feindlich gesinnten Nachbarn mit vereinter Kraft im Zaume zu halten.

Auch Österreich ward zu einer Markgrafschaft ernannt, und von verschiedenen Markgrafen befehligt, unter welchen sich 984 Leopold, Graf von Babenberg, befand, bey dessen Hause fortan die Markgrafenwürde erblich verblieb. Dieser, der unter dem Namen Leopold I. die Verwaltung der Mark antrat, war früher Graf in dem bey Regensburg gelegenen Turgau gewesen. Gleich bey seiner Ankunft in Österreich gelang es ihm, mit dem bey sich habenden zahlreichen Gefolge den Ungarn ihr festes Schloß auf dem Mölkerberge an der Donau gelegenes Schloß Mellitium abzunehmen, die Feinde aus diesen Gegenden zu vertreiben, und der ihm anvertrauten Markgrafschaft für mehrere Jahre einen dauerhaften Frieden zu sichern. Leopold wählte dieses eroberte Schloß zu seiner Residenz, stiftete daselbst ein Collegium von zwölf Canonici, und bemühte sich eifrigst, neue Colonien anzuziegen, und denselben ihre Ansiedlung durch Ertheilung verschiedener Freyheiten zu erleichtern.

Im Jahre 994 ward Markgraf Leopold von dem Bischof Bernard von Würzburg zum Fest des heiligen Kilian eingeladen, dort aber, als er sich mit andern Gästen durch ein ritterliches Spiel ergetzte, mit einem Pfeile, der nicht ihm, sondern seinem Nachbar galt, so gefährlich verwundet, daß er am folgenden Tage den 2. July obigen Jahrs den Geist aufgab. Er hatte sich den Beynamen des Erlauchten erworben.

(Der Schluß folgt)

Die blinde Waise.

Die mich in das Leben riefen,
Ach, ich finde sie nicht mehr,
O die Guten! sie entschliefen,
Mir ist alles freudenleer.

Doch in meines Busens Tiefen
Sind Gefühle groß und heh're,
Ist's die Welt? doch sie zu prüfen
Wird der Blindgebornen schwer.

Denn der Augen Feſſel binden
Auch des Geiſtes regen Flug;
Wahrheit grenzt ſo nah an Trug:

Dann erſt werde ich ſie finden,
Bin ich aus des Todes Nacht
Zu des Lichtes Strahl erwacht.

K. T.

Correſpondenz-Nachrichten.

(Schluß) München.

Das Concert, welches die Direction der muſikaliſchen Akademie am 1. Februar gab, hatte zur Abſicht, durch eine Reihe ausdrücklich zu dieſem Zweck gewählter Muſikſtücke den Gang zu bezeichnen, welchen die Tonkunſt in der neuern Zeit genommen, ſo weit dieß in dem Zeitraum von ein Paar Stunden geſchehen möchte. Auf dem Anſchlagzettel wurde mit etwas pomphaften Worten angekündigt: „Großes Vocal- und Inſtrumental-Concert, in welchem nachſtehende Meiſterwerke älterer, neuerer und neueſter Tonſetzer durch eine Anzahl von zweyhundert Tonkünſtlern ausgeführt werden ſollen.“ Das Ganze war in drey Abtheilungen getheilt: Periode kurz vor Mozart; Mozartiſcher Periode, und nachmozartiſcher oder gegenwärtige Periode. Unſtreitig den ſchönſten Genuß gewährte jedem Muſikfreunde die erſte Abtheilung, die uns herrliche Bruchſtücke aus den Meiſterwerken Händels, Martini's und Glucks vorführte, dergleichen in München nur ſelten gehört werden: zuerſt Introduction und Tenor-Scene mit Chor aus Händels Alexandersfeſt von Dryden, deren Vortrag jedoch weder dem Orcheſter noch dem Sänger (Hrn. Löhle) gehörig gelingen wollte, was bey dem uns allerdings fremdgewordenen Charaktre dieſes etwas trocknen, aber vollen, hin und wieder nach alter Weiſe ſeltſam verſchnörkelten Muſik nicht befremden kann. Darauf folgte Martini's Ouverture der Bataille d'Yvri, eine höchſt körnige und markige Muſik, die uns um ſo mehr entzückte, als die Ausführung an Kraft und Präciſion nichts zu wünſchen übrig ließ; zuletzt ein großer Chor aus Glucks Armida, ebenfalls unvergleichlich. Die zweyte Abtheilung, welche die Kunſt in ihrer ſchönſten Blüthe zeigte, begann mit einer Symphonie Haydn's, die in ihrer Großartigkeit Reichthum der Harmonie mit Klarheit auf das vollkommenſte vereinigt; dann Arie aus Mozart's Entführung, worin dieſer unſterbliche Meiſter, dem ſtets die erſte Stelle unbeſtritten bleiben wird, die ganze Fülle ſeines unerſchöpflichen Genies entfaltet hat, trefflich vorgetragen von Dlle. Sigel; darauf Allegro aus einem Violinconcert von Viotti, mit alter Virtuoſität ausgeführt von Hrn. Muſikdirector Franzel; zuletzt großer Chor aus den Tageszeiten von Winter, dem würdigſten Veteran der lebenden deutſchen Componiſten, der, obwohl ihn ſelbſt unſere armſelige Zeit noch beſitzt, in ſeinen Werken doch der beſſern Vergangenheit angehört. Die dritte Abtheilung ließ den allmähligen Verfall der Kunſt in einer gutgewählten, ſtets abwärts führenden Stufenfolge erkennen und führte von Beethoven, Spontini und Maria Weber endlich zu dem Idol unſerer Tage, deſſen Ouverture der Gazza ladra, nachdem ſie ſich ausgeklingelt und getrommelt, die Zuhörer nach Hauſe entließ. Es iſt meine Abſicht nicht, die zu dem oben angegebenen Zweck getroffene Wahl der Muſikſtücke zu kritiſiren; an Stoff dazu könnte es nicht fehlen, da z. B. nichts an die ältere charakteriſtiſche Oper von Gretry, Monſigny, Benda, Dittersdorf u. a. erinnerte, wogegen Viotti's Violinconcert in der zweyten und M. Weber's Clarinettconcert in der dritten Abtheilung, ſo trefflich ſie auch vorgetragen wurden (letzteres von Hrn. Bärmann), hier hätten entbehrt werden können. Auch hätte auf alle Fälle den Übergang zur dritten Periode Cherubini eben ſo würdig bezeichnet als Beethoven, und jener große Meiſter hätte nicht fehlen ſollen. Eine zufällige Krankheit der Mad. Veſpermann (dergleichen vom Publicum beſonders begünſtigte Künſtler und Künſtlerinnen leichter bekommen ſollen als andere) hatte übrigens eine offenbare, dem Ganzen vortheilhafte Veränderung bewirkt, indem dadurch Spontini an die Stelle des urſprünglich gewählten Generali kam.

Am 6. Februar erſchien auf dem Iſarthortheater zum erſten Mal: Der Tauſendſaſa, Localpoſſe von Bäucrle. Bey dem Titel des Stücks und dem Namen des Verf. hätte man blindlings alles auf den ſchönſten Erfolg verwetten ſollen; aber ach! ein blindes Schickſal waltet und macht auch durch die ſicherſten Berechnungen eines im Rechnen ſehr fertigen Directors einen grauſamen Strich. Das Stück gefiel nicht nur nicht, es miſſiel, ja es fiel ſogar durch und ward formaliter ausgepfiffen. Doch war es um kein Haar beſſer oder ſchlechter als ſo viele ſeiner Brüder, die mit heiler Haut davon kommen und ſich ſogar recht breit machen dürfen. Ein ſolches Ereigniß iſt in München unerhört und als ein neues Wunder anzuſehen. Perſonen jedoch mit ſuperfeinſter Naſe, und die keine Wunder glauben, wittern eine geheime Machination. Ich ſage mit Shakeſpeare: „Die Zeit iſt wunderbar gelaunt."

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Die Scharfenecker, ritterliches Familiengemählde in vier Aufzügen, mit einem Vorſpiele, von Hrn. F. K. Weidmann, k. k. Hofſchauſpieler, aufgeführt auf dem k. k. prio. Theater an der Wien.

In ſo fern dem ſogenannten Ritterſchauſpiele weder eine komiſche, noch tragiſche Tendenz zum Grunde liegt, möchte es ſchwer ſeyn, daſſelbe claſſificiren zu wollen; ja, vielleicht dürfte dieſer Gattung Theaterſtücke gänzlich außer dem Gebiete des Drama's ihr Platz angewieſen werden müſſen, da der bloße Ernſt, welcher darin herrſcht, auf keine Weiſe dramatiſch iſt, alſo kein Intereſſe erregt. Wer einen Zweifel an dieſer dramaturgiſchen Wahrheit hegen ſollte, der ſehe ſich im geſellſchaftlichen Leben um: der ernſte Menſch wird hier in der Regel langweilig, der launige und der leidenſchaftliche im Gegentheile unterhaltend erſcheinen. Warum das? Der Ernſt, als ein Zuſtand, der weder angenehm noch unangenehm erregt iſt, zeigt ſich bloß paſſiv; im komiſchen und im leidenſchaftlichen Menſchen hingegen offenbare ſich Freyheit: jener kämpft formell (mit der Ironie), dieſer materiell (mit ſeiner ganzen Menſchheit) gegen die Welt an.

Der Zweck jedes Ritter- oder (beſſer geſagt) ernſten Schauſpiels iſt, die Tugend triumphiren und das Laſter untergehen zu laſſen. Man könnte dieß die umgekehrte dramatiſche Nothwendigkeit nennen. Der Unterſchied zwiſchen dieſer und der wahren beſteht darin, daß letztere durch die Charaktere, erſtere hingegen durch einen moraliſchen Grundſatz, bedingt wird.

Eine Verwickelung iſt in den ernſten Schauſpielen nicht möglich, da kein Knoten da iſt: das Laſter kämpft mit der Tugend. Ein höchſt ungleicher Kampf, der kein Intereſſe gewährt, da die Tugend an ſich wehrlos iſt und nicht durch eigne Kraft, ſondern bloß im Wege der Moralität, gerettet werden kann. Zum Mangel an Verwickelung geſellt ſich der Umſtand, daß die Zuſchauer ſchon bey'm Anfange den Ausgang vorher ſehen. Außer dem Intereſſe an der Verwickelung fällt alſo auch die Neugierde, der mächtigſte Hebel des Drama's, weg.

Gelingt es der Kritik, die Unſtatthaftigkeit des ernſten Schauſpiels darzuthun, ſo zeigt dagegen die Erfahrung von der Statthaftigkeit deſſelben. Die Sache des Kritikers darf alſo nicht mehr ſeyn, zu unterſuchen, ob, ſondern, wie dieß oder jene Stück dieſer Gattung exiſtirt.

Es iſt unſere Abſicht nicht, den Verf. des anzuzeigenden Schauſpiels durch übertriebene Lobſprüche in Verlegenheit zu ſetzen, noch die Beſcheidenheit deſſelben auf eine allzuharte Probe zu ſtellen. Sonſt würde es uns leicht werden, zu beweiſen, daß es Hrn. Weidmann gelungen iſt, Shakeſpear'n nicht allein nachzuahmen, ſondern ihn ſogar zu verbeſſern. Nachgeahmt hat er ihn durch das Decennium, welches während der Handlung ſeines Stücks verläuft; verbeſſert, indem er befliſſen geweſen, aus Einem Stücke zwey zu machen. Durch dieſes ſcharfſinnig ausgeſonnene Mittel iſt der Zweck, ein Menſchenleben durch eine Periode von zehn Jahren charakteriſirend durchzuführen, erfüllt,

und zugleich dem Übelstande, welcher aus der Verletzung der Einheit der Zeit hervorgeht, deren sich Shakespear so oft hat zu Schulden kommen lassen, vorgebeugt worden.

Es kam darauf an, den Charakter des jungen Scharfnecker gehörig auszumahlen, um den Fluch, den der alte Scharfenecker über seinen Sohn ausspricht, zu motiviren. Der Verfasser hat diese Aufgabe auf eine originelle Weise gelöst. Beym Beginnen des Vorspiels sprengt Friederich (so heißt der junge Scharfenecker), der sich mit einer Menge lockerer Gumpane auf der Jagd befindet, zu Roß herbey (man sieht, das Stück hrißt nicht für umsonst ein ritterliches Familiengemählde); aus seinem eignen Munde vernehmen wir viele lustige Streiche, welche er ausgeführt, z. B. daß er einem Abte, der sich geweigert, ihm ein Faß vortrefflichen Weins abzustehen, die ganze Zufuhr desselben abgeschnitten und für eine gute Prise erklärt hat und dergleichen. Nachdem wir außerdem erfahren haben, daß die Geburt des jungen Scharfenecker seiner Mutter das Leben gekostet, so ist der Haß des Vaters motivirt genug und der Held des Stücks treffend zu einem Bruder Taugenichts gestempelt. Wie sich Friedrich, nach so viel begangenen Verbrechen, noch vor seinem Vater sehen lassen kann, begreift man nicht. Er bekömmt, was seines Lohns ist: der Vater, wie schon oben gesagt, verflucht ihn. Aber da mischt sich Otto von Eberstein, der den jungen Scharfenecker liebgewonnen und ihn in allen ritterlichen und menschlichen Dingen unterrichtet hat, in's Mittel, unterstützt ihn mit Geld, schickt ihn auf Reisen in fremde Länder und verspricht ihm demnächst seine Tochter, wann dieß die Jahre der Mannbarkeit erreicht haben werde, zur Frau. Hiermit schließt das Vorspiel. Neun Jahre verstreichen und das eigentliche Stück beginnt. Friedrich ist, nachdem er, mit dem Fluche seines Vaters belastet, weite Reisen gemacht und mit Leiden aller Art zu kämpfen gehabt hat, auf die Burg seines künftigen Schwiegervaters zurückgekehrt. Eben ist man mit den Zubereitungen zu der Heirath der jungen Leute beschäftigt, als der alte Scharfenecker auftritt: Friedrich verbirgt sich in einem anstoßenden Cabinette, und die Gesellschaft stürmt mit Bitten auf den alten Mann ein, seinem Sohne zu verzeihen. Dieser zeigt anfangs wenig Lust dazu; endlich aber (denn un père est toujours père) segnet er seinen Sohn. Große Freude unter den Anwesenden. Der böse Feind erscheint und säet Unkraut unter den Weizen. Ein gewisser Ludwig von Renneville, ein Franzose, den es nach der reichen und schönen Tochter Eberstein's gelüstet, brütet über dem Plane, den jungen Scharfenecker zu verderben und, statt seiner, die schöne Adelheid in's Brautgemach zu führen. In der Geschwindigkeit (denn Renneville's Herzens- und ökonomische Bedürfnisse leiden keinen Aufschub) weiß er kein zweckmäßigeres Mittel zu ersinnen, als Friedrichen in den Verdacht zu bringen, er habe seinen Vater vergiften wollen. Dieser Frevel ist auf folgende, sehr feine Weise angesponnen. Aquilinus, Burgarzt auf Scharfeneck und ein Bösewicht, wie es deren, selbst in den Melodramen, nur wenige gibt, muß dem alten Scharfenecker seinen gewöhnlichen Gesundheitstrank überbringen. Im Augenblicke, wo dieser das Gefäß an den Mund setzt, springt Renneville herbey und erklärt den Trank für Gift. Aquilinus gesteht, zum Scheine, das Verbrechen ein und wirft die Schuld auf Friedrichen. Natürlich, daß der alte Scharfenecker, der nicht saumselig mit dem Fluche ist, den unschuldigen Sohn von neuem damit belegt. Friedrich ahnt Renneville's Bosheit und will ihn erstechen, wird aber daran verhindert. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, wie wir bald sehen werden. Im Geiste des Zeitalters und des Stückes wäre es gewesen, den Aquilinus das sogenannte Gift selbst trinken zu lassen. Aber wer kann auf alles denken? Aquilinus wird in's Gefängniß geführt und von Renneville daraus befreyt. Zum Danke ertheilt der Arzt letzterm den Rath, den alten Scharfenecker zu ermorden. Renneville ist ein gelehriger Schüler: er willigt ein und händigt dem Aquilinus einen Ring ein, an welchem er den Helfershelfer, der ihm von diesem zum Morde des alten Scharfenecker gesandt werden soll, erkennen will. Aquilinus geht hinaus in den Wald und hat eine Unterredung mit dem Köhler Dominik, dessen Herz eben so schwarz ist, als sein Gesicht. Friedrich belauscht diese Unterredung, ersticht den Köhler, zieht ihm den Ring vom Finger und erscheint mit diesem vor Renneville, um den alten Scharfenecker zu ermorden. Beyde dringen in dessen Schlafzimmer; der Alte erwacht und vernimmt aus Renneville's eignem Munde, daß er sterben soll. Friedrich zückt

den Dolch; eben meint Renneville, der Stoß werde den alten Scharfenecker treffen, als er ihn selbst in's Herz bekommt.

Dieß der Inhalt der Scharfenecker. Es steht nicht zu läugnen, daß die Handlung darin wenigstens materiell-dramatisch und mit einem Verstande ausgeführt ist, der die theatralischen Inconsequenzen mit Glück zu vermeiden weiß. Die Charaktere haben eine Maske, wenn auch keine Physiognomie, die Speache ist reiner, als gewöhnlich in dergleichen Stücken, ohne melodramatischen Bombast, und dem Gange der Handlung wird durch keine bleyerne Geschwätzigkeit Einhalt gethan.

Die Darstellung ist lobenswerth. Hr. Rüger hat den alten Scharfeneck mit vieler Wahrheit gesprochen, desgleichen He. Demmer den Sohn. Letzterem wäre für diese Rolle keineswegs mehr Herz, aber wohl mehr Lunge, und somit Hr. Rott an dessen Stelle, zu wünschen. Hr. Palmer, ein schutgerechter Bösewicht, spielt die letzte Scene mit sinniger Mäßigung und ohne den Knalleffect zu berücksichtigen. Hr. Schütz, als Aquilinus, zeichnet sich besonders aus: er stellt die Rolle mit einer Originalität dar, die des geübten Meisters würdig wäre.

Wir glauben, Hr. Demmer würde in der letzten Scene noch mehr Effect hervorbringen, wenn er bis dahin, wo er Renneville ersticht, so viel als möglich durch Stimme, Haltung, ja selbst durch falsches Haar, seine Person verstellen, und sich dem Publicum erst im Augenblicke, wo Renneville stürzt, zu erkennen geben wollte. Die Überraschung würde um so wirksamer werden. Renneville hätte bloß die Paar Worte: „Ha, Friederich" auszurufen, und Friederich, seinen Mantel u. s. w. wegwerfend, darauf zu antworten: „Ja, Bösewicht, ich bin es."

Concert-Ankündigung.

Hr. Carl Maria von Weber, k. sächsischer Capellmeister, wird gegen die Mitte dieses Monats ein Concert geben, und sich in demselben mit eigenen Compositionen auf dem Fortepiano hören lassen. Braucht es, um das Interesse des hiesigen musikliebenden Publicums für dieß Unternehmen rege zu machen, mehr, als der Bemerkung, daß der Concertgeber der Componist des Freyschützen ist?

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia undulata. Aus Neuholland.
Arctotis rosea. Rosenfarbiges Bärenohr. Vom Cap.
Arbutus Andrachne. Candische Sandbeere. Vom Orient.
Cussonia thyrsiflora. Keilblättrige Cussonie. Vom Cap.
Calendula chrysanthemifolia. Wucherblumenblättrige Ringelblume.
Erica mediterranea. Mittelländische Heide. Von Süd-Europa.
Hypericum balearicum. Balearisches Hartheu. Von Hügeln zu Majorca.
- - - Aegyptiacum. Aus Ägypten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. März 1822.

29

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteli. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den A. Ehrenf (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wien im zwölften Jahrhunderte.

(Schluß)

Leopold I. Nachfolger residirten theils auf dem Mölkerberge, theils in Herzogenburg, und theils in der alten Steinburg Medelich (Mödling). Hier befand sich damals ein bedeutender Thiergarten, der heut zu Tage die Brühl heißt, und als einer der beliebtesten Erholungsörter der Einwohner von Wien bekannt ist. Markgraf Leopold IV. erbaute sich eine prächtige Burg auf dem sogenannten Kahlenberge, und bestimmte sie zu seiner künftigen Residenz. Nachdem der Anfang dieses Baues im Jahre 1101 gemacht, und fünf Jahre darauf beendigt worden war, führte Leopold seine Gemahlinn Agnes, mit der er sich am 1. May 1106 zu Mölk vermählt hatte, feyerlichst daselbst ein.

Zu gleicher Zeit legte er nahe bey Wien ein Jagdhaus an, welches auf dem Platze, wo sich jetzt das fürstlich esterhazische Palais in der Wallerstraße befindet, gestanden seyn soll. Wenigstens scheint dieß aus der, in diesem Hause befindlichen, dem heiligen Leopold gewidmeten Capelle, und aus der Aufschrift über dem Thore desselben, zu erhellen.

Der Umstand, daß Leopold IV. das oberwähnte Jagdhaus in dieser Gegend erbaute, hat einige Geschichtschreiber veranlaßt, zu glauben, daß um diese Zeit von dem alten Vindobona der Römer nur noch Ruinen vorhanden, und daß außer einem Meierhofe (der Berghof genannt) und den dazu gehörigen Feldern, die übrige Gegend wild verwachsen und öde gewesen sey. In diesem Glauben werden sie dadurch bestärkt, daß in den österreichischen Annalen der damaligen Zeit der Stadt Wien nur unter dem Namen des wienerischen Landguts, Erwähnung geschieht. Wir halten jedoch diese Meinung für vollkommen irrig. Allerdings mochte Wien durch die Einfälle der Hunnen, Avaren und andrer barbarischen Völker, und in späteren Zeiten der Ungarn, gelitten haben, allein nach allen den historischen Untersuchungen, die über diesen Gegenstand angestellt worden sind, dürfen wir behaupten, daß Wien zur Zeit Leopold IV. immer noch ein kleines Bergstädtchen, oder eine Art

von Marktflecken gewesen sey. Im Verfolge dieses Aufsatzes werden wir unsere Behauptung zu beweisen suchen. Das Jagdhaus Leopolds lag außerhalb dem damaligen Bezirke Wiens, und konnte recht füglich von Gesträuchen, Auen und Waldungen umgeben seyn.

Leopold, ein leidenschaftlicher Jäger, besuchte dieß Jagdschloß fleißig, ja er hielt sich daselbst oft längere Zeit auf. Seine Jäger hauten daher, in Vereinigung mit den nahe wohnenden Landleuten, die dichten Wälder nach und nach immer mehr aus, bauten sich Häuser und Hütten, und brachten dadurch das in Verfall gerathene Wien wieder in einige Aufnahme. Zum Andenken an die ehemalige Wildniß ließ man einen Baumstamm stehen, welcher in der Folge (wahrscheinlich um ihm eine längere Dauer zu verschaffen) mit Eisen beschlagen, und der Stock im Eisen genannt wurde. Dieß der Ursprung des Namens, welchen in spätern Zeiten dieser Platz erhalten hat.

Im Jahre 1114 unternahm Leopold den Bau des Stiftes Kloster Neuburg. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen seyn. Man erzählt, es sey im Jahre 1106, kurz nach dem Beylager des Markgrafen, seiner Gemahlinn, als sie sich in der neuen Residenz auf dem Kahlenberge befunden, und vom Söller herab sich an der herrlichen Gegend weidete, der Schleyer durch einen heftigen Wind hinweggeführt und acht Jahre darauf, am 31. May 1114, vom Markgrafen im Walde am Fuße des Kahlenberges, wo er eben jagte, auf einer Hollunderstaude hängend ganz unverfehrt wieder gefunden worden seyn; der Markgraf habe, setzt die Sage hinzu, dieß für einen Wink halten, daß er die von ihm schon früher angelobte Erbauung eines Klosters an diesem Platze vollziehen solle. Anfangs ward dieß Kloster von Weltgeistlichen, dann 1133 von regulirten Canonicis aus dem Orden des heiligen Augustin bewohnt, welche letztere es noch heut zu Tage besitzen.

Im folgenden Jahre nahm der Markgraf in Österreich, wo bisher außer den Augustinern nur die Benedictiner-Mönche bekannt gewesen waren, auch die Cisterzienser auf, und sorgte, bis sie das neue Stift Heiligenkreuz würden beziehen können, aus seinem Privatschatze für ihre Unterhaltung.

Zwey Jahre darauf, am 15. November 1136, starb Leopold in seiner neuerbauten Residenz auf dem Kahlenberge, und wurde zu Kloster Neuburg begraben. Nachdem ihn die römische Kirche im Jahre 1485 heilig gesprochen, ward er bald darauf von Österreich zum Landespatron erwählt, und Leopold der Heilige genannt.

Noch zur Lebenszeit Leopold des Heiligen hatte sein zweytgeborner Sohn, welcher unter dem Namen Leopold V. seinem Vater in der Regierung des Markgrafthums folgte, außerhalb der Stadt Wien dem heiligen Jacob eine Kirche erbaut, welche späterhin, bey eingetretener Vergrößerung der Stadt, in die Mauern derselben mit eingeschlossen, und zu einem Kloster der regulirten Chorfrauen bey St. Jacob auf der Hülben umgeschaffen ward. In dieser Zeit findet man auch schon passauische Erzdechante in Wien. Österreich fing jetzt an, die ersten Schritte auf jenem Wege des Ruhmes zu thun, auf welchem es späterhin so glorreich fortgeschritten ist.

Leopold V. starb schon am 18. October 1141 im vier und dreyßigsten Jahre seines Alters und wurde im Stifte Heiligenkreuz beygesetzt. Er hatte sich den Namen des Freygebigen erworben.

Heinrich II., mit dem Beynamen Jasomirgott (nach der Redensart, die er sich angewöhnt hatte: Ja, so mir Gott hilft, will ich dieß oder jenes thun, so genannt) folgte seinem Bruder im Markgrafthume, und zeichnete sich durch eine ruhmwürdige Regierung aus. Er hatte zu Medelich seinen Wohnsitz, und regierte diese Grafschaft, zu welcher die Märkte und Dörfer Gumpoldskirchen, Traiskirchen, Solenau, Neudorf, Guntramsdorf, Minichdorf, Sulz, Lichtenstein, Baumgarten und Kaisersberg gehörten, als unumschränkter Gebieter. Da er noch vor dem Tode seines Bruders Leopold V. das Bergstädtchen Wenne oder Wienne, seiner romantischen Lage wegen, lieb gewonnen hatte, wählte er es bald nach seinem Regierungsantritte zu seiner Residenz, und baute sich auf dem nämlichen Platze, wo heute das hofkriegsräthliche Gebäude steht, eine Burg, wovon dieser Platz den Namen a m H o f, erhalten haben soll. Einige Schriftsteller wollen jedoch behaupten, diese Benennung sey weit älter, und rühre daher, weil Kaiser Heinrich III. im Jahre 1042 daselbst Hoftag gehalten habe.

Wien wurde durch die Ansiedlung der Hofleute und vieler Fremden, die sich dort niederließen, immer größer und blühender; besonders trug zu ihrem plötzlichen Aufkommen die Donau bey, durch welche die Kreuzzüge und der Handel nach Ungarn und Griechenland und von da zurück begünstigt waren.

Im Jahre 1144 legte Heinrich den ersten Grundstein zur St. Stephanskirche, und beförderte den Bau dergestalt, daß dieselbe schon im Jahre 1147 von dem damaligen Bischof von Passau, Reinbert, unter dem Pfarrer Eberhard Huber eingeweiht werden konnte. Gleich der Jacobskirche, lag auch die Stephanskirche Anfangs außer der Stadt, bis sie, bey der allmäligen Vergrößerung derselben, in ihre Mauern eingeschlossen ward.

Ungeachtet des Kreuzzuges, auf welchem Heinrich den Kaiser Conrad III. nach Palästina begleitete, und der verschiedenen Kriege, in welche er wider seinen Willen verwickelt wurde, fuhr er dennoch fort, Wien immer mehr zu vergrößern und zu verschönern. Die alte Kirche zu Maria am Gestade (Maria Stiegen) ward erneuert und erweitert, und von Heinrichs Bruder, dem Bischof Conrad von Passau, im Jahre 1154 feyerlichst eingeweiht.

In der Nähe der Stephanskirche hatte Heinrich eine Straße, die Wollzeile genannt, angelegt, und im Jahre 1155 die Kirche und das Kloster zu den Schotten, damals ebenfalls außerhalb der Stadt, gestiftet. Letzteres erhielten die durch ihre Frömmigkeit und exemplarische Lebensweise zu St. Jacob in Regensburg sich auszeichnenden Hyberner-Mönche aus dem Orden des heiligen Benedict zum Geschenke. Heinrich räumte ihnen ganz besondre Rechte ein, ja, er trat ihnen sogar, mit Erlaubniß des Bischofs Conrad von Passau und mit Bewilligung des Pfarrers Herberger zu St. Stephan und der gesammten Geistlichkeit in Wien, außer den Capellen und Pfarren zu Laab, Krems, Tulln, Pulka und Eggendorf, auch noch die Beneficien bey den Kirchen zu Maria am Gestade, St. Ruprecht, St. Pancraz und St. Peter, mit allen von seinen Vorfahren an ihn vererbten Patronatsrechten ab, und entschädigte die Mutterkirche zu St. Stephan durch gewisse Güter in der Wollzeile.

Die Unterthanen des Schottenstiftes nebst dessen Leibeigenen und Dienst-

leuten machte er vom bürgerlichen Richterſtuhle unabhängig, ſo daß ſie von nun an bloß dem Abte unterworfen waren. Die nächſte Umgrenzung dieſes Kloſters ward ein Aſyl für Verbrecher (die peinlichen ausgenommen), woher der Name Freyung (Freyſtätte) entſtanden iſt. Die Benedictiner-Mönche widmeten ſich, ihrem Ordensgelübde gemäß, dem Unterrichte der Jugend und boten armen Reiſenden und Wallfahrern unentgeltlich Obdach und Pflege an. Zwecke, welche der erhabene Stifter durch ihre Berufung nach Wien vorzüglich beabſichtigt hatte.

Im Jahre 1156 trat der merkwürdige Zeitpunct ein, in welchem Kaiſer Friederich I. das Land ob der Enns mit Unteröſterreich vereinigte, beyde Länder zu Gunſten Heinrichs II. zu einem Herzogthum erhob, und demſelben das Recht der Erbfolge für Sohn und Tochter, ja ſogar die Veräußerung und Verſchenkung bey Mangel an Leibeserben, ertheilte. Überdem ward es von jeder Gerichtsbarkeit und Reichsſteuer, von jedem Gottesgerichte und Kriegsdienſte befreyt, und ihm alle bisher kaiſerlichen Regalien, das eigene Blut- und bürgerliche Gericht, und die Auszeichnung zugeſtanden, daß ſeine Beherrſcher, bey Belehnung durch die Perſon des Kaiſers mit dem Herzogthume, das Lehen zu Pferde und mit bedecktem Haupte empfangen durften. Auch ſämmtliche Vaſallen wurden zur Belehnung an Heinrich II. gewieſen, ſo wie alle dem Herzogthume Öſterreich zuſtehenden Privilegien und Souverainitäts-Rechte auf jede künftige Erwerbung ausgedehnt. Am 17. September 1156 ward vom Kaiſer und Reich die Urkunde hierüber ausgeſtellt, und von den Reichsſtänden mit Siegel und Handſchlag für ewige Zeiten beſtätigt.

Ganz Deutſchland feyerte die Erhebung Jaſomirgotts. Öſterreich jubelte, einen ſelbſtſtändigen Fürſten erhalten zu haben, von deſſen Stammfolge es künftig beglückende Zeiten für das Land erwartete, und ehrte ihn als den Gründer des Herzogthums.

Kaum entblühte in Herzog Heinrichs Sohne, Leopold VI., dem Lande ein Nachfolger, als Kaiſer Friederich I., ſeinen Treuſinn auf die Probe ſtellend, ihn auffoderte, ihn nach Italien zu begleiten, um die in Mayland ausgebrochenen Unruhen durch Verſtärkung ſeiner Heeresmacht im Keime zu erſticken. Heinrich verzichtete ſogleich auf das ihm zugeſtandene Recht, keinen Feldzug für das Reich außerhalb des Landes mitmachen zu dürfen, entzog ſich den Umarmungen ſeiner Gattinn Theodora und ſeines neugebornen Sohnes, und eilte mit einem anſehnlichen Heere nach Italien. Sein Eifer und Muth überſtrahlte dort alle andern Vaſallen des Kaiſers, und nie dürfte in der Mayländer Andenken der ſtrenge Blockade-Zuſtand, in welchem ſie von dem erſten Herzoge von Öſterreich gehalten wurden, vergeſſen werden. Die Einwohner mußten ſich die Demüthigung gefallen laſſen, den Kaiſer kniend um Schonung zu bitten.

Gleich nach Heinrichs Rückkehr aus dem ſiegreichen Kampfe gebar ihm ſeine Gemahlinn zu Wien ſeinen zweyten Sohn Heinrich. Von dieſer Zeit an wurde ſein Aufenthalt in dieſer Stadt und im Lande bleibender. Er führte bey den Hoftheidigungen den Vorſitz, leitete die Ausſprüche der Landrichter nach Recht und Billigkeit, beſtätigte alte Freyheiten und Privilegien, den Tauſch von Grund und Gütern, machte fromme Stiftungen und Schenkungen, beſuchte ſeine Hofhaltungen, Schlöſſer und Veſten, gewann dadurch im-

mer mehr die Liebe seiner Unterthanen, und verpflichtete sie sich durch Verleihungen der seiner Hoheit zugefallenen Lehen zu einer immerwährenden Dankbarkeit. Er führte die Fürsten-Ämter ein, ordnete die Stände nach Geistlichen, Herren, Freyen, Edlen, Rittern und Bürgern in stufenweise Rejhenfolge, und setzte zu Wien einen Stadtrichter ein.

Um diese Zeit (1160) hatte die Stadt Wien ungefähr folgende Umgrenzung: Vom Heidenschuß, wo sich das erste Thor befand, lief die Stadtmauer neben der heutigen Naglergasse bis zum Peiler-Thore und von da durch das Paternoster-Gäßchen, am Jungferngäßchen vorüber, dem Freysinger (jetzigen Trattner-) Hofe zu, welcher von dem Bischofe Otto von Freysingen, einem Bruder Jasomirgotts, erbaut worden war. Die Naglergasse und die heutige belebteste Straße von Wien, der Graben, bildeten von dieser Seite den Wallgraben. Zwischen dem Schlossergäßchen und dem Hause zum Rebhühnchen stand das dritte Thor. Von dort zog sich die Mauer über die Brandstatt, den lichten Steg und Haarmarkt, zwischen welchen sich das vierte Thor befand, das zur Wollzeile, dann aufwärts gegen den Lazen- und Gammingerhof bis an den Katzensteig zum fünften Thore, und von da am damaligen Ufer der Donau hinter St. Ruprecht über den heutigen Salzgries bis zum sechsten Thore, und endlich neben dem tiefen Graben bis zum Heidenschuß hin führte. Außer den hier angeführten sechs Hauptthoren gab es noch zwey kleinere Pförtchen, das eine unter St. Ruprecht und das andere an den Fischerstiegen, durch welche man an die Donau gelangte.

Innerhalb dieser Umgrenzung waren folgende Plätze und Gebäude merkwürdig: Der Hof, damals am Herzogenhof genannt, und die daselbst von Heinrich Jasomirgott erbaute Burg und Kirche; die Kirche zu St. Pancraz in der Gegend der heutigen Nunciatur, die Peterskirche, der Judenplatz, der hohe Markt, der Berghof, die Kirchen zu St. Ruprecht und zu Maria am Gestade, unter der sich das sechste Thor befand, und der Freysinger- und Passauerhof, welcher letztere vom Bischofe Conrad von Passau, der ebenfalls ein Bruder Heinrich Jasomirgotts war, erbaut worden. Außerhalb den damaligen Stadtmauern können die Kirche zu St. Stephan, damals etwa halb so groß, als heut zu Tage (nämlich vom Riesenthore bis gegen das mit einem eisernen Gitter eingefaßte Chor), die Wollzeile, die von Leopold dem Freygebigen erbaute Kirche zu St. Jacob, das Schottenstift und das bekannte Jagdhaus Ludwigs des Heiligen, mit Gewißheit angegeben werden.

Heinrich hatte indessen seine Bemühungen um die Wohlfahrt seines Landes rastlos fortgesetzt, Fleiß und Gewerbsamkeit ermuntert, und neue Ansiedler zur Bearbarung unbebauter Gründe herbeygezogen. Plötzlich sah er sich in den Jahren 1175 und 1176 von den Böhmen, Mährern, Steyermärkern und Kärnthnern, denen seine immer mehr wachsende Macht gefährlich zu werden schien, vereint angegriffen und in einen blutigen Krieg verwickelt. Städte und Dörfer gingen in Rauch auf. Heinrich vertheidigte sich mit seinen beyden Söhnen, die er bereits im Jahre 1174 in der von ihm gestifteten Schottenkirche wehrhaft gemacht und sie eigenhändig zur Vertheidigung des Vaterlandes und seiner Person mit dem Schwerte umgürtet hatte, mit männlicher Standhaftigkeit und Unerschrockenheit. Vom Markte Fischament an bis an die Grenzen von Mähren, Böhmen und Steyermark ward alles ein Raub

der Flammen, und weder Menschen noch Thiere verschont. Dreyhundert Unglückliche, welche sich eine Stunde von Wien in die Kirche zu St. Veit am Wienflusse geflüchtet hatten, kamen im Feuer um.

Eben so grausam wurde von Heinrich und seinen Söhnen, den Sitten der damaligen Zeiten gemäß, jenseits der Donau in den Marken Böhmens und Mährens, und an den steyrischen Grenzgebirgen und Flüssen verfahren. Dieser unglückliche Krieg war es, der Österreich eines seiner edelsten Beherrscher beraubte. Heinrich stürzte im Schlachtgetümmel vom Pferde, brach sich den Fuß, und starb in Folge dieser Verwundung, zwey und sechzig Jahr alt, am 13. Jänner 1177. Seine Söhne erfochten erst im Jahre 1178 nach Verwüstung der Städte Brünn und Ollmütz den Frieden für ihr Land.

Heinrichs Leichnam wurde am 18. Jänner 1177 in der von ihm erbauten Kirche zu den Schotten beygesetzt. Kein Denkmal bezeichnet die Ruhestätte des hohen Stifters des Herzogthums, des großen Helden und Vertheidigers der österreichischen Landesherrlichkeit, des Gründers und Gesetzgebers der Stadt Wien. Man hat jedoch in der ersten alten Kirche, welche in der Gegend des heutigen Priorathauses (vormaligen Normalschule) stand, eine gewölbte Beingruft entdeckt, in welcher sich drey Gerippe vorfanden. Eins derselben, an welchem ein Fußbein zerbrochen war, kann Heinrichs, und die nebenliegenden Gerippe die seiner Gemahlinn Theodora und Tochter Agnes, welche an seiner Seite begraben wurden, gewesen seyn. Es ist unbekannt, wohin die aufgefundenen Gebeine zur Aufbewahrung gebracht worden sind. Die einzige Gedächtnißfeyer Heinrich Jasomirgotts wird am 13. Jänner, als dem Jahrestage, seines Todes durch Glockengeläute und Absingung eines Requiems vor einem, mit dem heutigen Wapen Österreichs und einem alten Fürstenhute gezierten Trauergerüste, gefeyert.

Charade.

Wenn Harf' und Flötentöne sich verschwistern,
Dann wirkt das Ganze mächtig auf's Gemüth;
Wenn Liebende das Wort der Treue flistern,
Sind von dem Ganzen friedlich sie durchglüht.

So war's: ich frug dich, kannst du mein vergessen,
Treibt in die Fern mich das Geschick hinaus?
Da sankst du mir an's Herz und sprachst vermessen,
Ha Ungetreue! laut die dritte aus.

Du logst, und ich bin nun der Ersten Beute
Indeß man oft die Zweyte klagend hört;
Zerrissen ist des Herzens zart'ste Saite,
Und so das Ganze unheilbar zerstört.

Carl August Straßer.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Der Botaniker, Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, von Hrn. Sonnleithner. Neu zur Aufführung gebracht auf dem k. k. Hoftheater an der Burg.

Ich zeige dieſe Vorſtellung bloß aus dem Grunde an, um einer Künſtlerinn Erwähnung zu thun, von welcher ich bisher in dieſen Blättern noch keine Gelegenheit zu ſprechen gefunden habe. Die Rolle der Caroline iſt, wie die meiſten jungen Mädchen in den franzöſiſchen Stücken, ein Gemiſch von Witz und Gemüthlichkeit, von Naivität und Frechheit, von Natur und Coketterie, von Ernſt und Schalkhaftigkeit. Die Franzoſen, welche bereits im Leben angefangen, ihren nationellen Charakter gegen einen fremden zu vertauſchen, können in ihrem Luſtſpiele den rechten Ton nicht mehr finden; daher die mannigfaltigen Schattirungen, vornehmlich der weiblichen Charaktere, deren Grundlage bey allen Völkern, beſonders bey den Franzoſen, verwickelter, alſo in der Schilderung ſchwieriger iſt, als die der männlichen Charaktere. In der That iſt ein junges Mädchen von Stande in den neueren franzöſiſchen Luſtſpielen ein Chamäleon, welches in alle Farben ſpielt, ohne eine einzige davon in Wahrheit zu beſitzen. Man vergleiche, zum Beyſpiele, den Charakter der Fille d'honneur (einer Rolle, von der ich vorausſetzen darf, daß ſie in ganz Deutſchland bekannt iſt) mit dem der Eliſe von Valberg, und man wird meine obige Bemerkung beſtätigt finden.

Die Darſtellung dieſer Rollen kann für franzöſiſche Schauſpielerinnen keine Schwierigkeit haben; durch ihre bürgerliche Erziehung von Jugend auf der inneren Selbſtbetrachtung entzogen und gewöhnt, ihre Seelenkräfte ohne perſönliche Theilnahme vermittelſt der Ironie an den Außendingen durch Auffindung der Ähnlichkeiten und Verſchiedenheiten zu erproben, ſpielen ſie jene Rollen mit ſtrenger Einheit und in der einzigen Manier, die ihnen zu Gebote ſteht, nämlich in der witzigen, einer Darſtellung, aus welcher alle Gemüthlichkeit, aller reflectirende Ernſt, alle Brüche nach innen zu verſchwinden und einem gänzlich freyen Spiele mit den Umgebungen Platz machen. Eine ſolche ſchauſpielkünſtleriſche Ausführung kann und muß von einem franzöſiſchen Publicum, deſſen Empfänglichkeit gerade auf dieſem und keinem andern Wege in Anſpruch genommen werden kann, Statt finden; ſie iſt ſogar, in Kunſthinſicht betrachtet, als die einzig wahre zu betrachten, da ſie Einheit, das erſte und nothwendigſte Erforderniß jeder Darſtellung, enthält.

Je mundgerechter (um mich eines gewöhnlichen, aber hier doppelt treffenden Ausdrucks zu bedienen) dergleichen Rollen franzöſiſchen Schauſpielerinnen ſind, deſto größeren Widerſpruch müſſen deutſche Darſtellerinnen mit ihrer künſtleriſchen und perſönlichen Individuatität in Darſtellung von Charakteren finden, welche im eigentlichſten Verſtande undeutſch ſind. Je größer aber die (möchte ich ſagen) krampfhafte Anregung iſt, in welche letztere durch eine ſolche heterogene Aufgabe verſetzt werden, je künſtleriſcher iſt die Inſpiration, welche die Wirkung davon hervorbringt, und je vollendeter die Darſtellung, welche das Erzeugniß derſelben iſt. Davon gab die verewigte Bethmann, eine Künſtlerinn, welche in ihrer Totalität noch nicht erreicht worden iſt und ſchwerlich je erreicht werden dürfte, in der Darſtellung der Fanchon einen ſo glänzenden Beweis: ſie wußte, mit bewunderungswürdigem Erfolge, die Sentimentalität und Frivolität dieſer barocken Rolle zu einem einzigen Ganzen zu veramalgamiren, und eine Leiſtung zu ſchaffen, welche mit der Darſtellung derſelben Rolle von Mad. Belmont *) in Paris nichts weiter, als den Namen, gemein hatte.

*) So heißt die franzöſiſche Schauſpielerinn, welche zu Paris auf dem Vaudeville-Theater die Rolle der Fanchon zum erſten Male geſpielt und in derſelben ein bis dahin faſt unerhörtes Glück gemacht hat. Das Stück ward mehr als hundert Male hinter einander gegeben; alle Journale vereinigten ſich, die Darſtellerinn bis in die Wolken zu erhrben; Mad Belmont ward für ein ganzes Jahr die gefeyerteſte Schönheit des Tages: die Zeichner, Haarkeäusler und Schneider nahmen Modelle nach ihr, denn ganz Paris wollte à la Fanchon gemalt, friſirt und gekleidet ſeyn. Mad. Belmont ſchwindelte der Kopf, der bey ihr freylich zu den ſchönſten, obgleich nicht zu den geiſtreichſten gehört: vom ſtürmiſchen Beyfalle des enthouſiasmirten Paris berauſcht und unetngedenk des Sprichwoets:

Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier,

Mad. Korn, welche ich im Botaniker zum ersten Male gesehen habe, scheint mir eine der merkwürdigsten schauspielkünstlerischen Erscheinungen zu seyn, welche die deutsche Bühne aufzuweisen haben dürfte. Wären mir die norddeutschen Theater, wie die süddeutschen, bekannt, ich würde keinen Anstand nehmen, zu behaupten, unter allen Schauspielerinnen Deutschlands sey Mad. Koen diejenige, in der sich die meisten Anklänge des Genie's mit der veestordenen Bethmann verspüren ließen. Diesen Vergleich durch Beyspiele daethun zu wollen, wäre ein eben so unmögliches, als den Raum diesee Blätter überscheeitendes Unternehmen. Nur so viel: Mad. Korn scheint mir denselben Scharfsinn in der Auffassung, dieselbe Tiefe im Wiedergeben, dieselben Mittel dee Darstellung und dieselbe Freyheit dey Anwendung derselben zu besitzen, wie die Bethmann. Nur Eins möchte Mad. Korn vielleicht noch niche ganz erreicht haben, die Kunst nämlich, in ihee Darstellung jenen Geist des Zusammenhanges, dee Einheit und Gleichsöemigkeit zu beingen, durch welche sich die Meisteeschaft dee Bethmann auf eine so eminente Weise zu erkennen gab.

Mad. Korn besitzt das, in der heurigen pathetischen Theaterzeit fast unschätzbare, Talent, nicht weineelich-naiv, nicht sentimental-emphatisch, noch weniger in der eantablen Manier, sondern bewundeeungswürdig natürlich und dennoch fast immer mit künstlerischer Haltung zu sprechen. Wenn es Mad. Korn mitunter begegnet, sich ein wenig zu sehr gehen zu lassen, wenn sie dann und wann mit dee nämlichen alleeliebsten natüelichen Ungezwungenheit auf dem Theater spricht, durch welche sie im Leben zu den liebenswürdigsten Peesonen ihres Geschlechts gehöeen mag, so geschieht das waheseheinlich, weil sie, veeleitet von dem Abscheue, den sie vermöge des ihr angebornen natürlichen Schicklichkeitsgefühls vor jener pathetischen Unnatur haben muß, unbewußt die Grenzlinie zwischen dem Hinlänglichen und Zuvielen überscheeitet. Weniger ungezwungen, möchte man sagen, würde die Künstlerinn ungezwungener seyn.

---

suchte und erhielt sie eine Anstellung auf dem Theatee Feydeau. Die Folge davon war, daß ihre Stimme und ihr Spiel, welches beydes in dem beschränkten Rahmen der Vaudeville-Darstellungen von hinlänglichee Gröſſe gewesen waren, in den geoßen Umgebungen der komischen Oper in so verjüngtem Maßstabe erschienen; daß Mad. Belmont zugleich übersehen und überhört wurde. Sie spielt jetzt Mütter, Damen von Stande und dergleichen, aber nue, wenn es zweyte und dritte Rollen sind. Mad. Belmont, obgleich eine der schönsten Frauen, welche es auf den Parisee Theatern gibt, ist jetzt den Parisern kaum dem Namen nach noch bekannt.

Modenbild X.

Kleid von weißem Atlas, die Gaenieung von doppelt zusammengelegtem Dünntuche. Hut von weißem Atlas mit figurirtem Plüsch und dergleichen Bändeen gezeet. Shwal von Creppon.

Berichtigung.

Seite 228 im voeigen Stücke ist Z. 21 das Woet „Schloß" auszulassen und an dessen Stelle ein Comma zu setzen.

Heeausgeber und Redakteue: Joh. Schech.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

X. Wiener Moden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 9. März 1822.

30

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerald in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zur Geschichte der Schuhe.

Von Georg von Saal.

Cui non conveniet sua res, ut calceus olim,
Si pede major erit, subvertet, si minor, uret.
Horat.

Wie alt die Erfindung der Schuhe ist, und wem man sie zu verdanken hat, ist ungewiß. Plinius nennt den Erfinder Boethius, meldet aber weder, wer dieser gewesen, noch wann er gelebt. Der heiße Sand im Orient nöthigte die Menschen, ihren Füßen eine Unterlage zu geben. Anfangs diente dazu ein Stück Holz, das man in der Folge nach der Form des Fußes schnitt, und an demselben mit einem Bande oder Riemen befestigte. Solcher Sohlen bediente man sich noch zu Abrahams Zelten. Moses und Josua scheinen schon Schuhe getragen zu haben, die den ganzen Fuß bedeckten; wenigstens redet letzterer von ausgebesserten Schuhen. Judith hatte so schöne Schuhe, daß sie den Holofernes in Verwunderung setzte. In China sollen sie unter der Regierung des weisen Hoangti, folglich schon 2697 Jahre vor Ch. G., im Gebrauche gewesen seyn. Mehrere schreiben diese Erfindung dem ersten Menschenpaare zu, welcher Meinung jedoch Bynaus widerspricht.

Der Stoff, woraus die Alten ihre Schuhe verfertigten, war sehr verschieden. Die Ägypter flochten sie aus Schilf: ihre Priester durften keine andern, als aus Papiergrase geflochtene, tragen. Die Spanier verfertigten sie aus Pfriemengras und Binsen, wie noch heut zu Tage die Schuhe der liefländischen Bauern aus Bast gemacht werden. Die alten Deutschen trugen dergleichen aus Holz, und die Indianer aus Baumrinde.

Die Israeliten der Vorzeit besaßen zweyerley Gattungen Schuhe: Feyerschuhe, deren sie sich bey Hochzeiten oder andern festlichen Zusammenkünften bedienten, und Alltagsschuhe, welche sie zu Hause, bey ih-

rer Arbeit, oder auf ihren Reisen trugen. Der Luxus der Schuhe artete in der Folge so sehr bey ihnen aus, daß sie sie mit Myrrhen und köstlichen Balsamen anfüllten, um bey jedem Tritte Wohlgeruch zu verbreiten; sie besetzten sie auch mit Perlen und Edelsteinen oder andern klingenden Dingen, um ihr Kommen durch den Klang anzukünden. Früher mögen die gewöhnlichen Schuhe bey ihnen nicht hoch im Werthe gestanden seyn, da die Propheten die Geringschätzung eines armen elenden Mannes dadurch bezeichnen, daß sie sagen, man habe ihn um ein Paar Schuhe verkauft oder hingegeben. Clemens von Alexandrien berichtet, sie hätten zuweilen die Nahmen oder Bildnisse ihrer Frauen oder Geliebten von Stahl oder anderm Metall unter den Absätzen getragen, um solche bey jedem Schritte in der Erde abzudrücken. Ihre Schuhe waren mit Riemen befestigt; sie wurden ihnen von ihren Dienern angezogen und abgenommen, daher die Redensart: eines andern Schuhriemen auflösen, welches für ein Zeichen der Unterthänigkeit oder Knechtschaft gehalten wurde.

Es herrschten in der früheren Zeit bey diesem Volke viele Gewohnheiten, die sich auf die Schuhe bezogen und eine symbolische Deutung hatten. Durch die Übergebung des Schuhes, welche man bey gewissen Kaufverträgen beobachtete, ward dem Käufer der Besitz eines Grundstücks oder eines andern Eigenthums überlassen und ihm zugleich dadurch das Recht gestattet, den Acker zu betreten, wie es bisher der Verkäufer gedurft hatte. Auf diese Weise ward dem Boas der Acker von dem Erben übergeben. (Ruth IV. 7.) Die Abziehung des Schuhes bedeutete, daß ein Mann die Witwe seines kinderlos verstorbenen Bruders nicht heirathen wollte. Das Haus eines solchen Mannes hieß das Haus eines Barfüßers. Auch zog man die Schuhe aus, um die Heiligkeit des Ortes, an dem man sich befand, dadurch anzuzeigen. So mußten Moses bey der Erscheinung Gottes im brennenden Busche und Josua (Buch Jos. V. 15.) die Schuhe ausziehen. Die Priester durften gleichfalls nicht anders, als mit entblößten Füßen, im Tempel erscheinen. Man entschuhte sich auch zum Zeichen der Trauer. So meldet Flaccus, die Israeliten hätten sich dreyßig Tage lang keiner Schuhe bedient, sondern wären mit bloßen Füßen gegangen. Auch David ging ohne Schuhe, als er seines Sohnes wegen aus Jerusalem weichen mußte. Barfüßigkeit war gleichfalls ein Beweis der Armuth. So mußte Isaias ohne Schuhe einhergehen, um dem Volke seine zukünftige Dürftigkeit anzudeuten. Endlich legten die Israeliten zur Buße ihrer Sünden bey dem jährlichen Versöhnungsfeste ihre Schuhe ab, und standen vor Gott mit bloßen Füßen. Sich den Gebrauch der Schuhe untersagen, war ein Zeichen einer erlittenen Schmach oder von Trübsal. Dagegen deutete das Tragen der Schuhe eine vornehme Person, oder eine hohe Würde an. Die Redensart, jemanden seine Schuhe nachtragen, bedeutete, ihm alle, auch sogar die verrächtlichsten, Dienste leisten, oder unter dessen Gewalt stehen. Ein ähnlicher Gebrauch herrschte bey den Römern. So oft sie sich zu Tisch setzten, ließen sie sich die Schuhe ausziehen. Den Schuh ausstrecken, war ebenfalls eine symbolische Redensart, und bedeutete bey Königen die Vermehrung des Reiches. So sagt David im LX. Psalm: meine Schuhe strecke ich über Edom, d. h. ich will die Edomiten unter meine Botmäßigkeit bringen.

Bey den Griechen im heroiſchen Zeitalter, bediente man ſich, ſtatt der eigentlichen Schuhe, bloßer Sohlen. Von der Juno wird geſagt:

Unter die glänzenden Füß' auch band ſie ſich ſtattliche Sohlen.

Hom. Iliad. XIV. 186.

Eine Art von Stiefeln, aus Ochſenhäuten gemacht, wickelte man ſich um die Beine. So heißt es vom Vater Laertes:

Auch ein Paar ſtierlederne Schienen
Trug er geflickt um die Beine, dem ritzenden Dorne zur Abwehr.

Hom. Odyss. XXIV. 228.

Die Hypodämata, welche bey ihnen die vornehmſte Fußbedeckung ausmachten, waren dicke Sohlen, die vermittelſt zweyer, von beyden Seiten unter denſelben hervor, oben auf dem Fuße zuſammenlaufenden und ſich um denſelben ſchlingenden Riemen, welche ſich mit einem dritten, der zwiſchen den beyden erſten Zehen durchlief, unter einem Hefte vereinigten, das wie ein Kleeblatt, Herz oder Kreuz geſtaltet war, befeſtigt wurden. Ein ſo beſchuhter Fuß befand ſich nach Winkelmann (S. 445.) im Muſeum des Bildhauers Cavareppi. Außerdem waren bey den Griechen noch folgende Arten von Schuhen in Gebrauch. Konipodes und Arbylai waren Schuhe für den Koth. Sie hatten, faſt wie unſre Schuhe, ein Hinterleder, wurden aber vorn über dem Fußblatt mit Riemen zugebunden. Von der nämlichen Beſchaffenheit waren die Schuhe der Spartaner (Lakonikai und Amaiklaides genannt), aber von rother Farbe. Bey den letztern durften die Kinder erſt dann Schuhe tragen, wann man ſie zum Feldbaue oder zur Jagd zu gebrauchen begann. Sehr oft, und zwar noch in ihrer luxuriöſeſten Periode, gingen die Griechen barfuß. Vornehme Athener trugen an den Schuhen einen halben Mond von Silber oder Elfenbein; die Sclaven durften gar keine Schuhe tragen.

Die Frauen bey den Griechen waren theils mit Sohlen, theils mit eigentlichen Schuhen bekleidet. Die Schuhe, welche man auf alten Gemälden findet, ſind von gelber Farbe, vorne rund und in die Höhe laufend, dem heutigen Pantoffel ähnlich. Sie hießen Perſikai, weil die Mode von den Perſern kam, und wurden gewöhnlich nur von den öffentlichen Frauen getragen. Noch älter ſind die Sandala oder Sandalia; ſie beſtanden aus einer, einen Finger, ja zwey Daumen dicken Sohle von Korkholz, die oben und unten mit Leder überzogen und am Rande zierlich geſtippt war. Sie bedeckte nur die Fußſohle, und war bis zur Mitte des Schenkels auf eine zierliche Art kreuzweiſe herauf mit Riemen befeſtigt.

Periparides waren Schuhe der Sclavinnen, ſcheinen aber auch von vornehmen Frauen getragen worden zu ſeyn. Eine andere Art Schuhe beſtand in einem bloßen Stück Leder, das um den Fuß gewickelt und oben zugeſchnürt wurde. Winkelmann fand dergleichen an zwey Statuen gefangener thraziſcher Könige von ſchwarzem Marmor im Campidoglio. Beyde Geſchlechter bey den Griechen trugen auch Sohlen, die aus Stricken netzförmig geflochten waren. Man findet ſie an Götterbildern auf einem Altare in der Villa Albani. Die Schuhe der Griechinnen hatten zuweilen Abſätze, welche Katomata hießen, und aus kleinen Stückchen Leder zuſammengeſetzt waren.

Die alten griechiſchen Weltweiſen trugen keine Schuhe; Phocion, Ariſtodemus und Socrates gingen meiſtens barfuß. Dieſelbe Sitte hatte Lycurg bey den Spartanern eingeführt. Alexander der Große trug weiße Schuhe

Die griechiſchen Kaiſer trugen rothe Schuhe. Baſilius, der Patriarch von Conſtantinopel, weigerte ſich, den Phocas zu empfangen, bevor dieſer nicht ſeine rothen Schuhe ausgezogen hatte, und ihm in bürgerlicher Tracht entgegen kam. Iphikrates führte bey ſeinem Heere Schuhe ein, welche ſehr klein und ſo gemacht waren, daß ſie ohne alle Mühe an- und ausgezogen werden konnten. Sie erhielten von ihm den Nahmen Iphikratiden. Die Leibwache der Tyrannen trug Schuhe von Wolfsfellen, welche daher im griechiſchen Lykopodes, im lateiniſchen Lupipedes d. h. Wolfsfüßige oder Wolffüßler genannt wurden.

Die Schuhe Agnons, eines Freundes Alexander des Großen, waren mit goldenen Nägeln beſchlagen. Dergleichen trug ein großer Theil vom Heere Antiochus, des durch ſeine Verſchwendung ſo berüchtigten ſyriſchen Königs.

Die Fußbekleidungen der Römer kamen mehr oder weniger ſowohl mit den bereits genannten, als mit unſern heutigen Schuhen überein. Sie wurden mit den Nahmen Soleae, Sandalia, Calcei, Mullei, Soeci, Caligae bezeichnet. Die Calcei, welche den ganzen Fuß bis an die Schienbeine bedeckten, waren vorn offen und wurden mit Riemen, Bändern oder Schleifen zugebunden. Sie mußten knapp anliegen und wurden zu dem Ende mit Wolle, oder dergleichen, ausgeſtopft. Man machte ſie in den ältern Zeiten aus rohen Häuten und nannte ſie carbantinas crepidas. Nachher gerbte man das Leder, und ſuchte es durch Alaun noch weicher zu machen. Bey zunehmendem Luxus brachte man Verzierungen an denſelben an. Die Schuhe der Senatoren reichten bis an die Hälfte des Beines. Auf der Spitze derſelben war ein goldener oder ſilberner Halbmond (luna vel lunula) angebracht, weßhalb man den Schuh lunata pellis und den Fuß lunatus pes nannte. Es ſcheint, daß nur die patriziſchen Senatoren dergleichen Schuhe getragen haben.

Die Frauen-Schuhe waren gewöhnlich weiß, bisweilen roth, ſcharlach- oder purpurfarbig, und die Oberblätter daran mit Stickarbeit und Perlen geziert. In frühern Zeiten trugen nur die öffentlichen Frauen rothe Schuhe, hohe Abſätze und dergleichen. Die Mannsſchuhe waren gewöhnlich ſchwarz, doch bisweilen auch roth, dergleichen Julius Cäſar trug. Man zierte ſie unter den Kaiſern mit Gold, Silber und koſtbaren Steinen. Heliogabalus pflegte Edelſteine, von den größten Künſtlern geſchnitten, und auch dieſe nie öfter, als ein einziges Mal, an ſeinen Schuhen zu tragen. Die Spitzen waren zuweilen in Geſtalt des Buchſtabens S in die Höhe gebogen; dieſe nannte man calcei repandi. Die Senatoren banden ihre Schuhe mit vier, die Plebejer mit einem Riemen.

Die Schuhe der alten Einwohner Latiums waren von ungegerbtem Leder und hießen Ferones. Dergleichen trugen auch die alten Marſer, Herniecier und Veſtiner. Arme Leute trugen hölzerne Schuhe, dergleichen pflegte man auch denjenigen anzuziehen, welche wegen Vatermordes verurtheilt worden waren. Eine ähnliche Art Schuhe trugen die Landleute. Man nannte ſie Sculponeae. Bey entſtandenen Streitigkeiten pflegten ſie ſich wohl auch mit denſelben zu ſchlagen.

Die Schuhe der Soldaten (Caligae) waren mit Nägeln beſchlagen. Der Kaiſer Caligula, welcher im Lager geboren und unter den Legionſoldaten

erzogen worden war, pflegte sich, aus Gefälligkeit gegen das Heer, wie ein gemeiner Soldat zu kleiden, und auch so beschuht zu seyn. Daher sein Name. Die der Komödianten wurden Socci (Pantoffeln), der Tragödienspieler Cothurni genannt. Letztere waren handhohe Sohlen, die mit Riemen an den Füßen befestigt wurden. So sieht man sie am Fuße der Melpomene in der Villa Borghese. Des Cothurns bedienten sich beyde Geschlechter, vornämlich die Frauenzimmer; sie wurden aber meistens von den tragischen Schauspielern in der Absicht getragen, um von größerer Leibesgestalt zu scheinen. Sophokles führte diesen Gebrauch ein. Daher bedeutet Cothurn oft figürlich die Tragödie selbst, deßgleichen den tragischen, erhabenen Styl. Einer andern Art Cothurnen, wie die herkulanischen Gemälde zeigen, und die unsern Halbstiefeln gleichend, bedienten sich die Jäger und Krieger.

Die Römer trugen auch Fußbedeckungen, die aus Wolle oder Ziegenhaaren gemacht waren. Sie hießen Udones. Die eigentlichen Schuhe legten sie nur mit der Toga beym Ausgehen an. Auf Reisen bedienten sie sich der Pantoffeln. Ihre Sclaven mußten, wie bey den Griechen, barfuß gehen. Bey Tische pflegten sie ihre Schuhe abzulegen.

In spätern Zeiten sind nach und nach mit den Schuhen viel Veränderungen vorgegangen. In Frankreich waren seit den Zeiten Philipp Augusts (1180) die Schuhe zugespitzt und vorne umgebogen, so daß sie einen Schnabel bildeten, der, nach dem Stande der Person, mehr oder weniger lang war. Die gemeinen Leute trugen ihn einen halben, die reichsten Bürger einen Fuß, und die vornehmsten Edelleute und Prinzen zwey Fuß hoch. Der Schnabel ward überdem noch mit allerley grotesken Dingen, als Hörnern, Klauen u. s. w. geziert. Diese Schuh-Tracht Souliers à la Poulaine genannt, sie wurde am Ende so übertrieben, daß die geistliche und weltliche Macht sich zu ihrer Ausrottung vereinigen mußte. Die Könige verboten sie durch Gesetze, und die Geistlichkeit ließ dagegen predigen. Von Frankreich drang sie ins Ausland: man findet im XIII. Jahrhunderte Spuren davon in England, Deutschland, in den Niederlanden. Sie dauerten bis unter der Regierung Carls V. Den Ursprung dieser abgeschmackten Mode suchen einige Schriftsteller in England, aus den Zeiten Heinrichs II. (1140) herzuleiten *). Dieser Prinz besaß eine vorzügliche körperliche Schönheit; aber seinen Fuß verunstaltete ein sonderbares dickes Fleischgewächs, welches zu verbergen, er Schuhe von der erwähnten Gestalt getragen haben soll. Der Adel ahmte die Mode nach, und in kurzen auch der Bürgerstand. Die englischen und französischen Bischöfe sprachen vergeblich ihre Bannflüche gegen diese Mode aus, und ein Mönch, der Fortsetzer der Chronik Wilhems von Nangis, nannte sie öffentlich eine Sünde wider die Natur, und eine Beleidigung des Schöpfers; ja es fehlte nicht viel, so hätte man die Anhänger derselben für Ketzer

*) Nach andern soll Geofroi Plantagenet, Graf von Anjou, aus derselben Ursache sich solcher Schuhe bedient und sie dadurch in die Mode gebracht haben, woher das Sprichwort: être sur un grand pied (auf einem großen Fuße leben), soll entstanden seyn. Auch der berühmte Wagenseil schnitt sich, wie die vornehmen Chinesen, niemals die Nägel an den Zehen ab, wodurch sie die Größe der Adlerklauen erreichten. Um sie nicht zu verletzen, trug er so lange Schuhe, daß, wenn er um eine Ecke bog, die Leute schon von Weitem riefen, ehe sie ihn noch ansichtig wurden: „Wagenseil kommt, man sieht schon seine Schuhe."

erklärt. Philipp der Vierte in Frankreich (1290) erließ öffentliche Verbote gegen die Schnabelschuhe; aber sie dauerten daselbst, wie bereits gesagt, noch unter Carl V. fort. Dieser erfann zu ihrer Abschaffung ein Mittel, das sich wirksam zeigte: wer Schnabelschuhe tragen wollte, mußte zehn Gulden bezahlen. So hörte diese Mode am Ende ganz auf.

(Der Schluß folgt)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

** Auch dießmal zum Neujahrstage das nämliche Gedränge der Bettler, die nämliche Menge der nichtssagenden Gratulationen. Unter den Neujahrswünschen hat sich dießmal etwas Neues gefunden: ein Todtengräber empfahl sich seiner Gemeinde und bat sie, ihm fernerhin ihre gütige Gewogenheit (und geneigten Zuspruch!) zu schenken.

In diesem Augenblicke beschäftigen sich mehrere der Ältesten und Vorsteher der Kaufmannschaft mit der Errichtung eines Instituts, das längst ein dringendes Bedürfniß für Berlin gewesen ist, und in den herrlichen Sälen der neuerrichteten großen Börsenhalle im Lustgarten errichtet werden soll. Es besteht in einem Museum, welches die vorzüglichsten deutschen, französischen, englischen, italienischen, holländischen und nordamerikanischen Zeitungen und Journale enthalten wird, aus einem Erfrischungssaal, Billiardzimmer u. s. w. Diese neue Anstalt wird hoffentlich um so gemeinnütziger werden, als die Bedingungen, unter welchen den Liebhabern der Zutritt gestattet wird, sehr billig sind.

Ein Ereigniß geringfügigerer Art halte ich für ein Zeichen mit der Zeit immer sichtbarer werdenden Großstädterey Berlins. Hr. Kuhn, der Redacteur des „Freymüthigen," hat die originelle Idee gehabt, öffentlich einen Kasten auszuhängen, der mit der Inschrift: „Für die Theater-Zeitung" versehen ist. Der Zweck, den er sich dabey vorgesetzt hat, ist folgender. Der Freymüthige hat nämlich seit einiger Zeit als Beylage eine „Theater-Zeitung" enthalten, die aus Mangel an Unterstützung nicht in Aufnahme kommen will. Um mit einem Male recht viele Theilnehmer zu gewinnen, hat es Hr. Kuhn für das bequemste Mittel gehalten, die ganze Stadt unter der Versicherung zum Mitarbeiten einzuladen, daß alle eingehenden Aebeiten gedruckt werden sollen. Mich wundert, daß bey der Menge von Journalen, die jetzt in Deutschland erscheinen, nicht schon längst ein Redacteur auf diese sinnreiche Idee verfallen ist, um sich recht viele und recht wohlfeile Beyträge und noch obendrein viele Leser zu verschaffen. Letztere dürften nicht fehlen, da jedermann, der sein Schärflein in das Kästchen geworfen hat, am folgenden Tage sich gedruckt lesen will. In Berlin, wo der kritische Geist so sehr zu Hause ist, wo Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering über das Theater urtheilt, hier findet die Kuhn'sche Idee vielen Beyfall. Wirklich ist schon ein Blatt erschienen, worin über das erste Wiederauftreten der Mad. Stich in Romeo und Julie (nach ihrer Entbindung) ein halbes Dutzend solcher Allerwelts-Kritiken abgedruckt sind. In unsern politischen Zeitungen erscheinen von Zeit zu Zeit, doch jetzt weniger, als vordem, ziemlich gründliche, geistreiche, witzige oder witzelnde, zuweilen auch derbe, ja gemeine Theaterrecensionen. Diese erregen fortdauernd Aufmerksamkeit und erwecken Opposition. Kuhn's Idee war es daher vorzüglich, sich zum Organe dieser letzten zu machen. Diese Idee muß aber auf dem eingeschlagenen Wege mißlingen: denn wer wird Kritiken beachten, bey deren Aufnahme, wie jedermann weiß, die Redaction keine Auswahl trifft?

Hr. Spontini hat durch die Zeitungen bekannt machen lassen, daß er mit einer preußischen National-Oper beschäftigt ist. So sehr wir Spontini's frühere Compositionen hochschätzen, so wenig können wir damit zufrieden seyn, daß dieser Componist sich der Alleinherrschaft bemächtigen will, welche, obgleich nur erst drey Opern von ihm auf dem Repertoir sind (wozu nächstens eine vierte, ältere in einem

Act: Milton, kommen wird), längst schon bey uns allzufühlbar ist. Ich habe Ihnen schon früher gemeldet, wie sehr die große, pomphafte Olympia alles Andere unterdrückt; auch der diesmalige Carneval bringt wieder keine einzige neue Oper, denn die früher angekündigten Horatier und Curiazier von Cimarosa kommen nicht zur Aufführung, und das große Publicum weiß nur, daß Carneval ist, indem es für einen Gulden traurige Redouten, die von Jahr zu Jahr immer mehr in Abnahme gerathen, besuchen, und für alte bekannte Opern während der sogenannten Carnevalszeit acht Groschen mehr, als gewöhnlich, zahlen muß.

Unter den Bühnenneuigkeiten zeichne ich diesmal, nächst dem schon erwähnten Wiederauftreten unserer Stich in Shakespeare's Julie, das Wiedererscheinen Devrient's aus. Devrient, leider! durch undiätetische Lebensart auf's Äußerste geschwächt, erscheint von Zeit zu Zeit eine oder zwey Wochen lang auf der Bühne. Er ist als Schewa in Cumberland's Juden, als Shylock, als Falstaff und in mehreren anderen seiner ausgezeichnetsten Rollen aufgetreten, deren Darstellungen, wir immer, bedauern ließen, daß die Gesundheit dieses Künstlers ihm nicht gestattet, uns öfter so erfreuliche Beweise seines vortrefflichen Talents zu geben *). Diesen großen Künstler häufiger zu sehen, thäte um so mehr Noth, als neben vielen braven Künstlern, welche wir im redenden Schauspiel besitzen, die Mehrzahl aus werthloser Spreu besteht. Namentlich scheint die junge Künstler-Generation mit einem unlösbaren Fluche belegt; trotz dem wird sie wacker vorgeschoben. Hr. Freund zum Beyspiele, der seiner Sprache, Haltung und Ausbildung wegen zu nichts weniger taugt, als zum Schauspieler, hat jetzt das Liebhaberfach inne! Der junge Unzelmann spielt die zweyten edlen Rollen, Heinzen u. dgl. im Drama! Ein Hr. Zwick, ein trocknes, aller vis comica entbehrendes Subject, ermüdet in den zweyten komischen Rollen mit seinem ewig wiederkehrenden südlichen Dialect! Die Dlles. Leist, Weener, Reinwald, Willmann, muß man alle Abend sehen! Unter den werthvollen Künstlern glänzt besonders Wolf, der seine Kunst in den Charakterrollen, zu denen er jetzt übertritt, immer erfreulicher entfaltet. Einem neuen Lustspiel aus dem Französischen „die Reise nach Dieppe" hat er allein durch sein meisterhaftes Spiel auf die Beine geholfen. Sein „Felicité, der Wagen ist da," sein: „So wär' ich denn endlich in Dieppe!" sein wüthendes: „Also ich bin doch nicht in Dieppe?!" sind Stellen, bey denen man es bedauern muß, daß des Mimen Kunst nicht festzuhalten ist.

Wolf, Brschort und Mad. Stich haben besonders dazu beygetragen, einem neuen Producte von Julius v. Voß, genannt: Quintin Messis, eine augenblickliche Theilnahme zuzuwenden. Quintin Messis war bekanntlich ein Schmiedergesell, der aus Liebe zu eines Malers Tochter, welcher der Vater nur einem Maler zum Manne geben wollte, den Schmiedehammer mit dem Pinsel vertauschte, und nachher ein ausgezeichneter Künstler ward. Dieß zu einem ernsten Drama sehr taugliche Sujet hat v. Voß diesmal durch triviale Hin- und Her-Reden, durch nichtsbedeutende Erzählungen, wenig bedeutende Episoden, und besonders durch höchst flach-alltägliche kunstphilosophische Sentenzen so verwässert, daß daraus ein langweiliges Drama in zwey sehr langen Acten geworden ist, dem bey der ersten Vorstellung nur gegen das Ende hin, wo die Handlung etwas lebendiger wird, theilweiser Beyfall geworden ist. Die „Erdennacht" von Raupach ist nur zwey Mal gegeben, und hernach nicht weiter davon gesprochen worden.

Dafür haben zwey wirklich höchst ergetzliche Possen verdienten Beyfall gehabt, und füllen allwöchentlich das Haus. „Der Bär und der Bassa," der besonders durch Hrn. Grrn des Jüngern unendlich launig-fratzenhaftes Spiel sehr gehoben wird, ist aus dem Französischen übersetzt.

Eine neue Posse: „Stabeel's Abenteuer," die eigentlich dem süddeutschen Boden entsprossen ist, macht mit ihren lustigen Situationen, mit ihren Witzen der besten Sorte und durch das vortreffliche Gastspiel des Hrn. Walthes aus Carlsruhe, in diesem

*) So eben erfahren wir durch eine mündliche Mittheilung, Devrient sey mit Tode abgegangen. Ein Schreiben aus Berlin vom 2. März, welches vor uns liegt, erwähnt nichts davon. D. Red.

Augenblick hier furore, trotz der sauertöpfischen Recensenten, welche sich etwas Rechtes dünken, wenn sie einer solchen harmlosen Posse mit rümpfender Nase und vornehmem Tone den Stab brechen. Schafft uns nur ein zweytes Theater, und gebt uns oft solche gute, gelungene Lustspiele, dann wollen wir euch gern eure Quintin Messis und Consorten überlassen. Nur verstehet uns recht, wir wollen Humor und Witz, nicht Plebs und Gemeinheiten; wir wollen dir deutschen Klrinstädter und Staberle, nicht die „falsche Prima Donna" (nämlich dir Berliner!), nicht dir „Damenhüte," nicht den „Stralauer Fischzug" u. s. w.

Der Bassist Fischer war auf einige Wochen unter uns. Er hat einige Privat-Gesellschaften mit seinem Talente erfreut, ist aber öffentlich, trotz vielfältiger Wünsche, nicht aufgetreten. Er ist der Künstler, der die einzige, schwache Seite unserer Oper mit dem übrigen Ganzen auszugleichen vermöchte *).

Aus den Zeitungen erfahren wir, daß von den Kunstwerken, welche Se. Maj. hat ankaufen lassen, die dazu geeigneten Stücke in verkleinerten Umrissen möglichst treu in Kupfer gestochen werden sollen. Wo es sich thun läßt, wird durchsichtiges Papier zum Durchzeichnen angewendet, Bildwerke werden mit dem Netze und dem Diopter gezeichnet, überhaupt wird jedes mathematische Hülfsmittel angewendet. Auf die höchste Genauigkeit in den Umrissen und auf den Charakter in der Zeichnung jedes Meisters wird das Hauptaugenmerk gerichtet, und alles von aufmerksamen Kunstschülern unter Leitung eines Lehrers für die Zeichnung und eines andern für den Stich, ausgeführt. Von diesem Kunst-Unternehmen ist bereits das erste Heft erschienen, das sieben Bildnisse und zwey Marmorfiguren enthält.

*) In Wien und München urtheilt man anders über diesen Künstler.

Concert-Ankündigung.

Sonntags, am 10. März 1822, wird Hr. Joseph Böhm, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Professor der Violine, im Landstände-Saale in der Herrengasse ein großes Vocal- und Instrumentalconcert geben und sich in demselben zuerst mit einem von ihm selbst componirten Geigenconcert, dann in einem Spohr'schen Doppelconcerte mit Hrn. Hellmesberger hören lassen. Mad. Grünbaum und Hr. Worzischeck werden die Gefälligkeit haben, ihn zu unterstützen. Die Anfangsouverture, zur Feyer des funfzigjährigen Regierungsantritts Sr. Majestät des Königs von Sachsen, wird von Hrn. Carl Maria von Weber, dem Componisten derselben, in eigener Person dirigirt, auch dessen Schwertlied, von acht Tenor- und eben so viel Baßstimmen gesungen, ausgeführt werden.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia floribunda. Vielblumige Acacie. Aus Neuholland.
Cotyledon coccinea. Scharlachrothes Nabelkraut.
Chamaeropa arborescens. Aus Afrika.
Euphorbia veneta. Venezianischer Wolfsmilch. Im Venezianischen am Meeresstrande.
Iberis gibraltarica. Gibraltarischer Bauernsenf. Von Gibraltar.
Justicia pulcherrima. Prächtige Justicie. Vom wärmeren Amerika.
Sparmannia africana. Afrikanische Sparmannie. In Wäldern vom Cap.
Sida peruviana. Aus Peru.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Harmonie (Harm-o-nie).

Herausgebr und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 12. März 1822.

31

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Zur Geschichte der Schuhe.

Von Georg von Gaal.

(Schluß)

Jetzt kamen Schuhe auf, deren Vordertheil oft die Breite eines guten Fußes hatte. Man fand ehemals in der Kunstkammer zu Ambras an vielen Kriegsrüstungen der österreichischen Erzherzoge eiserne Schuhe mit sehr langen Spitzen, welche als Futerale über die gewöhnlichen Schuhe gezogen wurden. Schnabelschuhe waren an mehreren deutschen Statuen, und auf verschiedenen Tapeten auf dem Schlosse zu Brüssel, welche zur Zeit des burgundischen Herzogs Philipp des Guten (1400) verfertigt worden, zu sehen.

An manchen Orten besetzte man die Spitzen der Schuhe mit Schellen; eine Mode, welche, wie wir bereits oben gesehn haben, schon bey den Israeliten üblich war. Dieß thaten nur große Herren, um ihre Ankunft schon von weitem anzukündigen, wie aus manchen Bildsäulen und dem alten Weihnachtsgesange Peters von Dresden: In dulci jubilo, erhellt, in welchem die Worte vorkommen: Wo die Schellen klingen in Regis curia.

In Zürch wurden schon im Jahre 1370 sowohl die bereits genannten als die genestelten Schuhe verboten. 1452 hielt der Cardinal Capistran in Nürnberg eine Strafpredigt gegen die Schuhspitzen. Im Jahre 1460 bestimmte der Rath zu Nürnberg durch ein Gesetz, wie lang die Spitzen an den Schuhen gemacht werden sollten, verbot aber 1478, auf Ansuchen des Bischofs von Bamberg, die Schnabelschuhe ganz und gar.

Die genestelten Schuhe erhielten sich bis ins sechzehnte Jahrhundert. Sie waren vorne aufgeschnitten, so daß die Zehen durchblickten. Man pflegte sie mit Ringen und allerley Edelsteinen zu verzieren.

Kaum waren unter Carl V. die Schuhe à la Poulaine abgeschafft, als ihnen schon unter Carl VI. Schuhe mit Entenschnäbeln folgten, die wiederum andern, ebenfalls von sehr großer Form, Platz machten. Unter Lud-

wig XI. kamen die Schnabelschuhe von neuem in die Mode; allein sie hielten sich nicht lange.

Zwischen den Jahren 1670 und 1680 wurde in dem Herzogthume Gotha den Weibspersonen dritter Classe sammtene oder auch weiße Schuhe zu tragen, bey fünf Rthlr. Strafe verboten. Eben so waren jenen der vierten Classe, spitze, hohe, weiße, gestippte und andere dergleichen Gattungen Schuhe bey drey, sechs bis zehn Thaler Strafe, und endlich den Dienst- und Bauermädchen alle gestippten und verzierten Schühe bey willkührlicher Strafe untersagt. Das letzte Verbot wegen der Schnabelschuhe erging zu Petersburg im Jahre 1800 unter der Regierung Pauls.

So viel von der verschiedenen Form der Schuhe. Die Größe derselben war eben so verschieden. Herodot meldet, daß man in der Stadt Chemno oder Chemmis (Ekmin), der Hauptstadt des panopolitischen Nomos Oberägypten, einen Schuh des Perseus gezeigt habe, der zwey Ellen lang war.

Sehr klein sollen dagegen die Schuhe der Chinesinnen seyn, bey welchen ein kleiner Fuß die vornehmste Schönheit ausmacht. Nach einigen sollen auch die spanischen Damen, welche ihre ohnehin schmalen und niedlichen Füße schon von der frühesten Kindheit auf eng zusammenpressen, sehr kleine Schuhe tragen.

Um sich der Schuhe zugleich als eines Mittels zu bedienen, seine körperliche Größe zu erhöhen, machte man die Absätze an denselben nach Maßgabe dieser Absicht mehr oder minder hoch. Daß auch schon die Griechinnen hohe Absätze trugen, um größer zu scheinen, als sie waren, erhellt aus einem Verse Alexidis des Komikers, welchen Clemens von Alexandrien im III. Buche seines Pädagogen, und aus Xenophons Öcon, wo er die Gattinn des Ischoniachus als eben so beschuht anführt.

Es war eine Zeit, sagt Brantome in seinen Dames galantes T. I. p. 340. wo die Frauenzimmer in Frankreich so hohe Absätze trugen, daß einst ein Mann seine Frau nach der Hochzeit, um die Hälfte kleiner fand, als vorher, und sie fragte: wo sie die andere Hälfte hätte? Statt aller Antwort zeigte sie ihm ihre Schuhe.

Schließen wir diesen Aufsatz mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Schuhe. Die Türken legen die Schuhe ab, sobald sie sich der Schwelle ihrer Moschee nahen und gehen barfuß in dieselbe. Das Gegentheil ist häufig bey dem weiblichen Geschlechte des Landvolkes in Ungarn üblich. Mädchen und Weiber gehen an Sonntagen meistens barfuß bis an die Kirche; da ziehen sie ihre mit eisernen Absätzen beschlagenen Tschismen an, treten schaarweise in die Kirche, und bringen damit auf dem steinernen Pflaster bey jedem Tritte ein lautes Geklappe hervor.

Manche Schuhe sind durch die Rolle, die sie bey gewissen Gelegenheiten gespielt, in der Geschichte merkwürdig geworden. So scheint es ein Schuh gewesen zu seyn, der das Charilafest der Delphier veranlaßte, bey welchem man unter Einheimische und Fremde Gemüse und Mehl austheilte, und dann ein weibliches Bildniß mit einem Schuhe schlug, welches hernach an einen öden, steinigen Ort getragen, und mit einem Stricke um dem Halse begraben wurde. Die Entstehung desselben war nach einer delphischen Sage folgende: Bey einer außerordentlichen Hungersnoth, welche auf eine große Dürre gefolgt war, kamen eines Tages die Bürger mit ihren Frauen und Kindern zum Kö-

nige, und baten ihn um Lebensmittel. Der König ließ nur denjenigen, die er kannte, Gemüse und Mehl reichen, da für alle sein Vorrath nicht hinreichend gewesen seyn würde. Da erschien auch ein armes Mädchen, Charila mit Namen, das keine Ältern mehr hatte, und bath, ihm eine Gabe an Gemüse und Mehl reichen zu lassen. Der König aber, dem die Zudringlichkeit desselben mißfiel, schlug es mit seinem Schuhe auf die Wange und warf ihm denselben ins Gesicht. Tief gekränkt ging das Mädchen fort, und erhängte sich an seinem Gürtel. Als die Noth immer höher gestiegen war, und sich auch ansteckende Krankheiten zu derselben gesellt hatten, fragte man die Pythia um Rath. Diese gab zur Antwort, man solle die Manen der Charila, die sich das Leben genommen hatte, versöhnen. Es ward nun unter dem Vorsitze des Königs ein besonderes Sühnopfer veranstaltet und dasselbe zum ewigen Gedächtnisse jährlich unter den oben beschriebenen Gebräuchen gefeyert.

Unter der Regierung des Galienus war es in Alexandrien in Egypten eines Tages zwischen einem Soldaten und den Bedienten eines Staatsbeamten zu Schlägereyen gekommen. Letzterer hatte sich gerühmt, schönere Schuhe zu besitzen, als der Soldat. Der Lärm verursachte in kurzer Zeit einen so tumultuarischen Volksauflauf, daß der Proconsul Ämilianus, welcher den Aufruhr stillen wollte, mit Feuerbränden und Steinen verfolgt, und am Ende gezwungen ward, die Aufrührer gegen den Kaiser selbst anzuführen, woraus nach und nach ein Aufruhr entstand, der Unheil über ganz Egypten verbreitete.

Als die Sarmaten, welche unter Constantius in Pannonien eingefallen, aber besiegt worden waren, eine Gesandtschaft nach Syrmien geschickt hatten, welche den Kaiser um Frieden bitten sollten, war dieser, auf einem erhabenen Throne sitzend, und voll Sanftmuth auf sie herabblickend, schon bereit, mit Ausnahme weniger Bedingungen, in ihr Begehren zu willigen, als plötzlich einer derselben, den eine Art Wuth befallen zu haben schien, seinen Schuh schwenkte, mit fürchterlicher Geberde nach dem Throne hinauf deutete und mit wilder Stimme schrie: Marrah! Marrah! Auf diesen Aufruf zum Kampfe erklirrten sogleich die Waffen der Sarmaten; alle stürmten auf den Kaiser ein, und würden sich gewiß seiner Person bemächtigt haben, wenn die Leibwache ihm nicht mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Gelegenheit verschafft hätte, auf seinem Pferde zu entfliehen.

Erich, ein norwegischer Kämpfer, der späterhin den schwedischen Thron bestieg, bediente sich am Hofe Frothos, Königs der Dänen, wo er einen gewissen Grep des Ehebruchs beschuldigt hatte, und von diesem zum Kampfe herausgefodert worden war, einer sonderbaren Kriegslist, deren Gelingen er allein einer neu von ihm ausersonnenen Gattung von Schuhen zu verdanken hatte. Er begehrte drey Tage Aufschub, um sich zu rüsten. Während dieser Zeit ließ er für sich und seine Krieger besondere Schuhe aus Häuten frisch geschlachteter Thiere verfertigen, und sie mit Tannenharz bestreichen, und mit Sand bestreuen. So beschuhet erschien er sammt seinem Heere auf der Eisfläche des Meeres und schlug die Truppen des Grep, die unstät auf dem Kampfplatze hin und her glitten, und haufenweise zu Boden stürzten, in die Flucht, während er und seine Soldaten mit Hülfe ihrer Schuhe fest wie Säulen auf dem Eise standen.

Als Primislaus II. hinter dem Pfluge weg auf den böhmischen Königsthron gestiegen war, nahm er seine, aus Eichenholz gemachten Schuhe mit, zum ewigen Andenken dieses Ereignisses für alle seine Nachkommen. Diese Schuhe wurden lange Zeit auf der Wischehrader Burg aufbewahrt, und den Königen bey mehreren nachmaligen Krönungen von Priestern vorgetragen.

Diese in Ehren gehaltenen Schuhe erinnern uns an andere, die man mit Recht hochgeehrte und beglückende Schuhe genannt hat. Rhodope, ein schönes Mädchen aus Thracien, in der Blüthe ihrer Jahre als Sclavinn nach Egypten verkauft, hatte ihrem ungemein schönen Fuße, wie erzählt wird, ihr Glück zu verdanken. Während sie sich eines Tages badete, stürzte ein Adler aus der Luft herab, ergriff einen von den Schuhen der schönen Badenden, und trug ihn fort bis nach Memphis. Hier saß eben der König Psammetich auf dem öffentlichen Richterstuhle, und sprach Recht; da ließ ihm der Adler den Schuh auf den Schooß fallen. Der König, den schönen Schuh bewundernd, schloß von demselben auf den Fuß der Besitzerinn, und gab Befehl, sie aufzusuchen. Rhodope ward gefunden, und der König, von ihrer Schönheit entzückt, machte sie zu seiner Gemahlinn.

Kaiser Vitellius zog seiner schönen Gemahlinn Meſſaline nicht allein die Schuhe selbst an, sondern er trug auch einen derselben (den vom rechten Fuße) stets auf der Brust, und küßte ihn häufig mit Entzücken. Dieses Benehmen soll ihn zum Kaiser gemacht haben.

Bey einem Gastmale polnischer Magnaten wurden die atlassenen Schuhe einer schönen Gastgeberinn auf der Stelle zum Pokale umgeschaffen, und Tokayer daraus getrunken.

Der Markgraf Friedrich von Brandenburg erschien im Jahre 1496 auf dem Turniere zu Nürnberg mit einem Helme auf dem Haupte, der mit einem Frauenschuhe geschmückt war.

Auch im Gebiete der Wunder treffen wir auf Schuhe. Die h. Jungfrau Genofeva hatte Schuhe von so großer Wunderkraft, daß einst ein Weib, welches dieselben stehlen wollte, bey deren Berührung mit Blindheit geschlagen wurde.

Die h. Hedwig, Gemalinn Heinrichs, Herzogs von Schlesien und Polen, die aus Bußfertigkeit im kältesten Winter mit bloßen Füßen durch Wasser, Eis und Schnee watete, trug ihre Schuhe stets bey sich, um sie, wenn jemand von ihren Hofleuten ihr begegnete, sogleich anziehen zu können. Dessen ungeachtet wurde sie einstens barfuß gesehn, und ihr Gemal von dieser sonderbaren Gewohnheit unterrichtet. Um sich selbst davon zu überzeugen, beschlich er sie auf ihren einsamen Gängen, und kam ihr eines Tages wirklich so unerwartet in die Nähe, daß die fromme Frau keine Zeit mehr hatte, ihre Schuhe anzuziehen. Aber es geschah ein Wunder! Der Herzog sah seine Gattinn aufs Anständigste beschuhet, ob sie gleich ganz barfuß vor ihm stand.

Unter dem abergläubischen Landvolke sind die Schuhe von jeher ein bedeutungsvoller Gegenstand gewesen. Wenn z. B. unverheirathete Mädchen am Christabende einen Schuh mit dem Fuße über den Kopf werfen und dieser die Stubenthür trifft; so ist das ein Zeichen, daß sie noch in eben demselben Jahre von einem Freyer heimgeholt werde. Man heißt dieß das Schuhwerfen.

Die Schuhe jede Woche wechseln (umziehen) iſt ein abergläubiſcher Gebrauch, den man ſchwangern Weibern zu rathen pflegt, damit ſie ein geſundes Kind zur Welt bringen.

Den linken Schuh zuerſt anziehen, bedeutet Unglück. Schon Kaiſer Auguſt war dieſem Aberglauben ergeben. Er fürchtete eines Tages bey einem Volksaufruhr ums Leben zu kommen, weil er am Morgen den linken Schuh zuerſt angezogen hatte. So glauben die Weiber auf dem Lande, es werde ihnen Unglück widerfahren, wenn ſie am Morgen ein ähnliches Verſehen begangen haben.

Eben ſo hat das Einwärts- oder Auswärtstreten der Schuhe ſeine Bedeutung. Erſteres zeigt bey Kindern an, daß ſie einſt reich, letztres, daß ſie arm werden.

Auch iſt es an manchen Orten Sitte, daß einer Braut von ihrer vormaligen Amme Tags nach ihrer Hochzeit ihre erſten Kinderſchuhe dargebracht und während der Tafel dem Bräutigam auf einem Teller überreicht werden, wofür derſelbe ein ſtattliches Trinkgeld zu erlegen pflegt.

Wer beym Anziehn der Schuhe nieſt, dem ſteht Unglück bevor. Ein Kind, dem, ehe es noch ein Jahr alt iſt, rothe Schuhe angezogen werden, kann, wenn es erwachſen iſt, kein Blut ſehen. Dieſe abergläubiſche Meinung ſoll die Frau eines Schuſters, welcher dergleichen Kinderſchuhe machen ſollte, und kein rothes Leder bekommen konnte, liſtiger Weiſe erdacht und in die Mode gebracht haben.

Eine Kunſt, Schuhe ohne Naht zu verfertigen, iſt vor etwa zehn Jahren durch Bedfort in Philadelphia erfunden, von dort nach England, und durch den amerikaniſchen Conſul Baret vor mehreren Jahren nach Frankreich gebracht worden. Jetzt werden auch in Deutſchland, beſonders in Baiern, dergleichen Schuhe gemacht. In London hat ein Franzoſe, Nahmens Brünel eine große Fabrik davon angelegt, welche das ganze engliſche Kriegsheer zu verſorgen hat. Von dieſen Schuhen kann ein einzelner Menſch mittelſt einer Maſchine täglich acht Paar verfertigen. Die Sohlen werden mit eiſernen Nägeln und einer Art Nieten an das Oberleder befeſtigt. An den Soldaten-Schuhen iſt die ganze Sohle mit ſolchen Nieten beſchlagen. Da dieſe Schuhe auch waſſerdicht gemacht werden; ſo ſind ſie von ſehr langer Dauer.

Zu den Schuhen gehören auch die Schuhſchnallen. Dieſer wird ſchon im Sachſenrechte erwähnt, wo ſie zu den weiblichen Geradeſtücken gerechnet werden. In England kamen ſie zuerſt unter Carl II., gegen das Jahr 1670 in die Mode, wurden aber nur von Vornehmen getragen, während bey den niedern Ständen die Bänder an den Schuhen noch lange im Gebrauch blieben. Es gibt auch elaſtiſche Schuhſchnallen mit Springfedern, eine engliſche Erfindung, welche von Boultong und Comp. in Soho bey Birmingham gemacht worden iſt.

So viel von den Schuhen im Allgemeinen. Über das Alter der Stiefel iſt man in Ungewißheit. Doch ſcheint Homer (Odyſſ. 24. v. 227. u. 228.) auf eine ſolche Fußbekleidung anzuſpielen.

Im Jahre 1796 erfand ein Schuhmacher zu Leipzig, Namens Joh. Carl Garlhof, geſtrickte Stiefel; ein Engländer neuerer Zeit Stiefel von Blech, welche vermittelſt der Luftpumpe luftleer gemacht werden können. Sie die-

nen dazu, den heftigen Andrang des Blutes nach dem Kopfe und nach andern edlern Theilen zu vermindern.

Die Stiefel, welche die Weiber der Eskimohs tragen, sind so groß, daß sie ihre Kinder hineinlegen oder hineinstellen können.

Graf Gottfried von Hohenlohe soll im Jahre 1245 dem Bürger Otto Begenhaar seine Hofstätte nebst dem sogenannten Königsthurm in der Stadt Augsburg unter der Bedingung zum Lehen gegeben haben, daß gedachter Otto ihn und die Seinigen, so oft sie in die Stadt kämen, beherbergen, und mit einem Paar corduanener Kniestiefeln beschenken sollte.

Noch zu Anfange der französischen Revolution soll irgendwo in Flandern eine Capelle vorhanden gewesen seyn, rund herum mit Stiefeln geziert, worüber eine Kaiserkrone prangte. Die Entstehung derselben wird folgender Maßen angegeben. Carl V., bekanntlich ein ungemein neugieriger Fürst, der die Meinung auch seiner geringsten Unterthanen über seine Person und Regierung zu erfahren strebte, ging sehr oft verkleidet aus, und mischte sich dann unter das Volk. Als er sich einst in Brüssel befand, begab er sich zu einem Schuhflicker, um seine Stiefel ausbessern zu lassen. Aber es war am h. Crispinustage, und der Schuhflicker, der mit seinen Freunden beym Zechen saß, und keine Lust hatte, heute seinen Pfriemen zu gebrauchen, sagte: „Wenn der Kaiser selber käme, ich thäte keinen Stich für ihn. Wollt ihr aber herein kommen, und dem h. Crispin zu Ehren eins trinken, so sollt ihr uns willkommen seyn." Der Monarch gab der Einladung des Schusters nach, mischte sich aber nicht in das Gespräch der Zecher, sondern machte bloß einen stummen Zuschauer des Gelages.

Da redete der aufgeräumte Wirth ihn also an: „Nach eurer tiefsinnigen Miene zu urtheilen, seyd ihr wohl gar einer von den politischen Leuten vom Hofe? Gleich viel; seyd, wer ihr wollt, aber auf die Gesundheit des Kaisers müßt ihr doch trinken." Carl fragte den Schuhflicker, ob er denn den Kaiser so lieb hätte? „Versteht sich," antwortete dieser, „legte uns nur der Langnasige nicht so viele Abgaben auf!" Der Kaiser, ohne ein Wort zu antworten, beurlaubte sich, nachdem er dem Schuhflicker für seine gastfreundschaftliche Bewirthung gedankt hatte.

Am folgenden Morgen ward dieser nach Hofe beschieden. Man denke sich die Verlegenheit des armen Mannes: schon glaubte er, die lange Nase werde ihm den Kopf kosten. Der Kaiser erschien; der Schuhflicker erkannte zitternd den Kundmann vom vorigen Tage in ihm. Carl gedachte jedoch des Vorfalls am St. Crispinusfeste mit keinem Worte, sondern befahl dem Schuhflicker bloß, sich eine Gnade von ihm auszubitten, ja er gewährte ihm vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit dazu. Nach Verlauf derselben erschien der Schuhflicker vor dem Kaiser und bat sich's aus, daß künftig die Schuhflicker in Flandern einen Stiefel mit der kaiserlichen Krone in ihrem Wapen führen, und vor den Schuhmachern den Vorrang haben dürften. Carl V. gewährte diese doppelte Bitte.

Zum Schlusse dieses Artikels wollen wir eines Ereignisses gedenken, bey welchem sich ein Paar Stiefel höchst verderblich erwiesen haben. Ein Pflanzer von Minisink war, nebst seinen Negern, mit der Heuernte beschäftigt, und zwar in Stiefeln, wie es dort zu Lande die Vorsicht gebietet. Unversehens

tritt er auf eine Schlange; dieſe fährt ihm nach dem Beine, wird aber ſogleich von einem Neger in Stücke zerhauen. Der Pflanzer legt ſich Abends geſund zu Bette, wird aber in der Nacht von einem heftigen Magenübel befallen, und gibt ſeinen Geiſt auf, ehe ein Arzt herbeygeholt werden kann. Der Tod dieſes Mannes, als eine vermeintliche Folge des Schlangenbiſſes, fällt weiter nicht auf. Einige Tage darauf zieht der Sohn des Verſtorbenen die Stiefel deſſelben an, bekömmt den nämlichen Zufall und ſtirbt am folgenden Morgen. Der herbeygerufene Arzt, ein unwiſſender, abergläubiſcher Menſch, der dieſe beyden Todesfälle auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu deuten weiß, erklärt, Vater und Sohn ſeyen behext geweſen. Die Nachlaſſenſchaft derſelben wird verkauft. Der neue Eigenthümer erſteht auch die Stiefel. Ehe er Gebrauch von ihnen macht, läßt er, durch die Ereigniſſe beſorgt geworden, die Stiefel unterſuchen. Da findet es ſich, daß der Schlange, die den Pflanzer gebiſſen hatte, beym Zurückziehen des Kopfs ihre beyden Fänge aus den Kinnladen geriſſen worden und im Stiefel ſtecken geblieben waren. Der Pflanzer und ſein Sohn waren alſo wahrſcheinlich an der leichten Wunde geſtorben, welche ſie ſich an den Fängen der Schlange geriſſen hatten.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Das Donauweibchen (erſter Theil), romantiſch-komiſches Volksmärchen mit Geſang, in drey Aufzügen, von Hrn. Carl Fr. Hensler, Muſik von Hrn. Feed. Kauer. Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Sollte vielleicht die Hinneigung zum Romantiſchen mit dem religiöſen Gefühle einen und eben denſelben Urſprung haben? Wie der Menſch, von der eigenen Unvollkommenheit ſeiner Natur durchdrungen, ſich, ſeines zukünftigen Heils wegen, zu jenem vollkommnen Weſen hingezogen fühlt, deſſen Daſeyn ihn Vernunft und Herz zugleich lehren; ſo ſucht er den Leiden der Gegenwart zu entgehen, indem er ſich mit kindlichem Vertrauen und ohne Grübeley einer erdichteten, ſelbſt märchenhaften Vergangenheit hingibt, und ſich um ſo mehr nach ihr ſehnt, als der Zauber ihrer Begebenheiten gegen den trüben Ernſt, unter welchem er ſelbſt ſeufzt, abſticht. Die geiſtvollſten Männer haben Märchen geliebt, die geiſtvollſten Männer ſind religiös geweſen. Der berühmte Lafontaine pflegte zu ſagen: Si peau d'âne m'étoit contée, j'écouterois avec un plaiſir extrême („wenn man mir von einer Eſelshaut erzählte, ich würde mit Vergnügen zuhören"). Wie viele denkende Köpfe auch gottesfürchtige Männer geweſen ſind, bedarf keiner weitern Anführung.

Auf der Unbefriedigtheit von dem Bekannten, auf der Sehnſucht nach dem Unbekannten, beruht dasjenige, was die Neueren Romantik genannt haben. Letztere iſt, im höheren Sinne des Worts genommen, mit dem Märchen einerley: in beyden ſpricht ſich jenes Gefühl aus, welches in der Überſinnlichkeit Erſatz ſucht für die Entbehrung, der es im Sinnlichen unterthan iſt.

So wird es erklärbar, wie die ſogenannten romantiſchen Theaterſtücke, trotz ihres oft mehr als leeren äſthetiſchen und dramatiſchen Gehalts, von jeher ein ſo groſſes Wohlgefallen erregt haben und noch erregen. Unter den Stücken dieſer Gattung, welche ſich ſeit länger den fünfundzwanzig Jahren eines, ich möchte faſt ſagen, claſſiſchen Rufs zu erfreuen gehabt haben, ſteht das Donauweibchen mit ſeiner erſten Fortſetzung oben an. Der Beyfall, der dieſem dramatiſch-muſikaliſchen Märchen gleich bey ſeiner erſten Erſcheinung zu Theile geworden iſt, und in deſſen Beſitze es ſich, trotz der hin und wieder ſich ſeitdem zugetragenen Veränderung des Geſchmacks, bisher ſtets erhalten hat, kann nicht zufällig, nicht ohne Grund ſeyn; er läßt vielmehr auf die Anweſenheit eines Reizes ſchließen, der dergeſtalt die allgemeine Theilnahme hat in An-

freuch nehmen können, daß sich, so viel ich weiß, außer an der Zauberflöte (welche freylich in diese Categorie nicht gehöret) von dergleichen Producten nur einzig das Donauweibchen auf der Bühne erhalten hat. Diese Reiz liegt in der Liebe, welche ein übersinnliches weibliches Wesen zu einem sterblichen Manne hegt; er wird dramatisch durch das Mitleid, welches uns diese Leidenschaft einflößt, indem wir ein solches Wesen einer Schwäche erliegen sehen, deren dasselbe, vermöge seiner Natur, nicht unterworfen seyn sollte. Das Interesse für Hulda erreicht den höchsten Grad, wenn wir sehen, daß der Ritter sie zur Mutter gemacht, sie dann verlassen hat, und daß Hulda, die vermöge ihrer übernatürlichen Gewalt auf immer und ungetheilt den Geliebten an sich zu fesseln vermöchte, dennoch den Besitz desselben mit einer Sterblichen zu theilen und jährlich nur während dreyer Tage seines Umganges zu genießen, gewilligt ist.

Man muß bedauern, daß die dramatische Behandlung dieses Stücks nicht ganz so künstlerisch ausgefallen ist, als es die reizende Fabel desselben verdient hätte. Man muß jedoch gerecht seyn: so mangelhaft die Bearbeitung auch ausgefallen ist, immer spricht sich in derselben eine Naivität aus, welche dem kindlichen Sinne des großen Haufens, für welches dasselbe eigentlich geschrieben ist, zuzusagen vermag.

Zu dem Beyfalle, welcher dem Donauweibchen in ganz Deutschland zu Theile geworden ist, hat die Musik desselben nicht wenig beygetragen. Sollten auch gewisse vornehmthuende Componisten die Nasen rümpfen, so muß doch angeführet werden, daß viele Nummern der beyden Theile des Donauweibchens in Nord-Deutschland nicht allein eine gewissee Massen classische Berühmtheit erhalten haben, sondern ehemals sogar in Concerten häufig ausgeführt worden sind. Dazu gehören der Canon: „Wer Nothbedrängte," die große Arie der Hulda im zweyten Theile u. s. w. Wo ist überhaupt eine einzige Nummer dieser Composition zu finden, welche sich nicht durch anmuthige Melodie und durch sehr gelungene Charakteristik auszeichnete? Zu der Zeit der Entstehung dieser Oper war die Kunst noch unbekannt, die Anneliese und den Michel eben so singen zu lassen, als die grande coquette und den primo amoroso.

Die Aufführung war gut. Wäre sie besser gewesen, so erhielte sich das Stück wahrscheinlich auf dem Repertoire. Die angenehme Persönlichkeit und das brave Singtalent der Dlle. Hornick hätte vermuthen lassen, sie werde mehrere Sorgfalt auf die Darstellung der Hulda verwenden. Wird sie den Wink verstehen, daß in jeder ihrer Verkleidungen ein Doppelcharakter erscheinen, das heißt, daß sie in der jedes Mal darzustellenden falschen Person, auch noch die wahre, nämlich die Hulda, durchscheinen lassen muß?

Concert-Ankündigungen.

Mad. Graffini wird künftigen Sonnabend, am 16. d. M., im k. k. priv. Theater an der Wien ein großes dramatisches Concert, mit Decorationen, Costumes u. s. w. geben und darin mehrere Scenen aus großen Opern darstellen. Wir hoffen, das hiesige musikliebende Publicum wrde diese Gelegenheit mit Begierde ergreifen, eine Sangerinn zu hören, welche im Auslande, besonders in Frankreich und England, ihrer vortrefflichen Contraaltstimme und der seltenen Geläufigkeit derselben wegen, sich eine große Berühmtheit erworben hat.

Das, in der vorletzten Nummer der Zeitschrift angekündigte, Concert des Capellmeisters Hrn. Carl Maria von Weber wird Donnerstags am 14. März 1822 im k. k. Redoutensaale, Statt finden. Die darin aufzuführenden Stücke werden folgende seyn: Jubelouverture, componirt zur Feyer des funfzigjährigen Regierungsantritts Sr. Majestät des Königs von Sachsen, vom Concertgeber (dieselbe, welche in drey Sonntags am 10. März von Hrn. Joseph Böhm gegebenen Concerte gehört worden ist); Fortepianoconcert, componirt und vorgetragen vom Concertgeber; große Arie von Mozart, gesungen von Mad. Grünbaum, k. k. Hofkammer-Sängerinn; Schlummerlied, von demselben, vorgetragen von den HH. Jäger, Rosner, Foeti und Seipelt; Polonaise für die Oboe, componirt und ausgeführt von Hrn. Sellner, Orchestermitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, und endlich freye Phantasie und Rondo für das Fortepiano, vorgetragen von dem Concertgeber.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 14. März 1822.

32

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. denn ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 35 fl. halbjährig und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Cosmologische Betrachtungen
über den Merkur.

Von J. J. Littrow.

Ich habe es bisher nur unternommen, meine Leser mit den Eigenheiten des nächsten aller Planeten, des Mondes, ausführlicher bekannt zu machen. Indem ich mich jetzt anschicke, mit ihnen einige größere Reisen in entferntere Planeten anzutreten, kann ich meine Besorgnisse kaum verbergen, mit einer für solche Unternehmungen zu geringen Ausbeute wieder nach Hause zurückzukehren. Wir wollen nicht das Innere (vor einer solchen Vermessenheit wird mich der Himmel bewahren), aber doch das Äußere der verschiedenen Planeten, die mit unserer Erde zu demselben Systeme gehören, näher kennen lernen. So einfach, so bescheiden dieser Wunsch auf den ersten Blick scheint, so vermessen, fürchte ich, mag er bey näherer Beleuchtung dünken. Welch eine unvollkommene Kenntniß haben wir von unserer Erde, auf welcher wir doch wohnen? Haben unsere Geologen mit allen ihren seit Jahrhunderten fortgesetzten Grübeleyen wohl mehr, als den Staub untersucht, der den Einband dieses großen Buchs ringsum bedeckt? Woraus dieser Einband selbst, woraus die Blätter des Buchs bestehen, und endlich, was und wie viel Lesenswerthes diese Blätter enthalten, wer hat uns das noch gesagt, und wer wird es uns künftig sagen? Was kann man also von solchen Reisenden erwarten, die, obgleich sie so wenig Beobachtungsgeist oder so blöde Augen haben, daß sie die enge, mütterliche Hütte, in der sie geboren und erzogen wurden, in der sie mit ihrer eingebildeten Weisheit grau geworden sind, noch immer nicht kennen, auf ein Mal dennoch sich keck erheben, um ihre Brüder über das Weltall selbst zu belehren. Ein Glück nur, daß diesen ihren Brüdern eine eben so große Kurzsichtigkeit, als ihnen selbst, beschieden ist, daß sie also keine Widerlegung zu befürchten haben, wenn etwa in ihren Schilderungen von der großen Reise die Einbildungskraft ersetzen sollte, was ihnen an wirklichen Beobachtungen abgehen mag.

Man wird sich noch erinnern, wie es uns bey unserem letzten Ausfluge nach dem Monde gegangen ist. So sehr wir uns hüteten, nicht zu viel zu sehen,

Digitized by Google

so sehr wir uns darauf gefaßt machten, dort eine ganz andere Welt, eine andere Natur anzutreffen, so war das Resultat dennoch kein anderes, als daß es dort, einige Sonderbarkeiten, von denen wir uns eben nicht viel Rechenschaft zu geben wußten, abgerechnet, ungefähr eben so, wie auf unserer lieben Erde zugehen möge. Wir werden bald sehen, ob es uns, mit aller Liebe zur Unparteylichkeit, bey den andern Planeten anders gehen wird. Ob aber daraus folgt, daß die Sache sich auch in der That so verhalte, wie wir sie sehen oder zu sehen glauben, ist eine Frage, die sich gar nicht leicht beantworten läßt. Wir sind einmal gewöhnt, alle Gegenstände dort so zu sehen, wie sie uns hier auf der Erde erscheinen, überall Ähnlichkeiten zu finden, und alles Neue den alten Formen anzupassen, daß man wohl fürchten darf, zuweilen jenen Dingen die Eigenschaften zuzuschreiben, welche in Wahrheit nur unserer Brille angehören; dieser Brille, durch die wir nun einmal alles sehen müssen, und ohne die wir gar nichts sehen können.

Wir wollen es uns also mit Freymüthigkeit gestehen, daß wir uns in dem Falle eines bekannten, und sogar berühmten deutschen Geographen befinden, der sich nicht entblödete, eine Beschreibung der ganzen Erde in mehreren dicken Bänden zu liefern, ohne je aus seinem Städtchen gekommen zu seyn. Auf seinem Tische einige verstümmelte, lügenhafte Reisebeschreibungen, und in seiner Tasche einen zerbrochenen Theatergucker, was braucht ein allzeitfertiger Schriftsteller mehr, um sich damit von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis in die fernsten Gegenden zu versetzen, und mit nie gesehenen, vielleicht nie existirenden Dingen eine Reihe dickleibiger Bände zu füllen. Seine Vorgänger, die noch weniger wußten, als er selbst, schreibt er treufleißig ab, und zieht, damit es nicht an eigenen neuen Beobachtungen fehle, von Zeit zu Zeit das alte Fernglas aus der Tasche, und guckt damit in der Gegend seines Dorfes herum. Da ihm jetzt nichts anders sichtbar wird, als was er früher schon mit eignen Augen ganz in der nächsten Nähe gesehen hat, so erscheint ihm jeder entferntere Baum eine Eiche, jede hervorragende Spitze ein Kirchthurm, jedes auf der Weide herumwandernde vierbeinige Geschöpf ein Pferd oder ein Schaf. Wenn ihm nun seine Reisebeschreibungen nichts anders sagen, so wird es ihm gar nicht einfallen können, daß weiter über dem Horizonte seines Dorfes nicht nur Eichen, sondern auch Zedern und Palmbäume, nicht nur Kirchthürme, sondern auch Obelisken und Pyramiden, nicht nur Pferde und Schafe, sondern auch Kamele und Elephanten seyn müssen. Vergessen wir also bey unsern gegenwärtigen Reisen nie, daß, wenn auch wir auf ferneren Planeten mit Hülfe unserer Fernröhre größten Theils nur wieder uns selbst und unsere Umgebungen erblicken, diese Ähnlichkeit vielleicht nur scheinbar ist, und bedenken wir, daß die Gesetze, nach welchen die Natur zu wirken pflegt, eben so einfach sind, als die Wirkungen, welche sie dadurch hervorbringt, uns mannigfaltig und oft sehr unter einander verschieden dünken.

In der That, welche auffallende Mannigfaltigkeit findet unter den verschiedenen Körpern unseres Sonnensystems nur in Beziehung auf das, was jedem, selbst dem gedankenlosesten Beobachter, gewiß auffällt, in Beziehung auf ihr Licht und ihre Farbe, Statt? Es gibt in dieser Hinsicht vielleicht nicht zwey Planeten, die einander ganz ähnlich sind, und selbst die so entfernten Fixsterne

unterſcheiden ſich noch deutlich durch die Intenſität ſowohl, als durch die Farbe ihres Lichts. Welche Abſtufungen ſind der bildenden Hand der Natur möglich geweſen von dem todtenblaſſen, bleyfarbigen Lichte Saturns bis zu dem goldgelben Jupiter, bis zu dem glühenden Roth des Mars, bis zu dem blendenden Weiß der Venus? Welcher Abſtand ferner von der kleinen Veſta, deren ganze Oberfläche nicht einmal ſo viel beträgt, als das europäiſche Rußland, die klein und beynahe unſichtbar, einſam, ſeit Jahrtauſenden unbemerkt ihren Weg um die Sonne ſchleicht, bis zu dem gewaltigen Jupiter, welcher alle andere Planeten zuſammengenommen an Maſſe übertrifft, oder bis zu dem entfernten Saturn, der eine ganze Welt von Satelliten und einen ungeheuren doppelten Ring mit ſich um die Sonne führt! Welche Verſchiedenheiten würden wir auf dieſen Körpern finden, wenn ſie uns in der Nähe ſichtbar wären, da ſie ſich uns ſchon in ſo großen Entfernungen in einem ſo auffallenden Contraſte zeigen! Wenn uns Mars roth, Jupiter goldgelb und Saturn bleyfarbig erſcheint, ſo müſſen wir nicht vergeſſen, daß dieſe Farbe nur das durch die ungemeine Entfernung vereinfachte Reſultat einer unendlichen Farbenmiſchung iſt, und daß wahrſcheinlich auf dieſen Himmelskörpern ganz andere Abänderungen der Farben, ganz andere Naturſcenen Statt finden, als wir hier unten auf unſerer Erde zu ſehen gewohnt ſind.

Die Leſer werden aus dieſer Einleitung ſchon von ſelbſt abnehmen, daß wir ihnen über die eigentliche phyſiſche Beſchaffenheit der verſchiedenen Planeten nur wenig Zuverläßliches zu ſagen haben; indeſſen wollen wir ihnen auch dieſes wenige redlich mittheilen, und ſo den Anfang mit demjenigen machen, den wohl die meiſten der Leſer noch nicht geſehen haben, weil er der nächſten Gegenwart der Sonne ſich erfreuend, beynahe immer in ihren Strahlen ſchwimmt, mit dem Mercur, den nie in ſeinem Leben geſehen zu haben, der Vater der neuern Aſtronomie, Copernicus, auf ſeinem Sterbebette mit Thränen bedauert haben ſoll.

Dieſer Planet zeigt ſich dem unbewaffneten Auge nur zuweilen kurz vor dem Aufgange, oder bald nach dem Untergange der Sonne, immer in der Nähe der letztern, und alſo zugleich in der Nähe unſeres Horizontes. Diejenigen, welche mit der Kenntniß der Geſtirne nicht näher vertraut ſind, ſehen ihn wohl, wenn ſie ihn ja einmal erblicken, nur durch Zufall, und verwechſeln ihn, ſeines lebhaften Lichtes wegen, mit den andern Fixſternen. Die alten Ägyptier und die Griechen verdanken es hauptſächlich ihrem immer ſchönen und heitern Himmel, daß ſie dieſen Planeten ſo häufig ohne Fernröhre beobachten konnten, denn er iſt zugleich unter allen im Alterthume bekannten Planeten der kleinſte, und meiſtens weiter von uns entfernt, als die viel größer und ſtärker beleuchtete Venus. Dieſe Schwierigkeit, ihn gut zu ſehen, mag die wahrſcheinliche Urſache ſeyn, daß die Alten, die uns von allen andern Planeten ſo genaue Beſtimmungen überliefert haben, die Bahn Mercurs nur ſehr unvollkommen angeben konnten; ja man wird ſelbſt den neueſten Aſtronomen nicht Unrecht thun, wenn man behauptet, daß er auch jetzt noch unter allen alten Planeten derjenige iſt, deſſen Bahn und Bewegung ihnen am wenigſten bekannt iſt. Der Mercur ſcheint überhaupt in der Aſtronomie, ſo wie in der Chemie und der Medicin, die Geheimniſſe zu lieben, und ſich unſern nähern Unterſuchungen zu entziehen. Mit ſehr guten Fernröhren be-

merkt man an ihm Phaſen, wie an der Venus, d. h. er nimmt, wie unſer Mond, eine ſichelförmige Geſtalt an, die ſich bald erweitert, bald zuſammenzieht, bald ganz voll als eine runde Scheibe erſcheint, und endlich im Neulichte gänzlich verſchwindet. Aber eigentliche Flecken hat man bisher auch mit den beſten Fernröhren auf ſeiner Oberfläche nicht mit Beſtimmtheit bemerken können, weil das immer zu nahe und zu ſtarke Licht der Sonne alle genaueren Beobachtungen dieſer Art hindert. Doch iſt es den Anſtrengungen Herſchels und Schröters gelungen, periodiſche Änderungen an den Spitzen ſeiner ſogenannten Hörner zu entdecken, und dadurch mit Sicherheit zu beſtimmen, daß ſich der Mercur um eine Achſe und zwar nahe in einem Tage, wie unſere Erde, bewege.

Wahrſcheinlich war eine durch Jahrhunderte fortgeſetzte Reihe aufmerkſamer Beobachtungen nöthig, um zu erkennen, daß daſſelbe kleine Sternchen, welches öfters gleich nach dem Untergange, oder vor dem Aufgange der Sonne auf einige Augenblicke ſichtbar wird, im Grunde nur einer und derſelbe Planet ſey, nämlich der Mercur, ſo wie es noch in unſeren Zeiten viele Leute geben mag, die den ſogenannten Morgenſtern für einen ganz andern halten, als den Abendſtern, weil der eine, ſo wie Mercur, ebenfalls nur vor dem Aufgange, und der andere nach dem Untergange der Sonne, ſichtbar wird, obſchon bekanntlich beyde, der Morgen- und der Abendſtern, nur einer und derſelbe, nämlich der Planet Venus, iſt.

Der Durchmeſſer Mercurs hat nur fünf hundert vier und achtzig deutſche Meilen; es würden ſich alſo aus der Erde fünf und zwanzig ſolcher Kugeln machen laſſen, wie die des beſagten Planeten iſt. Da ſeine Bahn um die Sonne ſehr von einem Kreiſe abweicht, ſo iſt ſeine Entfernung von der Erde ebenfalls ſehr verſchieden; in der geringſten Entfernung ſteht er zehn, und in der größten, über dreyßig Millionen Meilen von uns ab, daher er uns dort unter einem Winkel von mehr als eilf Secunden erſcheint, während er hier kaum vier Secunden beträgt. Selbſt in ſeiner ſcheinbar größten Geſtalt iſt Mercur immer noch kleiner als Mars, der jetzt in den Abendſtunden ſo ſchön am öſtlichen Himmel glänzt. Dagegen ſieht dieſer Planet die ſo nahe Sonne unter einem Winkel von einem Grade und drey und zwanzig Minuten, oder die ganze Sonnenſcheibe erſcheint den Bewohnern Mercurs beynahe ſiebenmal größer, als den Erdbewohnern.

Als der nächſte Planet an der Sonne vollendet er ſeine Bahn um dieſen gemeinſchaftlichen Centralkörper auch in der kürzeſten Zeit. Sein Jahr iſt nur acht und achtzig Tage lang, daher die vier Jahreszeiten auf ihm ſehr ſchnell wechſeln, indem jede derſelben viermal kürzer iſt, als bey uns. Die Wirkung, welche dieſe ſchnelle Abänderung der Temperaturen auf der Oberfläche Mercurs hervorbringt, wird wahrſcheinlich eine Art von immerwährenden Frühling ſeyn. Seine Bewegung iſt ſo ſchnell, daß er in einer Secunde über vier deutſche Meilen zurücklegt. Aus dieſer Urſache verglich man ihn wohl mit dem ſchnellfüßigſten und wandelbarſten aller Metalle, dem Queckſilber, ſo wie er ſich ſeiner Behendigkeit und ſeiner Nähe an der Sonne wegen am beſten zu dem Boten der Götter ſchickte.

Beſonders merkwürdig ſind die ungemein hohen Gebirge, welche ſeine Oberfläche bedecken: Schröter hat Berge auf dem Mercur entdeckt, die ge-

gen drey deutſche Meilen hoch ſind, alſo drey Mal ſo hoch, als die höchſten Berge unſerer Erde, und in Beziehung auf die kleine Kugel Mercurs, ſogar acht Mal ſo hoch, als unſer Cimboraſſo oder unſer Himilaja. Sonderbar iſt, daß auch hier die höchſten Berge auf der ſüdlichen Hämiſphäre ſind, wie man dieß bey der Venus und bey dem Monde ebenfalls bemerkt hat, eine räthſelhafte Erſcheinung, von der wir uns noch keinen Grund angeben können. Dieſe Berge auf einem Planeten zu erkennen, ja zu meſſen, deſſen ganzer Körper nicht leicht zu ſehen iſt, fodert natürlich ſehr vollkommene Fernröhre. Indeſſen würde ein einziger Blick durch ein ſolches lichtſtarkes Teleſcop unſere Leſer überzeugen, daß dieß keine Träume, ſondern deutliche Wahrnehmungen ſind, und ſie ſelbſt würden die Exiſtenz dieſer hohen Gebirge nicht nur, ſondern auch noch die eines anderen, noch ſchwerer zu bemerkenden Gegenſtandes klar und beſtimmt erkennen. Ich meine die Atmoſphäre, welche dieſen Planeten, wie der Dunſtkreis unſere Erde, ringsum umgibt. Wenn man nämlich bey dem Monde, der, wie man ſich aus dem Vorhergehenden erinnern wird, keine oder doch nur eine ſehr rariſicirte Atmoſphäre hat, den lichten Theil von dem dunklen ſcharf begrenzt, und ohne allen Übergang aus Licht in Schatten ſieht, ſo nimmt im Gegentheile bey dem Mercur das Licht vom hellen Rande durch alle Abſtufungen allmählig ab, die eigentliche Lichtgrenze iſt in ihrer ganzen Länge noch von einem grauen Streifen umgeben, der immer dunkler wird, bis er endlich mit der finſtern Nacht der anderen Seite ganz zuſammenfällt, was offenbar eine Atmoſphäre und zwar eine ſehr dichte, anzeigt. Wenn ferner die eigentliche Lichtgrenze an vielen Stellen nicht geebnet, ſondern höckerig, und oft ſehr ſtark ausgezackt erſcheint, wenn noch tief in der Nachtſeite in regelmäßigen Perioden lichte Punkte erſcheinen, wenn hohe Bergſpitzen bereits von der aufgehenden Sonne vergoldet werden, während der Fuß dieſer Gebirge noch in tiefer Nacht begraben liegt; wenn endlich die Spitzen der ſogenannten Hörner bald eckig, bald abgerundet, bald wieder ſehr in die Länge gedehnt erſcheinen, ſo wird jeder, der auch nur ein Mal durch ein mittelmäßiges Fernrohr unſeren Mond betrachtet hat, die hohen Gebirgsrücken, welche über der Oberfläche jenes Planeten ausgeſäet ſind, nicht mehr verkennen können.

Dieſe dichtere Atmoſphäre und dieſe hohen Gebirge, welche natürlich zwiſchen ſich eben ſo tiefe Thäler und Schluchten bilden, ſcheinen bey einem nähern Anblicke eine ſehr wohlthätige Einrichtung zu ſeyn, ohne welche dieſer Planet, ſelbſt für das vegetabiliſche Reich, vielleicht unbewohnbar ſeyn würde. Wegen der großen Nähe deſſelben an der Sonne iſt nämlich die Beleuchtung derſelben auf der Oberfläche Mercurs ſo ungemein ſtark, daß ſie den Glanz der Erleuchtung unſerer Mittagsſonne im höchſten Sommer mehr als ſiebenmal übertrifft. Eine ſolche blendende Helle würde nicht nur unſere Augen, ſondern ſelbſt die Augen der Thiere, die in den heißen und weißen Sandwüſten Afrika's leben, ſehr bald erblinden machen. Die Hitze, welche eine ſolche Beleuchtung auf unſerer Erde hervorbringen müßte, würde die Gewäſſer des Oceans zum Kochen, Bley und Zinn zum Schmelzen bringen, und in kurzer Zeit alle Pflanzen und Bäume verdorren machen. Die dichte Atmoſphäre, vermöge welcher den Bewohnern dieſes Planeten die Sonne vielleicht nie klar, ſondern immer nur wie durch einen dichten Schleyer erſcheinen läßt; die

ſtarke Dämmerung, welche dieſe Atmoſphäre erzeigen muß, indem ſie am Morgen das Licht der aufgehenden Sonne mehrere Stunden hindurch allmählig über die Oberfläche Mercurs verbreitet, und daſſelbe Abends eben ſo vorſichtig wieder auslöſcht, um nicht durch den zu grellen Abſtand die Augen der Bewohner dieſes Planeten zu blenden; die ſchnelle Abwechſelung der Tages- und Jahreszeiten, die wir oben bemerkt hatten, endlich die weiten und tiefen Thäler zwiſchen den himmelhohen Gebirgen, in die das Licht der Sonne nie unmittelbar, ſondern nur durch Reflex tritt, und die vielleicht die einzigen Plätze ſind, die ſich noch zu einer Bevölkerung und zu einem Anbaue von Pflanzen eignen, alles dieß ſcheint alſo ſehr nothwendig, ſehr wohlthätig und ſehr gut berechnet, wenn anders die Abſicht der Natur war, auch in dieſer großen Nähe der Sonne noch Weſen zu erzeugen, die ſich ihres Lebens freuen ſollen.

Wie es mit den Bewohnern Mercurs weiter beſchaffen ſeyn mag, ob ſie viel oder wenig Ähnlichkeit mit den Leuten im Monde haben mögen, dieß und Ähnliches zu entſcheiden, muß ich anderen überlaſſen. Dem geiſtreichen Fontenelle, deſſen artige Unterhaltungen jeder meiner Leſer kennen wird, gefiel es, den Mercur, als den ſchnellſten und dem Urquell des Lichts und Lebens am nächſten liegenden Planeten, ebenfalls mit ſehr ſchnellfüßigen Geſchöpfen zu bevölkern, deren körperliche Behendigkeit bewunderungswürdig groß wäre, die ſelbſt bey ihren angeſtrengteſten Arbeiten nicht ruhig ſäßen, ſondern ſtets wie Flöhe in großen Sätzen über einander weghüpften, die von glänzenden Einfällen, Bonmots und Calembours überſtößen, und was dergleichen mehr iſt. Ein anderer ſehr gründlicher und ſchwerfälliger deutſcher Philoſoph in unſeren Zeiten bemerkte dagegen ſehr ſcharfſinnig, daß die Dichtigkeit der Planeten wie ihre Entfernung von der Sonne abnehme, alſo Mercur, als der nächſte an der Sonne, der dichteſte unter allen, ſo wie Uranus der lockerſte und leichteſte ſey, daß, nach einer mir, und vielleicht auch ihm nicht ganz klar gewordenen Wahlverwandtſchaft, die Bewohner der dichteren Planeten auch derbere Körper, und eben deßwegen wieder gröbere Seelen beſäßen, und daß alſo die armen Leute im Mercur nichts als ſchwerfällige Cretins und tölpelhafte Klötze wären, während ſich im Saturn und Uranus die zarteſten Schönheiten, die feinſten Köpfe und die ſpitzfündigſten Denker an allen Straßenecken im Überfluſſe befinden müßten. Man muß unſerem Philoſophen Glück wünſchen, daß er nicht ſelbſt ein Bewohner Saturns geworden iſt, weil man ſonſt keiner ſeiner Entdeckungen Glauben beymeſſen würde, von denen er dort wenigſtens ſelbſt die beſte Widerlegung ſeyn würde.

Correſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Februar 1822.

Eben begannen unſere Feſte recht glänzend und fröhlich zu werden, als der Todesfall Sr. k. Hoh. des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen alles in die tiefſte Trauer verſetzte. Plötzlich hörten die Faſchingsluſtbarkeiten auf, ſogar das Theater ward auf vierzehn Tage geſchloſſen. Nur von den erſten Wochen dieſes Monats bleibt alſo etwas zu berichten. Das glänzendſte Feſt war der große Ball in fremden Coſtumes, aber ohne Masken, welchen Graf Palffy am 12. Febr. zur Geburtstagsfeyer Sr. Majeſtät des Kaiſers gab. Phantaſtiſch und prachtvoll nimmt ſich ſo ein Feſt durch die Mannigfaltigkeit der Trachten aus, wenn auch der eigentliche Scherz und Geiſt einer Maskerade dabey vermiſſt werden, da an kein Charakterſpiel zu denken iſt, und ein bloßes heiteres

Schaugepränge an deſſen Stelle tritt. Dießmal hatte man die glückliche Idee gehabt, einen pantomimiſchen Aufzug aus dem Gedicht: die bezauberte Roſe, von Ernſt Schulze, anzuordnen. Man wählte den Moment, wo das Freudenfeſt der Entzauberung beginnt: der Wagen mit dem Korbe, worin die bezauberte Roſe ſich befand, wurde von acht Genien in den Saal gezogen, umtanzt und geſchmückt. Unter kriegeriſcher Muſik zogen die drey Könige, welche um die liebliche Fürſtentochter werben, mit Gefolge und ihren mannigfaltigen Gaben heran. Der Inderfürſt beachte einen Kelch mit trinkbarem Golde dar, der Mohr von Taprobana's Strande eine Saat köſtlicher Perlen, der König von Saba ſüße Weiheauchsdüfte; aber die Roſe blieb unbewegt und unenthüllt. Da naht beſcheiden Alpin, der Sänger, Sohn des Königs Leontes und der holden Fee Janthe, der die Fürſtentochter längſt im Stillen liebte, er rührt begeiſtert ſeine Harfe. Die Decke des Korbes zerfällt, Clotilde ſteigt empor, Alpin kniet entzückt nieder. Die Königinn der Feen, Leontes und die Fee Janthe an der Hand führend, von den ihr dienſtbaren vier Elementen und ſchöngeſchmückten Feauen begleitet, tritt herzu, ſie hilft der entzauberten Clotilde den Roſenkorb verlaſſen und vereinigt ſie mit Alpin und den beglückten königlichen Ältern. Der Sänger hat in ſeiner Kunſt die Gabe gefunden, welche den Zauber löſen konnte, weil ſie: „wie Licht und Thau und leichte Lüftchen iſt;" die Könige entfernen ſich friedlich und die Beglückten ziehen zur Heimath. Folgendes Verzeichniß der mitwirkenden Perſonen dürfte wohl intereſſant ſeyn.

Damen:

Roſe, Geäfinn Zedlitz, geb. Geäfinn Loß. Acht Genien, Gräfinn Puteani, Feäulein von Feilnee, die drey Geäfinnen von Hohenthal-Dölkau, die Feäulein von Bodenhauſen, von Selmnitz und von Butlar. Die Feenköniginn, Gräfinn Auguſte Loß. Die Fee Janthe, Gräfinn Luxbueg, geb. Freyinn Gumppenberg. Waſſer, Frau von Könneritz, geb. Geäfinn Wallwitz. Luft, Frau von Lüttichau, geb. Freyinn Knobelsdorf. Erde, Gräfinn Theeeſs Loß. Feuee, Feau von Könneritz, geb. Freyinn Wertheen. Damen vom Gefolge, Feau von Lützerode, Frau von Senft, Feäulein Luiſe von Feiefen, Fräulein von Wietersheim.

Herren:

König Leontes, Graf Blankenſee. König von Judus, Graf Zedlitz. Begleiter: Kammeeheer von Geesdoef, Here von Küſter. König von Taprobana, Geaf Hohenthal von Hoheupeiesnitz. Begleiter: Die Kammerheren von Beſchwitz und von Planitz. König von Saba, Baron von der Malsbueg. Begleiter: Kammeeherr von Wuthenau, Graf Albrecht Loeben, Kammeejunker von Scholten. Alpin, dee Sänger, Geaf Albeet Vitzthum.

Die Teachten waren geſchmackvoll und reich, manche hätten phantaſtiſchee und weniger ballmäßig ſeyn können. Außer dem Zuge bemerkte man noch viele höchſt elegante und ſinnreich erfundene Coſtumes.

In künſtleriſcher Hinſicht veedient auch ein Feſt, welches Geaf Kalkreuth am 10. gab, erwähnt zu werden. Auf einem kleinen Privattheater wuede eine Reihenfolge von Tableaux dargeſtellt, welche der ſinnige Künſtlee Wilhelm Henſel aus Beelin angeoednet hatte, und welche ſich duech Geſchmack, Originalitat, ſorgfältige Ausführung und teeffliche Coſtumieung auszeichneten. Es waren keine nachgeahmten, ſondern ſelbſteeſundene Gemälde, welche in folgender Oednung daegeſtellt wurden: Die Verkündigung; Joſephs Teaum, ein Engel zeigt ihm die heilige Jungfrau; die Heimſuchung, ein Enget geleitet Maria zue heil. Eliſabeth; der heilige Joſeph in ſeiner Werkſtatt an der Hobelbank, Maria, die Spindel im Aem haltend, hebt den Schleyer von dem auf einem Keeuze ſchlummernden Jeſuskind, viele kleine Engel umringen es, blumenſtreuend; Johannes dee Evangeliſt ſieht in der Verzückung die Madonna als Himmelsköniginn mit Keone und Zepter auf dem Halbmond ſtehend mit dem Jeſuskind; die heilige Dorothea, kniend, mit weißen Roſen bekränzt, ſoll eben hingeeichtet weeden, der Henkersknecht hat ſchon das Schwert gezückt; ein Engel beingt dem Theophilus ein Köebchen mit himmliſchen Blumen und Feüchten. Zum Schluſſe ein großes allegoriſches Gemälde, welches die befreyte Hellas vorſtellte, die Feſſeln der Jungfrau ſind zerbrochen, der zue Erde geſtüezte Halbmond trachtet vergebens, ſich ihrer von nteuem zu bemächtigen, da eeſcheinen der heilige Georg und die Madonna, als Himmelskönigiun auf Wolken

ſtehend; erſteuer reicht der gewapneten und kämpfenden Jungfrau die Hand und richtet ſie auf. Die ſammtlichen Vorſtellungen gewährten einen hohen Kunſtgenuß. Man mußte bedauern, daß das Theater zu niedrig war und daß die entfernten Zuſchauer bloß die obere Hälfte der Gemälde ſehen konnten.

Mit ausgezeichnetem Beyfall wurden die beyden Darſtellungen der italieniſchen Oper: Sargino von Paer aufgenommen; der vortreffliche Geſang und das ſehr brave Spiel unſers Cantù, der die Hauptrolle ſpielte, übertrafen jede Erwartung. Das Publicum bewies ihm den einſtimmigſten jubelndſten Beyfall und rief ihn am erſten Abend heraus. Unſere treffliche Sandrini gab die Sofia brav, die Oper ward überhaupt mit Fleiß und Lebendigkeit dargeſtelle. Mit ihr wird den 27. unſer-Theater wieder eröffnet werden.

Theater-Anzeige.

Der goldene Schlüſſel, oder der bombardirte Harlekin, Pantomime in zwey Aufzügen, aufgeführt im k. k. priv. Theater an der Wien.

Der Beyfall, den der engliſche Pantomimiker Lewin mit ſeinen Vorſtellungen in Deutſchland, namentlich in München erhalten, und der demſelben auch hier zu Theile wird, beweiſt, daß der Volksgeiſt, den Schwindeleyen des Tages, ſo mannigfaltiger Natur dieſe auch ſeyn mögen, unzugänglich, ſich auch noch im reiferen Alter jenen unſchuldigen phantaſtiſchen Täuſchungen hinzugeben ſtrebt, welche das Entzücken ſeiner Kindheit gemacht haben. Wirklich ſcheint das Publicum auch im eigentlichen Verſtande zu Kindern geworden zu ſeyn, denn wo man bey dieſen Vorſtellungen im Theater hinſieht, erblickt man Kindesköpfe.

Allerdings unterſcheiden ſich die Pantomimen des Hrn. Lewin von der Gattung ähnlicher Darſtellungen, welche bis dahin in Deutſchland und in Italien gewöhnlich geweſen ſind. Die urſprünglichen Charaktere der italieniſchen Pantomime ſind, wo nicht ganz verwiſcht, doch bloß in ihrer allermaterielliſten Andeutung aufgefaßt; ja ihre äußere Haltung hat ſich, ſo zu ſagen, engliſch geſtaltet, wie z. B. die Maske des Pierrot, aus der ein engliſcher Clown geworden iſt. Die Abweſenheit der Charakter zieht eine Abweſenheit der Handlung nach ſich. Dieſe wird jedoch durch eine große Vollkommenheit der ſeeniſchen und ſächlichen Verwandlungen und beſonders durch die körperliche Geſchmeidigkeit Harlekin's und Pierrot's erſetzt. Mehrere der letzten möchten, ohne Parteylichkeit geſagt, im verkleinerten Maßſtabe und bey der Mäßigkeit der anzuwendenden Mittel, Muſter in ihrer Art ſeyn. Um ſo mehr fällt es auf, daß die perſönlichen Verwandlungen nicht in größerer Vollkommenheit bewerkſtelligt werden; wie z. B. die Verwandlung des Famulus des Zauberers (oder wer er ſonſt ſeyn mag) in Pierrot, Harlekin's Verwandlung in die Duenna u. ſ. w.

Außer dem goldenen Schlüſſel haben dieſelben Künſtler in München während meiner dortigen Anweſenheit, noch zwey andere Pantomimen dargeſtellt, von denen die eine, wenn ich nicht irre, der bezauberte Garten betitelt, bey weitem das mehrſte Intereſſe zu gewähren ſchien.

Nachricht.

Das von Hrn. Capellmeiſter Carl Maria von Weber auf heute angekündigte Concert kann wegen eingetretener Unpäßlichkeit deſſelben nicht Statt finden. Der Tag der definitiven Aufführung wird durch eine abermalige Bekanntmachung in dieſen Blättern zur Kenntniß des Publicums gebracht werden.

Modenbild XI.

Mantel von grauem Gros-de-Naples mit kirſchrothen Schnürchen benäht und mit Levantine von derſelben Farbe gefüttert. Hut von Gros-de-Naples mit einer Blondkrauſe unterhalb des Schirmes.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del.

Fr. Stöber. sc.

XI. Wiener Moden.

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 16. März 1822.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Bekenntniß.

Von Luise Brachmann.

Julius Müllner an seinen Freund Welling.

Wann diese Blätter in deiner Hand seyn werden, mein Ferdinand, dann hoffe ich deiner Liebe und deines Zutrauens wieder würdig zu seyn. Sieh mich nicht mehr so fremd, so mißtrauisch an, wie vormals! Laß deine sanften Augen, die mich stets, wie freundliche Gestirne, den Weg des Guten leiteten, auch jetzt voll Zutrauen auf mich, den Schuldigscheinenden, geheftet seyn. Denn wie könnte ich es ertragen, das Gefühl, dich, meinen Jugendfreund, verloren zu haben! Würde ich es jemals vergessen, wie reich und glücklich mich deine Freundschaft gemacht? Nein, selbst der Besitz des holdesten Weibes könnte mir keinen Ersatz gewähren; schwer und drückend würde mir jede Liebkosung meiner Louise werden, hätte ihre Hand mir dein Herz entwendet.

Doch hinweg ihr furchtbaren Gedanken! Sonst fehlt mir der Muth, dich in das Innerste meiner Seele blicken zu lassen, und dennoch ist mein Bewußtseyn rein. So nimm es denn hin das Bekenntniß meiner Schuld, und findest du mich strafbar, so bitte ich dich, urtheile milde, denke an unsre frohen Jünglingsjahre, denke, wie der wildaufbrausende Julius so oft in dir einen Beschützer und Vertheidiger gefunden. Welling, könntest du mich jetzt verwerfen?

Zürne mir nicht, theurer Freund, daß ich deine edle Schwester verlassen, und einem armen Mädchen diese Hand reichen konnte, die nicht mehr mir gehörte. Und wenn Emilie mit ihrer Engelsgüte mich Flattergeist nicht zu fesseln vermochte, so denke: daß nur eine höhere Hand mich zu dieser scheinbaren Untreue verleitete; denke, daß damals, als meine Hand der kindlichen Emilie verlobt wurde, wir Beyde das Bündniß unserer Herzen nicht zu fassen vermochten. Sieh meiner Louise ins Auge, sie ist keine Verführerinn, und wenn ihre Sanftmuth und Güte nicht zu deinem Herzen spricht, nun so

fahre denn wohl, Glück des Lebens! Denn mit dir, mein Ferdinand, würde mir der beſſere Theil meines Selbſt entriſſen.

Louiſe iſt mein, mein theures geliebtes Weib! Wie ſich das ſo ſchnell begab? willſt du wiſſen. Sachte, mein Freund, in meinem Kopfe geht es bunt durch einander; ich möchte ſo gern mit wenigen Worten alles dir enthüllen, und fühle doch, daß meine langſame Feder den raſchen Gedankenflug nicht erreichen kann. Doch Geduld und Nachſicht ſchenke dem Freunde.

Louiſe iſt nicht ſchön; aber wenn auch Emilie, die ein freyes Herz verdient, noch reizender wäre, für mich bleibt dennoch Louiſe das anziehendſte Geſchöpf, und warum? Lerne den Egoiſten kennen: weil ich ſie nach meinem Herzen erzogen, weil ſie, ſeit ſie denken und fühlen lernte, nur mein Glück im Auge hatte, nur mir Freude geben wollte, um ihr dankbares Herz auszuſprechen. Und welche Bande ſind wohl heiliger als die, welche Dankbarkeit und Unſchuld geknüpft haben!

Nimm dein raſches Wort zurück, nenne nicht noch einmal mich einen treuloſen Menſchen; denn acht Jahre ſind es, ſeit ich Louiſens Bild in meinem Herzen trage, acht Jahre ſind es, ſeitdem ſie mir gehört. Damals gelobte ich dem hülfloſen Kinde Schutz und Erhaltung, ohne Ahnung, daß ſie es ſey, die einſt mein unbedeutendes Daſeyn zur Sonnenhöhe des Lebens erheben würde.

Wunderbar führte die Vorſehung Louiſen in meine Arme, und ſeit dem Moment der Rettung, fühlte ich mein innerſtes Leben mit dem Glücke dieſes ſchuldloſen Kindes ſo innig verbunden, daß der wilde Julius oft von wehmüthiger Rührung ergriffen ward, wenn das kindliche Weſen den Retter ihres Lebens mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit umſchloß. Welling, bin ich beſſer geworden, als ich zu werden verſprach, wem verdanke ich es, als ihr, meiner Louiſe? Sie war meine Schutzgöttinn, ſie war es, um derentwillen ich entſagen und entbehren lernte, und ich bin ſtolz darauf, denn ich habe mir ja dadurch das höchſte Glück dieſes flüchtigen Lebens errungen, die Liebe eines edlen Weibes!

Hinweg nun jede Verheimlichung! Wiſſe es denn, Louiſe iſt eine Waiſe, ein Findling, von liebloſen Eltern als zarter Säugling auf das Mitleid fremder Menſchen verwieſen.

Im erſten Jahre meines Studentenlebens (du weißt, ich war damals ein ziemlich luſtiger Menſch) kam ich eines Abends ſpät nach Hauſe. Wir hatten geſchwärmt und gezecht, und ungern ging ich den Weg in mein ſtilles Stübchen. Ich durchlief noch einige Straßen, aber mir wollte kein Abenteuer begegnen. Da (noch erinnere ich mich deſſen, wie heute) ſah ich, wie der nächtliche Himmel ſich auf einmal mit Feuergluth übergoß. Das iſt Feuer, ſo ſprachen tauſend Stimmen in mir. Rechne es mir nicht zur Sünde an, gütiger Gott, daß ich, in dieſem Moment des Rauſches, dieſes Unglücks mich freuen konnte. Jetzt war meine Phantaſie beſchäftigt, dahin mußte ich, dort gab es Leben, dort konnte ich helfen. Wie im Fluge trieb es mich mit der ſtrömenden Menge zum Thore hinaus, nach dem Dörfchen Lindau.

Eine Reihe von Häuſern ſtand ſchon in hellen Flammen, und Angſtgeſchrey um Rettung erfüllte die Luft. Die gräßliche Gluth ſchuf die Nacht zum Tage, und ſtürmend wogte die Maſſe wild durch einander. Auch ich ſtürzte

mich muthig in ein Haus, deſſen Giebel ſchon vom Feuer ergriffen war, und rettete was ſich retten ließ. So nahete endlich der Morgen, und die Gefahr war nun vorüber, das Feuer ziemlich gelöſcht, nur ſchwarzer Dampf ſtieg zum öſtlichen Himmel empor; aber jammernd und händeringend zogen die Unglücklichen an ihren Hütten vorüber, die in Aſche verwandelt waren, und wühlten in dem glimmenden Schutt, während Andere das Vieh von den verheerten Fluren zuſammentrieben, das brüllend nach Nahrung verlangte. Mehrere Menſchen waren durch die Gluth erſtickt, ein altes Mütterchen war ſitzend im Lehnſtuhl vom Schlaf überfallen worden, ihr kleines Haus wurde zuerſt mit von den Flammen ergriffen, und die arme Alte ſtarb einen ſchrecklichen Tod, denn keine Rettung war möglich. Ich ſelbſt raffte alle meine Kräfte zuſammen, die Möglichkeit ihr zu helfen belebte meinen Muth, doch vergebens; ſchon wüthete die Flamme durch das ganze Haus, und es wäre Tollkühnheit geweſen, mich ſelbſt der Gefahr Preis zu geben.

Als wir am Morgen die verheerten Fluren und die dampfenden Brandſtellen durchzogen, da drang aus einem der Gehöfte ein leiſes Wimmern; wir horchten, und der Ton kam wieder und ſtärker. „Ein Kind!“ rief ich aus, und ſtürzte hinzu. Es verſammelten ſich mehrere Menſchen, doch keiner wollte mir folgen. Ich aber wagte es, trotz der Verſicherung: hier könne es nicht ſeyn, das wäre ja die Hütte der Alten. O Welling! ich fand meine Louiſe, die weinend in eine Ecke eines verfallnen Kellers gedrückt, halb todt vor Angſt und Furcht, hinter einem Steine ſaß. Ich nahm das Kind auf den Arm, trug es durch den dicken Rauch hindurch, und kam, halb verbrannt, mit meiner Geretteten an die Luft.

„Das iſt die kleine Louiſe!“ ſo riefen jetzt mehrere Stimmen, „und die lebt noch?“ Das Kind konnte nicht reden, die Beſinnung ſchien ihm genommen. Ich fragte die Umſtehenden, wem das Mädchen angehöre. „Das weiß niemand!“ war die Antwort. Die Alte hatte ſie einmal vor ihrer Hütte gefunden. Daß ſie Louiſe heißt, das ſtand auf einem Zettel, der um ihren Hals gebunden war.

Nur halb hörte ich damals auf dieß Gerede; ich hatte einzig das arme verlaßne Weſen im Auge, und war beſchäftigt, ſie zur Beſinnung zu bringen. Endlich rufte ſie Mutter, und als ich ihr ſagte, die Mutter ſchlafe noch, da ſah ſie mich groß an, und ſchien aus der dumpfen Betäubung zu erwachen, und ſagte: „Sie iſt todt! ich habe ſie ſchreyen hören, war aber eingeſperrt, und konnte nicht zu ihr!“ Sie fing wieder an zu weinen; erſt nach einer langen Weile gelang es meiner Beredſamkeit, ſie wieder zu beruhigen, und endlich erzählte ſie mir, daß die Mutter ſie in den Keller geſperrt habe, weil ſie von der guten Milch genaſcht; wahrſcheinlich ſey die Mutter eingeſchlafen und habe ſie vergeſſen.

Das Schickſal der armen Kleinen hatte mein Innerſtes bewegt; ich war ſo weich geſtimmt, daß ich kaum die Thränen zurückhalten konnte, und dennoch fühlte ich wonnige Empfindungen in meiner Bruſt: der Gedanke, das Leben eines Menſchen gerettet zu haben, wirkte wohlthätig auf mich. In der Freude meines Herzens überging ich jedes Hinderniß, und war entſchloſſen, der Verlaſſenen einen Zufluchtsort zu verſchaffen, denn ich fühlte, daß das arme Geſchöpf, hätte ich ihr außer dem Leben nicht auch meinen Schutz

erhalten, einſt vielleicht Wehe über meine augenblickliche Gutmüthigkeit rufen könnte.

In der Abſicht, ein Unterkommen für ſie zu finden, wanderte ich mit ihr durchs Dorf, fragte faſt von Haus zu Haus, aber keines wollte meinen Bitten Gehör geben; überall eine abſchlägige Antwort. Und wenn ich nun wieder auf das bleiche Geſichtchen der Kleinen ſah, in ihre großen ſchwarzen Augen, die voll Thränen hingen; da wurde mir ganz weich ums Herz, und ich ſprach zu mir ſelbſt: Nun, wenn dich keiner haben will, du armes Kind, ſo will ich dich für mich behalten!

Jetzt fanden ſich Menſchen von allen Seiten, die ſie aufnehmen wollten, aber nun war es auch in mir entſchieden; hier, wo alle Menſchen ſie, in ihrer Hülfloſigkeit, dem Elend Preis geben wollten, hier ſollte das arme Kind nicht länger bleiben. Ich fragte die Kleine, ob ſie mit mir gehen wollte. Sie konnte nicht reden, ſie umſchlang mich mit ihren zarten Ärmchen, küßte meine Hände, und ſie war mein.

Ich benutzte den ſtillen Morgen, hüllte ſie in den Mantel, und trug ſie auf meinen Armen in die Stadt. Ich war wie berauſcht, ein Gedanke erzeugte den andern; ich wußte nicht wohin mit der Kleinen, und dennoch war ich mit neuen Banden an das Leben gefeſſelt, da mein Daſeyn für die Erhaltung dieſes Kindes, das Gott ſo wunderbar in meine Hand gegeben, neuen Werth erhielt. Ich fühlte das Klopfen ihres Herzens an dem meinigen, und nie gekannte Empfindungen ſchwellten meine Bruſt; es war das Bewußtſeyn der guten That, das lohnend meinen Muth erhob. In dieſem Moment fiel mir ein, daß ich eine Predigerswitwe, die in der Vorſtadt wohnte, zufällig hatte kennen lernen. Dieſe ſchien mir die einzige, der ich die Kleine anvertrauen konnte, weil ich die anſpruchloſe Herzensgüte, den einfachen Sinn dieſer Frau kannte, weßhalb ſie ſtets von mir ſehr geſchätzt worden war. Ich fand ſie bereitwillig, meinen Findling aufzunehmen, denn auch ſie war einſt Mutter geweſen, und der Tod hatte die ſüßen Bande zerriſſen. Ich fühlte, daß ſie mit Mutterliebe über Louiſe wachen würde, ſetzte mit Freuden ein gutes Koſtgeld aus, und gab ſchnell, was ich an Geld bey mir trug, damit ich, wenn ich wieder käme, meine Louiſe in freundlicherer Geſtalt fände. Verſchwiegenheit meines Namens war von meiner Seite, nebſt dem Wunſche, Louiſen ſo einfach als möglich zum Guten zu leiten, die einzige Bedingung. Ich trennte mich von der Kleinen, und kam träumend in meine Wohnung zurück.

Ich warf mich aufs Bett, doch hinweg war jede Regung von Schlaf; trotz der Ermüdung, mein Geiſt war wach und munter. Wie reich war dieſe Nacht an folgenreichen Abenteuern für mich geworden! Ich war zu einem Kinde gekommen, ich wußte nicht wie. Doch bereuen konnte ich meine Handlung keinen Augenblick, ſo viel Schwierigkeiten ſich mir entgegenſtellten; ich fühlte Muth in meiner Bruſt, bey ernſtlich gutem Willen, ſie alle zu überwinden; und wenn mich ja einmal der finſtre Geiſt der Reue ergreifen wollte, da ſchlich ich des Abends, anſtatt in einen Weinkeller, vor das Thor, zu meiner Vertrauten, und Louiſens kindliche Herzlichkeit, ihr Frohſinn, ihre innige Anhänglichkeit, die weit über ihr Alter (ſie war damals ungefähr acht Jahre) ſich gegen mich, ihren Beſchützer, äußerte, verſetzte mich jedes Mal in eine Stimmung, die, trotz meines luſtigen Lebens, bis jetzt mir fremd

geblieben war. Wenn ich wieder fort wollte, wie umfingen mich dann die Arme der Kleinen; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und mir wurde bange für die Glut ihrer Empfindungen.

Nach und nach waren freylich meine Gefühle für meinen Findling dadurch etwas herab geſtimmt worden, daß ich in der Sparſamkeit, die ich nun zu machen genöthigt war, um die Koſten für Louiſens Unterricht beſtreiten zu können, manchen Verluſt an rauſchenden Freuden erlitt; indeß waren dieß nur Momente, und weit belohnender war mir ein Abend in Geſellſchaft meiner Louiſe und ihrer würdigen Erzieherinn. Die natürliche Gewandtheit ihres Geiſtes entzückte mich, und, ohne es zu ahnen, war ich ſchon damals von den ſüßeſten Banden unauflöslich an ſie gefeſſelt.

(Die Fortſetzung folgt)

Charaden.

I.

Süßes Mädchen! deſſen Roſenwangen,
Deſſen Veilchenaugen mit Verlangen
Manches edlen Jünglings Herz erfüllt;
O wie tief ſich meine Seele härmt,
Wenn um ſie die Erſte girrend ſchwärmet,
Die mit Recht man geiſt- und herzlos ſchilt!

Dann geſellt ein Hauch ſich zu der Zweyten
Und verkündet meines Innern Leiden
Durch ein kummervolles, lautes Ach!
Denn es hält die reizbegabte Dritte,
Ungerührt von jeder inn'gen Bitte,
Meine Wünſche, meine Sehnſucht wach.

Darum trägt mich oft des Ganzen Flügel
Zu der Spröden, über Thal und Hügel,
Nicht zu ferne wär' ein Weltenraum,
Treu ſie an mein glühend Herz zu ſchließen,
Zu berauſchen mich in ihren Küſſen,
O warum iſt alles nur ein Traum!

II.

Könnt' ich einſt mit dir, du Holde!
Die vertraute Erſte ſeyn,
O, mit allem Erdengolde
Tauſcht' ich dieſe Wonne ein!
Dann (welch' himmliſches Vergnügen)
Dürft' ich dir am Buſen liegen,
Denn du wärſt auf ewig mein.

Klagend ob dem Mißgeſchicke,
Das zum Leiden mich erkor,
Preſſen meine trüben Blicke
Kühl die Zweyte oft hervor.
Dichtern heilig iſt das Ganze,
Weil Apoll im Sonnenglanze
Hoch da thront, im Muſenchor.

Carl Auguſt Tiedge.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs März.

Seit einigen Monaten war von nichts als von einer neuen Oper, Text von Koreff, Muſik vom Muſikdirector Schneider, die Rede geweſen. Die nöthigen Zurüſtungen an Decorationen, Coſtumen u. dgl., die jetzt immer jedem todtgebornen Kinde ein glänzendes Leben ſichern müſſen, hatten die erſte Vorſtellung immer von neuem verſchoben. Endlich hat dieſe vor acht Tagen Statt gefunden. Das Stück heißt: Aucaſſin und Nicolette, oder: die Liebe aus der guten alten Zeit. Aucaſſin, der Sohn des Grafen von Valence, liebt Nicolette, die ihrer Geburt nach unbekannte Pflegetochter des Vicomte der Stadt. Der Vater verſpricht, nach langem Weigern, unter der Bedingung in dieſe Mißheirath zu willigen, wenn es Aucaſſin gelingen würde, die ſchwer von den Feinden bedrängte Burg zu befreyen. Der junge Ritter ſagt hier:

Seyd mir willkommen, liebe Waffen,
Ihr ſollt die Liebſte mir verſchaffen,

und geht ab. Unterdeſſen beſinnt ſich der alte Graf eines Schlechteren; er ruft Nicoletten, ſagt ihr, daß ſie um keinen Preis die Hand ſeines Sohnes erhalten, wohl aber, wenn ſie auf ihren eitlen Hoffnungen beharrte, in den Thurm geworfen werden könne. Aucaſſin kehrt ſiegend zurück; der Vater wiederholt ſeine Meinung und ſteht alſo gleich in den erſten Scenen als wortbrüchiger Mann da. Nicolette wird in einen, der eigenſinnige Aucaſſin in einen andern Thurm geworfen. Aber beyde finden Mittel und Wege zu entfliehen. Dieſe Scene bringt ſehr vielen Effect hervor. Die Wächter ſind beſtürzt:

Sie kann durch den Graben
Genommen nicht haben
Den Weg zu der Flucht;
Zur Stadt laßt uns gehen,
Mit Fackeln erſpähen,
Wohl alles durchſucht.
Du Wartner der Zinne
Mit ſpähendem Sinne,
Der oben du ſtehſt,
Sah'ſt nichts du denn ſchleichen
Vom Thurm hier entweichen?
Weit um du doch ſpähſt.

Der Waetner antwortet: Wohl ſah ich 'was gleiten,
Sah's rieſenhaft ſchreiten
Im leinenen Tuch;
Dort ſchwand's aus dem Fenſter,
Eins war's der Geſpenſter,
Es ging zum Beſuch.

Im zweyten Acte beredet Nicolette einige Hirten, daß ſie Aucaſſin aufſuchen und ihm Kunde von ihr bringen; ſie ſollen ihm, zum Wahrzeichen, eine Locke von ihr übergeben und dabey ſagen, ſie ſey von einem jungen Reh (sic). Die Liebenden haben ſich eben wieder gefunden, als ein Saracenen-Schiff mit Corſaren in der Gegend landet, und Nicolette als gute Beute mit ſich fortführt. Aucaſſin ruft ſeine Geteuen zuſammen, im Nu iſt ein Schiff bemannt, man ſetzt den Räubern nach, der alte Graf verflucht ſeine Strenge, die zu Allem Anlaß gegeben, Graf Garins, der frühere Belagerer der Burg, dem Aucaſſin das Leben geſchenkt hat, ſchwört, er wolle ſich dankbar beweiſen, ſetzt (als Ritter-Troubadour) der Entführten nach, und mit dieſer abermals ſehr effectreichen Scene ſchließt der zweyte Act.

Der dritte Act ſpielt in Carthago, auf dem Bazar. Die Kaufleute freuen ſich eben ihrer Schätze, als der Sultan von Carthago unter ſie tritt, und mit Jubel begrüßt wird. Es wird ein Bajaderentanz vor ihm aufgeführt. Da treten die Räuber mit der ſchönen Nicolette auf und bieten ſie dem Sultan zum Kaufe an. Aber Nicolette iſt das dem

Sultan vor dreyzehn Jahren eben so von Christen geraubte Kind, als sie heute von Türken entführt worden ist! Freudr des Wiedersehens. Die für immer verlorene geglaubte Tochter kommt dem Vater gerade heute um so erwünschter, als der Fürst von Granada erwartet wird, der diese Tochter als Braut heimführen soll. Unglaublich ist dirß alles, aber doch wahr, in diesem Opernsujet nämlich!!! Nicolette erklärt natürlich, daß sie nie des schwarzen Fürsten Gemalinn werden will, und daß sie Christinn ist. Der empörte Vater läßt sie (noch in der ersten Freude) in den Harem werfen, und so endet drr dritte Act.

Bunt und verworren ist der vierte und letzte, der die Auflösung durch und durch übereilt. Der alte Graf hat ein Gelübdr gethan, nach Zion zu pilgern und dort seine Vaterstrenge abzubüßen. Dir Hirten haben endlich nach vielem Suchrn den gleichfalls verloren geglaubten Aucassin gefunden, und führen ihn herbey. Der alte Graf könnte sich nun die lange Reisr ersparen, aber ihn bindet sein Gelübde. Er läßt von einem Caplan, der srinen Gottesdienst auf dem Theater während des ganzen virrten Actes verrichtet, die Waffen des Sohnes salben, und dieser wird zum regierenden Herrn ausgerufen. Da erscheint der uns schon bekannte Troubadour und bringt — — Nicolette verlridet mit sich. Diesr hat sich nicht lange besonnen in ihrem Harem: ihrem Aucassin treu, ist sir aus dem Vaterhause entflohen. Ihr Vater hat ihr, wie sie selbst sagt, geflucht, aber ohne daß es sie sonderlich rührt. Heirath. Schluß.

Dir Kritik ist bey dieser Berliner Oper bald fertig. Die Mängel des Sujets liegen vor Augen; sie hat aber Elemente zu einer guten, effectreichrn, romantischen Oper; dennoch ist dieses Product weder gut noch effectreich, weil irne Elemente in verwirrender, chaotischer Fülle auf einander gehäuft sind, und weil bey allrr sogrnanntrn Handlung doch ein fast absoluter Mangel an Charaktrrzeichnung vorhanden ist, durch welche der Componist hauptsächlich sein Talent entwickeln muß. Dazu die technischen Fehler des Textes, der überall zu lang und zu gedehnt ist. Eine Menge von Personen ziehen an einander hin und her und betäuben den Zuschauer mit oft nur zu schwerfälligen fünffüßigen Jamben. So sind auch die Verse für die Musik viel zu gehäuft und geschwätzig; dem Componisten blieb vor der Mrnge der in Musik zu setzenden Worte gar krine Zeit, in rinzelnen Situationen sich zu rntfalten. Von der rhytmischen Kunst der Verse außer den oben gegebenen, nur folgende auf's Gerathewohl gewählte Proben:

Hör' deiner Nicolette Stimme,
Mein Aucassin, und mich befrey.
Wo liegt dir Stadt?
Das furchtsame Kind
Gesehen sie hat.
Ha! welch' ein toller Wagesprung,
Wie keck und stark, und noch so jung! (Der Wagesprung odrr
Nichts haben wir funden, das Mädchen?)
Die Maid ist verschwunden,
Umsonst wir schon zogen
Vom Wartner betrogen,
Der Flüchtigen nach.
Laßt euch rühren meine Thränen,
Rühren meine Noth so groß,
Geht zu Aucassin dem schönen,
Ruft hinab ihn aus dem Schloß.
Laßt uns ruh'n,
Wer kann denn immer rennen?
Die Sohle heiß mir brennt,
O! führt mich doch zu ihr!

Der Musik fehlt es ganz und gar an Neuheit. Nichts als alte, verbrauchte Motive, die in bunter Farbengebung planlos an einander gereiht sind. Man merkt, daß Hr. Schneider besonders Instrumenten-Componist ist: durch die ganze Oper glaubt man Quartette, Symphonien, Militärmärsche ꝛc. zu hören; nirgends eine Spur von eigent-

licher Opernmuſik. Die Erinnerungen an Mozart, Spontini, Winter und hundert andere drängen ſich einem faſt bey jedem Tacte auf.

Beyfall hat dieſe neue Oper gar nicht oder doch wenig erhalten. Einige der gelungenern Stücke, die durch die Maſſe der gar zu gewöhnlichen hervorſtachen, wurden beklatſcht; beſonders erhielt der ſchöne Geſang der Mad. Seidler, welche die ungemein groſſe und ermüdende Partie der Nicolette vorzüglich ſingt und ſpielt, eine neue Decoration (!) und der Tanz unſerer franzöſiſchen, nationaliſirten Dlle. Lemière und des Hrn. Hogunt Beyfall. Die gleichfalls unendlich lange Rolle des Aucaſſin gibt Hr. Stümer mit gelungener Anſtrengung.

Eben ſo wenig Beyfall hat ein neues Drama: Schwere Wahl nach Calderon von Wolf erhalten.

Man ſpricht von Zubereitungen zu einem abermaligen groſſen, höchſt brillanten Hoffeſte, welches der König im nächſten Sommer bey Gelegenheit der Vermählungsfeyer der Prinzeſſinn Alexandrine geben wird. Leider verliert nun Berlin auch ſeine zweyte, geliebte Königstochter. Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Concert-Ankündigung.

Mit Bewilligung der hohen Behörden wird Sonntags, den 17. März 1822, zu Hernals im Hauſe Nr. 31, Nachmittags um halb 5 Uhr, zu einem wohlthätigen Endzwecke, eine muſikaliſche Academie gegeben werden und das menſchenfreundliche Publicum hiermit eingeladen, dieſes Unternehmen durch einen zahlreichen Zuſpruch zu unterſtützen.

Kunſtnachricht.

Hr. Alexander von Boucher, Oberſteedirector und erſter Violinſpieler weil. Sr. Maj. des Königs von Spanien Carl IV., iſt mit ſeiner Gattinn, Celeſtine, erſten Haſeniſtinn und Pianiſtinn deſſelben Hofes hier angekommen und wird ſich bald öffentlich hören laſſen. Vor kurzem hat dieſes kunſtreiche Paar eine Reihe von ſiebzehn Concerten in Berlin gegeben, und ſich ſtets zahlreicher Zuhörer und groſſen Beyfalls erfreut; wahrlich ein vollgiltiger Beweis hoher Virtuoſität; die Anweſenheit deſſelben in unſerer Hauptſtadt verſpricht demnach den Kunſtfreunden vielen und wahren Genuß.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäuſern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächſe:

Bignonia rigescens. Steifblättrige Trompetenblume. Von Caracas.
Camellia japonica. Japaniſche Camellie. Aus Japan.
Cluytia daphnoides. Seidelbaſtblättrige Cluytie. Vom Cap.
Capraria lucida. Glänzende Herzblume. Vom Cap.
Daphne pontica. Pontiſchee Seidelbaſt. Vom Pontus.
Fagara Pterota. Geflügelte Fagare. Aus Jamaica.
Myrica quercifolia. Eichenblättriger Gagel. Vom Cap.
Viola Zoisii.

(Mit einer Muſikbeylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Lied

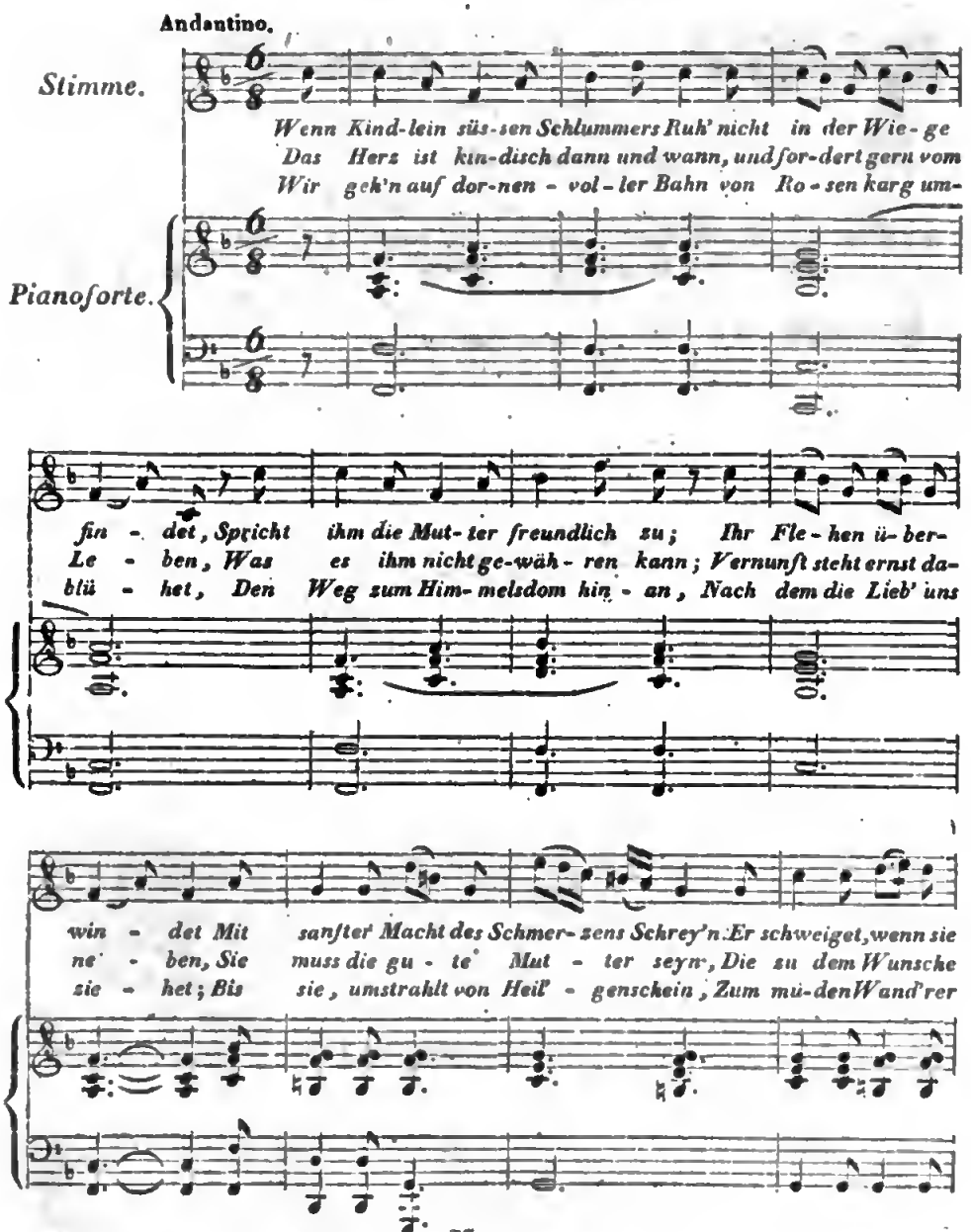
von

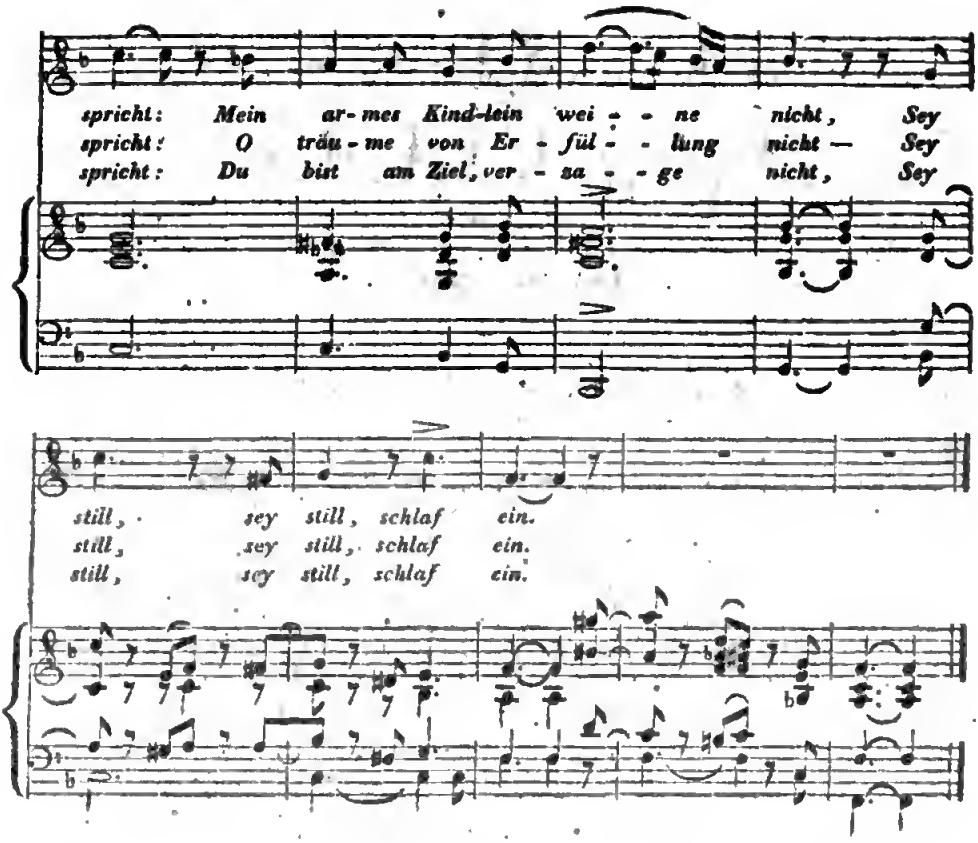
Clotilde.

In Musik gesetzt

von

Carl Maria von Weber.





Gedruckt bey Anton Strauss.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 19. März 1822.

34

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 3 fl. halb- und 6 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Bekenntniß.

Von Luise Brachmann.

Julius Müllner an seinen Freund Welling.

(Fortsetzung)

So eilten sechs glückliche Jahre dahin, und nur einmal war ich seitdem in deiner Gesellschaft, lieber Welling, in das väterliche Haus zurückgekehrt, Emilie, die ich als zartes Mädchen verlassen hatte, fand ich in voller Blüthe entfaltet wieder, und der Gedanke: sie ist es, die dich einst durchs Leben führen wird, hatte selbst damals noch volle Gewalt über mein unbefangenes Herz. Indeß kann ich dir nicht verhehlen, daß der stille Ernst, der gehaltene Ton ihrer Rede, oft meine wärmsten Worte zurück in das glühende Herz drängten, und in solchen Momenten Louisens kindliches Wesen, ihre holde Natürlichkeit, mit verführerischer Anmuth vor meine Seele traten. Doch fremd war mir der Gedanke der Möglichkeit, dieses Kind zu lieben. Nur konnte mein widerspenstiges Herz nicht aufhören in stillen Stunden ihr Bild mir zurückzurufen, und nie hörte ich auf, an sie zu denken.

Ich kam zurück mit dir, und mein erster Gang war zu ihr; und soll ich dir verhehlen, daß ihr Wiedersehen, verbunden mit der reinen Freude ihres kindlichen Herzens, das in jeder unbedeutenden Handlung, ohne es zu wissen, nur mir zu gefallen sich bestrebte, auch auf mich, mir unbewußt, einen unvergeßlichen Eindruck machte? Wirst du mir vergeben, wenn ich dir das Geständniß ablege, daß Emiliens Geschenk, eine brillantene Busennadel von außerordentlicher Schönheit, dennoch von mir unbeachtet blieb, weil Louise seit meiner Abreise Tag und Nacht gearbeitet hatte, um für mich ein Uhrband von Perlen, mit einer Guirlande von Vergißmeinnicht zu verfertigen. Es war nach dem neueren Geschmack gearbeitet, wie es gleich einem Bandelier von der rechten Schulter zur linken Hüfte gehend sich über die Brust zieht. Mit einer frohen Bewegung hing ich es über, sie heftete einen wehmüthigen Blick darauf; ich fragte sie um die Ursache dieses Ausdrucks: Ach, erwiederte sie, Perlen be-

deuten Thränen, und es iſt mir, als ob meine Thränen eine Kette um Ihr edles Herz gezogen hätten, das ſich um meinetwillen ſo vieler Sorgen, und, o gewiß, mancher Aufopferung unterzieht.

Mit unbeſchreiblicher Rührung erfüllten mich dieſe Worte. Wenn Perlen Thänen bedeuten, ſagt' ich zu mir ſelbſt, ſo blühn aus dieſen heiligen Wellen, ich fühle es, unverwelkliche Vergißmeinnicht.

Seit dieſem Tage fühlte ich an mir ſelbſt eine Veränderung, die mich bekümmerte; denn nicht wie vormals, unbefangen und freundlich, ging ich jetzt zu Louiſen. Ich fühlte mein Herz ſtärker klopfen, wenn mich der Zufall an ihrer Wohnung vorbey trieb, und wenn ſie mir einmal unerwartet begegnete, da überflog eine Glut mein Geſicht, und kaum vermochten meine bebenden Lippen zu ſprechen; mehrmals floh ich ſcheu an ihr vorüber, und wie kränkte es mich, wenn ich dann des Abends zu der armen Kleinen kam, und ſie mit ihrer reinen Schuldloſigkeit mich fragte: „Sie ſind wohl böſe auf mich, oder haben Sie mich wirklich heute noch nicht geſehn?

Ich machte mir Vorwürfe, denn ich fühlte, daß es ſtrafbar ſey, in dem Herzen eines unſchuldigen Mädchens Hoffnungen und Wünſche zu erwecken, die von Dankbarkeit und Wohlwollen erzeugt waren, und von mir doch nie erwiedert werden konnten. Unruhig trieb mich mein Bewußtſeyn umher; aber dennoch vermochte ich nicht der ſüßen Lockung zu widerſtehen, und berauſchte aufs neue mich in der kindlichen Unbefangenheit meiner Louiſe, ohne zu ahnen, daß ich das Gift ſchon unheilbar in mich geſogen hatte!

Emiliens Geſtalt ſchreckte mich oft in der Stille der Nacht aus wachen Träumen, dein trauter Umgang ward mir drückend und ſchwer, und jeder Brief, den ich an deine Schweſter ſchrieb, ſchien mich des Hochverraths an Louiſen anzuklagen; und Emiliens Briefe, wie war ich da ſo geſchäftig, den Sinn zu entſtellen, nur um mein Unrecht zu beſchönigen. Entfernung ſchien mir endlich das einzige Mittel, mich zu heilen, und ſo entſchloß ich mich die kleine Ausflucht nach dem reizenden Wörlitz zu unternehmen, und in dieſen freundlichen Gefilden Ruhe für mein bekümmertes Gemüth zu ſuchen. Ich nahm einen kurzen Abſchied bey Louiſen, empfahl ſie ihrer Pflegemutter in den rührendſten Worten, und eilte mit ſchwerem Herzen hinweg. Doch auch dieß war ein vergeblicher Verſuch; Louiſens Bild zeigte ſich mir überall, und wie von Geiſtern verſcheucht, irrte ich, ſchwermüthig und einſam in der ſchönen Natur umher. Und als ich zurück kam, und ſchon zwey Tage in L. war, und immer noch nicht Louiſen wiedergeſehen hatte, da trieb es mich eines Abends mit unſichtbarer Gewalt zu ihr, mein Unrecht zu vergüten.

Ich fand ſie, wie gewöhnlich, einſam; ſie ſaß am Clavier, und hatte eben mein Lieblingsliedchen geſpielt und geſungen: Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn ꝛc. In tiefe Gedanken verſunken, fand ich ſie. Wehmüthig eilte ſie mir entgegen, doch ſchien ein ſcheues, ernſtes Weſen ihre vormalige Vertraulichkeit verſchüchtert zu haben. Sie rufte ihre Pflegemutter, und auch dieſe ſchien von einem andern Geiſte beſeelt; ſie war zwar freundlich wie immer, doch ernſter war ihr Ton. So blieb es eine geraume Zeit; Louiſens heiterer Sinn kehrte wieder, doch nur momentan, und dennoch ging ihr ganzes Beſtreben einzig dahin, mir Freude zu machen; alle ihre kleinen Kunſtfertigkeiten, wie entzückten ſie mich, und wie belohnend wirkte mein Beyfall auf

das ſanfte kindliche Weſen. Die Freude ſprach aus den blitzenden Augen, aus den freundlichen Blicken, und neue fröhliche Munterkeit belebte ihre Seele, und ſchuf mir der glücklichen Stunden ſo viele.

So war die Zeit meiner Entfernung von L. heran genaht; ich hatte mich mit einer Ruhe getäuſcht, die mir fremd war, und fühlte, wie mich jedes unbedeutende Wort Louiſens ergriff, wenn ich mir dachte: unter deinen Augen iſt ſie ſo lieblich aufgeblüht, und nicht für dich! Als endlich der Tag der Trennung herangerückt war, wie wurde mir ſo ſchwer ums Herz! Mit Louiſens Pflegemutter hatte ich geſprochen, und die Verſicherung meiner ſteten Sorgfalt für Louiſens Glück ward von der würdigen Frau mit dankbaren Thränen, angenommen. Als ich aber endlich von ihr, dem Liebling meines Herzens Abſchied nehmen wollte, ach, da wallte mein Gefühl zur Flamme empor, ich drückte ſie voll Entzücken an meine Bruſt, verſprach ihr oft zu ſchreiben, und bat ſie mein Andenken zu bewahren. Sie konnte nur wenige Worte aus der beklommenen Bruſt hervorſtammeln; ich fühlte, wie das bange Weh des Abſchieds in ihr arbeitete, und das, was ſie leiſe und zitternd zu mir ſprach, waren Empfindungen der Dankbarkeit.

So kam ich nach einer Entfernung von acht Jahren in meine Vaterſtadt zurück, mit dem beſten Willen allen Nothleidenden hülfreich beyzuſtehen, zu zeigen, daß ich meine Zeit wohl angewendet, und als theilnehmender Arzt meinen Beruf zu erfüllen Willens ſey. Doch nicht die Freude meines alten Vaters mich als Doctor zu umarmen, nicht deine Freundſchaft, nicht die liebenswürdige Emilie, nichts vermochte den düſtern Ernſt in mir zu verſcheuchen, und ich fühlte mit Schmerz, daß ich meine Laufbahn nicht in der erforderlichen Stimmung beginnen konnte; denn Heiterkeit der Seele iſt ja der treueſte Gefährte für den Arzt, wie für den Kranken. Allen war ich zu helfen bereit, und fühlte mich ohnmächtig an mir ſelbſt; denn wer vermag das Kräutlein zu nennen, das Seelenſchmerzen lindert!

In dieſer Stimmung verſtrichen mehrere Monate; ich verfolgte mit raſtloſem Eifer meinen Beruf, und ſtand in Emiliens Umgang manche glückliche Stunde; doch nur als Freundinn, nicht als Gattinn konnte ich mir ſie denken, und dennoch war es anders! Mein Vater, der bey ſeiner zunehmenden Kränklichkeit einer baldigen Trennung von uns entgegen ſah, wünſchte mich vor ſeinem Hinſcheiden noch mit Emilien vereinigt zu ſehen, und in einer Stunde der kindlichen Rührung hatte ich ihm mein Jawort gegeben. Auch von Emilien war die Einwilligung erfolgt, und nur deine Rückkehr aus M. verzögerte die Vermählung. Ich geſtehe dir, nie habe ich dein Außenbleiben ſehnlicher gewünſcht; denn dein Kommen entſchied ja über meine Freyheit, und das Glück meines Lebens ſtand auf dem Spiele.

Jede Zeile, die ich in dieſer Zeit an Louiſen ſchrieb, wurde mir zum ſchweren Vorwurf; ich fühlte, wie ſehr ich mich an dem ſchuldloſen Weſen vergangen, fühlte, daß ich ſie um das ſchönſte Gut, um den Frieden ihrer Seele gebracht hatte, denn nicht, wie vormals, entzückte mich der leichte, ungezwungene Ton ihrer Briefe; ſie ſelbſt ſchien ihre Worte zwar zu feſſeln, aber dennoch brach zuweilen die ſchöne Glut ihrer Sehnſucht nach mir, dem Retter ihres Lebens, aus den ernſten Worten hervor. Endlich, o Gott wie wurde mir der Kampf ſo ſchwer, endlich mußte ich ihr meine Verbindung

mit Emilien bekannt machen. Aus Schonung ſchrieb ich an Louiſens Erzieherinn, bat ſie in Zukunft ihre Briefe unter einer ihr genannten Adreſſe an mich zu ſenden, und verſicherte ihr, ich würde, wie bisher, für Louiſens Glück beſorgt ſeyn, und meine erſte Bitte an meine Gattinn ſollte Louiſen betreffen; ſie künftig in meiner Nähe zu wiſſen, und für ihre Zufriedenheit zu ſorgen, würde mir ewig eine theure Pflicht ſeyn. Mit unendlichen Schmerzen ſchickte ich dieſen Brief, der, das fühlte ich an dem Toben in meiner Bruſt, bey der größten Behutſamkeit, dennoch für Louiſen, die mit ſo ganzer Seele an mir hing, tödlich werden konnte.

Unruhig trieb ich in dieſen Tagen mich umher, ſelbſt mein Beruf, Leidenden beyzuſtehen, wurde mir ſchwer; ich beneidete den Glücklichen, der an den Pforten des Todes ſtand, um die ewige Ruhe, und o wie gern hätte ich an ſeiner Stelle ſeyn mögen! Sieh! ſo frevelt der Menſch mit ſeinen thörichten Wünſchen, indeß die Vorſehung den Zagenden in ihren Schutz nimmt. Deiner guten Schweſter wich ich aus, wo ich konnte; denn ihre ſanfte Ergebung, ihre verweinten Augen, alles zeigte gegen mich Unwürdigen, und ich fühlte mich erbleichen, wenn ihr Blick einmal ernſt und fragend auf mich geheftet blieb. Doch ich wollte mein widerſpenſtiges Herz bezwingen, und trug ſtill und ſtumm dieſen Schmerz in meiner Bruſt, in der Hoffnung, daß die Zeit meinen Gram lindern, meine Empfindungen der zarteſten Liebe zu Louiſen in die Neigung eines Bruders verwandeln würde; und dann, wenn Emilie mein Herz ganz kennen würde, dann erſt hoffte ich ihre Liebe und Vergebung zu erhalten, und des Beſitzes ihrer Hand nicht unwerth zu ſeyn. Sieh! mein Ferdinand, ich hatte den beſten Willen, ich kämpfte als Mann, und nur dieß eine betrübte mich, daß Emilie, je näher der Tag unſrer Verbindung heran nahte, mich zu vermeiden ſuchte, wie ſie konnte; der Gedanke, ſie leidet durch dich, nagte mit Angſt und Schmerz an mir. Einmal, es war an einem ſtürmiſchen Septemberabend, wir waren an das Zimmer gefeſſelt, und mein Vater verlangte grauſamer Weiſe eine Heiterkeit von mir, die ich armer Menſch nicht zu erkünſteln vermochte; da trat Emilie ſtill neben mich, nahm mich ſanft und gütig bey der Hand, indem ſie ſagte: „Sie ſind recht unglücklich, lieber Julius, ach und wie betrübt es mich, daß Sie kein Vertrauen zu mir, Ihrer Jugendfreundinn, haben, denn daß ich Ihnen nur Freundinn bin und bleiben werde, das fühle ich; doch ich will mich gern begnügen, wüßte ich nur, was ich für Ihre Zufriedenheit thun könnte!

Sie eilte aus dem Zimmer, mir aber rollten heiße Thränen aus den Augen, und mit drückender Gewalt verfolgte mich der Gedanke, daß zwey engelgute Mädchen um meinetwillen unglücklich werden ſollten, und raubte mir alle Faſſung. Ich benutzte dieſen Augenblick, ich wagte noch einmal bey meinem Vater ein Wort für meine Freyheit zu ſprechen; doch es war vergebens! ich mußte befürchten ihn noch dieſen Abend zu verlieren, ſo ergriff ihn die Vorſtellung, Emilien, die er ſtets als Tochter geliebt, aufgeben zu müſſen.

(Der Schluß folgt)

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, vom 23. Februar 1822.

Das Theater Feydeau hat fortwährend ein ſo entſchiedenes Unglück mit den Stücken, welche es zur Aufführung bringt, daß ſeine gänzliche Auflöſung zu befürchten ſteht,

tritt nicht bald ein Componiſt auf, der Genie und Originalität genug beſitzt, um durch muſikaliſche Produetionen die rhetoriſch-declamatoriſchen, zuſammengeflickten Stückwerke, welche bisher an der Tagesordnung geweſen ſind, zu verdrängen. Läßt ſich in letztern auch dann und wann ein melodiſcher Gedanke hören, plötzlich wird er abgeriſſen und in der Flickmanier zu Ende geführt, ſo daß dem Ohre der Zuhörer nichts übrig bleibt, als Ohrenzwang.

Die Veranlaſſung zu dieſen Bemerkungen hat mir die einaetige, ſo eben auf dem genannten Theater aufgeführtr Oper, le Petit Souper gegeben. Zu dieſem Abendeſſen hatte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft eingefunden, aber die Gäſte haben demſelben wenig Ehre gemacht; denn alles, was ſervirt wurde, war kalt und ſchmacklos. Sollte, wie zu vermuthen ſteht, dieſe Speiſe ein zweytes Mal aufgetragen werden, ſo dürfte ſie aufgewärmt noch weniger behagen, als da ſie friſch gekocht war. Die Muſik, welche während des Abendeſſens ertönte, vermehrte dergeſtalt die Geſchmackloſigkeit deſſelben, daß die Gäſte, um ſich der Langenweile zu entſchlagen, zu pfeifen begannen. Am Ende, ſtand man vom Tiſche auf und beging die Unhöflichkeit, ſich weder nach dem Namen der beyden Gaſtgeber zu erkundigen, noch weniger, ihnen für die Bewirthung zu danken.

Eine deſto glänzendere Aufnahme hat ein neues Vaudeville, betitelt: Les Mémoires d'un Colonel de Hussards, auf dem Gymnase dramatique gefunden. Die Verfaſſer deſſelben, die HH. Scribe und Mèlesville haben die Hauptrolle für Gonthier geſchrieben, der dann einen jener liebenswürdigen traineurs de sabre (militäriſchen Wüſtlinge) ſpielt, welche den Franzoſen eine um ſo angenehmere Erſcheinung auf dem Theater bleiben werden, als ſie dergleichen Perſonagen im Leben ſelbſt mit ſo vieler Virtuoſität geſpielt haben. Gonthier iſt ein Schauſpieler, der ſeine rigene Manier beſitzt und der dieſer Manier durch eine gewiſſe künſtleriſche Ausbildung den größten Ruf zu verſchaffen gewußt hat. Allerdings iſt dieſem Künſtler eine Ruhe des Spieles eigen, die Schauſpielern, welche gewöhnt ſind, bey der geringſten Veranlaſſung auf Hieb und Stich zu Werke zu gehen und, wo ſie nur ein Flämmchen von Begeiſterung verſpüren, gleich eine Feuersbrunſt ahnen und ſich mit Sack und Pack aus dem Fenſter ſtürzen, für Kälte nehmen möchten. Wo rin ſogenannter Bonvivant vom alten Schrot und Korne in einem einzigen Abend ein Paar Abſätze abnutzen und die Ärmel ſeines Kleides durchſcheuern würde, ſteht Gonthier ohnr weder Hand noch Fuß zu rühren, den Daumen der rechten Hand in die Beinkleidtaſche gehakt (ein Geſtus, der allerdings nur einem ſolchen Schooßkinde von den Pariſern nachgeſehen wird) und ſpricht mit ſeinem Mitſpielenden, ohne rin Auge von ihm zu verwenden. Zu der paſſionirteſten Liebeserklärung verbraucht er gerade nicht mehr phyſiſchen Athem, als wenn ein anderer Schauſpieler „zur Geſundheit, Herr Bruder," zu ſagen hat.

Geſtern Sonntags am 24. hat Hr. Moſcheles in Vereinigung mit Hrn. Lafont auf dem großen Operntheater Concert gegeben und dabey gerade den nämlichen Zulauf, wie bey ſeinen vorigen Unternehmungen derſelben Art, gehabt. Außer den eignen Productionen auf den reſpectiven Inſtrumenten der beyden Concertgeber, iſt die Sonate von Beethoven mit Chören und Orcheſterbegleitung, von Hrn. Moſcheles geſpielt, aufgeführt worden. In meinem nächſten Berichte werde ich ſowohl dieſes Concerts, als der vorhin erwähnten Theaterproduete, einr nähere Erwähnung thun.

In der Deputirtenkammer iſt dieſer Tage eine Sache zur Sprache gekommen, welchr für die franzöſiſche dramatiſche und muſikaliſche Kunſt von der höchſten Wichtigkeit iſt, und die auch in Deutſchland ein lebhaftes Intereſſe erwecken muß. Bekanntlich genieſſen die franzöſiſchen Theaterdichter und Componiſten nicht allrin während ihres Lebens von jeder Vorſtellung, welche die von ihnen verfaßten oder komponirten Stücke auf dem franzöſiſchen Grund und Boden erleben, einen beſtimmten Antheil von der Einnahme, ſondern dieſe Vergünſtigung geht auch, kraft zweyer, vom ehemaligen Nationalconvente in den Jahren 1791 und 1793 gegebenen Geſetze, noch während zehn Jahren nach ihrem Tode auf ihre Erben über. (Beyläufig geſagt: darf man ſich noch wundern, daß die Franzoſen (literariſch genommen) ein Theater, die Deutſchen aber nur Theaterſtücke, beſitzen?) Beaumarchais hatte ſchon einige Jahre vor der Revolution an der Spitze

der vorzüglichsten Theaterschriftsteller der damaligen Zeit mit allen Waffen, welche ihm Talent, Witz, Reichthum und sein Einfluß auf die öffentliche Meinung an die Hand gaben, für die Erzielung jener Vortheile gekämpft, für den Augenblick freylich seinen Zweck verfehlt, aber doch die Sache in Anregung gebracht und die späterhin erfolgten günstigen Resultate vorbereitet. In diesem Zustande befinden sich die Sachen noch in diesem Augenblicke, obgleich sich von Zeit zu Zeit Stimmen erhoben und die Heimfälligkeit der Theaterstücke zehn Jahre nach dem Absterben ihrer Verfasser an die Nation, oder (was einerley ist) an die Directionen, für eine abermalige Ungerechtigkeit erklärt haben. Jetzt wenden sich die Witwen und Kinder der verstorbenen Theaterdichter und Componisten in einer Bittschrift an die Kammer der Deputirten und suchen ein neues Gesetz nach, welches die beyden Gesetze von 1791 und 1793 aufhebe und ihnen ihre Ansprüche auf die Einnahme der von ihrem Gatten und Vätern verfaßten Werke nicht allein während der nächsten zehn Jahre nach ihrem Tode, sondern auf immer, wieder verleihe. Das Gesuch ist besonders vom Herrn Etienne, dem Verfasser der Deux Gendres, der Plaideurs sans procès, des Joconde, der Gendrillon, der Lampe Merveilleuse, des Rossignol *) u. s. w. unterstützt worden. In der bey dieser Gelegenheit von ihm gehaltenen Rede kommen folgende auch das auswärtige Publicum interessirende Stellen vor: „In Folge dieser Gesetze (der von 1791 und 1793) hat sich die Urenkelinn des grossen Corneille genöthigt gesehn, an den Thüren derjenigen Individuen, welche sich täglich durch den Ertrag der Meisterstücke ihres berühmten Vorfahren bereichern, ihr Brot zu betteln. Sedaine's Witwe, welche fast gar kein Vermögen besitzt, befindet sich in demselben Falle, da die unheilbringende Frist von zehn Jahren seit einiger Zeit verflossen ist; ein gleiches Schicksal werden die Witwe und die Kinder eines Mannes von ausgezeichnetem Talente, der die französische Bühne mit einer Menge der ausgezeichnetsten musikalischen Producte beschenkt hat **), nach Verlauf von einigen Jahren erleiden, und die Theaterdirection dann beginnen, sich von dem Schweiße desjenigen, dessen Erben sie gesetzlich berauben, zu mästen u. s. w. Da die Kammer das Recht nicht hat, bloß in Folge einer Discussion über Bittschriften auf die Aufhebung schon bestehender Gesetze anzutragen, so ist man freylich in Betreff der erwähnten Petition zur Tagesordnung übergegangen (das heißt, die Kammer hat sie unbeachtet gelassen), aber wahrscheinlich wird Hr. Etienne nächstens eine förmliche Motion in dieser Hinsicht machen. Es steht alsdann zu erwarten, ob der Vorschlag werde unterstützt und zum Gesetze erhoben werden.

*) Eine der nächsten Nummern unserer Zeitschrift wird aus der Feder eines andern, gleichfalls in Paris lebenden Schriftstellers eine detaillirte Anzeige dieser Oper liefern, welche so eben auf dem großen Operntheater daselbst durch die, bis jetzt beyspiellose Pracht ihrer Darstellung, die Aufmerksamkeit von ganz Paris auf sich zieht und einen ungeheuren Zulauf hat.

**) Hr. Etienne spielt hier auf Nicolo, seinen verstorbenen Freund, an, für den er fast alle Stücke, welche dieser Componist gesetzt und von welchen weiter oben im Texte die meisten erwähnt worden sind, geschrieben hat, den Rossignol ausgenommen, welchen Hr. Etienne aus Rücksichten, welche hier nicht erörtert werden können, Hrn. Lebrün, Chef der Chöre der großen Oper, zur Composition gab. Der außerordentliche Beyfall, welchen diese Oper in der Académie Royale de Musique erhielt, verbunden mit der Verzögerung der Aufführung seiner Lampe Merveilleuse, wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit Nicolo's, daß man sie als die indirecten Ursachen seines bald nachher erfolgten Todes betrachten kann. Nicolo war seit der Zeit mit Hrn. Etienne zerfallen, ja, er ist gestorben, ohne, wie man sagt, seinen ehemaligen Freund noch einmal sehen zu wollen. Nichts destoweniger hat Hr. Etienne auf dessen Grabe eine sehr eindringende Leichenrede gesprochen.

Theater-Anzeige.

K. k. Hoftheater an der Burg.

Die Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432, Schauspiel in fünf Aufzügen, von August von Kotzebue, von Neuem zur Aufführung gebracht.

Wenn ein Theaterstück, welches einen bloß ernsten, äußeren Endzweck hat, und worin sich keine innere Leidenschaftlichkeit kund thut, dramatisches Interesse gewähren kann; so sind es die Hussiten vor Naumburg, ein Schauspiel, welches nicht allein bey seiner ersten Erscheinung vor zwanzig Jahren, sondern auch fortwährend nach-

her auf allen Theatern Deutſchlands, die größte Senſation erregt hat. Daß die Wirkung dieſes Stücks auf einer unwandelbaren Grundlage beruht, ergibt ſich aus dem Beyfalle, welcher demſelben, bey ſeiner neuen Aufführung, in Wien zu Theile geworden iſt. Dieſe Grundlage iſt freylich keine unbedingte, freykünſtleriſche, ſondern eine ein bürgerlich-menſchliche: ſie beſteht in dem Intereſſe, welches der Zuſchauer an dem Schickſale von einer Menge von Kindern nimmt, welche einem rachſchnaubenden Eroberer entgegengeſandt werden, um ihn um Schonung gegen eine Stadt anzuflehen, der er den Untergang geſchworen hat. Da die Kinder nicht handeln; ſo iſt die Theilnahme, welche ſie erregen, nicht dramatiſch, ſondern, wie geſagt, bloß materiell-menſchlich. Es begreift ſich, daß ein Stück, zu deſſen Verſtehen man nichts, als Menſch, zu ſeyn braucht, ein größers Publikum finden müſſe, als ein ſolches, deſſen Zweck ſich nur dem geiſtig gebildeten Zuſchauer kund geben können.

Der dritte Act der Huſſiten hat Längen, welche dem raſchen Gange der Darſtellung Einhalt thun. Bertha's Jammern um ihre Kinder iſt von keinem dramatiſchen Intereſſe, da die Zuſchauer in voraus wiſſen, daß die Sendung der Kinder dennoch Statt finden wird. Der weit ausgeholte Streit, welchen die Wahl des zurückzubehaltenden Kindes erregt, erſcheint mehr als witzige Parodie, denn als natürliche Eingebung des bekümmerten Mutterherzens. Wo gäbe es eine Mutter, welche in der Verzweiflung um das Leben ihrer Kinder noch Kaltblütigkeit genug beſitzen könnte, dieſes oder jenes derſelben vorzugsweiſe dem bevorſtehenden Tode entreißen zu wollen?

Die Aufführung der Huſſiten iſt in jeder Hinſicht eine der vortrefflichſten, welche irgendwo gegeben werden dürften. Zu bedauern iſt, daß die zu ſchmale Breite der Bühne bey dergleichen Stücken nicht allein das Gelingen der ſcenariſchen Anordnungen, ſondern auch die Entwickelung der ſchauſpielkünſtleriſchen Beſtrebungen, hindern müſſen.

Die Ausführung der beyden Hauptrollen, ſo wie die Künſtler (Mad. Schröder und Hr. Heurteur) den Geiſt derſelben aufgefaßt hatten, war vollendet: die naive Kindlichkeit ihrer Darſtellung ſprach allgemein an. Sollte indeß eine kecke, vertrauungsvolle Kraft, bedingt durch den bürgerlichen Stand Wolf's und Bertha's, nicht vielleicht einer noch größeren Wirkung fähig ſeyn?

Über die Ouverture und die Muſik in den Zwiſchenacten, welche eine Meiſterhand verrathen, ſoll, wann das Stück mehrere Mahl wird wiederholt ſeyn, in einem unſerer nächſten Blätter noch weiter geſprochen werden.

K. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore. Am 7. März zum Vortheil der Dlle. Schröder und unter der perſönlichen Orcheſterführung des Tonſetzers: der Freyſchütze. Das bey dieſer Lieblingsoper unſers Publicums ſtets volle Haus war heute überfüllt; viele zu ſpät Kommende konnten ihre geſperrten Sitze nicht mehr erreichen, und gegen Einlaßkarten war ſchon eine halbe Stunde vor Anfang kein Unterkommen zu finden. Unſer verehrter C. M. von Weber (wir nennen ihn unſer, da ſein gediegenes Werk der ganzen deutſchen Nation angehört) wurde bey ſeinem Erſcheinen mit wiederholter lauter und allgemeiner Begrüßung empfangen. Die meiſterhafte Ouverture, heute wie die ganze Oper mit dem größten Eifer und der wärmſten Liebe ausgeführt, fand gleiche Auszeichnung. Der Lachchor und das Trinklied im erſten Aufzuge wurde wiederholt, und ſchon nach dem erſten Aufzuge rief man den Componiſten hervor. Zugleich fiel ein Gedicht *) zu den Füßen des innigſt gerührten Man-

*) Wir geben es im Abdrucke, da es ſich bey weitem nicht in den Händen Aller befinden dürfte, die dieſem Feſte beywohnten oder beyzuwohnen wünſchten.

Erſchaffend dringt aus lichten Äther-Räumen
Der Töne ſüßbewegte Zaubermacht;
Sie weckt den Geiſt aus truber Lebensnacht,
Sie führt ihn himmelwärts in ſüßen Träumen.

Und ſchaut er auf mit Troſterfüllten Blicken,
Dann quillt der Sühne heil'ger Strahl herab:
Durch's Leben walle er freyer bis zum Grab,
Weil er gefühlt der Seligkeit Entzücken.

nes nieder. Die folgenden zwey Acte unterhielten würdig diese Stimmung. Überrascht wurden wir durch eine Cavatine Annchens im dritten Aufzuge, die sich an ihre Traumgeschichte anschließt und uns bis jetzt unbekannt geblieben war. Die Zahl der Brautjungfern war vermehrt worden; dem Jägerchor widerfuhr sein herkömmliches Recht: er mußte wiederholt werden u. s. w. Nach dem Schlusse erschien der Componist wieder zwey Mal, denn nachdem er sich zuerst in der Mitte der Schlußgruppe gezeigt und einen Theil des Gelingens den Darstellenden pantomimisch zugeschrieben hatte, wollte die Versammlung heute ihm allein die Zeichen ihrer Verehrung widmen. So erhielt dieser seltene zweymalige Ruf einen tieferen Sinn, als man sonst hinein zu legen pflegt.

Dlle. Schröder und Hr. Forti zeichneten sich unter den Hauptpersonen vorzüglich aus. Erstere ersetzt durch ihre passende angenehme Persönlichkeit, was sie im Gesange stellenweise schuldig bleibt. Des letztern Darstellung ist sehr verdienstlich; bin und wieder nur zu stark aufgetragen, denn wer sich dem Bösen ergab, lache nicht mehr laut, sondern verschließt scheu sein Trachten und Thun vor den Menschen. Annchen (Dlle. Vio) spielte heute genügender, als sonst. Demnach läge es nur am Wollen, um eine höhere Stufe des Kunstwerthes und des Gefallens zu erreichen. Max (Hr. Rosner) ist stellenweise seiner Rolle mächtig, die außer der Gestalt und Jugend auch geistige Gefodernisse hat, wie sie die gangbare italienische Operngattung, in welcher dieser Sänger mehr Glück macht, feylich minder erfordert. Wie viel auf mehreren oder minderen Fleiß in der Darstellung des Gelungenen ankomme, zeigte Agathens erste, heute sehr ausgezeichnete Arie, die sonst kälter gegeben, auch kälter empfangen ward.

Den Freunden der Tonkunst war es interessant, zu hören, in wie weit das Zeitmaß der Musikstücke und andere kleine Nuancen darin von den frühern Aufführungen verschieden seyn würden. Die große Wirkung von Heute ist aber wohl mehr dem allgemeinen Enthusiasmus zuzuschreiben, der die Ausübenden und die Anhörenden zugleich belebte, als bedeutenden Abänderungen. Die Oper wurde beym ersten Einstudieren, wie wir schon früher erwähnten, so umsichtig und sorgsam behandelt, daß grobe Irrthümer nicht möglich waren. Und wenn einige Tempi schneller als in Berlin gegriffen wurden, z. B. das Allegro der Ouverture und der Jägerchor: so liegt der Hauptgrund wohl in der größeren Beweglichkeit des wärmeren Süden, gegen den kalten Norden, und der Puls- und Herzensschlag ist zuletzt doch der erste und beste Metronom.

Annchens neue Arie ist schön componirt, aber man sieht es ihr zu sehr an, daß sie nicht für Annchen, sondern für Dlle. Eunicke, das ist: für eine Sängerinn, die sich zeigen wollte, geschrieben ist. Hr. von Weber mochte es vielleicht auch klug finden, manches, was bey dreyßig Vorstellungen das Ohr der Hörer gewohnt geworden, nicht mehr zu ändern, wenn es auch nicht ganz nach seinem Sinne war. Dasselbe soll Spontini bey seiner Vestalinn auf einem andern Theater eben so gethan haben, und beyde Meister hatten, unsers Bedünkens, Recht.

Ja, dreyßig Mal in vier Monaten ist der Freyschütze über unsere Bretter im Kärntnerthortheater gegangen, und indem er den Berliner Enthusiasmus mehr als doppelt überflügelt hat, möge Jedermann, und der gefeyerte Componist vor allen, es erkennen, wie bereit Wien ist, das Schöne, Erhabene und Wahre zu empfangen, wenn es sich ihm im würdigen Gewande und in der rechten Stunde zeigt.

L. M.

Und der den Drang erweckt in stiller Brust,
Die Erde bindend an des Himmels Ferne,
Was ist des hohen Sängers wird'ge Preis?

Ihn labt der Töne reichgeschaff'ne Lust,
Und jedem Erdenlohn entsagt er gerne,
Denn seine Krone blinkt im Sternenkreis.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte:
Phantasie (Fant-a-sie). Paruaß (Paar-naß.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 21. März 1822.

35

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W.; dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährig und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Bekenntniß.

Von Luise Brachmann.

Julius Müllner an seinen Freund Welling.

(Schluß)

Seit jenem Abend war mit deiner Schwester eine sichtbare Veränderung vorgegangen: sie war still und in sich gekehrt, und sah so bleich aus, daß man es ihr anmerkte, wie viel Anstrengung es sie kostete, sich aufrecht zu erhalten. Gegen mich blieb sie freundlich sanft, wie immer, nur klagte sie über stete Kopfschmerzen. Selbst mein Vater wurde unruhig; er befürchtete die Symptome einer Krankheit, und fragte mich ängstlich um ihren Zustand. Was sollte ich sagen! Eine heilige Pflicht war es mir, über sie, als Freund und Arzt, zu wachen; denn ich war es ja, der sie in der Blüthe ihres Lebens gemordet, dessen Kälte sie vernichtet hatte, ich sah es ja, wie sie in Wehmuth verging.

Deine Ankunft, mein Ferdinand, entschied unsere Schicksale, und der Tag der Vermählung brach an. Nie aber hat es einen unglücklichern Bräutigam gegeben, als mich! Ich begrüßte den Morgen mit Thränen; denn um meine Qualen zu vermehren, hatte ich, seit dem Briefe von Louisens Pflegemutter, keine Nachricht von ihr, der Theuren, erhalten, und so sollte ich denn ohne ihren Segen meinen dornevollen Weg betreten. Ich raffte allen meinen Muth zusammen, ich mußte vollenden, nur der Tod konnte aus diesem Labyrinth mich führen.

Als ich zu Emillen kam, wie pochte es da so laut, so ängstlich in meiner Brust; eiskalt rieselte es durch meine Adern, und bebend sprach ich in tiefster Seele: „Sind das die wonnigen Empfindungen eines Bräutigams?" Emilie war so schön, und die sanfte Blässe gab ihrem Gesichtchen neue Reize; doch für mich Unglücklichen lebte nur ein Bild; und mit diesem fremden Bilde im Herzen, sollte ich jetzt einem edlen Mädchen den Schwur der Treue ablegen, „und sie betriegen!" so sprachen tausend Stimmen in mir. Zu meiner Ver-

wunderung war Emilie heitrer, als ich es bey ihrer jetzigen Stimmung erwarten konnte; doch ihre Augen hafteten oft ernst und feyerlich auf mir. Deine Fröhlichkeit, mein Welling, die Zufriedenheit meines Vaters und Emiliens Engelsgeduld, die sie mit mir unfreundlichen Menschen hatte, alles nagte furchtbar an meiner Seele. Und als nun vollends der Kreis der Hochzeitgäste sich um uns versammelte, da hätte ich, der Beneidete, mich gern vor aller Augen verborgen. Louisens Bild wich nicht von mir, bleich und krank sah ich sie überall, und zum ersten Male bereute ich es, sie aus den Flammen gerettet zu haben, denn ich hatte sie ja zu weit größern Schmerzen erhalten. Der fröhliche Tumult der Gäste, die schmetternde Musik, nichts vermochte mich zu zerstreuen; mir bangte vor dem Augenblick, wo der Vater das Zimmer öffnen würde, und der Prediger über mich und Emilien den Segen sprechen sollte. Da wurde ich durch den alten Friedrich hinaus gerufen. Mit wankenden Schritten eilte ich fort; ahnend erwartete ich eine Trauerpost, und ehe ich den furchtbaren Gedanken verfolgen konnte, hielt ich einen Brief von Louisens Pflegemutter in der Hand. Zitternd ging ich auf mein Zimmer, und las, unter zahllosen Thränen, die Schreckensworte: „Wenn ich Louisen noch einmal zu sehen wünsche, so möchte ich eilen, denn seit sieben Tagen schwebe sie bewußtlos am Rande des Grabes; nur meiner Hülfe könne sie vertrauen, und hoffe, die Menschlichkeit werde mir das Opfer, aus den Armen einer liebenden Braut zu eilen, erleichtern, und die Überzeugung, wenigstens alles gethan zu haben, werde mich, wenn mein Bemühen vergeblich seyn sollte, künftig vor Vorwürfen bewahren."

Soll ich dir meinen damaligen Zustand beschreiben, das kann ich nicht! Ich war nicht ich selbst; bewußtlos raffte ich mein Geld, und was mir das nächste war, zusammen, jagte, als wenn Furien mir folgten, durch das hell erleuchtete Haus, auf die Post, und ehe eine Stunde verging, war ich auf der Straße nach L. In mir war alles so öde und düster, daß ich keines Gedankens fähig war; nur ein Bild lag mir am Herzen, die sterbende Louise, und ich hatte sie gemordet!

Doch hinweg nun ihr Trauergestalten, wandelt euch zu freundlichen Erinnerungen; sie lebt ja und ist mein! Nicht meiner Kunst verdankt sie ihr schönes Leben, Gott und die Natur haben sie erhalten. Noch traf ich sie im bewußtlosen Zustand; bleich und mit geschloßnen Augen lag das geliebte Wesen in Todesschlummer vor mir. Ich stürzte an ihr Bett, doch Louisens Freundinn riß mich von ihr weg, mein Ungestüm würde sie getödtet haben. „Ach nur einmal öffne deine lieben Augen! Nur einen Blick der Vergebung!"

So rief ich trostlos und verzweifelnd aus, und fühlte mich losgerissen von den süßesten Banden des Lebens. Mein Brief war, trotz der Vorsicht, dennoch in Louisens Hände gekommen. Sie schien nach Lesung desselben ruhig, doch schon in wenigen Tagen verwandelte sich diese Ergebung in ein heftiges Wallen, ein hitziges Fieber brach aus, und das schöne Bewußtseyn entfloh. Nur einzelne Momente gab es, in denen sie meinen Namen aussprach, sonst waren ihre Augen geschlossen, und keine Klage entschlüpfte der tief verwundeten Brust. Jetzt wußte die arme Frau keinen andern Rath, als an mich zu schreiben, und meine Hülfe zu erbitten, denn sie fühlte, daß nur ich im Stande sey, ihren Liebling zu beruhigen.

Alle Mittel, die ich ſchnell anwendete, ſchienen vergebens und blieben ohne Wirkung, bis endlich der ſelige Moment erſchien, wo ſie wie ein Geiſt aus beßrer Welt zurückkehrte, mich erkannte, und mit ſchwacher Stimme meinen Namen ſprach. Ich ſank an ihrem Bette nieder, umſchloß die mir wiedergeſchenkte Geliebte, und fühlte, wie ihr Daſeyn auch mich wieder an das Leben kettete. Sie zu beglücken, die mir Gott beſtimmt, das ſchwur ich, und werde es halten, bis zum letzten Hauche meines Lebens! Die Freude mich zu ſehen, ſchien ſie mir aufs neue wieder entreißen zu wollen. Sie fiel zurück in die furchtbare Ohnmacht, doch nur um in meinen Armen wieder zu erwachen. Was nun der Arzney nicht gelingen wollte, das gelang der Liebe, und bald hielt ich meine Louiſe, zwar noch mit bleichen Wangen, doch geneſen, an meiner Bruſt.

Nur wie ein ſchwerer Traum war bis jetzt die Vergangenheit, dumpf und ſchmerzlich, an meiner Seele vorüber gezogen. Mein Hochzeittag, die verlaſſene Braut, der erzürnte Freund, und, o Gott! mein ſchwerbeleidigter Vater, alles drückte mich jetzt, als die Beſinnung in mich zurückkehrte, mit doppelter Gewalt; und doch konnte ich nicht anders handeln; oder ſollte ich die Geliebte zum zweyten Male tödten? Nein, ſelbſt ihre Bitten vermochten nichts über mich, und wie hätte ich auch eine Trennung von ihr, die mein ganzes Leben war, ertragen können. Für ſie wurde mir jedes Opfer leicht, an ihrer Hand, das fühlte ich, müſſe ſich mir überall der Weg zum Glücke öffnen, und ohne ſie war ich der ärmſte der Menſchen.

An Emilien zu ſchreiben, mit dieſem Entſchluß kämpfte ich lange, ohne den Muth zur Ausführung zu haben. Aber war ſie nicht ſeit früher Jugend meine treueſte Freundinn, nicht ſtets ein edles Mädchen? ſo fragte ich mich ſelbſt, und eilte zur Vollendung. Mein Entſchluß war gefaßt; hätte ſie mir ihre Verzeihung verſagt, ſo wäre ich jetzt fern von euch, meine Lieben, und nie würde ich meinen Vater und die geliebte Heimath wieder geſehen haben. Emiliens edles Herz, das war die Hoffnung, der ich vertraute, und ich wagte es, ſie um ihren Beyſtand zu bitten, und meinen beleidigten Vater verſöhnen zu helfen. Aber, mein Ferdinand, daß bis zu dem Augenblicke, wo ich die Antwort deiner Schweſter erhielt, mein Leben ein qualvolles Daſeyn war, daß ſelbſt meine Louiſe vergeblich als Tröſterinn mir Muth einſprach, das glaubſt du mir gewiß; du kennſt ja mein Herz, weißt, daß es ohne Falſch iſt, und gewiß, hätte ich dich früher zu meinem Vertrauten gewählt, ich hätte euch und mir viel Kummer erſpart. Doch nenne es Eigenſinn, nenne es Schwärmerey, wie du willſt, wer kann wider ſein Herz, ſelbſt der beſte Menſch wandelt in dieſer Stimmung auf verführeriſcher Bahn, ach! und es iſt ja ſo ſüß, ein Geheimniß dieſer Art, wie konnte dein ſchwacher Julius widerſtehn!

Die großmüthige Verzeihung deiner edlen Schweſter, die, mit Aufopferung der eignen Ruhe, nur mein Glück im Auge habend, mir zu entſagen in dem entſcheidenden Momente, entſchloſſen war, und ihre Verwendung bey meinem Vater, wird dir früher als mir bekannt geweſen ſeyn; aber daß mein raſches Verſchwinden von ſo traurigen Folgen für Emilien wurde, daran iſt meine Unbeſonnenheit Schuld. In der Zerſtreuung hatte ich den Brief von Louiſens Erzieherinn auf meinem Pulte liegen laſſen. Als man mich auf

meinem Zimmer aufſucht, findet Emilie, welche allen übrigen dahin vorauf-eilt, den aufgeſchlagenen Brief: die Überzeugung, daß ich noch ein Weſen außer ihr betrogen habe, raubt ihr die Beſinnung. Ohnmächtig trägt man die unglückſelige Braut aufs Bett, und es vergehen Stunden, ehe ihr Geiſt ins jammervolle Leben zurückkehrt.

Daß du mit mie zürnſt, irre an mir geworden biſt, allen Glauben an mich verloeen haſt, das vergebe ich dir, denn ich war es ja, der deine treffliche Schweſter ſo tief gekränkt. Doch ſey nicht unverſöhnlich, verlaſſe dein Vaterland nicht in Zorn gegen mich, und glaube, daß es das weiche Herz meiner Louiſe zerdrücken würde, wenn ihr Beſitz mir dein Herz entwendet hätte.

Solltest du mich aber deiner ferneren Freundſchaft unwerth halten, nun ſo lebe denn wohl, und nimm meinen Dank für ſo viele ſchöne Jahre, die in deinem trauten Umgange wie ſelige Stunden dahin eilten. Daß du aber Emilien zu dieſer Reiſe beredet haſt, daran erkenne ich meinen edlen Welling! Entfernung wird ſie zerſteeuen; ſie wird es vergeſſen, daß ich es war, den die Vorſehung dazu beſtimmte, in ihr ſchönes Leben die erſten Dornen zu winden; und wenn du einſt mit ihr in deine Heimath zurückkehrſt, dann wird es meines Lebens ſüßeſte Sorge ſeyn, Emilien zu beweiſen, daß ich nie aufhörte ihrer Achtung werth zu ſeyn.

Allemanniſche Lieder.

1.

Märzlied.

(S. Aloys Schreibee's Gedichte. Thl. 1. Buch. 7. S. 527.)

Jetzt treiben die Haſeln und Weiden,
Jetzt könnt ihe Lockpfeifen euch ſchneiden!
Dee Boden iſt grün, und der Himmel iſt blau.
Wär' auch nue mein Lieb jetzt bey mir auf dee Au!

Schon gurren geeingelte Tauben,
Schon johlen *) die Hirten in Lauben.
Der Frühling iſt eine gar heerliche Zeit,
Weil morgen mein Lieb ee zum Küſſen mie beut.

Es weiß jeder Vogel ſein Plätzlein,
Und hat auch ſein Neſt und ſein Schätzlein.
Heut ſitzen die Soegen zu Gaſt noch im Haus,
Doch moegen jagt Alle mein Ännelein aus.

2.

Spruchlied.

(S. Aloys Schreiber's Gedichte. Thl. 1. Buch 7. S. 526.

Wenn's regnet, tropft's in Steäuchen,
Die Vöglein werden naß.
Willſt du den Unmuth ſcheuchen,
So geh zum vollen Faß!

Hat's Schnee in Wald und Hecken,
Dann beicht kein Laub heevor:
Willſt einen Maybaum ſtecken,
So geh voe's rechte Thoe!

*) Johlen, jöhlen, jehlen, laut jauchzen und ſchreyen.

Nicht jeder Stock gibt Trauben,
Ihr trefft auch manche Nuß.
Will dich dein Dienlein ſchrauben,
So ſtraf's mit einem Kuß!

Gottlieb v. Leon.

Correſpondenz-Nachrichten.

Neapel, den 28. Febr. 1822.

Roſſini's neueſte Oper, Zelmiea, ſollte mit Anfang des Carnevals gegeben werden; die erſte Aufführung verzögerte ſich aber bis zum 12. d. M., alſo beynahe bis zum Ende des Faſchings.

Wie leicht denkbar, war das Haus überfüllt. Der Erfolg des Stücks blieb lange unentſchieden. Roſſini hat angefangen, ſeine Formen zu wechſeln: es dürfte ihm damit noch ein größerer Ernſt werden, wann er auch ſeine Werkſtätte gewechſelt haben wird. Sein ungeheurer Schatz an ſchönen Motioen, der natürlich abgenützt iſt, kann nur unter einer neuen Geſtalt erſcheinen. Verirrt ſich zufällig ein neuer Gedanke unter ſie, ſo vermißt man an ihm jenen Vorzug eines Werkes, deſſen erſter Guß gelang. Roſſini's neue Oper hat ſchöne Glanz- und ſtarke Schattenpunete. Unter die gelungenſten Stellen gehört die Arie mit Duett der Zelmira „Perchè mi guardi e piangi" im erſten Act mit engliſchem Hoen; dann das Quintett im Finale deſſelben Acts, und das Finale ſelbſt „Mi ha colpito la sorpresa, lo stupor." Für Mad. Colbran hat Roſſini hauptſächlich geſorgt; ſie ſang und ſpielte mit einem Fleiß, den ich noch nie an ihr bemerkt und deſſen ich ſie nicht für fähig gehalten hätte. Ihr Geſang war ſeelenvoll und bezaubernd. Die Strifheit der Sigea. Ceceoni war ſtöend, da ſie gerade in den ſchönſten Momenten mit der Sigra. Colbran zuſammenwirken muß. Ihre ſchöne, metallreiche Stimme genügt wohl im Concert, aber nicht im Deama. Für den Tenor iſt weniger vortheilhaft geſorgt; er hat häufige Falſeteonverſationen in dem hohen d und e, für deutſchr Tenoeſänger faſt unausführbar. Übrigens gibt ſich David ſehr viel Mühe. Ambroſi iſt durchaus für ſeine Rolle nicht geeignet. Auch hat der Compoſiteur dem Greiſe die regſamr Kraft rüſtiger Baßläufe aufgebürdet, die der geſunden Vernunft rntgegen zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Rolle und die Recitatioe, welchr mit offenbarer Nachläſſigkeit und Eile geſchrieben ſind, machen den Hauptfehler der Oper aus. Roſſini iſt eitel, daher repetiet er ſich oft; das gilt auch hier. Indeſſen ſcheint mir dieſe Muſik die gelungenſte von allen, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Roſſini's Säufeln ſich in kleine Fugen, oder, wenn dieſe Bagatellen den Ehrennahmen noch nicht verdienen ſollten, in hübſche Canoni auflöſt. Ich hoffe, die Oper wird in Wien gefallen. Mir thut ihe Verſchwinden oon der hieſigen Bühnr ſehr leid. Sir wird hier höchſtens nue zehn Vorſtellungen erleben. In den erſten Tagen des künftigen Monats reiſen Mad. Colbean mit Roſſini, dann David, Nozzari und Ambeoſi nebſt mehreren zweyten Sängern und Sängerinnen nach Wien ab. Barbaja hat für letztere einen ungeheuer großen Geſellſchaftswagen machen laſſen.

Veſtris und Frau ſind nach London abgereiſt. Während dee Faſtenzeit wird kein Ballet gegeben. Ein neues Oeatorium „la Talia" von S. Meyer wird einſtudiert. Die ernſtgemeſſenr und durchdachtr Muſik dürftr dem neapolitaniſchen Materialismus nicht entſprechen. Sigra. Fabeé mit ihrer verſchleyerten Stimme und der Tenoe Donzelli werden daein ſingen. Die Vorſtellungen der „Talia" werden künftige Woche beginnrn.

Der Veſuv ſcheint abſichtlich ſo lange mit ſeinen Eruptionen gewartet zu haben, um uns während der Faſten einige neue Ergetzungen darzubieten. Am 17. d. M. begann ſich dir erſte Flamme zu zeigen. Hohlrr Donner im Eingeweide des Berges ließ dir Stärke des beoorſtehenden Ausbruches oorausſagen. Indeſſen hatte die Lawa, zum Troſt der Einwohner von Torre del Greeo und Reſina ꝛc. den Weg durch den alten und höchſten Krater genommen. Vom 20. bis 24. d. war die Eeuption am heftigſten.

Der ganze obere Kegel war mit glühender Lawa übergoſſen, ſo weit man ſehen konnte der Himmel blutroth und der Qualm ſo dicht, daß er am Tage die Sonne verfinſterte.

Ich wagte es, während der furchtbarſten Exploſion, wo mich alle Führer und Begleiter verließen, den Krater zu beſteigen. Die glühende Lawa wälzte ſich gerade nach der Richtung, welche ich genommen, um mir den Rückweg abzuſchneiden. Ich habe keine Zeit, Ihnen die Gefahren und die tauſenderley furchtbar herrlichen Eindrücke zu ſchildern, die mir am Rand des Verderbens, nahe an dem Schlunde, aus welchem die Wuth des furchtbaren Elements Tod und Verderben in tauſend glühenden Schlangen ſprühte, die links und rechts ſchwarz neben mir zu Boden fielen, faſt alle Beſinnung raubten. Ich werde hierüber einen Aufſatz drucken laſſen, der viele intereſſante Details liefern wird. Immer bleibt die Wirklichkeit hinter der Phantaſie zurück; nur in der Nähe des Vulkans überflügt jene alles, was der Menſch fürchten und denken kann. Dieſe Bilder ertragen keine Beſchreibung; das Gefühl wird zermalmt.

Die muſikaliſchen Zickel finden in der Faſtenzeit häufiger Statt. Panzini führt ſehr ſchöne Muſiken auf, zu deren Verſchönerung das allerliebſte Stimmchen der kleinen Derog.. nicht wenig beyträgt.

De Bach iſt mit ſeiner Geſellſchaft hier angekommen. Er hat einen Circus auf dem Largo del Caſtello aufgeführt. In einigen Tagen wird er ſeine Vorſtellungen eröffnen, ich fürchte, ohne großen Vortheil für das koſtſpielige Unternehmen.

Geſtern traf ich Roſſini bey Rothſchild. Seine Abreiſe iſt auf den 10. d. M. feſtgeſetzt. Er war ſehr liebenswürdig und ſang den Figaro.

Heute wollte ich den Veſuv von neuem beſteigen. Es erhebt ſich aber eben ein fürchterlicher Sturm, die Eruption iſt im Abnehmen.

Peſth, am 4. März 1822.

Geſtern hat Hr. Siebert ſeine gaſtlichen Kunſtleiſtungen hieſigen Orts mit einer von ihm ſelbſt entrepenirten muſikaliſchen Academie beſchloſſen, deren Frequenz ihm ein Beweis ſeyn mochte, daß unſer Publicum ihn als Kammerſänger nicht weniger denn als Opereiſten ſchätze. Indeſſen haben einige ſpätere ſceniſche Leiſtungen des Künſtlers, vielleicht wegen Aneignung fremder Partien (z. B. bey der Veſtalinn in der Rolle des Licinius), vielleicht wegen abgehender Beweglichkeit der Action (z. B. bey Figaro's Hochzeit in der Rolle des Figaro) nicht ſo hinreißend, wie ſeüher auf das Publicum gewirkt. In „Joſeph und ſeine Brüder" war Dlle. Siebert als Benjamin eine angenehme Erſcheinung an der Seite ihres Vaters, wiewohl der hübſche Hirtenknabe durchaus zu mädchenhaft war und bey einer Claſſe von Zuſchauern verlor, was er bey der andern gewann. Undankbar wäre es, unerwähnt zu laſſen, daß während des ganzen Cyclus der Siebertiſchen Gaſtrollen einige unſerer braven Operiſten brav mitgeholfen und den erweckenden Einfluß höheren Talents bewährt haben; ein Lob, welches man Hrn. und Mad Wächter, dieſem ohnehin bey uns gut angeſchriebenen Künſtlerpaare, vor allen ertheilen und bedauern muß, daß man ſolches nicht allen übrigen Mitgliedern der Bühne ſpenden kann. So gewiß unter unſern zeitherigen ſceniſchen Genüſſen die muſikaliſchen die beſten und reichlichſten waren, ſo gewiß wir dieß Hen. Siebert zu danken haben, ſo wenig haben die übrigen zeithetigen Opfer der Thalia zu bedeuten gehabt. Jedoch hat in dieſen Tagen die poſſirliche Fee aus Frankreich mehrmals ihren, mich dünkt der Circe abgeborgten Zauberſtab über unſere Bühne geſchwungen und durch ihre Witzergießungen großen und lauten Beyfall eingeerntet. Was wird die Kritik dazu ſagen! Es wird noch lange dauern, ehe das Publicum großer Städte dazu gewöhnt wird, ein anmuthiges Luſtwandeln im delphiſchen Haine der epicuräiſchen Triſt vorzuziehen. Solcher Kitzel wirkt auch nicht auf die Dauer, und ohne die trüben Anſichten des Recenſenten des Klingemanniſchen Theateralmanachs von 1822 *) zu theilen, welcher das jetzige Theaterpublicum, ja die ganze Leſewelt eines wüſten Indifferentismus bezüchtigt und mit einem abgelebten Greiſe vergleicht, darf man doch ſo viel feſtſtellen, daß kein Publicum in dergleichen Luſtſpielereyen der Thalia ſeine Haupt-

*) S. Halle'ſche Lit. Zeitung d. J. Nr. 24.

genüsse finden solle, und daß, wenn irgendwo die Unternehmung des Schauspiels bloß dadurch, daß man einem solchen vorherrschenden Geschmacke schmeichelte, zu halten wäre, man besser thäte, den Tempel Thalias zu schließen oder — ein Werkhaus daraus zu machen. Doch ich will aufhören zu moralisiren, weil es — nichts hilft, und Sie auf den Gedanken kommen könnten, ich sey ein Actionair des hiesigen Theaters und wolle mich durch diese Strafpredigt über den Verlust meiner Actie trösten; da ich doch keinen Theil an diesem löblichen Opfer für das gemeine Beste, noch eben große Sorge habe, daß die Unternehmung scheitre. Freylich! das vorliegende Defeit der baren Casse und die Erfahrung, daß das Interesse des Publicums sich nicht weiter als bisher geschehen, und nicht zu leidlicher Frequenz des Parterres, namentlich nicht zu einer anhaltenden Füllung der Logen steigern lassen wolle, erregen manche Bedenklichkeit wegen einer bessern Zukunft, und vor der Hand doch die Besorgniß, daß die bisherige Direction mit allen ihren Aufopferungen an Zeit und Muße und mit allen heilsamen Reformen und Ersparnissen doch keinen Lohn, als das Bewußtseyn, das Gute gewollt und gefördert zu haben, erwerben dürfte. Denn wenn auch jeder Billigdenkende einräumen muß, daß die große Theaterprobe mit einem Jahre für abgelegt nicht angenommen und in vielen Dingen erst durch Zeit und Erfahrung die richtigsten Maßregeln erkannt werden können, wenn auch vergeltender Patriotismus oder vielmehr Civismus beym Vorschlage der Reformirung sich schon löblich ausgesprochen hat, so dürfte doch Einer und der Andre der Interessenten die Sache für so bodenlos halten, daß ihm neue Opfer vergeblich dünken. Man hat indessen bey der vor kurzen gehaltenen Wahlversammlung über drey Viertel der alten Directoren wieder gewählt und hierdurch nicht nur Vertrauen zur bisherigen Direction, sondern auch Muth zur ganzen Sache bethätigt. Sie fragen: „Was sagt die öffentliche Meinung hierzu?" und ich antworte, daß solche mir nicht recht im Klaren zu seyn scheint. Sie fragen ferner: „Was meint die lokale Zeitschrift, die Pannonia?" und hierauf entgegne ich, daß dieser Muse hierüber eine maßgebliche Stimme nicht gestattet, wenigstens von ihr kein klares, am allerwenigsten ein feines Urtheil erwartet werden kann. Wollen Sie von der unverzeihlichen Unfeinheit und zugleich stümperhaften Plumpheit dieses Blatts ein Beyspiel haben, so lesen Sie in Nr. 17 S. 134, was das ästhetische Murmelthierchen auf meinen Scherz in Nr. 22 dieser Zeitschrift geäußert hat und mich bedauern läßt, daß ich durch meine satyrische Laune Ihrer feinen Ephemeride einen so groben Widersacher erweckt habe.

Dramatisches Concert

im k. k. priv. Theater an der Wien am 16. d.

Um der berühmten Mad. Graffini Gelegenheit zu verschaffen, sich nicht allein als Sängerinn zu zeigen, sondern auch ihr schauspielkünstlerisches Talent zu entwickeln, hatte die Direction am vorigen Sonnabende ein sogenanntes dramatisches Concert veranstaltet, in welchem ein großer Theil der Cimarosaschen Oper: die Horazier und Curiazier, mit Musikstücken von einigen andern Componisten untermischt, aufgeführt wurden. Da diese Vorstellung einen ganzen Abend ausfüllen sollte, da, außer den drey Hauptparthien, viele Chöre auswendig gelernt, überhaupt aber die nämlichen scenischen Vorbereitungen, wie zu einer eigentlichen Vorstellung, gemacht werden mußten; so könnte man allerdings fragen, warum Mad Graffini, statt abgerissener Stücke, nicht vielmehr die genannte Oper im Zusammenhange gegeben habe? Die Zeit des Einstudierens wäre dieselbe gewesen, denn die ganze Cimarosasche Partitur hätte eben so leicht, wie einzelne Theile derselben nebst andern Musikstücken, eingelernt werden können. Den Mangel an Übung der beyden aushelfenden Sänger kann man nicht vorschützen, denn es kam hier nicht darauf an, daß letztere mehr, sondern nur mehreres geleistet hätten; letzteres wäre ihnen möglich geworden, hätte man die Vorstellung noch um ein Paar Tage verschoben. Mit der unzerstückelten Dar-

ſtellung dee ganzen Oper wäre allen Theilen geholfen geweſen: das Publicum hätte eine vortreffliche Oper zu hören bekommen (ein Genuß, der eigentlich nicht ſo häufig iſt, wie die betheiligten Parteyen ſich's einzubilden ſcheinen) und die Sängerinn Gelegenheit erhalten, ihr Geſang- und mimiſches Talent ohne Unterbrechung und in einem einzigen Guſſe zur Anſchauung des Publicums zu bringen. Eben dem rhapſodiſchen Charakter dee Darſtellung iſt es vielleicht zuzuſchreiben, daß ſich die Leiſtung der Mad. Geaffini in ihren einzelnen Theilen ungleich gezeigt hat. Doch haben ihre zahlreichen Verehrer, dem Anſehn nach, die obwaltenden Mängel lieber überſehen, als den Verdienſten der Sängerinn keinen unbedingten Beyfall ſchenken wollen. Dieß iſt geſchehen; man hat ſich gegenſeitig zufrieden von einander getrennt, und wahrſcheinlich betrauert das Publicum die Ausgabe eben ſo wenig, als die Sängerinn die Einnahme.

Um einiger Maßen in's Detail zu gehen, ſo hat, wie uns dünkt, Mad. Graffini die durch eine andere nahmhafte Sängerinn berühmt gewordene Arie: Frenar vorrei le lagrime, am ausdrucksvollſten, überhaupt am künſtleriſchſten, vorgetragen. Es dürfte nicht unbemerkt geblieben ſeyn, daß Mad. Graffini im Geſange ein weit kräftigers und klingenders Organ entwickelt, als im Recitative. Vielleicht liegt der Grund darin, daß die Künſtlerinn durch jenen in ſich ſelbſt begeiſtert ward, im Recitative hingegen, welches, wegen der zerſtückelten Darſtellung, zu keinem dramatiſchen Zuſammenhange gedeihen konnte, geſtöet und ohne alle künſtleeiſche Theilnahme eeſcheinen mußte. Ihr Coſtum (Wolle) war treu, obgleich etwas zu ſcheinlos, oder vielmehr zu ſcheinbae ins Dunkle ſpielend.

Dlle. Franchetti, welche aus Gefälligkeit für Mad. Graffini den Cueiazio ſang, beſitzt eine ſchöne, klangvolle Stimme, wenig, oder vielmehr gar keine Schule, und eine vortheilhafte Geſtalt: letztere leuchtete Trotz des männlichen römiſchen Coſtums, hervor. Die Leiſtung dee Dlle. Franchetti war mangelhaft; abee ſie eeſcheint nicht ohne Verdienſt, wenn wir erwägen, daß dieſe junge Sängerinn noch nie ein Theater betreten hatte und ohnedem durch die Nachbaeſchaft der berühmten Mad. Geaffini furchtſam gemacht werden mußte.

Mit Vergnügen bemeeken wir, daß Hr. Haizingee, der ſchon einige Abende voeher in der Italieneeinn in Algier mit wirklicher Meiſterſchaft geſungen hatte, ſich durch Mad. Graffini nicht beengt gefühlt, ſondern im Gegentheile ihren Triumph getheilt hat. Das bewies der unbedingte Beyfall, den ihm das ganze Publicum in dee großen Scene: „Se alla patria" gezollt hat. So bereitwillig wir dieſem jungen, talentvollen Manne die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahreu laſſen, ſo können wir nicht umhin, ihn auf ſeine hin und wieder ſich cegebende unreine Intonation aufmerkſam zu machen. Das Duett in obenerwähnter Oper hat Hr. Haizingee mit größeeer Vollendung geſungen, als ſelbſt Gaecia in Paris, dee ſich einbildet, darin allen exiſtirenden Sängern den Rang abzulaufen.

Modenbild XII.

Überrock von Gros-de-Naples mit Atlas verziert. Hut von Atlas mit einer bunten Feder.

Herausgebee und Redakteue: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XII. Wiener 2 Moden.

35
184

Digitized by Google

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 23. März 1822.

36

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Steaull (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Blick auf Schubert's Lieder.

Von Friederich von Hentl.

Indem ich es unternehme, die Schubert'schen Lieder zu beleuchten, geht meine Absicht vorzüglich dahin, den Geist, der das Ganze vereint, die Poesie, die es belebt, und den Organismus, der ihm den lebendigen Ausdruck gibt, herauszuheben. Andere werden den theoretischen Theil dieses Werks beurtheilen und darthun, in wie fern darin dem Technischen der Kunst, wo kein Mißgriff geduldet werden kann, weil die bestimmte Regel jede Willkühr ausschließt, Genüge geleistet ist. Schubert's Lieder erheben sich durch immer unbestrittene Vorzüge zu dem Range genialer Meisterwerke, die dazu geeignet sind, dem gesunkenen Geschmack wieder aufzuhelfen; denn nie hat die wahre Kraft des Genies ihre Wirkung auf die Gemüther verfehlt. Möge der Funke des Göttlichen noch so tief unter der Asche verborgen glimmen, die von dem Altare niederbrennt, worauf wir dem Götzen der Sinnlichkeit opfern, er wird auflodern zur hellsten Flamme der Begeisterung, wenn ihn der Hauch des Genies anfacht, den wir nicht beschreiben, nur tief empfinden können.

In dem genialsten Werke unsers Componisten, dem Erlkönige, ist es nicht sowohl der melodische Ausdruck, weniger die Aufeinanderfolge der Töne im Gesange, was dem Ganzen den organischen Zusammenhang gibt, als vielmehr der harmonische Ausdruck, der Ton, den die Begleitung dem Werke mittheilt. Diese ist hier die Grundlage, auf welche das Tongemälde aufgetragen ist, und zwar ganz entsprechend dem Texte, wo Nacht und Sturm und der reitende Vater mit seinem Kinde den Hintergrund bilden. Mit tief eingreifender Wahrheit charakterisirt der melodische Ausdruck das Innere der Handlung, die abwechselnden Gefühle des Vaters, des Kindes und des Erlkönigs, während das Äußere der Handlung, nämlich der Galopp des Pferdes und das Dazwischenbrausen des Sturmes, in den zweckmäßigsten Formen der Begleitung ausgedrückt ist. Diese Behandlung war hier die einzig wahre, indem der gehaltene Romanzenton des Gedichtes auch einen gleichförmig ge-

haltenen Ton in der muſikaliſchen Ausführung forderte. Um dieſen Ton in das Ganze zu verweben, ohne etwas von der nothwendig verſchiedenen Charakteriſtik in den Worten der handelnden Perſonen aufzuopfern, mußten die einzelnen Melodien, die diſparaten Theile des charakteriſtiſchen Ausdruckes im Geſange durch die Begleitung gebunden werden. Letztere diente hier sonach nicht nur dem Geſange zur Folie, ſondern als muſikaliſche Malerey auch zur Tongebung.

Wie im Erlkönige, noch ehe der Vers:

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind

im Geſange ertönt, das Gemüth ſchon vorbereitet und dem Eindrucke hingegeben iſt, den das plötzlich vor die Anſchauung gezauberte Bild nur verſtärkt, eben ſo ſehen wir mit ahnendem Gemüthe den Unglücklichen vom Gebirge niederſteigen, in Wanderers Morgenlied: noch ehe der Geſang beginnt, dämmern die Verſe ſchon auf in unſerer Seele:

Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Thal, es brauſt das Meer!

Hinreißender Ausdruck belebt die darauffolgenden Verſe:

Ich wandle ſtill, bin wenig froh;
Und immer frägt der Seufzer, wo!

Zu intenſiv iſt der Eindruck, um ganz Wehmuth, zu wenig ſcharf und concentrirt, um ganz Schmerz zu ſeyn, der höchſte Grad der Wehmuth!

Wie der feyerlichſte Schwung den Vers:

Es dampft das Thal, es brauſt das Meer

begleitet und höchſt ungezwungen in den Ausdruck der Wehmuth übergeht, eben ſo verliert ſich der wehmüthige Ausdruck in jenen der inneren Leerheit des dumpfen Dahinſtarrens, wenn die Welt nichts mehr gibt, bey den Worten:

Die Sonne dünkt mich hier ſo kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was ſie ſprechen, leerer Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Mit innigſter Befriedigung ſeiner Natur nimmt das Gemüth das darauffolgende Gefühl der Sehnſucht, der ſich heftig aus dem Gemüthe hervordrängenden Frage auf:

Wo biſt, mein geliebtes Land u. ſ. w.

und das ſchnellere Tempo, die wehmüthig-heitere Melodie entſpricht ganz dem pſychologiſchen Fortſchritte des Textes und vereint in ſich das Wehmüthige der Sehnſucht und das Heitere des Gedankens an alles das, wornach das Gemüth ſich ſehnt. Nur Eines dürfte das feinere Gefühl beleidigen, daß nämlich der heitere Ausdruck, der wohl mehr nur im ſchnelleren Tempo liegt, auch den Vers begleitet:

Wo meine Todten auferſtehen.

Hier dürfte wohl das Freudige des Gedankens an die Auferſtehung der geliebten Todten von dem Schmerze, daß der Unglückliche das Land erſt ſucht, wo ſie auferſtehen, und von dem Ernſte des Gedankens an Tod und Auferſtehung noch mehr gedämpft ſeyn. Solche Übergänge von Gefühl zu Gefühl, wodurch jedem Worte ſeine eigenthümliche Bedeutung gegeben wird, ohne das organiſche Leben der Melodie zu zerſtören, gehören unter die ſchwerſten Aufga-

ben der Muſik. Auch hierin iſt Mozart einzig und unerreichbar. In dem Monologe aus Goethe's Fauſt, Gretchen am Spinnrade, gibt die Begleitung, wie im Erlkönige, eine herrliche Grundlage zum herzzerreißenden Ausdrucke in den Tönen, worein der Schmerz und die Wonne der Liebe getaucht ſind; ſie iſt die ſtete Schnur, woran die Perlenreihe der Töne feſthält, und contraſtirt durch ihre gleichförmige, dem Gange des Spinnrades ähnliche Bewegung auf die ergreifendſte Art gegen die leidenſchaftliche Grundſtimmung und den Wechſel der Gefühle im Geſange.

Eines weiteren Commentars bedarf dieſes Meiſterwerk nicht. Nur derjenige, der die ganze Tiefe der Goethiſchen Dichtung erfaſſen und nachfühlen kann, wird ſie im Geſange wiederfinden; es wird ihm vom erſten bis zum letzten Tacte klar werden, was ein in der erſten Liebe befangenes kindliches Gemüth empfindet.

Gleich herrlich iſt Schäfers Klagelied. Hier iſt alles vereint, um es zum vollendeten Tonwerke zu machen. Der dem Paſtorale eigenthümliche Ton iſt vortrefflich gehalten: er liegt ſchon im melodiſchen Ausdrucke. Die Begleitung iſt zweckmäßig und verbindet die durch die charakteriſtiſchen Modificationen nothwendig aus einander gehaltenen Melodien. Letztere ſind ſchon an und für ſich reizend und wirken als äſthetiſche Ideen auch ohne Text und Harmonie; jede Note muß unverrückt bleiben, ſoll die Melodie nicht zerſtört werden, der ſichere Probeſtein ihrer organiſchen Natur! Die Charakteriſtik iſt ſo tief eingreifend, daß ſie keiner Auseinanderſetzung bedarf, um allgemein empfunden zu werden. Auch die Übergänge im charakteriſtiſchen Ausdrucke ſind hier höchſt natürlich und ergreifend!

Dramatiſch und größten Theils recitativiſch ſind Memnon und Oedip und Antigone bearbeitet. Im Erſteren iſt das Klingen der Memnonsſäule treffend in die Begleitung verwebt: es gibt dem Ganzen Ton und Haltung. Auch der originale Charakter der Melodie iſt zu bemerken; ſie entſpricht, von der gewöhnlichen ſentimentalen Manier ſich entfernend, mehr der antiken Gefühlsweiſe durch Ernſt und einen ruhigeren Klageton, und zwar mit um ſo größerem Rechte, da es Memnon iſt, der klagt. Die zweyte Compoſition dürfte der Tadel treffen, daß die höhere, poetiſche Einheit einer zu geſuchten muſikaliſchen Malerey des Einzelnen aufgeopfert ſey.

Eine deſto herrlichere Gabe iſt das Lied: An Anſelmos Grabe, das in ſchmuckloſer Einfachheit tief ergreifend rührt. In der abgeblühten Linde hat Schubert ſelbſt allgemeine Sätze, die kein Ausdruck einer Gemüthsſtimmung ſind, wie:

Änd'rung iſt das Kind der Zeit

rein und ſchön melodiſch behandelt. Überhaupt iſt dieß eine beſonders ausgezeichnete Compoſition, voll gewählter Motive, und mit Zartheit dem Sinne der Dichtung ſich anſchmiegend!

Wenn man zu dieſen Compoſitionen das Lied: Raſtloſe Liebe, durch ſeinen leidenſchaftlichen, meiſterhaft gedachten und durchgeführten Ausdruck dahinreißend, die beyden, im echten Romanzenton gehaltenen Goethe'ſchen Romanzen der Fiſcher und der König in Thule, deren Letzterer beſonders durch den naiv-wehmüthigen Ausdruck rührt, hinzudenkt; wenn man die originale Behandlung des Werneriſchen Morgenliedes aus den

Söhnen des Thals, die Tiefe des Ausdrucks in Wanderers Nachtlied von Goethe, die reizende, naive Melodie des Heideröslein, den treffenden Charakter in Jägers Abendlied, den vollen Ausdruck in Goethe's erstem Verlust und die tief ergreifende Behandlung des Gedichtes von Claudius, das Mädchen und der Tod, in Anschlag bringt, so kann man nicht umhin, der deutschen Tonkunst zu einem Genie Glück zu wünschen, das in reicher Mannigfaltigkeit sich ausbreitend, den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst die höchste musikalische Bedeutung in erschöpfender, nie irrender Charakteristik zu geben weiß.

Wer zweifeln möchte, daß Schubert rein melodisch setzen könne, und ihm den Vorwurf machen wollte, daß er viele seiner Lieder durch zu reiche Begleitung unterstützend, bloß durch Harmonie und charakteristischen Ausdruck wirken lasse, wie etwa in Gretchen, der höre sein liebliches, höchst einfaches Heideröslein, der nehme Schäfers Klagelied, das zarte Wiegenlied vor sich, der beherzige die melodischen Stellen im Erlkönige, Wanderer u. s. w.

Ich glaube genug gesagt, und also nicht weiter nöthig zu haben, vom Besonderen noch ausführlicher zur allgemeinen Charakteristik der Schubert'schen Muse überzugehen. Jedermann wird in seinen Werken auf den ersten Blick den Charakter des Genies und des denkenden Künstlers entdecken, und wenn das gebildete Gemüth, im Innersten ergriffen, ausspricht, daß hier vollendet wahr und schön in Tönen ausgedrückt ist, was eben so gedichtet ward, so ist es besser, den krittelnden Verstand zu bescheiden, wenn dieser ja die Frage aufwerfen sollte, ob denn das wohl die rechte Manier sey, ob es nicht noch eine andere geben könne, ob dieser oder jener Meister so vorgegangen sey oder nicht? Jedes Genie trägt seinen Maßstab in sich selbst, und wird von einem Gefühle begeistert, welches das tiefste, innerste Bewußtseyn, die höchste Weisheit und die einzige wahre Erkenntnißquelle in Werken der schönen und erhabenen Kunst in sich schließt.

Charaden.

I.

Die Erste nennt dir jene heil'ge Zahl,
Die an das höchste Wesen dich gemahnt.
Du staunest ob der Letzten, wenn der Strahl
Des Blitzes sich den Weg durch Felsen bahnt;
Sie wirket unsichtbar im Sternenringe,
Und ist die mächt'ge Schöpferinn der Dinge.

Die Zweyt' und Dritte sind des Menschen Zier,
Sie sind die Quelle aller Sittlichkeit;
Wer sie nicht hat, entartet oft zum Thier,
Die Grazien beleid'gend ungescheut.
(Der Dritten letztes Zeichen laß nicht hören,
Sie kann es jetzt, doch später nicht, entbehren).

Das Ganze iſt, o dankenswerthe Gunſt!
Dem Ebenbild des Schöpfers nur verliehn,
Es iſt die Mutter jeder ſchönen Kunſt,
Und muß im Haupte jedes Dichters glühn;
Es zeugen Raphaels und Klopſtocks Werke,
Und Mozaets Harmonien von ihrer Stärke.

II.

Kein fühlend Herz muß der im Buſen tragen,
Wer nie der Erſten Süßigkeit empfand,
Sie ſchlinget in des Lebens Blüthentagen
Um zaete Seelen ein beglückend Band;
Sie zaubert zum Pallaſt die ſtille Klauſe,
Und trock'nes Brot zu einem Feyerſchmauſe.

Des zweyten Paares zärtliche Geſtalten,
Wer kann ſie ohne ſanfte Regung ſehn?
Das Glück iſt heimiſch, wo ſie friedlich walten,
Süß iſt's, an ihrer Hand durch's Leben gehn.
Sie ſind es, die unweit der Letzten laben,
Wenn ſie das Daſeyn uns gegeben haben.

Das Ganze quillt aus vaterländ'ſchen Reben,
Es reift auf ſanften Hügeln längs dem Rhein,
Der Himmel lohne jener Winzer Streben,
Und laß in Fülle dieſen Saft gedeih'n!
Und wär' ein voller Becher mir gegeben,
Ich ließe hoch die Zweyt' und Dritte leben.

Carl Auguſt Klafer.

Concert-Anzeigen.

Sonntags, den 10. März, ward vom Hrn. Joſeph Böhm, Mitglied der k. k. Hofcapelle und Profeſſor der Violine, im Landſtände-Saale ein großes Vocal- und Inſtrumentalconcert gegeben. Hr. Böhm, obgleich ein noch junger Mann, iſt bereits auf ſeinem Inſtrumente zu einem hohen Grade von Meiſterſchaft gelangt. Ob dieſer Künſtler je Gelegenheit gehabt hat, Baillot zu hören und ihn entweder im Ganzen oder theilweiſe zum Muſter zu nehmen, iſt uns unbekannt; nur ſo viel wiſſen wir, daß es ihm gelungen iſt, das von dieſem Künſtler neu erfundene Staccato oder Seiolto (sons détachés, welche darin beſtehen, daß das Abſtoßen der Töne nicht mit horizontal-ſcheerendem, ſondern mit vertical-hüpfendem Bogen gemacht wird), welches, unſers Wiſſens bis jetzt noch von keinem deutſchen Geiger ausgeübt wird, bis zu einer ſeltenen Vollkommenheit nachzubilden. Übrigens herrſcht Ungleichheit in Hrn. Böhm's Vortrage: während die ſchwierigſten Paſſagen oft in der größten Vollkommenheit herauskommen, mißlingen leichtere auf eine merkbare Weiſe. Auch läßt ſich in der Höhe des Griffbrets dann und wann ein Aufflug von unreiner Intonation vernehmen. Das von ihm und Hrn. Helmesberger vorgetragene Spohr'ſche Doppelconcert, ſo wie beſonders eine, von Mad. Grünbaum in der allerlieblichſten und vollendetſten Art geſungene, Roſſiniſche Arie, haben Enthuſiasmus erregt; auch iſt Hr. Worziſchek mit einer Fortepiano-Ausführung ſehr beklatſcht worden. Das von Hrn. Carl Maria von Weber componirte Schweerlied, ein ſehr geiſtreich erfundener Geſang, von ſechzehn Männerſtimmen vorgetragen, hat wiederholt werden müſſen. Die Eingangs-Ouverture, von demſelben Componiſten zur Jubelfeyer des funfzigjährigen Regierungs-Antritts Sr. Majeſtät von Sachſen geſetzt, und von ihm in eigner Perſon dirigirt, iſt

vortrefflich ausgeführt, und dem Hen. von Weber bey dieſer Gelegenheit der unzweydeutigſte Beweis der Achtung, welche das hieſige Publicum füe ihn hegt, gegeben worden.

Dlle. Antonia Oſter hat am vorigen Sonntage eine muſikaliſch-declamatoriſche Akademie gegeben, welche für das Publicum eben ſo unterhaltend, als für den Beobachter lehrreich, geweſen iſt. Die Annehmlichkeit derſelben wird ſich unſern Leſern in wenig Worten darthun laſſen, wenn wir ihnen ſagen, daß, außer der Concertgeberinn, einem zehnjährigen, höchſt talentvollen Kinde, und Mad. Pfeiffer, einer Sängerinn, welche man eben ſo gern ſieht, als hört, auch Mad. Schröder und Hr. Korn darin aufgetreten ſind. Das Lehereiche dieſes Concerts bemerkbar zu machen, dazu würden viele Worte, oder doch mehr, als uns hier geſtattet ſind, erfordert werden, und ſomit müſſen wir uns begnügen, daſſelbe bloß auf dem mittelbaren Wege anzudeuten. Wee in eine Geſellſchaft tritt, muß der Dame vom Hauſe ſein Complimene zuerſt machen, und wenn auch Königinnen zugegen wären. Wir machen alſo der Dlle. Oſter das unſrige und ſagen ihe, daß ſie mit iheem Concerte von Duſſek ſehr angenehm unterhalten hat. Liegt der Grund davon in der jungen Künſtlerinn, in dem Inſtrumente (welches uns ſehe gut geſchienen), oder in dee Compoſition? Das wollen wir nicht entſcheiden, ſondern nue anmerken, daß Duſſek keine Clavier-Noten, ſondern Clavier-Compoſitionen geſchrieben hat, an denen ſich immer das Ohe, ſehr haufig ſogar das Heez erfreut. Wie viele neuere Clavier-Tonſetzer können ſich deſſelben Ruhmes rühmen? Duſſek hat freylich nicht mit Mozart's Genialität, aber auch nicht mit dem, von ihm zum Spaß erfundenen, muſikaliſchen Würfelſpiele componiet. Wir kennen von ehemals her ein Doppeleoncert von demſelben Componiſten in As-dur, welches im voetgen Jahre in Paris ausgeführt ward, und gleichſam zum Balſam auf die Wunden diente, welche die übrigen, von demſelben Künſtler herrührenden Notenflagellationen dem Publicum geſchlagen hatten. Wir empfehlen den Fortepiano-Ausübern, welche etwa Mozaet's oder einiger Anderee Compoſitionen veraltet finden möchten, jenes Concert zur öffentlichen Ausübung und peophezeyen im Voraus, daß daſſelbe mehr anſprechen wird, als die Martereompoſitienen der Hereen A — Z. Iſt Dlle. Oſter eine Schülerinn des Hrn. Hieronymus Payer (wir ſprechen mit Fleiß bedingungsweiſe, um dieſem talentvollen Clavierlehrer dießmal keine Ehre zu viel anzuthun, wie ihm vor einiger Zeit in dieſen Blättern eine zu wenig erzeigt worden iſt); ſo möchten leicht alle erwachſenen Damen wiedee zu Kindern werden und bey Hrn. Payer Unterricht nehmen wollen. Mad. Schröder hat ein launiges Gedicht, die Wette, aus dem Buche geleſen. Vergleichen wir die allertragiſchſte Begeiſterung, mit welcher die genannte Künſtlerinn die Merope ſpielt, mit dee allerproſaiſchſten Alltäglichkeit, der ſie ſich bey Ableſung dieſes Schwanks überlaſſen; ſo geht daraus hervor, daß Mad. Schröder die allerumfaſſendſte Künſtlerinn iſt, die es geben dürfte. Hr. Korn hat das Glück von Schiller mit dem Buche in der Hand geſprochen und dabey, wie nicht anders zu erwarten ſtand, das Glück gehabt, zwiſchen dee dramatiſchen Declamation, welche außer dem Theatee ungenießbar iſt, und dee Kinderſtuben-Manier, an der ſich nur die literariſchen bonnes erfreuen können, die gehöeige Mitte zu treffen. Somit könnte man von ihm ſagen: *Beatus* medium tenuit. Mad. Pfeiffer hat eine Cavatina alla polacca von Caraffa mittelmäßig, dagegen die Arie von Roſſini ſehr brav geſungen. Das vortreffliche Organ dieſer Sängerinn verdiente eine ſolidere Ausbildung. Auch wäre ihr anzurathen, auf die Geammatik iheer Cadenzen mehr Sorgfalt zu verwenden und nicht, nach einer Fermate in D-dur, auf folgende Weiſe:

wieder nach G-dur zu gehen, ohne das cis aufzuheben.

An demſelben Tage gab Hr. Aloys Khayll, erſter Flötiſt des k. k. Hoftheaters an der Burg, eine muſikaliſch-declamatoriſche Akademie und trug darin zuerſt ein Adagio und Rondo von Hrn. Capellmeiſter Lindpeintner, und dann in Vereinigung mit ſeinem Bruder Variationen für Flöte, Oboe und Trompete vor. Die Trompete haben wir nicht gehört, ein Beweis für uns, ſelbſt wenn wir taub wären, daß ſie gefehlt hat. Die Variationen haben vielen Effect gemacht. Fräulein Biler hat ein Rondo von Hrn. Worziſcheck auf eine Weiſe geſpielt, daß wir das kaum aufgebrochene ſeltene Kleeblatt der hieſigen Fortepianoſpielerinn für vollzählig halten werden, ſobald ſich, wozu in dieſen kinderreichen Zeiten leicht Rath werden dürfte, das vierte gezeigt haben wird. Dlle. Unger hat die Arie „Parto" aus Mozart's Titus geſungen. Die Triolenläufe ausgenommen, iſt alles glücklich abgelaufen. Indem wir Hrn. Heurteur's, der Glaube und Muth, von Friederich Laun, aus dem Buche geleſen hat, erwähnen wollen, fällt uns der franzöſiſche Kunſtrichter Laharpe ein. Dieſer ſetzt bekanntlich in ſeinem *Cours de Littérature ancienne et moderne* hinter dem Tadel, den er über jedes einzelne Stück Piron's, die *Métromanie**) ausgenommen, ergehen läßt, die Worte hinzu: „Mais M. Piron a fait la *Métromanie*." So möchten wir die Kritik der Leiſtungen dieſes Künſtlers jedes Mal mit den Worten ſchließen: „Aber Hr. Heurteur hat den Oreſt geſpielt."

Dienſtags am 19. März hat endlich das ſo ſehnlich erwartete Concert des Hrn. Carl Maria von Weber Statt gefunden. Ein Unternehmen dieſer Art erfordert entweder eine ausführliche Beurtheilung, oder muß, iſt dieſe des Raums oder anderer Urſachen wegen nicht thunlich, mit einer bloßen Anzeige der gegebenen Stücke und der ſich producirten Künſtler abgethan werden. Wir befinden uns in dem Falle, nur letztere liefern zu können, fügen jedoch, des Herkommens wegen, einige Bemerkungen hinzu. Das Concert begann mit der, ſchon im Concerte des Hrn. Böhm executirten, Jubel-Ouverture. Dieſe Compoſition gehört zu der Zahl derjenigen, welche man mehrere, ja ſogar viele Male hören muß, um ſie verſtehen und einnehmen zu können. Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, daß dieſe Ouverture, wie viele andere Stücke ähnlicher Gattung, auf der Folterbank erzeugt worden ſey. Wäre es möglich, daß die unter der eignen Leitung des Componiſten und von einem vortrefflichen Orcheſter bewerkſtelligte Execution der Kritik irgend einen Spielraum geben könnte, ſo möchten wir anmerken, daß dee, nach der rauſchenden, in Des-dur ſich ſchließenden Stelle, eintretende graziöſe Satz, von Flöten, Oborn u. ſ. w. begleitet, eines drlicateren und discreteren Vortrags fähig geweſen wäre. Von dem erſten, von Hrn. von Weber vorgetragenen, Concertſtücke hat beſonders das Tutti des Orcheſters, welches einen Marſch bildet, ſo wie das darauf folgende Rondo, Beyfall erhalten. Nur hat man bedauert, daß letzteres ſchon nach dem ſechſten oder achten Tacte durch einen plötzlich einfallendrn Modulier- und Fortſchreitungs-Satz unterbrochen wird und daß das Thema nie wiederkehrt. In der, vom Concertgeber am Schluſſe vorgetragenen freyen Phantaſie und Rondeau hat ein Echo oder Pianiſſimo, welches ſich in ein Donnerwetter auflöſt, die allgemeine Neugierde in Anſpruch genommen. Das Schlummerlied**), vom Concertgeber componirt, hat gewiß niemanden in Schlummer gewiegt. Es iſt, trotz ſeiner ſchwer zu treffenden Ausweichung (aus H-dur in H-moll), von den HH. Jäger, Rosner, Forti und Seipelt in der Vollendung geſungen worden. Das eintretende Fortepiano-Zwiſchenſpiel, ſo wie überhaupt die Begleitung des Fortepiano, welche urſprünglich nicht zu dieſem Liede gehören, möchten vielleicht manchen überflüſſig geſchienen haben, da ſie den erwahnten Sängern den Triumph benahmen, dieß ſchwere Schlummerlied auch ohne Begleitung rein zu ſingen und im Tone zu erhalten. Dir

*) Dieß iſt das einzige Stück von Piron, welches ſich auf der franzöſiſchen Bühne erhalten hat. Es gilt für ein Meiſterſtück von reiner, fließender und correcter Verſification. Wenn wir nicht irren, ſo iſt davon eine deutſche Überſetzung von Theodor Hell vorhanden.

**) Eins der nächſten Blätter unſerer Zeitſchrift wird dieß Lied, welches ein Eigenthum derſelben geworden iſt, den zahlreichen Verehrern des Componiſten zum Beſten geben.

sogenannten vier Wiener Sänger, welche in Paris, so wie in ganz Frankreich, mit ihrem vierstimmigen, aller Begleitung entbehrenden Gesange so großen Beyfall eingeerntet haben, würden sich die Unterstützung des Fortepiano's verbeten haben. Mad. Grünbaum hat die Arie der Donna Anna aus Don Juan (F-dur) zum Entzücken des ganzen Auditoriums gesungen, wir sagen, zum Entzücken, und wollen mit dieser scheinbaren Emphase, die jedoch hier zu einer wahren wird, das höchste Wohlgefallen ausdrücken, welches die Sängerinn gemacht hat. Wird Mad. Grünbaum fortan in Concerten nur Mozartsche Compositionen singen wollen; so werden wir darauf antragen, sie die Mozart's-Sängerinn zu nennen, und sogleich selbst mit diesem guten Beyspiele vorangehen. Das Oboerondeau, von Hrn. Sellner geblasen, würde von größerer Wirkung gewesen seyn, hätte dieser Künstler den Effect eben so sehr in seiner Gewalt, als den Ton und Ansatz auf seinem Instrumente. Was der Effect ist? Das läßt sich leichter sagen, als andern verständlich machen. Der Effect ist, was die Natur nicht wäre, wenn dem Tage nicht die Nacht, dem Sommer nicht der Winter, der Hitze nicht die Kälte, endlich der Zweckmäßigkeit nicht die Tölpeley, entgegenstände. Wird man uns vorwerfen, daß wir hiermit nur gesagt haben, was der Effect nicht ist; so müssen wir das Ding bey seinem rechten Namen nennen und sagen, der Effect ist das Genie und das Genie ist der Effect. Sapienti sat.

Concert-Anzeigen.

Hr. Alexander Boucher, vormaliger erster Violinspieler und Orchester-Director des Königs von Spanien, Carl IV. Maj., und dessen Gattinn, erste Harfen- und Pianoforte-Spielerinn desselben Hofes, werden Dienstags am 26. d. M. im Landstände-Saale um die Mittagsstunde ein Vocal- und Instrumental-Concert geben. Eintrittskarten zu 5 fl. W. W. sind in der S. A. Steiner'schen Musikhandlung am Graben, in der Paternostergasse und am Tage der Aufführung an der Casse zu bekommen. Das Nähere wird der Anschlagzettel bekannt machen.

Hr. Siebert, vormaliger erster Bassist der k. k. Hoftheater, wird vor seiner Abreise nach Dresden, Sonntags am 24. März im Landstände-Saale mit seiner Tochter Clara ein Abschieds-Concert geben. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in der Kunst- und Musikhandlung der HH. Cappi und Diabelli zu haben. Das Nähere wird der Anschlagzettel besagen.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acacia verticillata. Wirtelblättrige Acacie. Aus Neuholland.
- nigricans. Aus Neuholland.

Buttneria cordata. Herzblättrige Buttnerie. Aus Peru.
Gnidia simplex. Einfache Gnidie. Vom Cap.
Passerina filiformis. Fadenförmiger Vogelkopf. Vom Cap.
Pittosporum sinense. Chinesischer Klebsame. Aus China.
Polygala myrtifolia. Myrtenblättrige Polygale. Vom Cap.
Pittosporum undulatum. Wellenblättriger Klebsame. Von den canarischen Inseln.

(Mit einer Musikbeylage)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Dorothea's Lied

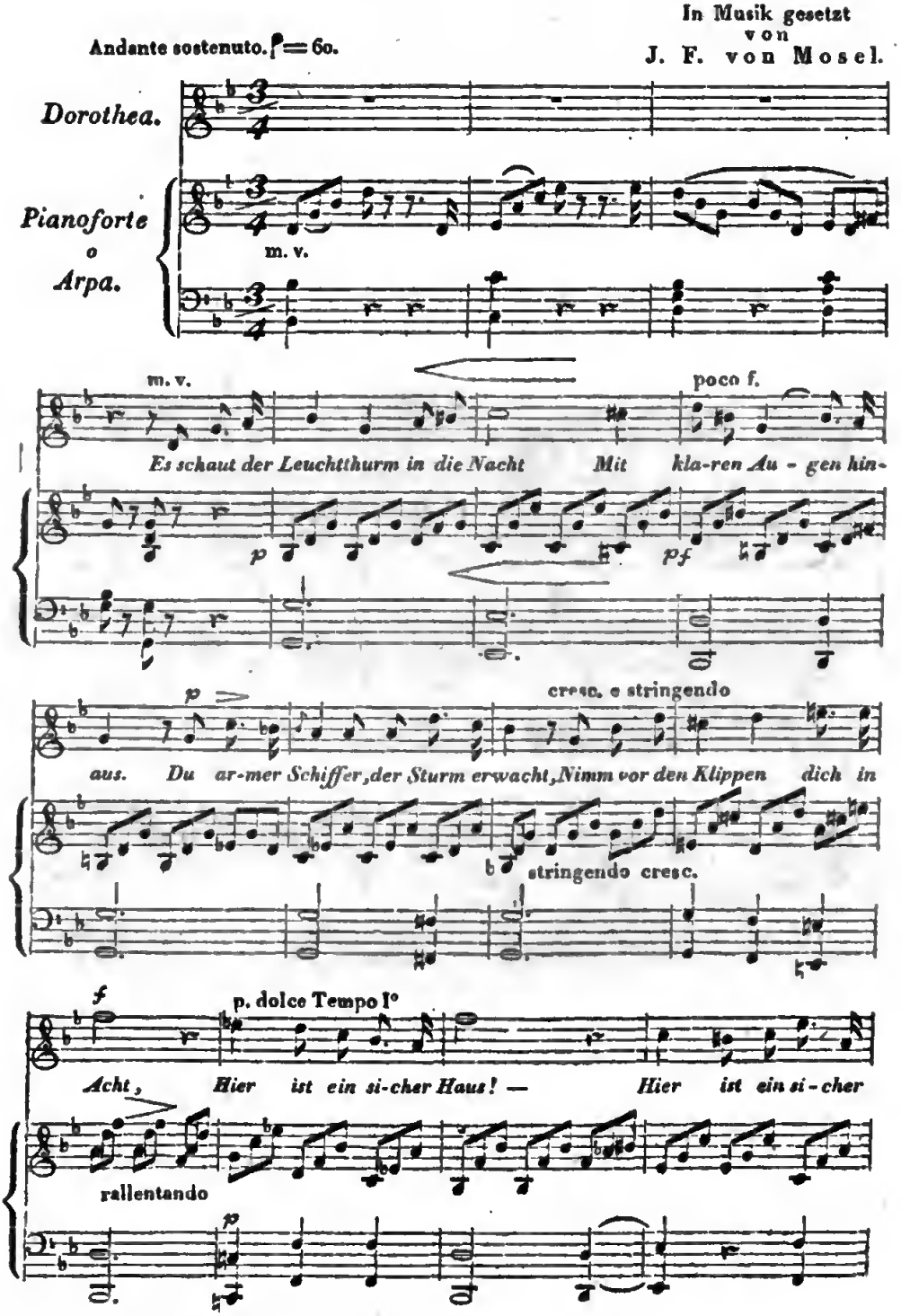
aus dem Trauerspiele:

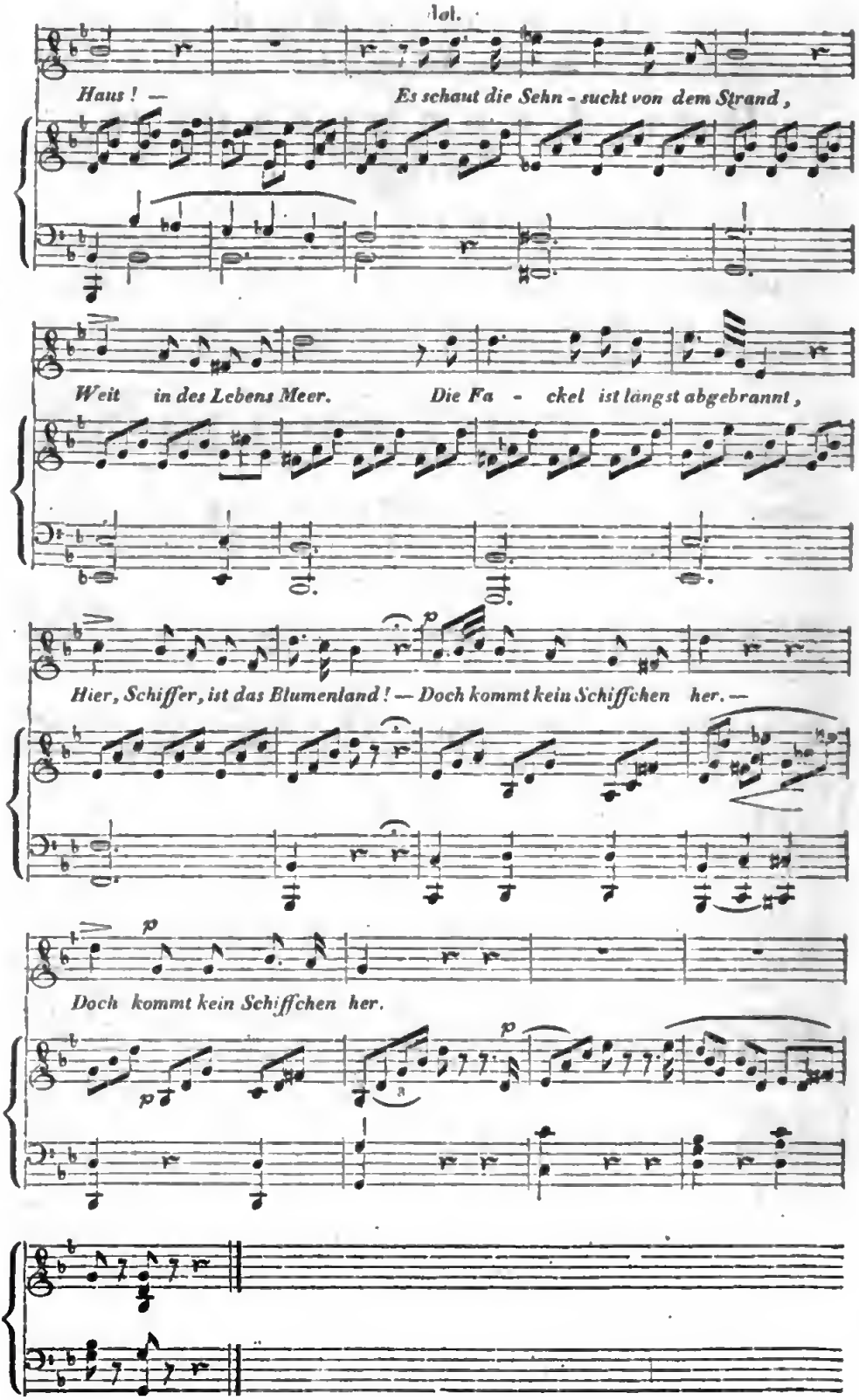
Der Leuchtthurm

vom

Freyherrn von Houwald.

In Musik gesetzt
von
J. F. von Mosel.





Gedruckt bey Anton Strauss.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 26. März 1822.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 34 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die neue Kettenbrücke über den Fluß Tweed in England *).

Von Carl Mayer.

Während meines Aufenthaltes im April 1821 zu Haggerston, in der Grafschaft Northumberland, wohin ich Behufs landwirthschaftlicher Endzwecke gereist war, besuchte ich die romantischen Gegenden der Tweed, des Grenzflusses zwischen England und Schottland, um die Vorrichtungen zu der in demselben bedeutenden Lachsfischerey, und vorzüglich die über denselben neu erbaute, nach einer originellen Idee ausgeführte Eisenbrücke, hier chain-bridge of suspensior (aufgehangene Kettenbrücke) genannt, zu besehen.

Viele lobpreisende Urtheile, verbunden mit dem bekannten genialen Erfindungsgeiste der englischen Nation, berechtigten mich zu großen Erwartungen. Allein dieses Meisterstück der englischen Baukunst überraschte mich mehr, als alle andern Werke dieser Art in London und Paris gethan hatten.

Für diejenigen, welche ein näheres Interesse an dergleichen Gegenständen nehmen, dürften folgende unvollkommene Andeutungen über die Kettenbrücke auf dem Flusse Tweed hinreichend seyn, sich von der Theorie dieses in seiner Art einzigen Baues einen ungefähren Begriff zu machen.

Obgleich seit Kurzem in mehreren in- und ausländischen Zeitschriften, und namentlich in Nr. 282 und 283 des Morgenblattes vorigen Jahres, die Draht- und Kettenbrücken besprochen worden sind; so halte ich es dennoch nicht für überflüssig, denselben Gegenstand nochmals zur Sprache zu bringen, da alle diese Beschreibungen ohne eine, die Structur des Kettengefüges erklärende Zeichnung gegeben worden sind, und ich die hier mitgetheilte Skizze (sehe die besondere Beylage) an Ort und Stelle selbst aufgenommen habe.

Der englische Marine-Capitän Brown ist der Erfinder und Erbauer der Brücke. Dieser Künstler hat, als die Regierung, bey Gelegenheit der Anlegung einer neuen Verbindungsstraße Englands mit Schottland, durch den nordwestlichen Theil der Grafschaft Northumberland, über die zweckmäßigste

*) Man sehe die beyfolgende Kupfertafel.

und wohlfeilſte Anlegung einer eiſernen Brücke über die Tweed, einen öffentlichen Aufruf ergehen ließ, mit Bekämpfung mehrerer ſich dargebotener widriger Umſtände, unter denen die Breite und Tiefe des Fluſſes, der ſchlechte Grund im Flußbete obenan ſtanden, ſeinen, bey weitem weniger, als jede andere Bauart koſtſpieligen Plan, mit genügenden Gewährleiſtungen vorgelegt, und, nach erhaltener Genehmigung, zu ſeinem und Englands Ruhme auf die ehrenvollſte Weiſe ausgeführt.

Wenn auch die Theorie dieſer Brücke nicht ganz neu, vielmehr eine Nachahmung mehrerer, hie und da beſtandener kleinerer Brücken von derſelben Art iſt; ſo bleibt dem Künſtler noch immer das Verdienſt, der erſte geweſen zu ſeyn, welcher einen ſo wichtigen Bau im Großen unternommen, und jeder Forderung entſprechend, vollendet hat.

Dieſe in der Länge von dreyhundert dreyßig Yards (ungefähr dreyhundert ſieben und achtzig eine halbe Elle oder hundert ſechzig Klafter Wiener Maß) ohne Mittelpfeiler über dem Fluſſe ſchwebende Brücke, wird von ſenkrecht herabhängenden eiſernen Stangen aa, welche nach Art einer Uhrkette in ähnliche, horizontallaufende, kürzere, aber durch die natürliche Schwere und Beweglichkeit der Glieder, die Form eines Bogens annehmende eiſerne Stangen bb eingefügt ſind, getragen. Letztere laufen durch die zwey, an beyden Ufern ſtehenden, aus großen, unter einander mit eingebleyten Eiſenklammern verbundenen, in der ganzen Dichtigkeit des Körpers gebauten Hauptpfeilern c d und ſind mit ihren Verlängerungen ee, nochmals in der Erde durch große, ungefähr eine und eine halbe Klafter hoch auf einander geſetzte, Steine befeſtiget.

Die Fahrbrücke ſelbſt, f, beſtehet aus kleinen, genau an einander paſſenden und auch rein bearbeiteten Tramen, über deren Fügungen angemeſſen breite und dicke eiſerne Bänder gelegt ſind, die zugleich dem Ganzen ein gefälligeres Anſehen gewähren, und zur längeren Dauer der Brückenhölzer beytragen.

Die am untern Rande dargeſtellten Beſtandtheile erklären den Begriff von der Zuſammenſetzung der Glieder. Wenn auf die Öffnung g des unterſten Gliedes h die Öffnung i der Querſtange k gelegt, hierauf die Öffnung l des oberen Gliedes m gepaßt, in die Pfanne n der Knopf o der ſenkrechten Stange p geſetzt, die Stange ſelbſt aber in die Rinne q eingefügt wird und die Öffnungen g, i, l durch den Backennagel Fig. 1. verbunden und geſchloſſen werden: ſo ſtellet ſich ein Glied der, die tragende Kraft der Brücke ausmachenden Kette dar, und es entſtehet auf dieſe Art die Fig. 2.

Fig. 3. iſt ein Tram des Fußbodens der Brücke, in welchen bey uu die ſenkrechten Stangen aa eingeſetzt werden.

Ich übergehe die übrigen, zur Herſtellung der Brücke zwar nothwendigen, aber mit der Grundidee dieſes Baues in keiner weſentlichen Verbindung ſtehenden, Gegenſtände.

Die Eröffnung derſelben fand im November 1820, unter dem Zuſammenſtrömen von mehreren tauſend Menſchen, aus den entfernteſten Gegenden Englands und Schottlands, und unter angemeſſenen Feſtlichkeiten Statt, die mit einem auf der Brücke ſelbſt veranſtalteten Balle, wozu nur durch Einlaßkarten der Zutritt geſtattet war, ſchloſſen.

Kurz, aber dem Ganzen entsprechend sind die, auf zwey eisernen, in der Mitte der Brücke x sich gegenüber befindlichen Worte:

„*Vis unita fortior.*"

Vom Kusse.

Plinius sucht den Ursprung des Kusses in der Neigung, welche die römischen Frauen zum Weine hatten. Er meint, die Männer hätten auf diesem Wege erforschen wollen, ob ihre Weiber dem Trunke ergeben seyen.

Cato der Censor hatte schon vor ihm den Rath gegeben, sich durch dieses Mittel von der Nüchternheit verheiratheter Frauen zu überzeugen.

Der Kuß ist während einer langen Zeit zu Rom das Zeichen der ehlichen Zärtlichkeit gewesen. Dann begann er unter die Zahl der geheimsten Liebkosungen gerechnet zu werden. Man führt das Beyspiel eines jungen Römers an, der zum Tode verurtheilt ward, weil er eine römische Frau wider ihren Willen geküßt hatte. Ein Senator ward einiger leidenschaftlicher Küsse wegen, welche er in Gegenwart seiner Tochter seiner Gemahlinn gegeben hatte, aus dem Rathe verbannt.

Der Kuß ward allgemeiner, als die römischen Ehemänner sich es erlaubten, ihre Weiber Angesichts ihrer Freunde zu küssen. Der Kuß auf den Mund kam in der ersten Zeit des Kaiserthums in die Mode: die Senatoren küßten die abreisenden oder heimkehrenden Imperatoren auf diese Weise.

Bald fing das gemeine Volk an, die Hand, die Knie, ja selbst die Füße der Kaiser zu küssen. Der junge Maximinian verschleuderte große Summen, um sich dergleichen Ehrfurchtsbezeignngen, welche seiner Eitelkeit schmeichelten, zu erkaufen.

Die Natur hat aus der Schamhaftigkeit ein strengeres Gesetz für die Frauen als für die Männer gemacht. Nichts destoweniger verlangt ein alter Moralist, dessen Namen wir uns nicht erinnern, die Gattinn solle dem Gatten einen Kuß geben, um sich ein Recht auf seine Dankbarkeit zu erkaufen.

In der heutigen Zeit ist der Kuß sehr gewöhnlich, ja selbst sehr gleichgültig geworden. Er scheint in Frankreich, wo man jetzt am wenigsten verschwenderisch damit umgeht, ehemals sogar mit Gelde erkauft worden zu seyn, dem alten Sprichwort zu Folge; „In Gallia oscula non tam venditantur (in Frankreich werden die Küsse nicht so theuer verkauft)."

Man sagt, in Schweden dürfe eine Frau erst dann den Besuch eines Mannes annehmen, wann sie ihm einen Kuß versprochen habe.

In England und in Flandern küßt man die Frauen nicht auf die Wange, oder auf die Stirn, sondern auf den Mund.

Die Römer glaubten, die Augen, der Hals, die Arme, überhaupt alle Theile des menschlichen Körpers, seyen besondern Gottheiten gewidmet. Sie verehrten diese Gottheiten, indem sie die Theile küßten, welche unter ihrem Schutze standen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Neapel, im März.

Die muſikaliſch-dramatiſchen Leiſtungen im Februar ſollen dieß Mal den Anfang machen. Die ſtehende Roſſiniſche Oper in dieſem Monate war: Cuor di Ferro, ossia la Bellezza, eigentlich Corradino. Mit dieſer Compoſition will David kommenden May in Wien ſein Glück verſuchen. Unglaublich iſt die Anzahl der Benefiz-Abende: faſt in jeder Woche dieſes Carnevals gab es deren wenigſtens eine. Veſtris, Taglioni, David, Mad. Colbran, Dardanelli, Mad. Dubourg haben bereits die ihrigen erhalten, und beynahe zahllos iſt die Menge der dabey aufgeführten Stücke. Z. B. gab Taglioni zu ſeiner Einnahme: die ganze Oper Riccinrdo e Zoraide in einem Act; das Urtheil des Paris, Ballet in drey Acten; den dritten Act oder die Ballſcenr aus dem Ballet Don Giovanni Tenovio; den zweyten Act der Oper Cuor di ferro; endlich das große Ballet Niobe, von welchem nur der fünfte Act etwas abgekürzt wurde. Da gab es um ſechs Carlin (drey Zwanziger) viel zu ſehen; wirklich kann man, nach dem Curs gerechnet, nicht mehr verlangen.

Den 9. Febr. fand Gioja's Einnahme Statt. Sie beſtand aus einem Acte von Bellezza e Cuordi ferro, Il Pelegrino o Ingegno supera l'età, hiſtoriſches Ballet in drey Acten, hier zum erſten Male, aber in Mayland bereits 1818 gegeben, und aus dem zweyten Act der Oper Niobe.

Dieſes hiſtoriſche Ballet, eigentlich mehr Pantomime, gehört unter die gelungenen Werke Gioja's, würde jedoch auf einem kleineren Theater, als z. B. Fondo, mehr Effect gemacht haben. Das Sujet, ein hinlänglich bekanntes, iſt ſchon ehemals unter dem Titel: Il Pellegrino bianco, im Teatro Nuovo und in der Feniee gegeben. Die Handlung iſt flieſſend, und durch den Eifer der meiſten, beſonders aber Taglioni's und der beyden kleinen Savoyarden, Dlles. Minacci und Simone, in Hinſicht der Mimik ſehr gut durchgeführt. Von zwey neu geſetzten Ballabili verdient das erſte, nämlich der Einzug eines Chors hochzeitlich gekleideter Landleute, den Vorzug. Die Muſik iſt durchgehends, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ſprechend, das meiſte derſelben aus Roſſini's Opern l'Italiana in Algieri und Cenerentola entlehnt. Das Ballet gefiel im Allgemeinen. In einem neu geſetzten Pas-de-deux, getanzt von Hrn. und Mad. Veſtris, gibt dieſes liebenswürdige Ehepaar einen neuen Beweis ihres Fleiſſes. Ich bedaure, daß dieſe Künſtler nach London abgegangen ſind.

Den 12. wurde das Geburtsfeſt unſeres vielgeliebten, angebeteten Monarchen auf der Riviera di Chiaia mit allem militariſchen Pomp gefeyert. Ein zierlicher Tempel, mit den reichſten kirchlichen Oenaten, ward in der Villa Reale, dem Gebäude des Commandirenden beynahe gegenüber, jedoch im Garten ſelbſt erbaut. Die beyden Grenadier-Bataillone rechts und links neben dem Altar, die ganze übrige Garniſon aber außerhalb des Gartens auf dem Corſo mit der Front, gegen die Meeresſeite aufgeſtellt. Am Schluß der Meſſe ward mit Harmonie-Begleitung das Volkslied, „Gott erhalte Franz den Kaiſer," abgeſungen, eine dreymalige Decharge gegeben und über die Piazza Reale defilirt. Abends ſpielte ein Chor aus den Muſikbanden von Alexander, Splenyi und Franz Carl ausgewählter Individuen, bey ſechzig an der Zahl, die neueſten Overturen mit energiſchem Fleiße und Genauigkeit, und zwar bey Fackellicht vor dem Hauſe des commandirenden Hrn. Generals.

(Der Schluß folgt)

Peſth, den 5. März 1822.

Der Faſchingstaumel iſt vorüber, und die ernſtern Muſen machen ihre Rechte wieder geltend. Vor allen iſt Euterpe bemüht, ihre Verehrer zu ſinnigem Genuſſe zu verſammeln. Wenn dieß Bemühen nicht immer goldene Früchte bringt, ſo fällt die Schuld größten Theils auf ihre Prieſter, die nur zu oft beym Opfern einen Weihrauch ſtreuen, der die Camönr ſammt dee andächtigen Menge zum Fliehen bringt.

Das Concert, welches Hr. Taborsky, einer der geſchätzteſten Violinſpieler unſeres Theaterorcheſters, am 24. Februar d. J. gegeben hat, entſprach, im Ganzen ge-

nommen, der gehegten günstigen Meinung. Die Mitwirkung Hrn. Siebert's, den wir seit mehreren Wochen als Gast besitzen, so wie der Umstand, daß Hr. Babnigg, der sich noch im verflossenen Jahre das Bein gebrochen hatte, zum ersten Male wieder öffentlich hören ließ, hatte eine größere Anzahl Zuhörer, als gewöhnlich, herbeygezogen. Das Concert begann mit einem Nonett von Krommer (D-dur) mit obligater Flöte, Clarinette und Violine, welche von den HH. Pfeiffer, Schlosser und Taborsky recht brav vorgetragen wurden. Hierauf folgte ein Concert für die Violine, componirt und vorgetragen vom Concertgeber. Das Stück verfehlte seine Wirkung nicht; Hr. Taborsky gefiel allgemein durch die fertige und geschmackvolle Behandlung seines schwierigen Instrumentes. Noch größern Beyfall erwarb sich dieser Künstler am Schlusse des Concerts mit dem Vortrage der Mayseder'schen Polonaise, deren zarter Charakter seinem Spiele weit mehr zusagte. Hr. Weidl, vom Theaterorchester, spielte ein Violoncell-Potpourri von Romberg, welches kalt ließ. Winkler's Variationen über den Othello-Marsch für das Pianoforte, die wir oft von ihm selbst mit der ihm eigenen genialen Keckheit spielen hörten, verloren zwar unter den schüchternen Fingern des Dilettanten, der sie für diesen Abend zu seinem Debut gewählt hatte; doch war der Fleiß nicht zu verkennen, welchen der junge Mann auf die Einübung so mancher schweren Stelle verwendet haben mußte. Die Krone der Instrumental-Partie dieses Concerts war das Flötenrondo von Danzi, geblasen von Hrn. Pfeiffer. Der kraftige, reine Glockenton, die seltene Ruhe selbst bey Überwindung der größten Schwierigkeiten, und der verständige, umsichtige Vortrag sichern Hrn. Pfeiffer den Rang unter den besten Flötisten.

In dem Duette aus Nicolini's Trajan in Dacien, gesungen von Mad. Wächter und Mad. Taborsky, entwickelte letztere eine bedeutende Tiefe; übrigens wirkte die sichtbare Verlegenheit und Beklommenheit der Sängerinn, wahrscheinlich durch das erste Auftreten vor einem zahlreichen Auditorium veranlaßt, nachtheilig auf ihren Gesang. Das Publicum war erfreut, in der „Sehnsucht" von Leidesdorf, nach langer Entbehrung Hrn. Babnigg wieder zu hören. Vortrefflich sang Hr. Siedert das von ihm selbst in Musik gesetzte Lied: „der Morgen", mit Text von Eckhardshausen. Durch stürmischen Applaus bewogen, setzte er sich zum zweyten Male an das Clavier, und sang ein anderes artiges Liedchen, mit demselben Erfolge.

Eine ganz heterogene Erscheinung war Bäuerle's Travestie „das Schnupftuch", declamirt von Mad. Walla. Denn wenn man diesen etwas leichtfertigen Schwank in einer kleinen vertraulichen Gesellschaft hingehen lassen möchte, so erfordert doch die Achtung vor einer öffentlichen Versammlung gebildeter Menschen, daß der Künstler bey der Wahl des Darzustellenden behutsamer zu Werke gehe, um dem bessern Gefühle der Menge nicht zu nahe zu treten.

Den 3. März veranstaltete Hr. Siebert, erster Bassist vom k. k. Hof-Operntheater in Wien, sein Abschiedsconcert, nachdem er ungefähr zwölf Gastrollen in Pesth, und zwey in Ofen gegeben hatte. Nicht leicht kann irgend ein auswärtiger Künstler bey gleich langem Aufenthalte sich eines so anhaltenden Beyfalls der hiesigen Theaterfreunde zu erfreuen haben, als dieser Sänger. Es ist keineswegs zu läugnen, daß seine umfangsreiche, klangvolle Bruststimme, sein angenehmes Falset, die ungewöhnliche Biegsamkeit seiner Kehle, und die gute Schule, welche er besitzt, ihn zu einem vorzüglichen Bassisten stempeln. Indessen dürfte er sich doch zu viel zugetrauet haben, als er den Part des Tancred und Othello, in den Opern gleichen Namens, und des Licinius in der Vestalinn, übernahm. Überdieß fehlt ihm, als Schauspieler, Lebendigkeit und Gewandtheit der Bewegungen, ja selbst die größere Feinheit in Auffassung der Charaktere. Entzückend war sein Gesang im Sarastro und im Seneschall in Johann von Paris; beyde Rollen mußte er wiederholen. Überhaupt eignet sich seine Stimme, ihrem Charakter nach, mehr für sanfte, schmelzende Melodien, als für die rauschende, nach Effect haschende Theatermusik. Seine Tochter, Dlle. Clara Siebert, sang zwey Arien (aus dem Freyschützen und der diebischen Elster) recht niedlich. Unter den übrigen Musikstücken erhielt den stärksten Beyfall ein Terzett von Götz, gesungen von Mad. Wächter, und den HH. Babnigg und Siebert; dann ein Potpourri für

Flöte und Pianoforte, welches die HH. Pfeiffer und Winkler mit ungemeiner Präcision und Lieblichkeit vortrugen. Hr. Czwrczek erregte durch den vollen, runden Ton, den er dem Horne zu entlocken weiß, die beſten Hoffnungen für die Zukunft.

Theater-Anzeige.

Margarethe, Königinn von Catanea, pantomimiſches Ballet in drey Aufzügen, von Hrn. Taglioni, Muſik von Hrn. Grafen von Gallenberg, Decorationen von den HH. Janitz und Gail, Coſtum, angegeben von Hrn. von Stubenrauch und ausgeführt von Hrn. Lucca Piazza, aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächſt dem Käenthnerthore.

Die Handlung dieſes Ballets iſt eben ſo einfach, als intereſſant. Der König Wilhelm von Catanea (Hr. Bapt. Petit) iſt in den Krieg gezogen und hat ſeinem Miniſter und Günſtling Majone (Hr. Reiperger d. ä.) für die Dauer ſeiner Abweſenheit die Verwaltung des Reichs übertragen. Dieſer entſpricht dem in ihn geſetzten Vertrauen auf eine ſolche Weiſe, daß die Königinn (Mad. Courtin) ihm gerührt ihren Beyfall zu erkennen gibt. Majone miſsdeutet dieß Benehmen: ihn dünkt Ausbruch der Liebe zu ſeyn, was nur Beweis der Dankbarkeit iſt. Von dieſem Wahne verleitet, ſtürzt er ihr zu Füßen und erklärt ihr ſeine verbrecheriſche Liebe. Margarethe, im Gefühle ihrer Würde und der erlittenen Beſchimpfung, gibt dem Verwegnen ihre Verachtung zu erkennen und gebietet ihm, fortan nie wieder eine ähnliche Sprache gegen ſie zu führen. Majone beſchließt ſich zu rächen: die Gelegenheit dazu läßt nicht lange auf ſich warten. Odofred, der Königinn Stallmeiſter (Hr. Taglioni), erſcheint: er meldet der Königinn die Rückkehr ihres Gemahls. Die erfreute Gattinn beſchenkt ihn mit einer goldenen Kette, welche ſie am Halſe trägt. Dieſes Vorwandes bedient ſich Majone, den Stallmeiſter glaubend zu machen, die Königinn hege eine geheime Leidenſchaft für ihn, ja, er verſpricht ſogar, ihm nächſtens von dem Wohlwollen derſelben die überzeugendſten Beweiſe zu geben. Odofred iſt erſtaunt: er weiß nicht, ob er Majonen glauben, oder miſstrauen ſoll. Mit dem Erfolge, den ſich der Miniſter von dem Betruge verſpricht, noch nicht zufrieden, will der verrätheriſche Majone die Königinn doppelt verderben: auf ſeine Veranſtaltung wird Roger, ihr Sohn, der von der Mutter dem heimkehrenden Gatten entgegengeſandt wird, aufgehoben und auf eins ſeiner Schlöſſer in Verwahrung gebracht. Das Heer kehrt zurück, an der Spitze deſſelben der König Wilhelm. Entzückendes Wiederſehen der beyden Gatten: ſie tanzen ein Pas-de-deux. Doch die Freude verwandelt ſich Anfangs in Trauer, als man den königlichen Prinzen vermißt, dann in Verzweiflung, als der gefundene Mantel deſſelben auf ein ihm zugeſtoßenes Unglück ſchließen läßt. Majone benutzt den Schmerz des Vaters, um ihn zu überreden, die Königinn, einer fremden Liebe unterthan, habe ihren Sohn bey Seite geſchafft, um durch ſeinen Anblick nicht an den von ihr verabſcheuten Gemahl erinnert zu werden. Der König glaubt den Einflüſterungen ſeines Günſtlings. Was ſollte er auch nicht? Erblickt er doch der Königinn Kette an Odofreds Halſe! Aber Majone bleibt nicht auf halbem Wege ſtehen: er ſchmiedet ein Billet, in welchem die Königinn dem Stallmeiſter ein Rendezvous anbietet. In Folge deſſelben begibt ſich Odofred zur Königinn; letztere erſtaunt, aber der Stallmeiſter zeigt das Billet vor. Der Betrug wird entdeckt und eben fällt Odofred der Königinn zu Füßen, um derſelben für die ihm gewährte Verzeihung zu danken, als der König, von Majone benachrichtigt, eintritt. Das Verbrechen ſeiner Gemahlinn ſcheint ihm erwieſen zu ſeyn, als er das Billet, welches zu Boden gefallen iſt, geleſen hat. Margaethe will ſich vertheidigen, wird aber nicht gehört, ſondern auf ein entlegenes Schloß in's Gefängniß geführt. Die Scene verwandelt ſich in eine, um den Ätna gelegene, Ebene; Fiſcher feyern eine ländliche Luſtbarkeit. Da treten Majone's Helfershelfer mit dem Prinzen Roger auf, den ſie in eine Höhle verbergen. Zu gleicher Zeit landet (man ſieht, der Zufall könnte nicht zweckmäßiger ſein Spiel treiben) das Schiff, auf welchem ſich die verbannte Königinn, unter Majone's Gewahrſam, befindet. Roger findet Mittel, ſeinen Wächtern, die vermuth-

lich von der gehabten Strapaze ausruhen, zu entſpringen und fliegt der Mutter in die Arme. Auch erſcheint der treue Odofred, der wahrſcheinlich die Königinn nicht unſchuldig um ſeinetwillen leiden laſſen will, mit einer Anzahl Bewaffneter auf den Höhen im Hintergrunde. Das hat der Verräther Majone nicht erwartet: eiligſt und ſchleunigſt begibt er ſich mit der Königinn in das Schloß, die Zugbrücke wird niedergelaſſen und Odofred hat für's erſte das Nachſehen. Doch fällt ihm der junge Peinz in die Hände, wie? Das begreift man nicht; warum? Damit ihn Odofred an den König abſenden und dieſem über den Verräther Majone die Augen öffnen laſſen könne. Roger erſcheint am Hofe, entdeckt dem Vater, was er weiß, und in des Königs Seele beginnt eine Ahnung von der Unſchuld ſeiner Gemahlinn aufzudämmern. Auf der Stelle macht er ſich nach dem Schloſſe auf den Weg. Odofred hat unterdeſſen Gelegenheit gefunden, durch eine verfallene Waſſerleitung in das Schloß zu dringen: er befindet ſich in einem Waffenſaale. Ein Geräuſch läßt ſich hören: Odofred, um nicht entdeckt zu werden, verbirgt ſich hinter einer Trophäe. Es iſt Majone, der hier der Königinn die Befriedigung ſeiner Wünſche als die einzige Bedingung ihrer Freyheit abzutrotzen ſucht; beyde kämpfen mit einander und eben will Majone der Königinn den tödlichen Streich beybringen, als Odofred mit dem Degen in der Fauſt auf den Verräther eindringt. Majone ſetzt ſich zur Wehr, aber ſein Stündlein hat geſchlagen: er wird von Odofred durch und durch geſtochen. In demſelben Augenblicke dringt der König an der Spitze ſeiner Truppen, die das Schloß geſtürmt und erobert haben, in den Saal, Margarethens Unſchuld wird erkannt und ein „In dulci jubilo, nun tanzet und ſeyd froh" beſchließt das Ganze.

Dieß der intereſſante Inhalt eines Ballets, welches nicht allein durch ſeinen ungemeinen ſceniſchen Pomp, ſondern auch durch die künſtleriſche Vollendung, mit welcher es von ſämmtlichen Mitgliedern, die Figuranten und Figurantinnen mit eingeſchloſſen, getanzt und geſpielt wird, einen ſo allgemeinen Beyfall erhalten hat, daß es heute (am 22. März) ſchon zum ſechſten Male hinter einander gegeben wird. Um uns kürzlich in einige Details einzulaſſen, ſo wollen wir anmerken, daß Mad. Courtin eine eben ſo ſchöne Frau, als geübte Tänzerinn und Miminn iſt, daß der Böſewicht Majone beſondees unter dem männlichen Publicum viele Vertheidiger gefunden, daß Mad. Bretel eine vortreffliche Pirouette gemacht, daß Dlle. Millière un *millier* d'applaudissemens erhalten und daß Dlle. Heberle vor dem Könige Wilhelm, wie einſt Hebe vor dem Könige der Götter, getanzt hat. Was ſollen wir endlich von Hrn. Taglioni ſagen, dem ſinnreichen Erfinder ſo vieler Freude und Herrlichkeit? Möge es ihm an ſeinem Bewußtſeyn und an dem empfangenen Beyfalle des Publicums gnügen: unſere Lobesformeln ſind erſchöpft.

Die Coſtumes ſind vortrefflich erfunden und von Hrn. Luca Piazza höchſt gelungen ausgeführt, der Luxus der Kleider verſchwenderiſch und die Decorationen ſo vollendet, daß ſie dem Genie der HH. Janitz und Gail die größte Ehre machen.

Die Muſik des Hrn. Grafen von Gallenberg iſt nicht geſucht, ſondern gefunden: genügender können wir uns über den Werth derſelben nicht ausſprechen.

Am 19. März und nachfolgend erſchien vor dem erſt angezeigten Ballet das früher oft mit Beyfall geſehene Singſpiel Alexis von Dalayrac mit theilweiſe neuer Beſetzung wieder. Dlle. Thecla Demmer gab die Rolle des Alexis mit vielem Fleiße und Gefühl. Vorzüglich gelang ihr die letzte Briefſcene. Hr. Weinmüller, als Gartner, war einfach und herzlich. Er bleibt in der deutſchen Oper, für Rollen dieſer Gattung, ein ſchwer zu erreichendes, immer ſeltener werdendes Vorbild. Die Chöre gingen gut und benahmen ſich anſtändig.

Große musikalische Akademie
zum Vortheile des Pensions-Institutes der Witwen und Waisen der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 31. März und 1. April geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird das Oratorium: Die Befreyung von Jerusalem, gedichtet von den Herren Heinrich und Matthäus Edlen von Collin und in Musik gesetzt von dem Hrn. Abbé Maximilian Stadler aufgeführt werden. Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates hat dieses Unternehmen durch gefällige Mittheilung des Oratoriums wohlwollend befördert.

Ankündigung.

Bey dem bevorstehenden Vierteljahresschlusse des siebenten Jahrgangs dieser Zeitschrift werden die HH. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Übersendung derselben zu leiden. Dienstags, Donnerstags und Sonnabends erscheint jedes Mal wenigstens ein halber Bogen Text, und wöchentlich am Donnerstage ein von Hrn. Phil. von Stubenrauch, Costumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und von dem rühmlich bekannten Hrn. Franz Stöber in Kupfer gestochenes, sorgfältig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidergattungen und Damen-Coiffüren darstellend. Der Jahrgang besteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Register und Umschlag versehen ist.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl. W. W., und ist in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergasse Nr. 1108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Oberstpostamts-Hauptzeitungsexpedition oder an die ihnen zunächst gelegenen k. k. Postämter wenden und vierteljährlich 16 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder kosten in der Handlung zum goldenen Steen am Petersplatze 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder um die bestimmten Preise durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen und der bisherigen sechs Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte:
I. Einbildungskraft. II. Liebfrauenmilch.

(Mit einer Kupfer-Beylage, die Kettenbrücke über den Fluß Tweed in Schottland darstellend.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Fig. 3.

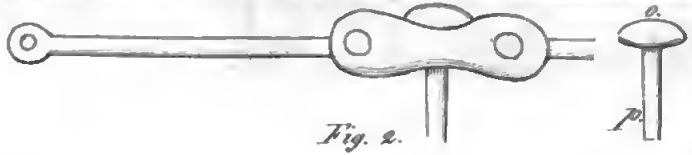


Fig. 2.

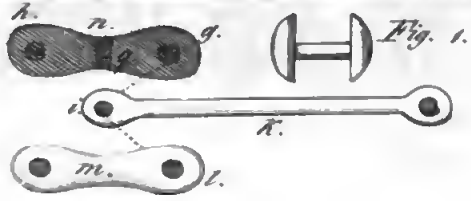


Fig. 1.

Beyl. z. Wien. Zeitschr. 1822.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 28. März 1822.

38

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Averner-See und seine nächste Umgebung.

Verwebt in die Mythen der Römer, gefeyert im Gesange unsterblicher Dichter, wie in den Erzählungen berühmter Geschichtschreiber, wäre der Averner-See, auch ohne seine interessanten Umgebungen, eine Merkwürdigkeit, die schwerlich ein Reisender unbesucht lassen dürfte. Eine Beschreibung davon, über die Alpen gesendet, wird daher nicht ungünstig aufgenommen werden.

An die Erscheinung des Niedersinkens der Sonne knüpften die Alten den Begriff des Aufhörens und Verschwindens. Dort wo Helios den Wagen zum Ocean lenket, dort lag, nach ihrer Meinung, die Schattenwelt. In Griechenland, wie in Italien, waren die westlichen Theile dem Reiche Pluto's geweiht. Wie man sich in jenem bey dem Vorgebirge Tänarum den Eingang zur Unterwelt dachte, öffnete sich in diesem dieselbe Pforte am Averner-See. Unzugängliche dunkle Wälder überschatteten den Spiegel desselben, und warfen den Schleyer der Nacht über ihn. So giftige Dünste stiegen aus ihm empor, daß selbst die über ihm schwebenden Vögel leblos in seinen Schlund fielen *). Finsteres Grauen, Todesstille war um ihn verbreitet; aus ihnen schuf sich die Einbildung das öde Reich des stygischen Jupiter. Hier war es, wo Ulysses, als er in diesen Gewässern irrend umherschiffte, jenes wilde Volk, in Höhlen wohnend, gesehen hatte. Hier stieg Äneas zu den Schatten, um seinen Vater Anchises zu sehen. Altäre und Tempel, dem unsichtbaren Beherrscher des Tartarus geweiht, erhoben sich an seinen Ufern; ihm opfernd, konnten die Geister der Abgeschiedenen hervorgerufen werden. Auch Hannibals und seines Heeres Opfer loderten hier empor **). In der Nähe dieses Sees theilte Sybille ihre Offenbarungen mit; und diese Gegend war

*) Der See hat seinen Namen von dem griechischen Worte Aornos, welches so viel als ohne Vögel bedeutet. Lucretius L. VI.

**) Livius lib. XXIV. cap. 12.

es, welche die Phantaſie des Sängers der Äneide zum ſechſten Buche begeiſterte *).

Erſt als auf Auguſtus Befehl dieſe Wildniß ausgehauen wurde, wie uns Strabo, Dio Caſſius u. a. berichten, ſchwand das Furchtbare und der Aberglaube, die ſich in ihr verſteckt hatten. Zwanzig tauſend Sclaven waren beſchäftigt, den Averner- mit dem Lucriner-See und dem Meere zu verbinden, und jenen berühmten juliſchen Hafen zu erbauen, deſſen Suetonius, Virgil und Horaz, als eine der merkwürdigſten Unternehmungen dieſes Zeitalters erwähnen **). Noch zeugen von ihm die Spuren zertrümmerter Pfeiler im Meeresgrunde über hundert Schritt vom Ufer entfernt; noch ſpühlen die Wellen um den Grundſtein des Leuchtthurms.

So ſchufen Zeit und Verhältniſſe dieſe ſchreckensvolle Gegend zu einem anmuthsvollen ländlichen Aufenthalte um. Jetzt umgeben dieſen anderthalb deutſche Meilen von Neapel entfernten See, der eine ſtarke halbe Stunde im ellyptiſchen Umkreis, und eine Tiefe von acht hundert Schuhen hat, reizende grüneude Hügel. Feuerrothe Veilchen duften mit bezauberndem Wohlgeruch an ſeinen Ufern; des Landmanns Sichel und Senſe erntet um ihn reichen Segen; der Geſang Einſamkeit liebender Vögel flötet aus den Gebüſchen, deren lichter Schatten ſich in den Wellen ſpiegelt, die geräuſchlos vom leiſen Weſt geſchaukelt werden. Längſt ſchon iſt es nicht mehr zweifelhaft, daß vor undenklichen Zeiten ein Vulcan hier getobt, deſſen Krater zuſammengeſtürzt und ſich mit Waſſer gefüllt, dieſem See ſeine Entſtehung gegeben hat, und daß dieſer Krater, als noch nicht alle Feuerſtoff-Theile gänzlich erloſchen waren, giftige Ausdünſtungen erzeugen mußte.

Wer in ſtiller Betrachtung an ihm weilt, glaubt aus ſeiner Tiefe gleichſam Schatten heraufſteigen zu ſehen, die im bewegten Andenken einer thatenvollen Vergangenheit ihm vor die Seele treten. Ungern ſcheiden wir von ihnen, um unſere Blicke zur Umgegend zu wenden, wo zuerſt die majeſtätiſchen Trümmer eines Tempels am öſtlichen Geſtade unſere Träume verſcheuchen, und mit Neugier die Schritte zu ihnen leiten. Überreſte von Bögen, Niſchen und Fenſtern geben bald keine undeutliche Anſicht von der geweſenen Geſtalt dieſes Gebäudes, das eine Rotonde von hundert vierzehn Schuh im Durchmeſſer mit einer achteckigen Einfaſſung bezeichnet. Die gemeine Sage ſtempelt es zu einem Tempel des Apollo. Nach den verſchiedenen Meinungen der Antiquare wäre es dem Neptun, der Hecate, oder dem Mercurius geweiht geweſen. Weniger wird man irren, wenn man in ihm einen Tempel des Pluto erkennt, welchem nach Strabo ***) der See ſelbſt geheiligt war, und dem, wie wir wiſſen, hier am Ufer geopfert wurde. Rund um den Tempel finden ſich Spuren von alten Bädern und warme Quellen, die unter dem Namen acqua del cappone bekannt ſind. Ließe ſich nicht mit Grund ſchließen, daß auch hier, wie in dem Serapis-Tempel zu Puzzuoli, Leidende unter dem Schutze des unterirdiſchen Gottes ihre Geneſung gehofft hatten?

Über die, dieſer Ruine zunächſtliegende Bergritze, gelangt man zur Via Domitiana, welche ſich von Sinueſſa bis Puzzuoli erſtreckte, und nun nach

*) Virg. Aeneid. lib. VI.

**) Virgil. Georg. lib. XI. Horat. lib. XI. od. 15. — Suet. in vit. Aug.

***) Strabo lib. V.

Cuma, dieſer durch die Neapolitaner im Jahr 1207 von Grund aus zerſtörten Stadt, der älteſten in Italien, führet. Bedeutende Reſte von Waſſerleitungen, einige Grabmäler, der Arco felice (unbezweifelt eines der Stadtthore Cuma's) und noch mehrere Alterthümer, deren Beſchreibung nicht hierher gehört, da ſie außer dem Kreiſe der nächſten Umgebungen des Averner-Sees liegen, verleihen nebſt der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens dieſem Wege genügendes Intereſſe.

Den Fuſaro-See, einſt der Acheron oder Acheruſia der Alten, rechts laſſend, ſteigen wir auf der Weſtſeite an einem Bergſchnitte hinab, welchen Nero in der Abſicht ausgraben ließ, den Averner See, der, wie ſchon früher geſagt, mit dem Meere in Verbindung geſetzt worden, auch mit dem Ausfluß der Tiber bey Oſtia durch einen ſchiffbaren Canal zu verbinden *): ein unſinniges Unternehmen, das nur bis zum Lago di Licola, nicht ganz eine Stunde Weges, ausgeführt werden konnte, und noch den Namen des neroniſchen Grabens führt, wo mit Tacitus zu reden: „manent vestigia irritae spei."

Zum Ufer des Averner-Sees zurückgekehrt, widerſtehen wir nicht länger der Neugierde, in die berüchtigte Grotte der Sybille einzudringen. Dichtes Geſträuch verbirgt ihren Eingang; ſchauerliche Nacht blickt uns entgegen. Hier ſollen die Sybillen gehauſet haben, die ſo oft in der alten Geſchichte erwähnt werden; von denen die ältere, die Delphiſche, zur Zeit der Zerſtörung Troja's, 1175 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, aus ihrem Vaterlande, der Inſel Eubea nach Cuma in Italien übergewandert iſt. Die jüngere, fünf hundert Jahre ſpäter als ihre Vorgängerinn, unter dem Namen Amalthea, in Cuma geboren, iſt beſonders durch die Bücher des Orakels bekannt, welche ſie dem Tarquinius Superbus zum Kaufe angeboten hat. Unterirdiſche Gänge ſetzten ihre Wohnung mit den benachbarten Orten, und namentlich mit der Grotte bey Cuma, in Verbindung, aus der noch theilweiſe der geheime Aufgang zu dem berühmten Tempel des Apollo ſichtbar iſt, wo die Statue dieſes Gottes, von den Cumanern aus Attica herbeygeführt, aufgeſtellt geweſen, und hier ſeine Offenbarungen verkündet hat.

Mit brennenden Fackeln werden wir in einen ziemlich breiten Gang eingeführt, und ſind überraſcht, nach einem zurückgelegten Wege von zwey bis drey hundert Schritten einige halbnackte Männer zu erblicken, bereit, uns auf ihren Schultern in den rechts ſich einbiegenden Seitengang, der ein Paar Schuh tief mit Waſſer angefüllt iſt, zu den geheimen Gemächern der Sybille zu tragen. Nicht ohne einiges Mißtrauen ſchickt man ſich zu dieſer ſeltenen Reiterey an, die um ſo unbequemer wird, da man ſich nur mit einer Hand an den Hals des Führers ſchmiegen kann, weil die zweyte die Fackel halten muß. Einige Überbleibſel von Wandmalereyen, Spuren von Moſaik-Arbeit, ein ziemlich geräumiger Platz, welcher für das Bad der Sybille gehalten wird, ein zerſtörter Aufgang gegen einen mit Ziegelſteinen gewölbten Bogen, deſſen Zutritt aber ganz verſchüttet iſt, ſind die Ausbeute dieſer reitenden Wanderung in mancherley ſich kreuzenden Gängen. Leichter athmet die Bruſt, ſobald man zur erſten Stelle zurückgekehrt iſt, und dann die Grotte in gerader Richtung bis zum entgegen geſetzten Ende durchſchreitet. Unter einem ſchönen

*) Tacit. Annal. lib. XV. cap. 42. Plin. lib. XIV. cap. 6. Suet. in Neron. cap. 31.

Thorbogen, die Schwelle mit Moſaik eingelegt, treten wir wieder ins Freye, und ſind nicht wenig erſtaunt, im obern Geſimſe dieſes Bogens den Phallus gewahr zu werden. Weder durch die delphiſche noch durch die cumaniſche Sybille mag dieſes Zeichen hier eingemauert worden ſeyn, wohl aber könnte hier in ſpätern Zeiten (wo das benachbarte Bajae zum Sitz der größten Wolluſt ausgeartet war *), und eine Menge liederlicher Dirnen, unter dem Nahmen Ambubajae **), daſelbſt ihr entehrendes Gewerbe trieben) eine ähnliche Niederlaſſung geweſen ſeyn, wie es in Bajae ſelbſt neben dem Venus-Tempel dergleichen Schlupfwinkel mit unzüchtigen Bildern in Stucatur gibt. Daher mag es dann kommen, daß die unwiſſenden Führer vieles von den Ausſchweifungen der Sybille und deren Liebesverſtändniſſe mit Nero zu erzählen wiſſen.

Eine nähere Unterſuchung über die Art und Weiſe, wie dieſe und ſo viele andere Grotten in der umliegenden Gegend entſtanden, gehört nicht hieher; man kann ſie eben ſo wenig dem fabelhaften wilden Volke, den Cimmeriern, von Ulyſſes geſehen, zuſchreiben, als unbedingt jener Meinung beyſtimmen, wornach ſie in den älteſten Zeiten zur näheren Verbindung der Ortſchaften ausgegraben worden ſeyn ſollen. Uns genügt die Überzeugung, daß die Sybillen-Höhle ehmals bewohnt und mit vieler Pracht ausgeſchmückt geweſen iſt. Läßt ſich nicht bezweifeln, daß der Fabel von den Sybillen irgend ein wahrer Umſtand zum Grunde gelegen ſey, ſo wird auch die Tradition, daß dieſe Höhle ihnen zur Wohnung gedient, um ſo weniger beſtritten werden können, als man die Verbindung derſelben mit der andern Grotte bey Cuma gegenwärtig noch nachgewieſen hat, und dort der Aufgang zum Apollo-Tempel durch viele Stufen wahrgenommen werden kann. Hierdurch wird das Geheimniß des cumaniſchen Orakels von ſelbſt gelöſt. Man könnte noch fragen, wie das Waſſer in die engen Gänge gedrungen? Die Führer erklären es als eine Folge des großen vulcaniſchen Ausbruches vom Jahre 1538 (von welcher ſogleich weiter erzählt werden ſoll) und zeigen einige Öffnungen in den Wänden, durch welche damals die Lava hereingeſtrömt ſeyn ſoll.

Die Ausſicht zum Meere vor uns, durchſchneiden wir eine kleine Strecke üppiger Felder, und kommen zum Lucriner-See, der durch eine Schleuße vom Meere getrennt, eine große Menge Fiſche in ſeinen kleinem Raume beherbergt. Berühmt durch ſeine Auſtern ***), iſt ſein Name von dem bedeutenden Gewinn entſtanden, welchen die römiſche Staatscaſſe daraus gezogen. Wir laſſen den Damm, über den Hercules ſeine geraubten Rinder getrieben, und Via Herculea genannt wurde †), nebſt den Neroniſchen Bädern und dem zer-

*) Cicero beſchreibt Bajae: „Ubi libidines, amores, adulteria, convivia, commerſationes, cantus et ſymphoniae audiri ſolent."

Propertius ſagte ſeiner Cinthia: „Tu modo quam primum corruptas deſere Bajas,
Multis iſta dabunt littora diſſidium.
Littora, quae fuerunt caſtis inimica puellis.
Ah! pereant Bajae primum amoris aquae.

**) Ambubajae wurden jene verrufenen Mädchen genannt, welche ſich um Bajae aufgehalten haben, und meiſtens zur Claſſe der Tänzerinnen und Sängerinnen gehörten. Hadr. Turnеb. Advers. lib. XI. cap. 23. Tacit. Annal. lib. XV. cap. 37.

***) Mart. lib. IV. ep. 57. — Horat. Epod. 2.

†) Propert. lib. III. Eleg. 16. Qua jacet et Trojae tubicen Misenus arena,
Et ſonat Herculeo ſtructa labore via.

ſtörten Bajae rechts liegen, und wenden uns am Ufer des Meeres öſtlich gegen Puzzuoli *).

Zwey Berge von gleicher Höhe, beyde in Geſtalt eines abgeſchnittenen Kegels, begegnen unſern Blicken, und verdienen nicht unbeachtet übergangen zu werden. Betrachten wir zuerſt den uns zunächſt liegenden, den Monte nuovo. Es war der 29. Sept. 1538, als mit einem Male die Erde ſich öffnete, eine Flamme aus ihrem Schooße aufſtieg, Sand und Steine herumgeſchleudert wurden, und unter fürchterlichem Beben und Krachen dieſer Berg in ſechs und dreyßig Stunden zu ſeiner gegenwärtigen Größe und Geſtalt ſich erhob. Das Meer wich von ſeinen Ufern, um nach einigen Minuten mit Wuth zurückzukehren, und das nahe Dorf Tripergole ſammt allen Einwohnern in ſeinen Abgrund zu verſchlingen. Der juliſche Hafen, ein Theil des Lucriner und Averner-Sees, wurden verſchüttet, der alte puteolaniſche Hafen zerſtört, die Stadt Puzzuoli mit Graus bedeckt, und kurz die ganze Umgegend in eine Wüſte verwandelt, die auch ſeit dieſer Zeit, trotz den väterlichen Vorkehrungen der Regierung, vorzüglich unter dem damaligen Vice-König Pietro von Toledo, ſich nie wieder ganz erholen konnte.

Noch iſt der Krater in der Mitte der Bergſpitze geöffnet, noch iſt es unentſchieden, ob er als ein halb oder ganz ausgebrannter Vulcan betrachtet werden könne. Ein Paar hundert Schritte von ihm ſteht der andere kegelförmige Berg, den mehrere römiſche Schriftſteller als Mons Gaurus erwähnen, deſſen Weine zu den edelſten ſeiner Zeiten gehörten **), und der ebenfalls vulcaniſchen Urſprungs iſt, wie an dem Schlunde auf ſeiner Spitze zu erkennen, aus welchem einſt Cuma mit Flammen verheert worden ſeyn ſoll. Von ſeinem jungen Nachbar mit Lava-Steinen überdeckt, führt er jetzt wegen ſeiner Unfruchtbarkeit den Namen Monte barbaro. An ſeinem Fuße längſt dem Meeresſtrande wandern wir an vielen Ruinen von Mauern, Bögen und unterirdiſchen Gemächern vorbey, und ſuchen vergebens die Gärten des Lentulus, des Plinius, des Cluvius, die nach Cicero's Briefen hier geſtanden haben; allein die Trümmer ſeines eigenen Landhauſes ***), von ihm Accademia genannt †), laden uns zu ſich ein, und hier, ſeinem Andenken opfernd, ſchwinden die beängſtigenden Bilder aus dem geheimnißvollen Umkreiſe des Averner-Sees, und heller tönt es in unſerer Seele, gleich Memnons metallener Gedächtniß-Säule, die von den Strahlen des aufgehenden Lichtes zum ſanften Klange berührt worden.

P.

*) Bey der in der Nr. 17 dieſer Zeitſchrift gelieferten Beſchreibung der Stadt Puzzuoli iſt durch eine etwas undeutliche Stelle im Manuſcript der Irrthum in Druck ausgegangen, welcher glauben machen könnte, als ob bey den Römern eine Stadt Forum Vulcani beſtanden habe. Dieſes muß berichtiget werden, da unter dieſem Namen nur jener halbausgebrannte Vulcan zu verſtehen iſt, der heut zu Tage die Solfatara genannt wird, und an welchen ſich öſtlich die alte Stadt Puteoli gelehnt hatte. Anm. d. Verf.

**) Athen. Deip. lib. 1.

***) Plinius lib. XXXI. cap. 2. Die Lage dieſer Ruinen ſtimmt ganz mit der Beſchreibung überein.

†) Cic. ad Attic. lib. 1. ep. 4. et al.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß) Neapel.

Am 13. Febr. im Teatro Fondo zum ersten Male: La Caccia di Enrico quarto, gedichtet von Palomba, in Musik gesetzt von Raimondi. Personen: Mad. Comelli, Cecconi und de Bernardis, Hr. Rubini, Casaccia, Pace und Orlandini. Abermals Benefice-Vorstellung und zwar für den allhier so beliebten Buffo Casaccia. Von diesem Producte kann ich Ihnen sehr wenig schreiben, indem ich es erst genau anhören muß, indeß hat es nicht mißfallen *).

Am 18. zum ersten Male: Zelmira, neues Drama mit Musik von Rossini. Die in dem hiesigen Zeitungsblatte angebeachte Kritik über dieses Drama wünschte ich beschneiden zu dürfen; denn nur dem Verdienste seine Kronen! Das Werk ist gut, hat oft classischen Werth, es weicht viel von der gewöhnlichen zum Übergenuß gewordenen Rossinischen Lieder-Manier ab. Rossini vermied im ganzen Drama die gewohnten Crescendo- und Decrescendo-Effecte, eben so auch die übertriebenen Wiederholungen. Das Duett im ersten Act zwischen Mad. Colbran und Mad. Cecconi, mit Begleitung der Harfe und dem englischen Horn, das Quintett und erste Finale, endlich das Duett im zweyten von Hrn. David und Nozzari, sind wahre Meisterstücke. Rossini hat eingesehen, daß er sein Talent aufbieten müsse, um auf einen neuen Weg der Composition zu gelangen; mit diesem Drama scheint ihm seine Mühe gelungen, und frohe Hoffnung schimmert uns für die Zukunft; jedoch scheinen mir nach meiner Beurtheilung und nach zweymaliger aufmerksamer Anhörung, jene in den Olymp erhebenden Schmeicheleyen des Hrn. Redacteurs des neapolitanischen Journals ein wenig überspannt, und ich bin überzeugt, daß Rossini's Bescheidenheit beynahe dadurch gekränkt sey. Das Lob David's ist verdient, ich wünschte in Wien zu seyn, wenn David zum ersten Male singt. Auch jenes der Mad. Colbran könnte gebilligt werden, mit Ausnahme von Voltair's Vergleichungen, wenn wir uns nicht auf drey Monate zurück erinnerten, daß Mad. Colbran uns mit ihrem geflissentlich gleichgültigen, man könnte fast sagen, nachlässigen Gesang bis zum 18. Febr. mehr peinigte, als belustigte. Wenn Nozzari auf Rossini's Anrathen oder durch die Setzart gezwungen, dießmal seine beängstigenden, beynahe uneudlichen Rouladen unterließ, dann Heil Rossini! Über Costum und Decorationen urtheilt der Redacteur sehr genau und treffend. In der vorletzten Scene des Kerkers stürzte (nicht aus Unvorsichtigkeit, nein, absichtlich) die hintre Wand desselben mit einem so fürchterlichen Getolter und schlecht berechneter Distanz auf den Vordergrund der Bühne, daß in einigen Minuten der ganze Theaterraum in eine Staubwolke gehüllt war.

Die ganze Fasten hindurch ist, wie bekannt, kein Ballet in Neapel. Ein neues Oratorium von Sim. Mayer ist angekündigt. Glauben Sie ja nicht dem Artikel vom hiesigen Carneval und den Bällen in S. Carlo. Jene in der Leopoldstadt beym Sperl waren gewiß (die Logen und Fremden ausgenommen) genußreicher und eleganter.

Monsieur de Bach fängt seine gymnastischen Schauspiele den 24. d. M. in dem am Largo del Castello erbauten Circus an.

Unser alter Vesuv belohnt uns dermalen mit seinen herrlichen Naturwundern. Seit 22. d. M. entblößte sich der seit vielen Monaten unverändert gebliebene Krater nach und nach mittels der anfänglich schwachen, jedoch bis zum einbrechenden Abend immer stärkeren Eruptionen; bereits am 22. bildete sich von der Kuppe des Berges ein Lawastrom, welcher seinen Lauf gegen Torre del Greco zu nehmen schien, allein den 23. Abends veränderte dieser Lawastrom seinen Lauf gegen Resina, und die ganze Bahn, wo man vorher so mühsam auf jenen alten hundertjährigen Lawastücken bis zum Krater gelangen konnte, ist dermalen in einen Feuerfluß verwandelt. Den 24. Abends, eigentlich zwey Uhr nach Mitternacht, fing ein fürchterliches bis Neapel laut

*) Aus einem andern Briefe erhellt, daß ein schönes Duett zwischen den zwey ersten Sangerinnen, und ein Quintett im ersten Acte vielen Beyfall hatten, im zweyten aber viele einzelne Stellen applaudirt wurden. Doch konnte sich diese Oper nicht über zehn Vorstellungen erhalten.

hörbares Toben an, deſſen Detonations-Wirkung in einem Zimmee dem ſtärkſten Donner glich. Dieſe Lawaſtröme änderten ſich und nahmen ihre neue Richtung tief unter dem Einſiedler, wo ſie ſich in die Weingärten ergoſſen und bis heute den 27. noch nicht erloſchen ſind. Fürchterlich ſchön wae der Berg geſtern am Moegen. Ein ziemlich ſtarker Wind tobte bey klarem Himmet über Neapel, der Berg ſchien in einem brillantenen Netze eingehüllt zu ſeyn, man unterſchied genau mit feeyem Auge die Flammen-Eruption um die Mittagsſtunde, und die Sonne war in ſolchen Augenblicken blutroth.

Sie können ſich denken, welche Anzahl von Fremden, und beſonders Deutſche, den Berg Tag und Nacht erklettern. Ich gehöre nicht unter die trägen und bin eben heute Abends beeeits zur dritten Reiſe entſchloſſen. Selbſt unſerr deutſchen Damen ſcheuen den ſteilen Beeg nicht und finden ſich zu dieſer elaſſiſchen Reiſe mit ihren Ehemänneen oder Cicisbeen, und mit Eßwaaren gefüllten Körben, reichlich beym Eremiten rin, welcher ſein geiſtliches Häuschen für dermalen in eine ſehe thätige Weinſchenke umſtaltete.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievres.

Das Leben ein Traum, dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen, nach dem Spaniſchen des Calderon, von C. A. Weſt, aufgeführt auf dem k. k. Theater an der Bueg.

Wäre die praktiſche Ausübung der Poeſie, beſonders der dramatiſchen, eben ſo unbedingt, als die innere Anlagr zu derſelben, ſo würde daeaus folgen, daß die Poeſieu aller Zeiten und allee Völker zu allen Zeiten und untee allen Völkern gleich ſehr gefallen müſiten. Daß dem nicht alſo ſey, lehrt nicht minder die reine Verſtandesanſchauung, als die bloſir Erfahrung. Allerdings iſt das Ueprincip der Poeſir, wann und wo daſſelbe auch vorhanden, ſtets daſſelbe, nämlich Streben nach Bildung der roben Materie: von ihm geleitet, ſucht das ſchaffende Jndividuum ſeinen Producten die ſchönſte Form zu geben, der Künſtler, der für Jahrhunderte, der Handwerker, der für eben ſo viele Tage arbeitet. Aber dieſe Form wird bedingt durch das Zeitatter, in welchem der Künſtler lebt. Völker widerſtreben ſchon andern Völkern durch ihre außere Sitte, und die innerr Sittr, dir Sitte des Gemüths (ſo, dünkt mich, könnte man, ohnr nach myſtiſcher Terminologie zu haſchen, die Poeſie nennen) dieſes oder jenes Zeitalters ſollte alle andere Zeitalter anſprechen?

Mehr noch als die Poeſie im Allgemeinen, iſt natüelich dir dramatiſche Poeſie ein eigenthümliches Gebilde deejenigen Zeit, in welcher ſie hervorgebracht wird. Jn ihr ſpiegeln ſich nicht allrin dir Leidenſchaften, welche alle Menſchen mit einandee gemein haben, ſondern dieſe Leidenſchaften borgen ſelbſt das Gewand der geſellſchaftlichen, politiſchen und eeligiöſen Gebräuche, welche zur Zeit ihrer Hervorbringung herrſchten. Die dramatiſchr Poeſie muſi auch deßhalb mit groſier Schwierigkeit oon einem Zeitalter in's anderr, oon einem Volke auf's andeee, verpflanzt werden können, weil ſir, nicht wie anderr Dichtungsarten, unmittelbar durch ſich ſelbſt, ſondern erſt durch die theatraliſche Darſtellung genoſſen werden kann, alſo auf dieſem Wegr zur lebendigen Anſchauung wird und das Anſehen einee wieklich in demſelben Augenblicke oorgehenden Handlung annimmt.

Es iſt vielfältig oreſucht worden, die claſſiſchen Werke der antiken und moderneu Dramatik auf dir neueren europäiſchen Bühnen zu oerpflanzen, mit mehr oder minderem Glücke, je nachdem es die Bearbeiter oerſtanden haben, die zu charakteriſtiſchen Kennzeichen, welche ihnen vom Geiſte der Zeit aufgedrückt wueden, entweder ganz zu verwiſchen, oder ähnliche, aus der gegenwärtigen grnommen, an ihre Stelle zu ſetzen.

Zwey neuere ausländiſche dramatiſche Meiſtee haben, ihree tiefen Originalität wegen, vorzugsweiſe in unſern Tagen zu Übertragungen auf dir deutſchen Bühnen ringeladen. Weſſen Werke vermöchten, rben durch die allumfaſſende Menſchheit, welche ſich in ihnen ausſpeicht, tiefee und innigee auf Welt und Nachwelt einzuwieken, als Shake-

ſpear und Calderon, Schriftſteller, welche keine vorhandene Charaktere geſchildert, ſondern der Natur die noch zukünftig zu entſtehenden abgelauſcht zu haben ſcheinen, die alſo noch für alle folgenden Zeiten daſſelbe Wohlgefallen erregen durften, welches ihre Zeitgenoſſen an ihnen gefunden haben.

Aber Shakeſpear und Calderon ſind auch diejenigen dramatiſchen Schriftſteller der modernen Vorzeit, deren außerweſentliche komiſche Beymiſchungen (ich ſage, außerweſentliche, und werde den Sinn dieſes Beyworts ſogleich zu rechtfertigen ſuchen) dem Geſchmacke der neueren Zeit am meiſten widerſtrebt haben.

Welche Bewandtniß hat es mit dieſen Beymiſchungen? Sind ſie wohlberechnete Erzeugniſſe künſtleriſcher Speculation, unerläßliche Theile eines, mit Bewußtſeyn nach vollendeter Zweckmäßigkeit ſtrebenden, organiſch geſtalteten Ganzen, oder haben ſie ihre äußeren Sitte der Zeit, oder überhaupt einer bloßen Zufälligkeit, ihre Entſtehung zu verdanken?

Alle Kunſt, ſelbſt die gefeyertſte, leitet ihren erſten Urſprung von einer materiellen Veranlaſſung her: die griechiſche Tragödie, zum Beyſpiele, ein Erzeugniß, welches der Mit- und Nachwelt zum Muſter gedient hat, was iſt ſie anders, als die kunſtgerechte Ausbildung tumultuariſcher Züge, welche berauſchte Winzer, nach glücklich beendigter reicher Weinleſe, mit hefenbeſchmutztem Antlitze, durch die Gaſſen machten, wobey diejenigen, welche die beredteſten waren, gleich ſehr begeiſtert durch den Wein, welchen ſie getrunken, wie durch das Feſt, welches ſie feyerten, Monologe, ja Dialoge extemporieten, deren Hauptgedanken von der Menge, der die Natur eine ſolche Gabe der Beredſamkeit verſagt hatte, wiederholt ward? Wer ſich die Möglichkeit der Entſtehung der griechiſchen Tragödie auf einem ähnlichen Wege erklären will, der gehe in die ſüdlichen Theile Europa's, zum Beyſpiele nach Italien oder in das ſüdliche Frankreich, oder ſelbſt nach Paris, wo Scenen dieſer Art, nicht allein während der Weinleſe, ſondern ſelbſt an jedem Sonn- und Feſttage, wann ſich das Volk im Weine übernommen hat, ſehr gewöhnlich ſind.

Die Untermiſchung des Komiſchen mit dem Ernſten (ich ſage nicht, die Vermiſchung, denn dieſe iſt nicht zufällig, ſondern ein Kennzeichen der neueren, ſogenannten ſentimentalen poetiſchen Bildung) hat alſo gleichfalls in einer äußeren Veranlaſſung, in einer Sitte des geſellſchaftlichen Lebens, ihre Entſtehung erhalten. Dieſe aufzufinden, möchte nicht ſchwer ſeyn; aber die neuere Kunſtphiloſophie, welche dieſe Untermiſchung bisher in Folge tiefſinniger Speculationen für die abſoluteſte Schöpfung eines tiefſinnigen Genies gehalten, dürfte ſich darüber ſehr verlegen fühlen.

(Der Schluß folgt)

Concert-Anzeige.

Heute den 28. März um die Mittagsſtunde wird Hr. Wilhelm Ehlees im großen Saale der nied. öſterr. HH. Stände in der Herrngaſſe eine muſikaliſch-declamatoriſche Akademie zu geben die Ehre haben. Der Anſchlagzettel ſagt das Nähere. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. ſind in der Steiner'ſchen Kunſthandlung im Paternoſtergäßchen, und am Tage der Akademie an der Caſſe zu haben.

Berichtigung.

In der Ankündigung auf der letzten Seite im vorigen Blatte ſoll der vierteljährliche Pränumerations-Preis mit 18 fl. 30 kr. W. W. angeſetzt ſeyn.

Modenbild XIII.

Kleid von Paerge mit einer Garnirung von Crepp und Atlas. Crepphut mit Federlings-Blumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

D. St. sc. Fr. Stöber sc.

XIII. Wiener Moden. 38 / 18

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 30. März 1822.

39

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die beyden Engel des Correggio.

Gemälde in der Fürst Esterhazischen Galerie zu Wien.

I.

Zwey Engel sind es, die das Menschenleben
Von seiner Wiege bis zum Grabeshügel
Bald auf der Freude rosenfarbnem Flügel,
Bald auf des Trostes Schwingen sanft umschweben.

Und hat dein Herz dem Ersten sich ergeben,
Lacht süß er aus des Auges Wunderspiegel,
Der Zweyte muß den Blick zum Himmel heben,
Der Geist ist frey und reißt des Staubes Zügel.

Schon an der kleinen, stillverborgnen Wiege
Sieht man sie um die Herrschaft wechselnd ringen,
Des Menschen künftig Leben zu bezwingen.

Und jedes krönt sein Opfer nach dem Siege;
Dem wird die Freude ihre Rosen streuen
Und dem der Ernst den hohen Sinn verleihen.

II.

Erstes Gemälde.

Das ist der Himmelsblick der holden Braut,
Wenn sie den Jüngling liebevoll beglückt;
Der Blick, womit die Mutterliebe schaut,
Wenn sie den Säugling an den Busen drückt;

Das Auge voll Gefühl, das Perlen thaut,
Wenn neu die Erde sich mit Blüthen schmückt;
Der Edle, dem die Armuth sich vertraut,
Wenn er sein thätig Leben überblickt.

Wer seinen Reichthum trägt in stolzer Brust,
Sich seines eignen Werthes ist bewußt,
Von dem weicht jener holde Engel nie.

Mag auch das Unglück Berg' auf Berge thürmen,
Ihm lacht die Sonne mitten unter Stürmen,
Und Blumen bricht ihm seine Phantasie.

III.

Zweytes Gemählde.

Es hat der Zweyte sich das Denkerhaupt
Nicht mit des Lebens Blüthenkranz umwunden,
Und was er ahnet, liebet, hofft und glaubt,
Wird kaum im Kreis des Sinnlichen gefunden.

Der Körper bleibt der Erde eng verbunden,
Doch ist dem Geist der freye Flug erlaubt:
Sind auch des Daseyns Freuden all entschwunden,
Den höchsten Trost hat ihm kein Feind geraubt.

Und lächelnd sieht das Glück er untergehen,
Fromm blickt das Auge auf nach jenen Höhen,
Wo Friedenspalmen tröstend niederwehen.

Der Riegel springt, vom Strahl des Blicks getroffen,
Es sind des Himmels weite Pforten offen,
Und seine Heimath hat er dort zu hoffen.

Johann Langer.

Edwin.

Edwin, König von Northumberland, tritt bedeutend unter jenen Fürsten hervor, die England zu den Zeiten der Heptarchie beherrschten. Noch als Kind verlor er seinen Vater, und wurde in der Folge von König Adelfried, dem Gatten seiner Schwester, aus seinem Reiche vertrieben. Er flüchtete sich zu Redwald, dem König der Ostangeln. Seine Tapferkeit, seine Sanftmuth, seine gefälligen Sitten verschafften ihm die freundlichste Aufnahme. Aber auch der Flüchtling schien Adelfrieden noch gefährlich. Er schickte Gesandte an Redwald ab, die Edwins Auslieferung verlangen sollten. Mit Unwillen verwarf der König ein Begehren, das die heilige Sitte des Gastrechts verletzte. Adelfried erneuert seine Forderungen, und fügt zur Bitte die Drohung. Wie jeder, der, wenn die Wahl nur zwischen entschiedenem Nachtheil und entschiedenem Unrecht schwankt, noch der Überlegung bedarf, um sich für das eine oder für den andern zu bestimmen, wird auch Redwald, je länger er Beyde gegen einander abwiegt, nur immer unentschloßner. Er behält sogar Adelfrieds Gesandten zurück, um die Entscheidung desto länger in seiner Gewalt zu haben: aber mit jedem Tage fühlt er sich geneigter, den dringenden Vorstellungen derselben Gehör zu geben.

Edwin selbst schien so ruhig, als ob er gar keine Gefahr ahnte, obwohl die Königinn ihm wiederholt bedeutende Winke gegeben hatte. Eines Nachmittags befindet sie sich mit Edwin und ihrem siebenjährigen Sohne im Gar-

ten. Der Knabe hängt ſich an den Hals der Mutter, und ſchmeichelt ihr unaufhörlich, während Edwin, an einen Baum gelehnt, mit wohlgefälligem Lächeln auf ſein kindiſches Getändel herabſieht. Seine Ruhe, ſeine harmloſe Theilnahme an der Zärtlichkeit ihres einzigen Kindes, während das Schwert gezückt über ſeinem eignen Nacken ſchwebte, regt in dem Herzen der Königinn die Sorge und das Schickſal des theuren Gaſtes aufs neue auf, und bewegt noch ſchmerzlicher als ſonſt ihren Buſen. „Morgen, Edwin," ſagte ſie gepreßt, „wird dein Schickſal entſchieden ſeyn."

„„Ich weiß es.""

„So flieh! flieh noch in dieſer Stunde, da vielleicht ſchon die nächſte nicht mehr dein gehört."

„„Ich fliehe nicht. Würd' ich auf der Flucht vor Adelfrieds Mördern ſicherer ſeyn, als hier? Bin ich es irgendwo, ſo bin ich's hier.""

„Und wenn er dich nun auslieferte?"

„„Er wird mich nicht ausliefern. Ich rechne auf ſeinen Edelmuth, dem ich mich vertrauend überlaſſen habe.""

„Ach! Er wäre edelmüthig, wenn er nicht — Edwin, ich entdecke dir Beſorgniſſe, welche der ſtrenge Befehl des Gatten mir zu verſchweigen gebot. Ich fürchte, Redwald iſt bereits nur zu ſehr entſchloſſen, dich aufzuopfern."

„„Er wird mich nicht aufopfern.""

„Unbegreiflicher! Woher dieſe Sicherheit? Was haſt du für einen Bürgen für dieſe Ruhe?"

„„Dieſen Knaben;"" ſagte Edwin, indem er ſeine Hand auf das Haupt des Kindes legte.

„Dieſen Knaben?"

„„Ihn! Oder kannſt du im Ernſte glauben, der Vater ſelbſt werde den Fluch des Meineides, den Gott noch an Kindern und Enkeln ſtraft, auf dieſes ſchuldloſe Haupt herabziehen? Der Gedanke, daß vielleicht einſt auch ſein Sohn, wie ich als Flüchtling, dem Dolche jedes Mörders preis gegeben, verlaſſen und ſchutzlos werde herumirren müſſen, dieſer Gedanke ſollte nicht Kraft genug haben, ſeine Furcht vor Adelfrieds Rache mit Recht und Treue auszuſöhnen? Nimmermehr glaub ich es, ſo lang ich ſehe, daß Gottes Finger ſelbſt ins Herz des Vaters die Liebe zum Sohne, und ſchon in die ſchwache Bruſt des Sohnes die Liebe zum Vater geſchrieben.""

Überraſcht, und Thränen im Auge drückte die Königinn den Knaben jetzt ſtillſchweigend feſt an ihre Bruſt, und eilte davon. Was der Beredſamkeit der Pflicht bey ihrem Gemahle nicht gelungen war, gelang der ſiegenden Stärke der Beredſamkeit mütterlicher Liebe. Adelfrieds Geſandten wurden noch am nämlichen Abend verabſchiedet. „Sey einſt Freund und Beſchützer meines Sohnes," ſagte Redwald zu Edwin, wie ich ohne Wanken der deinige ſeyn will."

Edwin beſtieg in der Folge den Thron von Northumberland. Ein Geiſt der Weiſſagung ſchien in jener Stunde der Gefahr auf ihm geruht zu haben. Redwalds Sohn wurde wirklich von ſeinen aufrühriſchen Unterthanen vertrieben, welche freywillig Edwin die Krone anboten. Er ſchlug ſie nicht nur aus, ſondern bewog auch die Empörer, ſie ihrem rechtmäßigen Beherrſcher wieder zurückzuſtellen.

Der Weise.

Ein Mann in sich, ein Gott in seiner Stärke
Steht der Mann,
Und baut sich über alle Riesenberge
Seiner schönen Werke
Himmelan
Des Ruhmes Sternenbahn.

Frey schafft sein Geist, frey seine Thaten walten —
Pflicht und Stand
Und Kunst und Recht in ewigen Gestalten
Ihren Cyclus halten,
Treuerkannt
In Wahrheit und Verstand.

Ihm trotzt kein Sturm, sein Ruder lenkt der Glaube,
Gott und Lohn,
Nicht blinder Lust, nicht schnöder Gier zum Raube,
Seinem Erdenstaube
Trotz und Hohn
Ein gröss'rer Erdensohn.

Sein Geist, das Sonnenlicht für unsre Nächte
Warm und klar,
Sein Herz, das treue Siegel uns'rer Rechte,
Impuls höh'rer Mächte,
Ernst und wahr
Der Tugend offenbar.

Ein Mann in sich, ein Gott in seiner Stärke
Steht der Mann,
Und baut sich über alle Riesenberge
Seiner schönen Werke
Himmelan
Des Ruhmes Sternenbahn.

Jos. Mosbammer.

Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Das Leben ein Traum.

(Schluß)

Der Charakter des gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter, von welchem die Zeit, in welcher Calderon, Cervantes und Shakespear lebten, noch ein bedeutender Nachklang war, zeigte sich ernst, oder vielmehr, es gab in dieser Epoche noch gar kein gesellschaftliches Leben. Der Geist der Zeit fand Wohlgefallen an Kampf und Streit: so lange sich der Ritter im offenen Felde mit dem Feinde herumtummeln konnte, war ihm wohl. Aber in seine Burg, oder auf sein Schloß zurückgekehrt, fand er in der Ruhe, welche ihn hier erwartete, eine Leere, welche ihm unerträglich fiel. Was Wunder, daß er diese Leere durch Zerstreuungen auszufüllen strebte, was Wunder, daß er diesem oder jenem seiner Knappen, der Anlage zur Spaßmacherey besaß, ein willig Ohr lieh? Seine Schadenfreude (ein dem Menschen angeborner Zug) ergetzte sich besonders, wann der Spaß-

macher, ſtatt Dinge, bekannte, wohl gar gegenwärtige Perſonen, zur Zielſcheibe ſeines Witzes machte. Es ward ihm endlich zu dieſem Zwecke eine gänzliche Freyheit, ſogar Unverletzlichkeit zugeſtanden, ja, der Ritter, um der Spaßmacherey das weiteſte Feld einzuräumen, trieb endlich die Entſagung ſo weit, daß er ihr ſogar Angriffe auf ſeine eigene Perſon geſtattete. So entſtanden die luſtigen Räthe und am Ende die Hofnarren.

Begreiflich, daß eine Sitte, welche gleichſam zum Geſetze im geſellſchaftlichen Leben geworden war, auch in die nach und nach entſtehenden theatraliſch-dramatiſchen Beluſtigungen übergehen mußte: es war allgemeiner Zweck, ſich den Ernſt des öffentlichen kriegeriſchen Lebens durch Laune im Privatleben zu verſüßen. Dieſe Beymiſchung muſte auf der Bühne um ſo unerlaßlicher Statt finden, da man ohne dieſelben nicht einmal religiöſe und Kirchenfeſte volksgemäß genug feyern zu können glaubte.

Seit ſich im Verfolge der immer mehr geſteigerten europäiſchen Cultur auch das Privatleben aus dem Stande der rohen Zufälligkeit zu bewußtvoller Zweckmäßigkeit ausgebildet hat, ſeit der Scherz, als nothwendiges geiſtiges Ingredienz, dem Genuſſe des geſellſchaftlichen Lebens hinzugefügt, ja, als unzertrennbar von demſelben, erachtet worden, ſeit die Vermiſchung des Komiſchen mit dem Ernſten gleichſam an die Tagesordnung des proſaiſchen Lebens gekommen iſt, ſeit jener Zeit hat man angefangen, auf der Bühne, wo der Geiſt ſich eines künſtlichen poetiſchen Lebens erfreuen will, die beyden Gattungen wiederum von einander zu trennen.

So, dünkt mich, hat ſich's ereignet, daß zu Anfang der zweyten Hälfte des vorigen Jahehunderts, das heiße zu Leſſing's Zeiten, wo noch die Klaeheit des Verſtandes weder von den ſchwindelnden Speculationen einer foreirten Kunſtphiloſophie, noch von den Nebeln des hyperromantiſchen Myſticismus verdunkelt worden war, bey den unternommenen Bearbeitungen der Calderon'ſchen, Cervantes'ſchen und Shakeſpear'ſchen Werke die diſparaten komiſchen Beymiſchungen mehr oder weniger ausgemerzt und der ernſte Theil in ſeiner Einheit wieder gegeben worden iſt. In dieſer Geſtalt ſind mehrere Stücke ſpaniſcher und engliſcher Meiſter, in dieſer Geſtalt iſt Don Quixote auf die deutſche Bühne und in's deutſche Publicum übeetragen und haben mehr oder minder Glück gemacht, je nachdrm die Bearbeiter dem Geiſte der Originale den deutſchen Geiſt unterzulegen verſtanden.

Wenn teoh dem dieſe Beaebeitungen (ich meine hier beſonders die deamatiſchen) dem Geſchmacke der Deutſchen immer noch zu widerſtreben geſchienen, ſo möchten nicht foiwoht die Charaktere drrſelben an ſich, als vielmehr die äußeee Sitte, unter welcher ſich dieſe zeigen, die Urſache der geringern Wirkung, welche ſie auf den deutſchen Bühnen hervorgebracht haben, geweſen ſeyn.

Aber ſoll das Miſilingen ſolcher Bearbeitungen die deutſche Bühne auf Werke verzichten laſſen, deren Elemente geeignet ſind, ſich des Beyfalls von Jahrhunderten zu erfreuen? Nein. Aber dieſe Werke ſollen nur von Männern, wrlche, thätig und geiſtig gebildet, nicht in den ſpeculatlven Theoremen der Studierſtube, ſondern durch lebendige praktiſche Anſchauung der Bühne, ſich äſthetiſchen und dramatiſchen Geſchmack und Kenntniß der ſcenariſchen Zweckmäßigkeit (Eigenſchaften, zu denen die Anlagen ſicher nicht oft vorkommen) erworbèn haben.

Ein ſolcher Mann iſt der Überſetzer des vorliegenden Calderoniſchen Stücks. Seinen Beruf zu Bühnen-Bearbeitungen hat er nicht allein durch das Leben ein Traum, ſondern auch durch die Donna Diana, Don Gutierre, Romeo und Julie u.ſ.w. hinlänglich beurkundet. Daß ihn krine blinde Verehrung für ſeine Originale leite, davon gibt er in drr Vorrede zum Leben ein Traum die überzeugendſten Beweiſe. Folgende Stellen, in welchen er ſeine Meinungen und Grundſätze über dieſen Gegenſtand am unverholenſten ausſpricht, ſetze ich um ſo lieber her, als ſie eines Theils den Geſchmack und die Uetheilskraft des Bearbeiters beurkunden, andern Theils als vollgültige Entſcheidung in der tetzten Inſtanz zur Belehrung über dieſen Gegenſtand dienen können. Hr. Weſt ſagt (S. 6 der dritten Auflage): „Bey dieſem Urtheile (daß nämlich das Leben ein Traum mit den Meiſterſtücken der antiken und modernen Poeſie einen Vergleich auszuhalten vermöge) ſehe ich von alle dem hinweg, was der National- und Zeitgeſchmack

an dem reinen dichteriſchen Gedanken verbildet haben mag. Dieſen von den Schlacken gereinigt darzuſtellen, womit der verderbte Geſchmack des Zeitalters ihn verſetzt hat, iſt die Aufgabe, welche ſich jeder Bearbeiter eines Calderoniſchen Werkes machen muß u. ſ. w. Unſer Geſchmack (und wie es ſcheint, der gute Geſchmack überhaupt) erträgt die orientaliſche Üppigkeit der Bilder und die ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit des Witzes nicht, wodurch ſich die Theaterſprache jenes Zeitalters auszeichnete. Die Situationen des Calderon ſind in hohem Grade dramatiſch, aber ſeine Behandlung des Dialogs iſt es ſelten. In den entſcheidendſten Momenten läßt er ſeine Perſonen, eine nach der andern, auftreten und lange Reden halten, welche nicht in der Natur und gegen alle theatraliſchr Sitte ſind. Seine Charaktere ſind manchmal unbeſtimmt, manchmal übertrieben, und ſein Gracioſo, den er mit allen ſpaniſchen Dichtern ſeiner Zeit gemein hat, iſt meiſtens ein ſehr froſtiger Luſtigmacher. Um den Calderon allgemein genießbar zu machen, muß er nothwendig bis auf einen gewiſſen Grad umgebildet werden."

Folgendes iſt der gedrängte Inhalt des vorliegenden Stücks.

Baſelius, König von Polen (Hr. Anſchütz), ein großer Verehrer der Aſtrologie, glaubt in den Sternen geleſen zu haben, daß ſein Sohn Sigismund (Hr. Kettel), bey deſſen Geburt ſich furchtbare Zeichen am Himmel und auf der Erde begeben haben, dereinſt ein blutdürſtiger Tyrann werden, ja, daß er ſelbſt, von dirſem Sohne überwunden, zu deſſen Füßen im Staube knien werde. Um von ſeinem Lande und von ſich ſelbſt ein ſo großes Unglück abzuwenden, läßt er den neugebornen Prinzen öffentlich für todt ausgeben, ihn aber heimlich in einen, von aller menſchlichen Gemeinſchaft durch ein hohes Gebirge abgeſonderten, Thurm bringen und ihn dort, in Ketten und Banden gefeſſelt, von Clotald, einem ſeiner Vertrauten (Hr. Heurteur), bewachen. Um jede Möglichkeit, daß des Prinzen Daſeyn je an's Licht der Welt kommen könnte, aus dem Wege zu räumen, wird es den Unterthanen bey Todesſtrafe unterſagt, ſich in der Nähe jenes Gebirges betreten zu laſſen. Seitdem iſt eine geraume Zeit verfloſſen und den kinderloſen König fängt es an, der Grauſamkeit zu reuen, welche er an ſeinem Sohne verübt hat. Er beſchließt, zu unterſuchen, ob die Sterne vielleicht gelogen und ſein Sohn kein Tiger, ſondern ein menſchliches Weſen, geworden. Die Höflinge geben ihre Zuſtimmung in des Königs Willen und augenblicklich wird Sigismund, durch einen betäubenden Trank in tiefen Schlaf verſenkt, aus dem Thurme in den Pallaſt gebracht, in ein königliches Bette gelegt und bey ſeinem Erwachen wie ein Prinz behandelt. Aber, die Prophezeyung, welche der König in den Sternen geleſen, oder deren Erfüllung er vielmehr ſelbſt durch ſein eignes unnatürliches Betragen an dem Sohne herbeygeführt, bewährt ſich: kaum ſieht ſich Sigismund in Freyheit geſetzt und als königlicher Prinz anerkannt, ſo wirft er einen Höfling aus dem Fenſter in's Meer, behandelt er einen Großen des Reichs höchſt übermüthig, will er ſeinen Erzieher erſtechen, einer königlichen Prinzeſſinn Gewalt anthun, ja, ſo ſtößt er ſogar gegen den eignen Vater die ſchrecklichſten Drohungen aus. Gründe genug, daß der König abermals zum Schlaftrunke ſeine Zuflucht nimmt und den armen Sigismund von neuem in den Thurm werfen läßt, wo dieſer, bey'm Erwachen, ſtatt Sammt und Seide, die gewohnten eiſernen Ketten fühlt. Eben geht der Prinz mit ſich zu Rathe, ob er das Geſchehene für einen Traum oder für Wirklichkeit halten ſoll, da ſtürmt das Volk, welches ſich plötzlich, zu Gunſten des Prinzen, gegen den alten König erklärt hat, das Gefängniß des letztern, befreyt ihn und ſtellt ihn an ſeine Spitze. Die Truppen des Königs werden geſchlagen; dieſer ſieht ſich genöthigt, damit die Prophezeyung der Sterne in Erfüllung gehen mögen, ſeinen Sohn kniend um Gnade anzuflehen. Sigismund kömmt zur Erkenntniß, das Ende erräth ſich von ſelbſt.

Dieß die nackte Fabel des Stücks in ihrem unmittelbaren dramatiſchen Zuſammenhange. Hinzugefügt ſind vier andere Perſonen, an deren abſolute dramatiſche Nothwendigkeit der, nach poſitiver Realität, nach verſtandesgemäßer Conſequenz ſtrebende Kunſtfreund zweifeln dürfte. Dieſe Perſonen ſind ein Prinz und eine Prinzeſſinn, Neffe und Nichte des Königs (Hr. Lembert und Dlle. Hruſchka), Donna Roſaura, (Mad. Löwe), endlich der Gracioſo des Stücks (Hr. Wothe), Clarin mit Namen.

Ob ſich Calderon bey dieſem Werke eine poetiſch-myſtiſche, oder philoſophiſch-allr-

gorische Tendenz vorgeschrieben hat, ob durch den Inhalt desselben jenes weise Salomonische Sprichwort, „alles ist eitel auf der Welt," oder das andere, „alles Wissen ist Stückwerk," gepredigt werden, ob man endlich den Titel, das Leben ein Traum, für ein bloßes Aushangeschild, oder für den dramatischen Inbegriff der ganzen Handlung nehmen soll, das will ich unentschieden lassen. Nichts desto weniger dünkt es mich, Calderon, der sich an unzähligen Stellen seiner Werke nur darum der mystisch-poetischen Einkleidung bedient zu haben scheint, um seinen, die vortrefflichsten Weisheits-Lehren enthaltenden Raisonnements desto leichter Eingang zu verschaffen, habe mit seinem Stücke die praktische Wahrheit zur Anschauung bringen wollen: Erziehung macht den Menschen!

Die dramatische Zweckmäßigkeit der deutschen Bearbeitung scheint mir nur in einem einzigen Punete verfehlt zu seyn: nämlich in der Beybehaltung Clarin's. Daß dieser im Thurme für den Prinzen genommen wird, ist, dünkt mich, des edlern Drama's unwürdig. Linkisch erscheint die Idee, daß des Königs Neffe, im Augenblicke, wo er um die Nichte desselben wirbt, das Bildniß einer andern Geliebten sichtbar am Halse trägt, und die Art, wie sich Rosaura wieder zum Besitze desselben zu verhelfen sucht, der Intriguenkomödie angemessener, als dem ernsten Drama. Dieß, meines Bedünkens, die Mängel, welche, obgleich gering und leicht zu verwischen, dem Werke seine Ansprüche auf einen unbedingten Beyfall erschweren müssen.

Der Bearbeiter hat sich, außer der ästhetischen Behandlung der Diction und der theatralischen Zweckmäßigkeit des Dialogs, auch noch das große Verdienst um das Stück erworben, daß die Handlung desselben durch seine Bearbeitung einen vollkommen dramatischen, rasch fortschreitenden Gang bekommen hat und in keiner Scene hinkt, ein Vorzug, der dem Stücke nur von einem, der theatralischen Wirkung sol kundigen und erfahrnen, Manne verliehen werden konnte. Dem poetischen Ausdrucke ließe sich vielleicht dann und wann mehr Natur und Leichtigkeit wünschen.

Der Umstand, daß Calderon die Scene nach Polen verlegt hat, ist zum Vorwurfe einer mannigfaltigen Kritik geworden. Mich dünkt, die Erklärung desselben kann auf dem allernatürlichsten Wege gegeben werden: den Nordländern ist der Süden, den Südländern der Norden das Land der Romantik. Calderon würde eben so gut Rußland oder ein anderes nordisches Reich gewählt haben, wäre Polen zu seiner Zeit nicht als das historisch- und politisch-wichtigste Land des Nordens bekannt gewesen. Diese Wahl ist also höchst zufällig.

Die Aufführung vom Leben ein Traum ist, wie die tragischen Leistungen des Burgtheaters ohne Ausnahme, in allen ihren Theilen vortrefflich: so wie die Künstler die Rollen auffassen, stellen sie sie in der Vollkommenheit dar. Folgende Bemerkungen mögen dem eignen Ermessen der respectiven Künstler anheim gestellt werden. Hr. Anschütz legt in den Charakter des Königs die fest und bestimmt sich aussprechende Haltung eines Mannes, der durch das Studium höherer ernsterer Wissenschaften gebildet worden ist. Diese Auffassung ist vortrefflich und zeigt den denkenden Künstler. Aber, mich dünkt, der Ton der Rolle könnte weniger absichtsvoll, weniger erstrebend, weniger anmaßend seyn, auch schon deßhalb, weil der König durch das Schicksal seines Sohnes als tief gebeugt erscheinen muß. Hrn. Ketter's fleißige Bestrebungen haben die verdiente Anerkennung erhalten: wo sich Kraft äußert, steht dieser Künstler im Sigismund stets auf dem rechten Platze. Aber sollte die Einförmigkeit dieser Kraftäußerung nicht aufgehoben werden und letztere nicht frappanter erscheinen, wenn sie durch Nüancirung der Verstandes-Äußerungen, wie durch einen Gegensatz, gesteigert würde? Mad. Löwe (Rosaura) spielt und spricht vortrefflich. Eine etwas thätigere, dramatischere Diction würde ihrer Darstellung mehr Lebendigkeit ertheilen. Da, wo sie diese anwendet, wie, z. B. in der Portrait-Scene, bringt sie großen Effect hervor. Dem. Hruschka (Estrella) scheint von der Natur eigends geschaffen, um Prinzessinnen darzustellen. Aber Prinzessinnen, gewöhnt, daß man auf ihre geringsten Laute horche, ihre leisesten Winke gewahrnehme, accentuiren nie und nicken selten mit dem Kopfe. Will Dem. Hruschka beydes unterlassen, so möchte sie leicht eine der interessantesten Theaterprinzessinnen der deutschen Bühne seyn. Hr. Lembert spielt den Astolf, wie sichs gebührt, das heißt, mit

einem gewiſſen heldenmüthigen Pathos, der der Rolle das äuſſere Relief gibt, welches ihe innerlich abgeht. Daß Hr. Heurteur ſich des Sigismund begeben und dafür die untergeordnete Rolle des Clotald übernommen hat, iſt zu loben und zu bedauern; zu loben, weil dieſe Reſignation ſeinem Chaeakter Ehre macht, zu bedauern, weil vielleicht die abgetretene Rolle einen Pendant zu ſeinem Oreſt geliefert haben würde. Hr. Wothe (Clarin), deſſen Fleiß und Talent übrigens die unbedingteſte Gerechtigkeit widerfahren muß, ſollte dieſe Rolle mit weniger Beweglichkeit ſpielen.

Ankündigung.

Bey dem bevorſtehenden Vierteljahrsſchluſſe des ſiebenten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift werden die HH. Abnehmer eingeladen, die Vorausbezahlung auf das künftige Vierteljahr zeitig genug zu erneuern, um keine Verzögerung in der Überſendung derſelben zu erleiden. Dienſtags, Donnerſtags und Sonnabends erſcheint jedes Mal wenigſtens ein halber Bogen Text, und wöchentlich am Donnerſtage ein von Hrn. Phil. von Stubenrauch, Coſtumdirector der k. k. Theater, gezeichnetes und von dem rühmlich bekannten Hrn. Franz Stöber in Kupfer geſtochenes, ſorgfältig colorirtes Modenbild, moderne Frauen- und Männer-Kleidertrachten und Damen-Coiffüren darſtellend. Der Jahrgang beſteht aus vier Heften, deren jedes mit Titel, Regiſter und Umſchlag verſehen iſt.

Die Pränumeration beträgt mit den Modenbildern vierteljährlich 15, halbjährlich 30 und jährlich 60 fl. W. W.; ohne Modenbilder 7, halbjährlich 14 und jährlich 28 fl. W. W., und iſt in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß (Dorotheergaſſe Nr. 1108) zu entrichten. Auswärtige (für welche jedoch die Trennung der Modenbilder vom Texte nicht Statt findet) wollen ſich mit ihren Beſtellungen an die hieſige k. k. Oberſthofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition oder an die ihnen zunächſt gelegenen k. k. Poſtämter wenden und vierteljährlich 18 fl. 30 kr., halbjährlich 33 fl. und jährlich 66 fl. W. W. vorausbezahlen.

Einzelne Modenbilder koſten in der Handlung zum goldenen Stern am Petersplatze 1 fl. W. W.

Im Wege des Buchhandels iſt die Zeitſchrift mit und ohne Modenbilder um die beſtimmten Preiſe durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

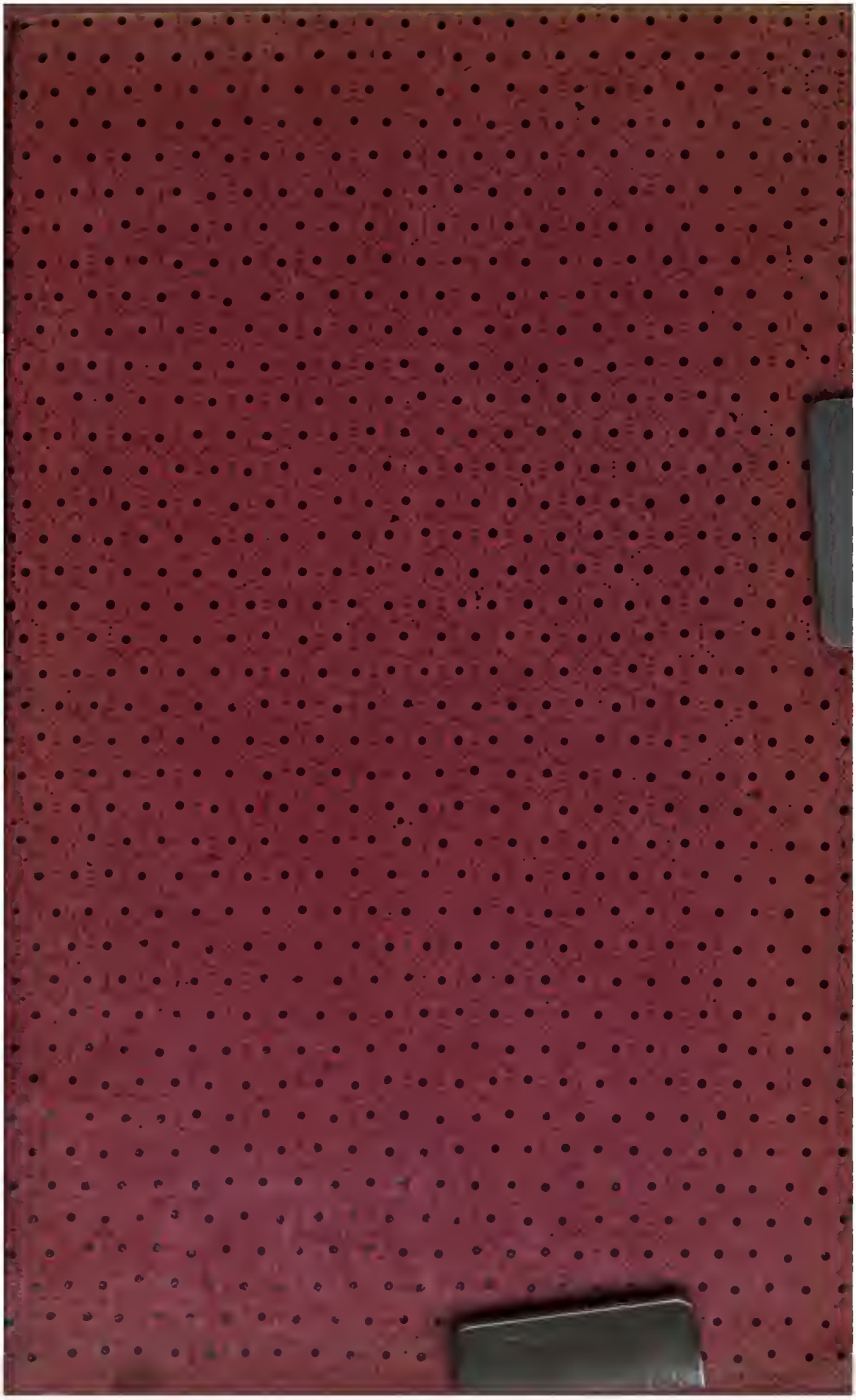
Noch ſind einige vollſtändige Exemplare des dieſjährigen und der bisherigen ſechs Jahrgänge auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäuſern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächſe:

Acacia dodonaeifolia. Klebrige Acacie. Aus Neuholland.
Calothamus quadrifida. Aus Neuholland.
Chamaeropa humilis. Niedrige Zwergpalme. Aus der Barbarey.
Justicia assurgens. Aufſteigende Juſticie. Aus Jamaica.
- - microphylla. Kleinblättrige Juſticie. Von St. Cruz.
Magnolia purpurea. Aus Amerika.
Melia robusta. Aus Oſtindien.
Passiflora perfoliata. Durchſtochene Paſſionsblume. Von Südjamaica.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK